# Geschichte

des

# geistigen Lebens in Deutschland

von Leibnitz bis auf Lessing's Tod

1681—1781.

Von

Julian Schmidt.

**Erster Band.**

Von Leibnitz bis auf Klopstock.

1681—1750.



Leipzig,

Fr. Wilh. Grunow.

1862.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

# Inhalt.



*) S. 92, Z. 1 v. O. statt politischen lies theologischen.
**) S. 96, Z. 2 v. O. „ glaube lies glaubte.
***) S. 101, Z. 2 v. U. „ 1766 lies 1666.
†) S. 108, Z. 9 v. O. „ Versabilität lies Versatilität.

*) S. 187, Z. 2 v. O. statt 1699 lies 1690.
S. — Z. 16 v. O. statt 1689 lies 1690.

# Zweites Buch.

## Der Rationalismus.

### 1719—1750.

---

# Nachricht.

Der Umfang des ersten Bandes hat sich etwas weiter ausgedehnt, als ich erwartete; da es aber hier, auf einem völlig unbeackerten Felde, auf möglichste Vollständigkeit ankam, so wird hoffentlich das Publicum damit nicht unzufrieden sein.

Die Vollendung des zweiten Theils, welcher die Jahre 1748—1781 umfaßt, von Klopstock's „Messias" bis auf Lessing's Tod, wird leider durch plötzlich eingetretene anderweitige Geschäfte für einige Zeit unterbrochen. Die nächsten Lieferungen werden erst gegen den Sommer erscheinen; doch fehlt dem Ganzen nur noch die letzte Redaction, und ich hoffe versprechen zu können, daß es vor Ablauf des nächsten Jahres in den Händen aller Leser sein wird.

Leipzig, den 12. Novbr. 1861.

**Dr. Julian Schmidt.**

---

# Vorrede.

Das geistige Leben eines für Deutschland hochwichtigen Jahrhunderts (1681—1781) in einem möglichst anschaulichen Gesammtbild darzustellen, ist die Aufgabe dieses Werks. Die Aufgabe und mehr noch die Art, wie ich dieselbe zu lösen gesucht, weicht nicht unerheblich von dem ab, was man bisher Literaturgeschichte nannte.

Statt „Literaturgeschichte" pflegt man jetzt genauer zu sagen „Geschichte der deutschen Nationalliteratur." Nur diejenigen Schriften fallen in ihr Bereich, welche nationales Leben enthalten, um welche die Nation sich kümmert, durch welche sie in dem Kern ihrer geistigen Existenz bestimmt wird, zu ihrem Nutzen oder zu ihrem Schaden.

Durch die Vorliebe für unsere „classische" Periode, in welcher die Dichtung alle andere geistige Thätigkeit beherrschte, ist es gekommen, daß die Geschichte der Nationalliteratur sich in der Regel in eine Geschichte der Dichtung verwandelt hat. Entweder sind die übrigen Disciplinen von vornherein ausgeschlossen, wie bei Gervinus, oder sie werden nur nebenbei behandelt, wie bei Koberstein. Aus dieser Scheidung dessen, was eigentlich zusammengehört, gehn manche Uebelstände hervor.

Schon für jene classische Periode. Auch in ihr steht die Dichtung mit der Philosophie im innigsten Zusammenhang; sie entnimmt aus ihr zum Theil Stoff und Methode, wird durch sie gefördert und auf Abwege geführt, und wenn man sich das Verhältniß zwischen Kant, Jacobi, Lavater,

Fichte nicht klar gemacht, so wird man auch von dem Entwicklungsgang Goethe's, Schiller's, der Romantiker nur ein ungenaues Bild erhalten. Wenn man ferner die historisch-politische Literatur jener Zeit unberücksichtigt läßt, mit andern Worten, wenn man die Dichtung von der Wirklichkeit isolirt, so wird man die auffallende Wendung der Poesie im Jahr 1806 nicht verstehn. Schlimmer noch wird es in jeder andern Periode der deutschen Literatur.

Am mißlichsten sieht es mit der Periode von 1681—1750 aus. Ihre poetischen Leistungen sind so unerheblich, daß die Geschichtschreiber gewöhnlich in Verzweiflung gerathen und sich mit wahrem Heißhunger auf Alles stürzen, was nach einer Thatsache aussieht, um von diesen langen 70 Jahren doch irgend etwas zu erzählen. So werden die Klatschereien zwischen Wernike und Postel, zwischen Gottsched und Bodmer mit einer Wichtigkeit vorgetragen, die sie in der That nicht verdienen, und der Leser gewinnt eine ganz falsche Perspective in das geistige Leben des Volks. Anziehend sind jene 70 Jahre gar nicht, aber ebensowenig leer an geistigem Interesse; es wurden viel bedeutendere Schlachten in ihnen geschlagen als die zwischen den Hamburger Literaten; Schlachten, durch welche der Entwickelungsgang der deutschen Literatur überhaupt bestimmt wurde.

In dieser Periode von dem Kampf der Aufklärung und des Pietismus gegen die Rechtgläubigkeit abzusehn, ist fast ebenso arg, als wenn man aus der Literaturgeschichte von 1750—1806 die Dichtung auslassen wollte. Es macht nicht blos einen wunderlichen Eindruck, wenn man Leibnitz blos als Hofpoeten darstellt, es verwirrt das ganze Bild der Literatur.

Jede geistige Thätigkeit des Volks hat ihre Zeit: bald tritt die Dichtkunst, bald die Philosophie, bald das Rechtswesen, bald die Politik, bald die religiöse Stimmung in den Vordergrund, und beeinträchtigt die andern Momente, oder wenigstens die Theilnahme des Volks und die Wirkung auf dasselbe. Die höchste Aufgabe der Literaturgeschichte, wie ich sie verstehe, ist, für jede Periode in der Darstellung das Uebergewicht des einen geistigen Moments über die andern eben so deutlich hervortreten zu lassen, wie es in der Wirklichkeit stattfand.

Zum richtigen Verständniß der Schriften gehört ferner Einsicht in das Publicum und die Persönlichkeit der Schriftsteller; man versteht jene nur halb, wenn man nicht weiß, aus welchen Motiven sie hervorgegangen, in welchem Geist sie geschrieben und wie sie aufgenommen sind.

Nicht immer geben die Schriftsteller ihr Bestes in ihren Werken aus. Leibnitz bemerkt einmal, daß wer ihn nur aus seinen gedruckten Sachen kennt, ihn gar nicht kennt. Goethe's Dichtungen sind Illustrationen seines Lebens; Männer wie Jacobi, Hamann, Lavater, zum Theil auch Herder, die doch auf den Gang unserer Literatur den größten Einfluß ausübten, würde man ganz schief beurtheilen, wenn man ihre persönlichen Mittheilungen unberücksichtigt ließe. Es giebt Perioden, wo der vertrauliche individuelle Verkehr für das Verständniß des herrschenden Geistes wichtiger ist als der öffentliche; Perioden, wo das Gemüth eine allgemeine Macht wird, wo Liebes- und Freundschaftsbriefe eine literarhistorische Wichtigkeit haben. Will man solchen Perioden gerecht werden, so wird man sie auch von dieser Seite studiren müssen.

Die politische Geschichte hat seit ihren ersten Anfängen, indem sie die Kriege, Staatsveränderungen, Revolutionen erzählte, zugleich sich bemüht von den Hauptpersonen dieser Ereignisse ein möglichst deutliches Bild zu geben. Die Zahl dieser Hauptpersonen ist verhältnißmäßig eine beschränkte, und wenn Schiller's Ausspruch, daß in der Menschheit nur wenige Treffer zählen, daß alles Uebrige Nieten sind, philosophisch nicht gebilligt werden kann, so hat er vom künstlerischen Standpunkt seine volle Berechtigung. Die Kraft der Zeit drängt sich in wenig Individuen zusammen, die ihr den Ausdruck geben; kennt man diese vollständig, so kennt man auch die ganze Zeit, die ihnen als Basis dient.

Zwar hat man neuerdings der politischen Geschichte eine andere Aufgabe gestellt: sie soll sich nicht mehr mit Kaisern und Königen, Feldherrn und Staatsmännern, Päpsten und Reformatoren beschäftigen, sondern mit dem Volk; nicht was auf der Oberfläche vorgeht, ist zu wissen wichtig, sondern das stille Wachsen im Innern der Erde. Statistische Tabellen, Populationslisten, vergleichende Nachrichten vom Consum und Export, vom

Cours der Börse und vom Preis der Waaren sollen ins Künftige die Hauptquellen für den Historiker werden.

Die Bedeutung dieses Gesichtspunkts für das Studium ist nicht zu verkennen; aber für die Darstellung ist nicht viel damit zu machen. Nur Individuen können dargestellt werden, und auch wenn man das Volk darstellen will, muß man es in Individuen auflösen. Die Geschichte wird nach wie vor mit Kaisern und Königen, Staatsmännern und Demagogen, Priestern und Propheten zu thun haben; sie wird nur sorgfältiger als vorher untersuchen müssen, in welchem Verhältniß diese agirenden Helden zum Bewußtsein der Masse stehn, das ihnen nicht blos zur Folie, sondern auch zum Maaßstab dient. —

Warum soll es die Literaturgeschichte oder die Geschichte der geistigen Bildung eines Zeitalters anders machen? — Auch ihre Schlachten, Heldenthaten, Umwälzungen knüpfen sich an bestimmte Persönlichkeiten, deren Zahl verhältnißmäßig eben so beschränkt ist, als in der politischen Geschichte. Die Helden der einen, die Thaten der einen werden in der andern erwähnt werden, als Erläuterung, als Gegenbild, obgleich beide einander nie decken können. Was endlich für die Darstellung die Hauptsache ist: die gegenseitige Beziehung und die Wechselwirkung dieser Heroen des geistigen Lebens läßt sich in derselben Weise in Form von Grund und Folge entwickeln.

Wenigstens habe ich so empfunden, als ich die geistigen Bewegungen von den ersten Kämpfen des gesunden Menschenverstands und des Gefühls gegen den kirchlichen Zunftzwang bis auf unsere Tage in ihrem innern Zusammenhang zu erforschen mich bemühte. Es schien mir, als ob diese geistigen Kämpfe Deutschlands ein ebenso zusammenhängendes und einheitliches Gemälde bildeten als irgend ein politischer Kampf; mit andern Worten, daß sie sich vollkommen für die Form der Erzählung qualificirten.

Die Form der Erzählung bedingt mit Nothwendigkeit die chronologische Folge. Die Ursache muß vorher erzählt werden, ehe die Wirkung erzählt wird. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens verkenne ich keineswegs. Die Aufmerksamkeit wird dadurch nach verschiedenen Seiten hin zersplittert und es ist nicht leicht, die Gruppirung der Massen nach

Licht und Schatten so deutlich hervortreten zu lassen, daß keine Unruhe entsteht. Aber diese bei weitem schwierigere Methode der anderen beliebten vorzuziehn, nach welcher zuerst ein Schriftsteller oder eine Richtung ganz abgefertigt wird, bevor man den andern vornimmt, dazu bestimmte mich noch ein in der Sache liegender Grund.

Man macht sich von jedem Schriftsteller, den man aus seinen Gesammtwerken kennt, unwillkührlich ein einheitliches Bild, das man auf alle Perioden seines Lebens überträgt. Dadurch wird man bald gegen ihn ungerecht, bald gegen die Zeit, auf die er wirkte. Das richtige Verhältniß zwischen beiden wird nur dadurch hergestellt, daß man ihn in jeder Phase seiner Entwickelung, thätig und leidend, gebend und empfangend, mit seinen Zeitgenossen zusammenhält.

Zu häufig vergißt die Geschichte, daß sie vor Allem erzählen muß. Die Auswahl des zu Erzählenden bestimmt sich bei der Literaturgeschichte nach der Kenntniß, die man bei dem Leser voraussetzen darf. Dem gegenwärtigen Publicum — und für dieses schreibt man doch — den Inhalt von Goethe's Iphigenie oder von Schiller's Wallenstein erzählen zu wollen, wäre lächerlich; dagegen würde ihm wenig damit gedient sein, wenn der Geschichtschreiber über Spener, Thomasius, Gundling, Wolff u. s. w. blos urtheilen und reflectiren wollte. Ich habe mich bemüht nicht blos von dem Hauptinhalt ihrer Gedanken, sondern auch von ihrem Ton, so weit es ging, eine ungefähre Vorstellung zu geben.

Warum ich mit dem vierten Viertel des 17. Jahrhunderts beginne, wird sich aus der Darstellung selbst ergeben: die Kämpfe dieser Periode scheinen mir für Deutschland die Basis zu sein, auf der unsere neue Bildung beruht. Die Einleitung, welche die Zustände vor 1681 summarisch recapitulirt, soll nur den Gesichtspunkt für das Folgende feststellen. Ich habe die Geschichte bis 1781 fortgeführt, bis zu dem Zeitraum, in welchem meine „deutsche Literaturgeschichte“ beginnt, so daß diese beiden Werke fortan einander ergänzen.

Auch das Studium dieser Periode wird jeden Unbefangenen überzeugen, daß die Gesetze des Guten, Wahren und Schönen für alle Zeiten feststehn, wenn man nur die Maske und Verkleidung abzulösen weiß;

daß die Gesundheit der Natur sich ebenso im logischen Denken und im sittlichen Handeln als im poetischen Schaffen geltend macht; daß Ernst und Gewissenhaftigkeit der Arbeit, Freiheit des Blicks, Festigkeit der Zeichnung und Fülle des Herzens auf das Engste zusammenhängen. In der Dichtung wie im öffentlichen Leben, im Reich des Gedankens wie in der engen sittlichen Welt sind die Hauptfeinde aller Freiheit und alles Fortschritts spießbürgerliche Engherzigkeit und verschwimmender Idealismus. Doch ist das Zweite das Schlimmere, und von allen schlechten Neigungen der Poesie, der Philosophie und der Politik ist die schlechteste und gefährlichste, Mollusken ohne Knochen zu schaffen und sich an ihnen zu befriedigen. Oder statt Mollusken verstatte man mir einmal den deutschen Ausdruck: Waschlappen.

Leipzig, den 14. August 1861.

# Einleitung.

Religionen und Märchen wissen von einem Paradies zu erzählen, in welchem die Menschheit mit Gott und mit sich selbst in Frieden war. Dies Paradies verlegen sie vor den Anfang der Geschichte: denn mit der Unruhe, mit der Neugier, mit der Frage und dem Verlangen beginnt die Arbeit der Geschichte, und die Arbeit ist der Fluch, den sich das Menschengeschlecht durch seine Schuld zugezogen hat.

In gleicher Art reden betagte Leute von der „guten alten Zeit", in welcher es keine Laster und Irrungen gab; sie reden davon, als wären es persönliche Erinnerungen oder Mittheilungen des Vaters, des Großvaters. Sie reden heute so, gestern, vor tausend Jahren, schon der homerische Nestor hat so geredet.

Sucht man dann in der Geschichte, so wollen sich Spuren dieser „guten alten Zeit" nirgend finden: Unwissenheit und Leidenschaft, die beiden Hauptquellen des Bösen, fehlten auch vor tausend Jahren nicht; im Gegentheil erzählt die Geschichte der Wissenschaft von den beständigen Fortschritten im Kampf gegen das Reich der Unwissenheit, die eine Quelle des Bösen.

Die „gute alte Zeit" führen bei uns hauptsächlich die Gegner der Aufklärung im Munde: sie war, als man noch nicht zweifelte, sondern glaubte, an den Teufel, an die Gespenster, an Alles; als man, noch nicht in „materielle Interessen" verstrickt, es gern ertrug, hienieden schlecht zu leben, und sich in die Geheimnisse der unsichtbaren Welt vertiefte.

Diese Periode läßt sich historisch prüfen. Zwar gab es keine Zeit, wo man unbedingt glaubte und sich jeden Zweifels entschlug, wo das individuelle Leben, Denken und Empfinden so in die sittliche Substanz aufging, daß kein Menschenherz mit sich selbst in Unfrieden kam: aber die deutsche Aufklärung,

als allgemeine geschichtliche Macht aufgefaßt, hat einen bestimmten Anfang: sie beginnt mit Wolf und seiner Schule. Wolf's Voraussetzung war Leibnitz und der Pietismus. Die „gute alte Zeit" ist also diejenige, die dem Aergerniß vorherging, welches Spener, Thomasius und Francke 1689 in Leipzig erregten.

So haben schon damals die Rechtgläubigen gezeugt; so würden sie noch heute bekennen, wenn nicht mittlerweile der Pietismus einen bessern Ruf erworben hätte. Spener und Francke werden entschuldigt und die ganze Schuld auf ihre Mitkämpfer und Zeitgenossen, auf Leibnitz, Thomasius, Pufendorf geschoben. Leibnitz hat unter dem Vorwand, die Religion Christi neu zu stützen, ihre Bestimmtheit abgeschwächt, und die menschliche Vernunft der göttlichen untergeschoben; Thomasius hat in frechem Uebermuth dem allgemein angenommenen Glauben der guten alten Zeit seinen Mutterwitz entgegengesetzt; Pufendorf hat das Staatsleben und das Recht der Obrigkeit, welches bekanntlich von Gott herrührt, auf einen Vertrag, d. h. auf die menschliche Selbstsucht gegründet.

Diese Anklagen treffen ohne Zweifel das Schwarze; aber die Mitschuld muß auf Spener und seine Schule ausgedehnt werden. Denn Spener hat das religiöse Gefühl, den Glauben und die Frömmigkeit von dem Bann der Kirche losgerissen. Indem er das religiöse Gefühl befreite, befreite er mittelbar das Gefühl überhaupt. Leibnitz, Thomasius, Wolf, Lessing haben den Verstand auf seine eigenen Füße gestellt; Spener, die Pietisten und Mystiker, später Klopstock, endlich Göthe haben das Herz gelehrt, auf seinen eigenen Schlag zu lauschen. Wenn dort der Verstand, hier das Gefühl der Kirche entzogen war, so konnte ihr auch der Wille nicht treu bleiben. Friedrich der Große wurde der Schöpfer einer neuen Zeit, und was sein despotischer Wille angeregt, das ist, wenn auch langsam und in sonderbaren Windungen, Schritt für Schritt ins Mark und Blut des deutschen Volks eingedrungen.

Die Formen sterben ab, sobald sie ihren Zweck erfüllt, der Geist wirkt fort. Wir seufzen nicht mehr mit Spener im stillen Kämmerlein, wir singen nicht mehr den Grenadier; auch die Monaden haben ihr Interesse für uns verloren. Aber jene Männer haben das deutsche Volk, das im Begriff war zu versumpfen, dem Empfinden, dem Denken und dem Handeln wiedergegeben. Ihr und ihrer tapfern Nachkommen Kampf gegen die völlig abgelebten Schalen des 16. und 17. Jahrhunderts, die der Aberwitz heute hervorsucht, um bunte Masken-Kleider fratzenhaft damit aufzuputzen, ist der Inhalt der Geschichte, welche dies Werk zu beschreiben unternimmt.

Vorher ein Blick auf die „gute alte Zeit," deren angeblichen Seelenfrieden sie zerstört haben, auf das Menschenalter zwischen dem westphälischen Frieden

und dem Frieden von Nymwegen. Es war die schlechteste, die schimpflichste, die unglückseligste, von der Deutschlands mehrtausendjährige Annalen erzählen. Elend und Verbrechen, Schlechtigkeit und Aberwitz treffen wir auch in andern Zeitaltern an, aber zu jeder andern Zeit konnte Deutschland sich rühmen, im Ganzen nicht schlechter und in vielen Punkten besser zu sein als die andern Völker. Nicht so in den Jahren 1648 bis 1679. Fast alle Nachbarn entwickeln ein reich bewegtes glänzendes Leben; Frankreich nimmt einen Aufschwung, der es auch geistig zur ersten Macht Europa's erhebt; in Spanien phosphorescirt die alte nationale Ueberlieferung in einem so blendenden Schimmer, daß der deutsche Aberwitz des Jahres 1800 das Mitwirken der Fäulniß ganz übersehen hat; ähnlich ist es in Italien. Zwar England ist tief von der Höhe, die es unter Cromwell erreicht, herabgestiegen, aber auch in seiner Krankheit nimmt der aufmerksame Beobachter im geistigen wie im sittlichen Leben die alte Kraft des Volkes wahr; für dieses Volk hat Bacon nicht vergebens geprüft und beobachtet, Shakespeare nicht vergebens den Strom der Leidenschaft in das Bett des sittlichen Gedankens gelenkt; das „verlorene Paradies" und die wilden Restaurations-Lustspiele zeigen noch die Schatten der alten finstern Puritaner und der wilden Seehelden Elisabeth's, und in diesen Schatten die alten kolossalen Umrisse. Das kleine Niederland steht auf der Höhe seines politischen und geistigen Lebens.

Allen diesen Völkern gegenüber macht Deutschland den Eindruck einer völlig heruntergekommenen, einer im langsamen schmählichen Absterben begriffenen Nation. Es hat nicht blos seine Macht, sondern sein Selbstgefühl und seine Ehre verloren. Schon die Sprache zeigt den tiefen Verfall: sie schämt sich ihrer selbst, sie sucht sich an alles mögliche Fremde anzulehnen; die Gelehrten stammeln ein elendes Latein, die Vornehmen radebrechen ein eben so elendes Französisch; der Rest der Nation bedient sich einer aus buntscheckigen Lappen zusammengesetzten Redeweise, in der weder ein Gedanke, noch ein Gefühl, noch eine Anschauung rein und klar ausgedrückt werden kann. Nur die Dichter suchen mühsam die Grammatik und den Wortklang zu retten, sie streichen sorgfältig alle Fremdwörter aus: aber da sie weder zu denken noch zu fühlen im Stande sind, so geben sie abgelernte oder nachgebildete Redensarten ohne inneres Leben, Redensarten, die nach einer todten Sprache klingen, wie sie heute der Secundaner in seinen lateinischen Schularbeiten zu Stande bringt. Aber viel schlimmer als das: die Sprache ist nicht blos ungelenk, tölpelhaft, unfähig zu jedem höheren Aufschwung, sie ist eine Sprache für Knechte. Man hat den Kanzleistil wegen seiner steifen unendlichen Perioden lächerlich gemacht, man hätte noch einen ganz andern Grund dazu. Vor jedem höher Gestellten wirft sich der Niedere nicht blos in den Staub, sondern er

wühlt sich in denselben ein, um nur in seiner Nichtswürdigkeit so wenig als möglich bemerkt zu werden; das Ich wird gänzlich vertilgt, jede Andeutung der eignen Persönlichkeit ängstlich umschrieben; die Hundedemuth scheut selbst den offenen Unsinn nicht: dagegen bemüht sich der Kanzleistil, gegen den Unterthan auch in den Formen die wegwerfendste Verachtung auszudrücken; auch wo er lobt oder lohnt, beginnt er mit einem Fußtritt. Man hat darüber geklagt, daß grade die Bessern und Gebildeteren der Nation sich damals gern des Französischen bedienten. Wer kann es ihnen verargen! Wohl war die französische Nation in der Blüthe ihres Royalismus, der König war ihr ein Halbgott, der Hof zu Versailles der Mittelpunkt der Welt, und keine Schmeichelei schien zu stark, wenn es galt ihren Götzen zu feiern. Aber dieser Götze war zugleich der Vertreter ihres eigenen Selbstgefühls; man würde geglaubt haben ihn zu beleidigen, wenn man seine Unterthanen als schäbige Hunde darstellte.

Noch heute „ersterben" wir bei jeder Eingabe an den König „als seiner Majestät allerunterthänigste Knechte", noch heute unterscheiden wir nicht blos zwischen wohl-, hochwohl- und hochgeboren, sondern indem wir dem Weltrichter in den Arm greifen, zwischen gemeinselig, hochselig und höchstselig! —

Wenn wir bei der Lectüre der Schriftsteller des 17. Jahrhunderts an der eigenen Nation verzagen möchten, so tröstet uns ein Blick auf die große Gestalt, die im 16. Jahrh. ein lebendiges Zeugniß davon giebt, was das deutsche Volk eigentlich ist. Luther hat für uns eine ganz andere Bedeutung als etwa Shakespeare für die Engländer oder irgend ein Held, Prophet, Dichter, Philosoph für irgend eine Nation. Shakespeare wird vielleicht einem späteren Jahrtausend, das unsere Geschichte vergessen hat, ein ideales Bild vom alten England geben, aber gewiß kein sehr deutliches; wenn auch seine Physiognomie das Gepräge seines Stammes nicht verleugnet, so ragt das Haupt des Dichters zu hoch und fremd über seine Umgebungen hervor. In Luther's Leben und Charakter dagegen ist kein einziger Zug, der nicht uns eigen gehörte. Wie sehr unsre Verstandes- und Gefühlsbildung von der seinigen abweicht, so erregt doch sein Leben, in voller Farbe angeschaut, jenes gemüthliche innige Behagen und unter Umständen jenes Mitleid, das nie aus der bloßen Bewunderung, das nur aus dem Gefühl der Verwandtschaft hervorgeht. Das lange qualvolle Schwanken, der Kampf mit sich selbst vor dem Entschluß, und die eiserne Festigkeit, sobald der Entschluß fest steht; die Härte überall, wo es den Glauben gilt, und das weiche kindliche Mitleid allem Menschlichen gegenüber; der heilige Ernst, der in jedem Augenblick Gott durch das Gebet herab zieht, und der freie, heitere, ja unter Umständen tolle und possenhafte Humor; die dämonische Natur von ihrer innern Nothwendigkeit getrieben, und das freie kindliche Spiel des Gemüths; das einsame Leben, Denken und Fühlen, wo

es gilt, mit sich selbst aufs Reine zu kommen, und die glänzende Virtuosität im Auseinandersetzen seiner Gedanken und Empfindungen, sobald Zorn oder Wohlwollen rege werden. Nie hat ein Deutscher seine Sprache so beherrscht als Luther. Der Sohn des Volks hat aus der ersten Quelle geschöpft und diese Quelle auch als Gelehrter, wo es die Darstellung der höchsten Ideen galt, nie vernachlässigt. Wenn wir unser Bild in ihm erkennen, so meinen wir damit nicht Hans oder Kunz, sondern die deutsche Nation in ihrer ganzen Fülle, deren Genius in wunderbaren Wandlungen, aber mit dem ähnlichen Grundzug der Physiognomie immer wieder hervortritt, wo großes Leben sich regt.

Die Verwandtschaft zeigt sich auch bei seinen Zeitgenossen: er ist bei weitem der größte und gewaltigste; aber stellen wir Hans Sachs, Dürer, Holbein, Hutten und Frundsberg neben ihn, so darf er sich dieser Umgebungen nicht schämen, denn er ist mit ihnen von einem Fleisch und Blut. Derbe Aufrichtigkeit und strenges übermächtiges Wahrheitsgefühl zeichnet sie alle ab. Die deutsche Reformation entsprang zunächst aus dem Haß gegen Lug und Trug, sie war nicht ein Ausbruch der Leidenschaft, sondern eine Empörung des durch das Spiel mit dem Heiligsten erschütterten Herzens, eine Stimme des Gewissens, die sich nicht zurückdrängen ließ.

Darum spielte auch im weitern Verlauf das Gewissen eine so große Rolle, es bezeichnete dieser dämonischen, dem Anschein nach zum Zerstören geschaffenen Willenskraft scharf und unerschütterlich den Punkt, über welchen er mit seinem Wollen und Wirken nicht hinaus konnte. Die Zartheit seines Gewissens bestimmte ihn nicht selten, gegen seine bessere Einsicht auf halbem Wege stehn zu bleiben. Er hatte keine übertriebene Hochachtung vor den damaligen Fürsten, den damaligen Gelehrten und den damaligen Amtleuten; aber der Begriff der Obrigkeit und der Amtsordnung war zu fest in ihm gewurzelt, jede Unordnung und Willkür ihm zu verhaßt, als daß er nicht die schlechteste Schranke, wenn sie nur da war, der Schrankenlosigkeit vorzog. Die Gewalt, die er über seine Zeitgenossen ausübte, machte diese Schranken für die Zukunft schwer übersteiglich.

Die germanischen Völker sind überwiegend protestantisch geworden, die romanischen katholisch geblieben. Mit Galgen und Scheiterhaufen ist in Spanien und Italien jedes Zucken des Protestantismus zu Boden geschlagen und Ludwig 14. ist im Begriff durch Dragonaden auch in Frankreich die Einheit der Kirche herzustellen. In all diesen Ländern ist die Kirche national geworden. Die bildenden Künste, die Dichtung und Beredsamkeit sind ihrem Dienst geweiht; auch die Wissenschaft weiß sich mit ihr abzufinden. Wenn Galilei den Umlauf der Erde widerrufen muß, so erliegt er damit nicht dem Princip der Kirche, sondern dem Eigensinn eines Papstes, den er als Gelehrten gröblich

beleidigt. Die Franzosen sind gute Katholiken, das hindert sie aber nicht, mit Descartes das ganze bisherige Denksystem umzuwerfen und aus dem bloßen Gedanken heraus von Neuem aufzubauen.

Anders in Deutschland. Wo hier der Katholicismus den Sieg erfochten, ist es mit dem geistigen Leben zu Ende. Durch spanische Priester hat Ferdinand 2. seine Unterthanen in's alte Joch gebracht; ihr eigenes Denken haben sie verloren. Die Religionskämpfe von 1546 bis 1648 sind für Deutschland ein grenzenloses Unglück gewesen, aber nicht weil sie überhaupt stattfanden, sondern weil sie nicht mit dem Sieg des Protestantismus endigten. Die Reformation war für Deutschland zugleich eine nationale Bewegung. Die römische Kirche widerstrebte innerlich der deutschen Natur, und nicht blos von ihr galt es sich loszureißen, sondern von jenem unnatürlichen „römischen Reich", das deutsches Leben nicht aufkommen ließ.

Wohl hat man Recht, den dreißigjährigen Krieg anzuklagen, daß er die alte Cultur Deutschlands zerstört und ein langes Zeitalter der Barbarei herbeigeführt hat, aber diese Schuld trifft nicht die Protestanten, sondern den Kaiser. Bevor sich der protestantischen Sache fremde Fürsten annahmen — der Herzog von Holstein war keiner — hatte der Kaiser Spanier und Kroaten nach Deutschland geführt, nachdem er vorher durch die ausländischen Jesuiten den Boden geebnet. Es war nicht ein politischer Gedanke, was ihn bestimmte, sondern einfache Bigotterie. Leider lag die Sache des Protestantismus in den Händen der Fürsten, die in der Unsicherheit ihres Gewissens niemals zu einem bestimmten Entschluß sich aufrafften. Als Religionskrieg angefangen, endete dieser Kampf in einem unsinnigen Gemetzel, in welchem die Heere nicht gegen einander, sondern gegen die friedlichen Bürger und Bauern kämpften. Es war zuletzt ein Ausrottungskrieg gegen die gesammte Nation, geführt durch militärisch-organisirte Räuberbanden, die im Volk nichts übrig ließen, als die feige Angst um das nackte Leben.

Die moralischen Nachwirkungen des Krieges waren fast noch schlimmer als die physischen. Zwar war die Verwüstung unermeßlich; es hat mehrere Menschenalter gebraucht, bevor Deutschland sich zu seiner früheren Einwohnerzahl erhob; noch mehr, ehe es im Durchschnitt den alten Wohlstand wiederfand; alte berühmte Städte liegen noch heute tief unter der ehemaligen Cultur und weite ehemals angebaute Landstriche haben die Folgen der Verarmung noch heute nicht überwunden.

Aber denken wir alle diese Verwüstungen im Lauf weniger Jahre ausgeführt, so würde die Nachwirkung nicht so schlimm gewesen sein. Die menschliche Natur besitzt eine wunderbare Kraft, sich wieder herzustellen. Die Bilder des Elends verbleichen bald und gewinnen wohl gar einen romantischen Reiz;

man sieht sich nach neuen Hilfsquellen um, der Muth kehrt wieder und mit dem Muth auch die alte Kraft. Aber wenn Jahr ein Jahr aus das Elend wiederkehrt und kein Ende abzusehen ist, dann versinkt der Mensch zuletzt in Muthlosigkeit und Stumpfsinn, und die Macht der Gewohnheit lehrt ihn sich in das Unerträgliche finden. Allmälig blieben die Felder unangebaut, man ließ die Trümmer im alten Zustande, die Schwächeren erwarteten gelassen die einmal unvermeidliche Wiederkehr der Raubbanden, die Unternehmenderen schlossen sich diesen an. Auf beiden Seiten gewöhnte man sich an ein abentheuerliches Leben des Zufalls. Mit unabläßiger Anstrengung für einen Zweck zu wirken, fiel Keinem mehr ein; entweder wetteiferte man an Frechheit mit den Frechen, oder man warf sich vor dem Mächtigen in den Staub, um nur für den Augenblick die Existenz zu retten.

Zuweilen stärkt die Noth das Gemeingefühl; nicht in Deutschland, wo zu Anfang des Krieges die eine Religionspartei jeder Unthat zujauchzte, die an der andern verübt wurde, und wo man zuletzt, als alles religiöse Gefühl verschwunden war, wie aus Gewohnheit lüstern nach jeder Hiobspost griff, um sich zu zerstreuen. Das Mitleid hörte eben so auf wie der Mannesmuth. Neben dem entsetzlichsten Elend ergab man sich, wo es irgend anging, der frechsten Schwelgerei. Wohl gab es einige besser gestimmte Gemüther, die wenigstens den Muth zur Klage behielten; aber diese Stimmen blieben vereinzelt, das Gemeingefühl der Nation war erstickt.

Die Erfahrungen und Empfindungen des dreißigjährigen Krieges gaben für zwei Menschenalter der deutschen Literatur Farbe, Ton und Gehalt; Alles, was nicht Noth und Elend, Spott und Menschenverachtung athmete, war erkünsteltes Flitterwesen.

Im westphälischen Frieden wurde hergestellt, was ruhmredige Politiker die deutsche Freiheit nannten. Wohl war das Unheil theilweise schon früher vorhanden und trat im Frieden nur auf die Oberfläche, aber es ist ein großer Unterschied, ob ein verkehrter Zustand nur thatsächlich besteht, oder rechtlich anerkannt wird.

Um römische Kaiser zu sein, hatten schon seit Jahrhunderten die deutschen Könige ihre Macht einem Schatten nachgeworfen, sie waren bloße Dynasten geworden, ihre Hausmacht ihr einziger Gedanke. Die Fürsten waren zweifelhaft, welche Stelle ihnen gebührte; über den ewigen Widersprüchen zeigten sich die Reichstage kleinlich, ungelenk, zwecklos; nur im Verneinen stark.

Aber diese Institutionen hatten doch das Volk so weit gesichert, daß es in selbstständiger Arbeit erwerben und fortschreiten konnte. In den Städten hatte Handel, Gewerbe und Kunst geblüht; sie hatten als Hansa sogar Eroberungskriege geführt, und machte auch nicht blos der Mißbrauch der Verfassung,

sondern die Verfassung selbst das Recht unsicher, so blieb doch das Gefühl des gemeinsamen Vaterlandes.

Schon in der ersten Hälfte des Krieges stellte im schwedischen Interesse Chemnitz das System der deutschen Freiheit auf, nach welchem Deutschland nichts Anderes war als eine Republik größerer und kleinerer Dynasten. Der deutschen Freiheit habe nur die Uebermacht des Hauses Oestreich im Wege gestanden.

Im westphälischen Frieden wurde dies System eine Wahrheit. Die Freiheit der Landesherren dem Kaiser und der Kirche gegenüber wurde hinreichend sicher gestellt; dafür wurden die Bürger Leibeigene der Dynasten. Daß mit der deutschen Freiheit auch eine große Zahl von deutschen Reichsstädten begnadet wurde, änderte an der Sache nicht viel, denn das Bürgerthum hatte alle Selbstständigkeit verloren, die Hansa und andere Städteverbindungen hatten aufgehört, und das Interesse der Städte beschränkte sich nur noch darauf, mit den benachbarten militärisch gerüsteten Fürsten sich so zu stellen, daß sie keine pecuniäre Einbuße erlitten. Das System der deutschen Freiheit war das vollendete Pfalbürgerthum.

Dieser Begriff wird nicht blos durch den Umfang der Staaten bestimmt. Nur derjenige Staat flößt seinen Bürgern Selbstgefühl ein, der einen freien Blick und eine bestimmte Thätigkeit nach Außen hat. So gab Venedig an Selbstgefühl ein Jahrtausend hindurch den umfangreichsten Staaten nichts nach; so nahm gerade jetzt das kleine Niederland einen Aufschwung, der alle seine mächtigen Nachbarn weit hinter sich ließ.

Das Elend der deutschen Souverainetäten war, daß ihre Souverainetät nur in der Einbildung bestand. Der Blick in's Weite war ihnen verschlossen, ihr Gesichtskreis reichte nicht über die nächste Nachbarschaft, wo sie überall die eigene Krähwinkelei wiederfanden. Sie wußten nicht und konnten nicht wissen, was sie mit ihrer Freiheit anfangen sollten; sie diente ihnen nur dazu, allen gemeinsamen Unternehmungen, die Kaiser und Reich betrafen, einen Hemmschuh in den Weg zu legen: eigene Zwecke konnten sie nicht verfolgen. Sie hatten aufgehört, Glieder eines großen Ganzen zu sein, und für eine selbstständige Bewegung waren sie zu eingeschnürt.

Daß unter diesen Kleinstaaten der preußische Staat in die Höhe kam, liegt nicht blos an den Vorzügen seiner Dynastie. Es fehlte gerade in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch in den übrigen Fürstenhäusern nicht an tüchtigen Männern von Geist und Thatkraft; aber diese Kräfte verkümmerten bei ihnen, weil sie dieselben bei ihrer Stellung zu nichts anwenden konnten. Der große Kurfürst von Brandenburg hatte das Glück, die Schweden und in weiterer Linie die Polen zu Nachbarn und Feinden zu

haben, und gegen sie verfolgte er eine wirklich souveraine selbstständige Politik. Die Aussicht über die Ostsee war ihm frei und er sah, an weiten Blick gewöhnt, mit staatsmännischer Genialität selbst über das atlantische Meer.

Die übrigen Fürsten, groß und klein, leisteten gerade soviel als nöthig war, aber nicht mehr, in den Reichskriegen; ihr Hauptstreben war dahin gerichtet, die Unterthanen ihre volle Souverainetät fühlen zu lassen. L'état c'est moi! sagte Ludwig 14., und im königlichen Selbstgefühl wiederholten diesen Spruch die deutschen Fürsten. Ich bin Kaiser in meinem Lande! äußerte Herzog Johann Friedrich von Hannover, der leidenschaftliche Verehrer des großen Königs. Nun vergleiche man diese beiden Aussprüche: — Frankreich bin Ich! das klingt vermessen, aber doch groß; und mehr noch, es war in gewissem Sinn die Wahrheit; — aber: Hessen-Darmstadt bin Ich! Schwarzburg-Rudolstadt bin Ich! Reuß-Schleiz-Lobenstein bin Ich! — und man hat die ganze Misere der deutschen Kleinstaaterei vor Augen.

Zur Souverainetät gehört, so lernte man von Ludwig 14., ein zahlreiches Dienstpersonal, ein feierlicher Hofhalt, Maitressen u. s. w. Das Alles konnte bis zu einem gewissen Grade nachgeahmt werden, wenn man nur von den Unterthanen das nöthige Geld zu erpressen verstand. Und das verstand man. An Maitressen, Hofleuten u. s. w. fehlte es daher in Deutschland nicht, nur Alles in kleinlichen Dimensionen, in subalternen Verhältnissen und subalternen Gesichtspunkten. Aber nun fehlte noch etwas. L'état c'est moi! heißt: ich bin die Verkörperung einer großen Nation; so mußte man denn auch Nationen haben, und es entstanden die zahlreichen Nationen, in die seitdem Deutschland zerspalten ist. Den Stamm der Nation bildete neben dem damals noch nicht sehr zahlreichen Militär der Oberjägermeister, der Kammerherr, der Rentmeister, der Calculator, der Kammerlakai, kurz Alles, was Livree trug; dann was von der Livree Gunst erwartete oder von ihr Benachtheiligung fürchtete; endlich die ganze Unterthanenschaft. Auch wenn das Ländchen nur eine halbe Quadratmeile besaß, die gelb-roth-grüne Livree sah die schwarz-blau-gelbe Livree, die sie doch schon von den Fenstern der Residenz aus bemerken konnte, als Ausländer an, und weil Alles Livree trug, so begegneten sich in Deutschland nur Ausländer. Das Bürgerthum hatte seine Selbstachtung verloren und glaubte nur in sofern auf Respect rechnen zu können, als es bei der Livree Reputation besaß. Die Nation war eine Vasallenschaft von Subalternbeamten, deren höchster nur einen subalternen, d. h. kleinstädtischen Blick haben konnte; Mangel an Selbstgefühl, gemischt mit unermeßlichem Dünkel, jenes, weil alle Selbstständigkeit, dieser weil aller Vergleich fehlte. Eine trost- und hoffnungslose Krähwinkelei. Nun erwäge man die unzählige Menge kleiner Höfe; man erwäge ferner, daß jeder

Souverain, auch der geistvollste, sich als ein von der ganzen übrigen Menschheit qualitativ unterschiedenes Wesen betrachtet, und man wird über den demoralisirenden Einfluß nicht in Zweifel sein, den diese Kleinstaaterei auf Deutschland ausüben mußte.

Nicht blos die Unterthanen litten dabei, auch die besseren Fürsten kamen in eine völlig unhaltbare Stellung. Ihre einheimischen Verhältnisse mußten sie anekeln; etwas Zweckvolles zu unternehmen stand ihnen nicht frei; am liebsten also hielten sie sich im Ausland auf, namentlich in Italien, und vergeudeten dort das Mark ihres Landes in sinnlosen Vergnügungen.

Die schlimmste Rückwirkung übte die deutsche Freiheit auf den Kaiser aus. Durch den westphälischen Frieden stand die Sache so, daß er sich nur auf seine Hausmacht stützen konnte und das Reich nur zu Zwecken seiner Hausmacht ausbeutete. Die deutschen Oestreicher, ohnehin durch den Katholicismus von der freien Bewegung des deutschen Lebens ausgeschlossen, traten nun in eine nähere Verbindung mit den Ungarn und Kroaten als mit ihren Stammverwandten im Reich. Die Versuche Karls 5. und Ferdinands 2., die Kaiserwürde wirklich zu erneuen, hören völlig auf und man ersetzt die Macht durch den Schein, durch ein Ceremoniell, welches, auf Grundlage der spanischen Etikette errichtet, sich auch französischer Formen bedient, und das Alles nicht blos mit deutscher Unbehilflichkeit, sondern mit einem Vorrath des ärmlichsten Lumpenkrams.

Das Ceremoniell hatte im westphälischen Frieden eine große Rolle gespielt, es hatte möglich gemacht, freilich auf Kosten des armen Volks, die Sache so lange hinzuschleppen, daß Oestreich noch immer leidliche Bedingungen erhielt. In sofern hatte es seinen Zweck erfüllt. Nun aber wurde es allmälig als höchster Zweck der Staatskunst selbst betrachtet. Die Diplomatie — in Wien wie in Krähwinkel — entwickelte sich zu einer großartigen Wissenschaft, und man war viel eher bereit dem Feinde eine Provinz abzutreten, als seiner „Reputation und Würde" etwas zu vergeben, d. h. von seinen Titeln etwas fallen zu lassen. Wie dem Ausland gegenüber, so verhielten sich die deutschen Fürsten unter einander: ob die fürstlichen Abgesandten gleich den kurfürstlichen ihren Stuhl auf den Reichsteppich setzen dürften, oder nur die Vorderfüße desselben, ob die Stühle grün oder roth ausgeschlagen sein müßten, das wurde nicht blos mit Ernst, sondern mit wissenschaftlicher Weihe erörtert. Zu andern Geschäften blieb keine Zeit. Die Lehrbücher der Ceremonial-Wissenschaft schwollen zu ganzen Bibliotheken auf, und die Zahl derer, welche dieser ganzen Wissenschaft mächtig und deshalb befähigt waren, die Reputation ihrer Fürsten zu vertreten, wurde immer kleiner.

Mit den Lehrbüchern der Ceremonial-Wissenschaft nehmen auch die soge-

nannten Complimentirbücher überhand. So wenig wie die Fürsten, wollte der Edelmann, der Beamte, der Gelehrte, der Rathsherr sich an seiner Reputation etwas vergeben. Jedem kam eine bestimmte Ehre zu, und das wollte nach allen Seiten sorgfältig erwogen sein. Sich selbst traute der Deutsche nicht viel, für die Erziehung der Junker war der französische Kammerdiener eine viel wichtigere Person als der deutsche Informator. Perücken, Galanteriedegen, Reifröcke, beschnittene Taxushecken, Rococobaukunst, das Alles gehörte mit dieser Staatsweisheit zusammen.

Die Neigung, das Ausland nachzuäffen. kommt schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf; schon damals sind die Satiriker unermüdlich sie zu geißeln. Aber erst mit dem westphälischen Frieden beginnt die vollständige Lossagung der höheren Stände von dem Leben und den Sitten ihres Volks, die Verachtung des Bauern und des Bürgers, kurz alles dessen was keine Livree trägt. Nur in Städten von offener Aussicht, wie Hamburg, finden sich glückliche Ausnahmen.

„Wenn Gott wird ein Volk strafen wollen, so wird er es künftig mit deutscher Freiheit heimsuchen,“ schrieb Moser 1759. „Unsere Freiheit ist der Stein der Weisen, man sagt, daß er wirklich in der Welt sei, unsere Väter haben ihn gesucht und sind darüber gestorben und verdorben; wir suchen ihn auch und es wird uns wohl nicht besser gehen als jenen. Wer ihn aber gefunden zu haben meint, der halte sich so verborgen wie ein Adept.“

---

Und doch hatte der westphälische Friede mittelbar eine nicht unbedeutende Einwirkung auf die Richtung des deutschen Culturlebens. Bis dahin hatten Renaissance und Theologie um die Herrschaft gestritten; beide waren beschaulicher idealistischer Art, sie lenkten die Aufmerksamkeit von den Zuständen der Gegenwart ab. Nun beginnt man auf den Zusammenhang der Vergangenheit und Gegenwart zu achten, man sucht die Rechtsverhältnisse festzustellen, man sammelt Urkunden und Diplome, und der historische Sinn fängt an sich zu regen. Mit dem westphälischen Frieden beginnt der große Einfluß des Hugo Grotius (1583—1645) auf die deutsche Wissenschaft.

Hugo Grotius' Werk De Jure Belli et Pacis erschien 1625. Trotz seines Umfangs verhältnißmäßig sehr schnell ausgearbeitet; die erste Erwähnung, daß er sich damit beschäftigt, kommt im August 1623 vor.

Dreißig bis vierzig Jahre nachher war es das anerkannte Lehrbuch Euro-

pa's; alle späteren Rechtslehrer, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigten, so sehr sie von seinen einzelnen Ansichten abwichen, haben es zum Fundament genommen.

Vor ihm, vorzüglich seit der Reformation, hatte man, um das positive Recht durch ein über die Satzungen erhabenes zu ergänzen, ausschließlich zur Bibel seine Zuflucht genommen, und aus einzelnen Stellen derselben die Principien des ewigen Rechts herzuleiten gesucht. Grotius war der Erste, der auf die menschliche Natur zurück ging und in ihr die eigentliche Rechtsquelle fand.

Er bemerkt in der Einleitung, daß er mit Schrecken beobachtet habe, wie innerhalb der christlichen Welt mit einem Uebermuth, über welchen Barbaren erröthen möchten, unter den nichtigsten Vorwänden Kriege erklärt und die Kriegserklärung als ein Signal betrachtet werde, daß jetzt jedes Verbrechen straflos sei. Dieser unerträgliche Zustand habe manchen Gelehrten verleitet, den Krieg überhaupt für ein unchristliches Werk zu erklären. Ein solches Extrem sei nicht geeignet, die Zustände zu bessern, da es sich nicht verwirklichen ließe. Er habe sich daher nur bemüht die Grenzen fest zu stecken: die Bedingungen anzugeben, die einen Krieg rechtfertigen, und den Umfang des Rechts, der durch den Krieg nie verletzt werden dürfe.

Als Belege seiner Ansichten führt er Stellen aus Philosophen, Moralisten Geschichtschreibern, Dichtern und Rednern an. Durch die Menge dieser Citate wird das Werk nicht blos sehr weitläufig, auch der logische Gang ist schwer zu übersehen. Gegen Descartes' Discours sur la méthode, der nur 12 Jahre jünger ist, sticht es auf das Unvortheilhafteste ab. Auch wo Descartes nicht überzeugt, wird man doch von dem mächtigen Strom seines Denkens fortgerissen und gewöhnt sich in seiner Weise zu empfinden und zu denken. Bei Grotius fallen die einzelnen Materien auseinander, und es fehlt auch an innern sehr erheblichen Widersprüchen nicht, da er zu sehr Theolog bleibt, um sich zu den letzten Folgen seines Princips zu bekennen.

Grotius findet den Vorzug des Menschen vor dem Thier in der Fähigkeit, sich über die nothwendigen und wahrscheinlichen Folgen seines Handelns Rechenschaft zu geben und seine Handlungsweise nach allgemeinen Maximen zu bestimmen. Es ist der menschlichen Natur gemäß, beim Handeln nicht der Leidenschaft, sondern dem Urtheil zu folgen; und was ihr gemäß ist, das ist auch ihr Recht. —

Indem er nun die menschliche Natur empirisch untersucht, findet er als ihre mächtigste Kraft den Trieb nach einer Gemeinschaft mit Seinesgleichen: nicht nach einer beliebigen, sondern nach einer solchen, die den Streit ausschließt und nach dem Maaß seines Denkens eingerichtet ist. Sie ist Zweck des Menschen nicht um ihres zufälligen Nutzens willen, sondern an sich selbst, denn die

Unordnung ist ein absolutes Uebel. — Die Erhaltung einer solchen Gemeinschaft giebt den Inhalt und den Kern für das eigentliche Recht. Recht ist was sie fördert; Unrecht was ihr widerspricht.

Nur der Mensch in der Gesellschaft ist Träger von Rechten und Pflichten; in ihr und durch sie entstehen sie, entweder durch wirklichen Vertrag oder durch einen stillschweigenden, der vorausgesetzt werden muß, da ein einseitiger Wille Andere nicht binden kann.

Das Naturrecht ist ein Gesetz der Vernunft, welche angiebt, daß jedem Handeln, je nachdem es mit der vernünftigen und geselligen Natur übereinstimmt oder nicht, eine moralische Verwerflichkeit oder moralische Nothwendigkeit beiwohne; dies Gesetz ist von Gott, dem Urheber der Natur, festgestellt und kann von Gott selbst nicht geändert werden.

Aus jedem Bruch des Gesellschaftsvertrags geht Unordnung hervor, das schlimmste aller Uebel; nur die äußerste Noth kann ihn rechtfertigen. Das Recht der Kriegsführung geht einzig und allein aus der Selbstvertheidigung hervor, welches den Staaten ebenso zukommt wie den Einzelnen; es darf sich nicht weiter erstrecken, als die Vertheidigung des Lebens und des Eigenthums erfordert.

Indem er nun den Begriff des Eigenthums untersucht, geht Grotius von einem paradiesischen Naturzustand aus, in welchem es kein Eigenthum und kein Gesetz gab. Das Eigenthum entsteht nur in der Gesellschaft, entweder durch Besitzergreifung herrenlosen Gutes oder durch Vertheilung von Seiten der Gesellschaft. Aber auch die erste Form leitet ihr Recht nur aus dem vorhergehenden Gesellschafts-Vertrag her. — Das Widerstandsrecht des Volks gegen den Souverain ist auf das engste Maaß der Nothwehr einzuschränken. — Die Verträge sind heilig an sich, nicht blos wegen ihres Inhalts: sie bleiben auch dann gültig, wenn man sie später als zweckwidrig erkennt. Es ist also auch dem Fürsten in keiner Weise gestattet, aus Gründen der sogenannten Staatsraison die Verträge mit seinen Unterthanen oder Nachbarn zu brechen.

Das Strafrecht darf das Maaß des geschehenen Unrechts nie überschreiten: es kann aber mit Rücksicht auf das Gemeinwohl gemildert werden. Bei den barbarischen Strafen jener Zeit hebt er die Nothwendigkeit gelinderer Auffassung sehr scharf hervor und erklärt sich entschieden gegen alle Glaubensverfolgung. Er erlaubt im Kriege Feindseligkeiten nur zu dem Zweck, den Feind unschädlich zu machen, jede unnöthige Verwüstung wird streng verdammt. Es athmet ein schöner Geist echter Menschlichkeit in diesem schwerfälligen Buch.

Und vielleicht ist gerade das sein Hauptverdienst, nicht die eigentliche Theorie. Unmittelbar darauf erfolgte der dreißigjährige Krieg, der thatsächlich

alle seine Vorschriften mit Füßen trat: aber gerade das Entsetzen über diesen Krieg rief eine Gegenwirkung hervor, und als nun Grotius' Buch aus andern Gründen ein Lehrbuch auf allen Universitäten wurde, fand die Gelehrsamkeit in der öffentlichen Meinung eine kräftige Stütze. Der Geist der Hexenprocesse und der religiösen Verfolgungen, welcher die ganze Justiz vergiftet hatte, wurde gebändigt, und die deutschen Juristen, die Schüler des Grotius — Pufendorf, Thomasius, Gundling, Böhmer — wurden zugleich die Vertreter der Menschlichkeit und der freien Entwickelung des Staatslebens. Dafür hat die moderne Orthodoxie sie mit Recht als rohe Eudämonisten gebrandmarkt, welche dem elenden Madensack, dem Menschen, eine in diesem irdischen Jammerthal zu erreichende, wenn auch nur relative Glückseligkeit vorspiegeln.

---

Das deutsche Nationalgefühl war durch die Reformation sittlich gesteigert, politisch entkräftet worden. Das Volk hatte einen gemeinsamen Gegenstand, mit dem sich sein Denken, seine Empfindung und seine Phantasie beschäftigte; aber die Formen waren durch Aufhebung der allgemeinen Ordnung ins Kleine gegangen. Spießbürgerlich wie sein Gemeinwesen, war seine Kirche; dem Spießbürgerthum huldigten die Sitze der Gelehrsamkeit, die Universitäten; in seine vier Pfäle eingeklemmt, durch Subalternbeamten und halbgebildete Prediger vom Zusammenhang mit der Welt abgeschlossen, empfand, dachte und handelte der Deutsche spießbürgerlich.

Wenn schon in Luther's innerem Leben widerspruchsvolle Empfindungen und Begriffe sich drängten, die er wohl durch einen Machtspruch seiner kerngesunden Natur zum Schweigen bringen, aber nicht harmonisch lösen konnte, so treten diese in der von ihm hervorgerufenen Bewegung noch viel auffallender hervor. Solange er lebte, beherrschte er mit fast unbedingter Autorität die neu gegründete Kirche und hielt die Widersprüche gebunden: augenblicklich nach seinem Tode machten sie sich frei.

Was er wirklich vollbracht, war eine Revolution: die älteste und stärkste Macht der Erde war in ihren Grundfesten erschüttert worden. Anders aber stellte er sich selbst die Sache vor. Sein Zweck war nicht Freiheit, sondern Ordnung; er hatte sich zur Empörung nur nach schweren innern Kämpfen entschlossen, und empfand auch später seine Stellung an der Spitze von Schwarmgeistern, die jede Eingebung des Augenblicks für göttlich hielten, mit tiefem Mißbehagen. Vor Allem war er nicht gemeint, die Empörung zu verewigen, der Willkür im Glauben freies Spiel zu lassen. Nichts ist aber

schwerer im Lauf einer Revolution, als eine Autorität zu finden; am mächtigsten wirkte noch das Ansehen seiner eigenen Persönlichkeit, und es ist charakteristisch für ihn, daß er dieses nicht aus der Stimme Gottes herleitete, die er doch stark in sich reden fühlte, sondern aus dem Amt, das ihm von der Obrigkeit zugetheilt war. Er mußte wohl zu diesem Nothbehelf sich entschließen, da ihm die Wahl nicht freistand.

Kaiser und Reich weigerten sich, die nothwendige Reform der Christenheit vorzunehmen, dem Volk konnte und wollte Luther sie nicht anvertrauen, weil damit jeder Unordnung Raum geöffnet wäre, so gab er sie denen, die allein die Macht hatten, mit Ordnung die Sache zu vollziehen, den Landesherrn und den Magistraten. Zuerst schüchtern in ihrem neuen Beruf erkannten diese bald die Zweckmäßigkeit der Reform, sie zogen die geistlichen Güter ein und fanden nicht blos ihren Besitz, sondern auch den Begriff ihrer Landeshoheit unendlich gesteigert. Aus dem Nothbehelf wurde ein Dogma: der Landesherr als solcher ist der oberste Bischof der Landeskirchen. Die Juristen wußten so gut, neue Accidenzen auszugrübeln, als die Scholastiker. Wie diese beiden Eigenschaften, die landesherrliche und die bischöfliche Oberaufsicht, sich einander beschränkten, hat namentlich der berühmte Leipziger Jurist Benedict Carpzow (geb. 1595, † 1666) weitläufig untersucht, ohne doch die schwankenden Bestimmungen, die in der Natur der Sache lagen, völlig fixiren zu können: jener Jurist, der sich rühmen konnte 20,000 Todesurtheile unterschrieben zu haben; darunter die meisten wahrscheinlich gegen Hexen.

Diese unerhörte Ausdehnung der Landeshoheit war ein nationales Unglück für Deutschland, das sich um so fühlbarer machte, je mehr die Fürsten aus der Bildungssphäre ihres Volks heraustraten. Sie hatten früher mit ihrem Volk ungefähr gleichartig gedacht und empfunden, und die lautesten Volkstribunen, die Hofprediger, hatten sie im Anfang der Reformation als Gewissensräthe fast unumschränkt beherrscht. Das war seit dem dreißigjährigen Kriege anders geworden, wo die Geistlichen, ein schnödes Spiel der rohen Soldateska, sich vor jeder brutalen Gewalt zu beugen gelernt hatten. An Stelle des alten Hochmuths trat dann bald gemeine Kriecherie nicht blos gegen die Fürsten, sondern gegen sämmtliche Kirchenpatrone. Die katholischen Geistlichen in ihrer Unabhängigkeit konnten den Junkern doch mit einem ganz andern Bewußtsein gegenüber treten als diese armen protestantischen Landpfarrer, die sich nicht selten in ihre Pfarre hinein heirathen d. h. die alte Haushälterin ihres Patrons in den Kauf nehmen mußten. Der Geistliche, als echter Pfalbürger, hielt zwar in seinem engen Bezirk streng auf seine Autorität; er sorgte dafür, daß die Kirchenbuße in Gang blieb, damit das Volk sich vor den Heiligen demüthigte, aber schon seit 1624 beginnt der Mißbrauch, sich davon durch

eine Geldbuße loszukaufen. So wurde nur das gemeine Volk von der Schande getroffen, der Edelmann gewöhnte sich mehr und mehr daran, den Pfarrer zu seinen Subalternen zu zählen. Das Uebel war um so ärger, je weiter die Pfarre von dem Mittelpunkt der Bildung, von der Universität, entfernt lag: denn nur der Zusammenhang mit dem, wenn auch zünftigen Gemeinleben der Kirche gab dem geistlichen Pfalbürgerthum einen freiern Blick.

Trotz der Gemeinschaft des Glaubens, in welcher sich die Reformatoren fühlten, wäre doch bei diesem Uebergewicht der fürstlichen Gewalt die neue Kirche in eine Reihe von Miniatur-Landeskirchen zerfallen, wenn man nicht ein künstliches Mittel gefunden hätte, ihr eine rechtliche Grundlage zu geben. Dies Mittel waren die symbolischen Bücher und die Concordien-Formeln. Die Bibel, angeblich die einzige Rechtsquelle, reichte nicht aus, da jede Partei sie für sich anführte. Die Landesherrn gaben ihren Hofpredigern oder sonstigen Gewissensräthen Vollmacht, und ließen durch sie rechtlich feststellen, welche Punkte die Religionsverwandtschaft ausmachten. Nach der ursprünglichen Meinung sollte dies Bekenntniß das Bekenntniß der allgemeinen echten Christenheit sein und alle andern als unchristlich ausschließen; der Sache nach aber war es die Rechtsbasis einer Partei, die im Augsburger Religionsfrieden provisorisch, im westphälischen Frieden definitiv als Kirche anerkannt wurde.

Die Bekenntnißformeln haben in späterer Zeit den Fortschritt beeinträchtigt und fallen uns noch heute zur Last: damals aber waren sie nothwendig, als Verfassungsurkunde der evangelischen Kirche, welche nicht blos die Geistlichen, sondern auch die Landesherrn band. Ohne sie hätten die einzelnen Fürsten je nach Laune und Willkür reformirt, die Menge wäre schwärmerischen Sectirern in die Hände gefallen und das verjüngte Papstthum hätte mit waffen- und rechtlosen Gegnern leichtes Spiel gehabt.

Der Friede hatte dem Reformationsrecht der Obrigkeiten noch eine andere heilsame Schranke auferlegt, indem er das Normaljahr 1624 feststellte; die Besitz-Verhältnisse dieses Jahres für die drei Kirchen sollten für alle Zeit gelten. Das Jahr war dem Protestantismus nicht günstig, aber nur durch diese Bestimmung wurde es möglich, daß der Uebertritt mächtiger Fürsten zur katholischen Kirche den Rechtsverhältnissen des Protestantismus keinen Eintrag that.

Noch schroffer als in Bezug auf das Kirchenregiment zeigten sich die Widersprüche der neuen Lehre in Bezug auf das geistliche Amt. Der Zweck der Reformation war, die Trennung zwischen Priester und Laien aufzuheben, jeden Christen zum Priester zu machen. Durch das Sacrament der Weihe hatte bisher der Priester die Macht und den Beruf, Wunder zu thun; durch seine Wunderkraft verwandelte er ein Stück Teig in Gottes Leib, und

der Genuß dieses Leibes versöhnte den Genießenden mit Gott. Der Priester war nicht etwa blos der Verkündiger der göttlichen Sündenvergebung, sondern er war der Richter selbst. Um das sein zu können, mußte er vorher das Gewissen seines Beichtkindes sein. Es mußten ihm sämmtliche Sünden bekannt und von ihm die guten Werke namhaft gemacht werden, welche nöthig wären, um diese Sündenschuld auszutilgen und zum Genuß des Sacraments zu befähigen. Solche gute Werke waren formulirte Andachtsübungen, Kniebeugungen, Abbeten des Rosenkranzes, Fasten, Geißelungen, Almosen, Schenkungen an die Kirche: je mehr die Kirche verweltlichte, desto beliebter wurde dies letzte Sühnmittel, bis endlich Rom sich nicht entblödete, eine vollständige Taxe für alle möglichen Sünden festzustellen, welche Unbill bekanntlich den Ausschlag zur Reformation gab.

Die Zauberkraft der Priesterweihe war so groß, daß selbst ein ruchloses Leben, ja, daß der Abfall zur Ketzerei ihre Wirkungen nicht auslöschen konnte.

Alle diese Einrichtungen waren in Luther's Augen ein Greuel und mit entschlossener Folgerichtigkeit ging er an ihre Abstellung. Empört über Tetzel's schamlose Ausbeutung der guten Werke, las er in der Schrift: daß nicht die Werke selig machen, sondern einzig und allein der Glaube. Es sollte dem sündigen Menschenkind nicht mehr so leicht werden, sich mit Gott zu versöhnen. Er ließ das Verdienst Jesu nur für diejenigen gelten, die es mit heißer Anstrengung in sich aufnahmen. Im Allgemeinen hatte zwar Christus die Menschen mit Gott versöhnt, aber das kam nur demjenigen zu gut, in dem Christus lebendig wurde. Nur für den Gläubigen geschah das Wunder des Sacraments; nicht die segnende Hand des Priesters, sondern das zerknirschte und inbrünstige Gemüth des Genießenden verwandelte das Brod in Fleisch, den Wein in Blut. Jedem Gläubigen gebührte der Trunk des Blutes. Der Priester als solcher konnte dem Sünder nicht zu Hilfe kommen, durch eigene Anstrengung mußte die Wiedergeburt errungen werden. Das Amt wurde nicht mehr auf die Austheilung der Sacramente und den Cultus im Allgemeinen eingeschränkt; es hatte hauptsächlich die Aufgabe der Predigt, es sollte warnen, unterrichten, anfeuern zum heiligen Lebenswandel und hauptsächlich zur innern Wiedergeburt.

Nicht die einzelne Sünde trennt von Gott, sondern die allgemeine Verderbniß der menschlichen Natur. In diesem Glauben verwarf Luther die alte Meinung, daß bei einem einzelnen Menschen die Verdienste die Schuld, die guten Werke die bösen überwiegen könnten und daß die Kirche befugt wäre, mit jenem Schatz der guten Werke, der in ihrem Besitz war, zu wuchern. Mit einem Strich wurde der ganze himmlische Hofstaat verabschiedet; sämmtliche Heilige wurden entlassen und an ihrer Spitze die Himmelskönigin selbst,

die Jungfrau und Mutter, deren Fürbitte im Himmel mehr gesucht war, als die des Sohnes selbst.

Es ist nicht zu leugnen, daß durch diesen Bildersturm der Gottesdienst eintöniger, der Himmel farbloser wurde. Im Widerspruch trieb jetzt die alte Kirche im Verein mit der neu aufblühenden Kunst den Marien-Cultus auf die Spitze. Mit dieser Anbetung einer Halbgöttin war bei den neuern romanischen Dichtern, Malern und Bildhauern eine Gesinnung gegen das Weib im Allgemeinen verbunden, die bei Calderon und Murillo, bei Corregio und Corneille manche poetische Schönheit hervorgebracht hat, und grell gegen die finster männlichen Puritaner absticht. Der Mönch, der sich ein irdisches Weib versagte, weihte der himmlischen Braut jene Art von Huldigung, wie sie in den Zeiten der sogenannten ritterlichen Minne üblich war. Frauen von höherem Schwung der Phantasie wurden Heilige, und das neufranzösische, spanische, italienische Ritterthum feierte seine Catharina, Maria Stuart u. s. w. wegen ihrer Reize mit einer Galanterie, die an die Madonnenbilder erinnert.

Diesem üppigen Phantasieleben machte Luther ein Ende. Zu ernst blickte er in die Tiefen der Gottheit, zu eifrig rang er Tag für Tag, Stunde für Stunde mit dem Herrn im gewaltigen Gebet, um irgend etwas wie Tändelei darin zu dulden. Luther bannte das Bild des göttlichen Weibes aus dem Himmel, dafür setzte er das irdische Weib in seine Rechte ein.

Denn war gleich in der alten Kirche die Ehe ein Sacrament, so galt es doch für heiliger und Gott wohlgefälliger, nicht zu freien, die Stimme der Natur zu ersticken und nur in himmlischer Sehnsucht zu schwelgen.

Luther zweifelte in den innern Kämpfen seiner Seele nicht daran, daß diese Erde ein Jammerthal sei, und überall sah er den Teufel, aber trotz dieses umwölkten Blicks wies ihn sein starkes und gesundes Herz auf den richtigen Weg. Die Aufhebung des Cälibats begründete kräftiger für Deutschland eine neue Sittlichkeit als alle Compendien der Sitten- und Rechtslehre; durch sie erkannte die Kirche die bürgerliche Gesellschaft in ihrem innern sittlichen Kern als berechtigt an, die sie bis dahin nur geduldet hatte.

Indem der Geistliche ein Weib nahm, trat er damit in den Kreis des Volks zurück. Er betheiligte sich an seinen Freuden und Nöthen, an seinen Hoffnungen und Sorgen, an seinen Rechten und Pflichten; er lernte denken und empfinden, wie jede richtig organisirte Natur im Volk empfand. Die Grundlage aller echten Sittlichkeit ist die Familie, und diese war rechtlos trotz alles Sacraments, solange ihr ein höheres himmlisches Recht entgegen gestellt wurde. Nur durch die unmittelbaren persönlichen Pflichten und Sorgen verwächst der einzelne Mensch mit der großen sittlichen Gemeinschaft, mit dem Volk, dem er angehört. Die Wucht dieser Neuerung zeigte sich nach dem

Kriege, wo das Bürgerthum mit Füßen getreten war und alle Selbstachtung verloren hatte. Die Predigerfamilien, die zum Theil aus dem Bauernstande hervorgingen, wurden nun die eigentliche Grundlage des Bürgerstandes, der sich selbst wieder achten lernte; so kümmerlich ihr erstes Heraustreten aus der Masse aussah, es war ein Aufstreben, dessen Folge mit den schlechten Voraussetzungen aussöhnt.

Gewöhnlich hatte jeder Pastor eine sehr zahlreiche Familie, und so sauer es ihm bei seinem spärlichen Einkommen wurde die Kinder durchzubringen, so galt es doch für unehrbar, wenn nicht alle Knaben studirten. Auf der Schule fristeten sie als Currentschüler durch Freitische und milde Gaben ihr Leben, zur Universität wurden sie mit ein paar Thalern entlassen, suchten ihr Brod durch Privatunterricht zu verdienen und prägten sich die nöthige Dogmatik ein. Dann lebten sie einige Zeit als Hofmeister, bis sie die väterliche oder eine ähnliche Stelle erhielten, während die höher Begabten in der Universitätsstadt blieben, zuerst als bescheidene Magister der Philosophie, bis sie in die theologische Facultät einrückten. In der Regel verschwägerten sie sich dann mit einer der alten Professorfamilien, und so finden wir solche Geschlechter in den Stammhaltern oft drei Jahrhunderte lang auf derselben Pfarre, die Verwandten in ähnlichen Stellen rings auf dem Lande verstreut und die angesehenern in der Stadt als Geistliche oder Professoren; alle unter einander in stetem Zusammenhang, trotz schmaler Kost durch das Bewußtsein einer gelehrten lateinischen Bildung über das Volk erhaben und angehörig einer Zunft, die ihre Ehre so gut besaß, als die Adelsgeschlechter. Nirgend tritt dies Verhältniß so deutlich hervor als in Leipzig, damals der respectabelsten aller deutschen Universitäten; die Professor-, Prediger- und Juristenstellen sind fast erblich; die Geschlechter haben in der Regel auch denselben Vornamen — so heißen alle Carpzows Benedict, alle Lysers Polycarp; — steigt die Familie höher, so rückt sie auch wohl in den Rath des Fürsten ein, und der Vetter vom Lande, der arme Pastor, weiß immer, wo seine Kinder wenigstens eine Art von Zuflucht finden. Es ist in diesem akademischen Zunftwesen viel Lächerliches und Culturfeindliches, aber in einer Zeit, wo das Selbstgefühl so arg mit Füßen getreten war, gab es mit seiner strengen Sitte und Tradition doch einen Anhalt für die wiederaufkeimende Ehre des Bürgerthums, eine Schutzwehr gegen die Roheit und Verwilderung der Höfe und der Junkerherrschaft. Es stärkte die Einzelnen, schon weil es die Vereinzelung aufhob. Bei der Roheit des Adels und dem Knechtssinn des Volks bildeten diese graduirten, lateinisch redenden und lateinisch denkenden oder auch nicht denkenden Theologen, Juristen und Philosophen eine Art geistiger Aristokratie, welche die völlige Versumpfung des Lebens hinderte. Der Dr. jur. hatte

Adelsrang, der Hofprediger gehörte zu den ansehnlichsten Personen des kleinen Staats.

Die Facultäten waren gewissermaßen die Nobility dieser bevorzugten Klasse, die Pfarrer die Gentry. Was aus dem Bauerstande in die Pfarrstelle eintrat, brachte freilich noch eine große Einfalt mit und entwöhnte sich nur allmälig der alten Unterwürfigkeit gegen den Adel; auch blickten die eigentlichen Gelehrten ziemlich geringschätzig auf die bäurischen Verwalter des Amts; aber nun gehörten sie doch zum Mittelstand, sie hoben sich über das zuhörende Volk, und je länger sich eine Familie ansässig hielt, je vielfacher sie sich mit den Collegen in der Universitätsstadt verschwägerte, desto mehr wuchs ihre Ehre. Wir sind ihnen einen wichtigen Theil unserer Bildung schuldig, von den großen Erneuerern unserer Literatur waren vielleicht neun Zehntel Pfarrersöhne. —

Ganz eigenthümlich gestaltete sich das Verhältniß der neuen Theologie zu dem bisher üblichen philosophischen System, zur Scholastik.

Die Scholastik war bis dahin eine Magd der Theologie gewesen, die keine andere Aufgabe hatte, als die einzelnen Lehrsätze derselben zu erläutern, zu erweitern, in Zusammenhang zu bringen; aber eine angesehene Magd, da sie einem tief gefühlten Bedürfniß abhalf. Es gab unter den angenommenen Dogmen viele und darunter zum Theil die wichtigsten, wobei sich der gemeine Menschenverstand gar nichts denken konnte. Ein Wesen und drei Personen; ein von Ewigkeit gezeugter Sohn, der mit dem Vater gleich ist; Verwandlung des Brodes in einen Leib, ohne daß die Sinne von dieser Verwandlung Zeugniß ablegen u. s. w. Bei den vielen gelehrten und nachdenklichen Männern, die sich als Kirchenlichter hervorthaten, konnte so etwas nicht ohne Weiteres hingenommen werden, man mußte einen Sinn hineinlegen. In Bezug z. B. auf jene Transsubstantiation mußte untersucht werden: was ist die Substanz und was sind die Accidenzen eines Dinges. Die Accidenzen des Leibes fehlten: Farbe, Geschmack, Geruch u. s. w., es mußte also philosophisch erörtert werden, was als Substanz bei diesem Wunder übrig blieb. Und ebenso war der Begriff der Einheit und Vielheit, der Zeit und Ewigkeit, des Seins und Werdens einer nähern Prüfung zu unterziehn. Dazu war die scholastische Philosophie sehr geeignet, welche, ursprünglich auf den Begriffsreichthum des Aristoteles aufgebaut, im Lauf eines Jahrtausends viele Wandlungen durchgemacht und zwar an reellem Inhalt viel verloren, desto mehr aber in der Virtuosität haarspaltender Begriffstheilung gewonnen hatte. Fast jeder tüchtige Theolog war zugleich Scholastiker, d. h. er verstand seine Dogmen durch subtile Scheidung und Spaltung in Begriffe aufzulösen, die irgendwie in den Lehrbüchern der Aristotelischen Philosophie vorkamen.

Noch eine zweite Aufgabe hatte die Scholastik. Wenn es ihr nicht ge-

lingen wollte, die Artikel des Katechismus streng wissenschaftlich zu erweisen, so mußte sie wenigstens die Trugschlüsse der Gegner aufdecken. Zu diesem Zweck stellte sie über den Syllogismus so scharfsinnige und gelehrte Untersuchungen an, daß allein mit diesem Studium ein ganzes Menschenleben ausgefüllt werden konnte.

Aber man betrachtete diese Verstandesübungen nur als einen geistigen Luxus für die stupores mundi, die doctores profundissimi; keineswegs war man gemeint, den Laien zur Theilnahme zu nöthigen. Des Laien Aufgabe war nicht, über die Geheimnisse der Religion zu grübeln, sondern den Geboten der Kirche zu gehorchen, seine Sünden zu bekennen und die entsprechende Strafe zu zahlen. Der Zusammenhang seiner Gedanken wurde von der Kirche nicht überwacht; nicht sein System, sondern seine Werke befähigten ihn zum Genuß des Sacraments; nur wenn er unbefugt anfing auf eigene Hand zu raisonniren und dadurch der Kirche Aergerniß gab, fiel er in Strafe. Ohnehin war die Sprache der scholastischen Philosophie wie die der Vulgata und der Liturgie die lateinische, und es kam gar nicht darauf an, ob sich der Laie ihre hochklingenden Definitionen in's Deutsche d. h. in sein eigenes Verständniß zu übersetzen wußte.

Alle diese Umstände machten Luther zu einem entschiednen Gegner der Scholastik. Er hatte das tiefe Bedürfniß, was er dachte, auch zu empfinden und dem Volksgefühl verständlich zu machen. Darum übersetzte er die Bibel ins Deutsche und schrieb seine eigenen Schriften deutsch. Das leere Spiel des Witzes war ihm gründlich zuwider; ein sinnlich klarer Kernspruch der Bibel oder auch ein treffendes Sprichwort des Volks galt ihm unendlich mehr als der feinste Syllogismus. Er drückte sich über den scholastischen Schlendrian der Universitäten mit Härte und Verachtung aus, und ließ von den alten Kirchenlichtern nur diejenigen gelten, die hauptsächlich auf das Gefühl gewirkt, wie der heil. Augustinus. Er stand darin auf gleichem Boden mit den Humanisten, die auf die echten Quellen der alten Sprachen, auf die Classiker und die Grammatik zurückgingen, und über das mittelalterliche Latein, den barbarischen Satzbau und die barbarischen Begriffe der Kirchenväter die Achsel zuckten.

Aber schnell wurde es anders, da die Lehrer der neuen Kirche, in die Facultäten aufgenommen, um ihrer rechtlichen Anerkennung willen ihren Glauben zu einem systematischen Bekenntniß abzurunden genöthigt wurden. Zwar mit der Dreieinigkeit hatte man leichtes Spiel, da man in diesem Punkt von der alten Kirche nicht abwich; desto schwieriger wurde es, die Frage über die Verwandlung der Substanzen so genau festzustellen, daß kein Irrthum möglich war. Luther selbst ließ sich durch solche Schwierigkeiten nicht anfechten; er entschied sie durch eine Bibelstelle oder auch durch einen Machtspruch; aber

seine Anhänger in den Facultäten waren genöthigt, den wißbegierigen Schülern Rede zu stehn und ihnen Auskunft darüber zu ertheilen, wie und wann die Verwandlung vor sich gehe. Mit der Consecration des Geistlichen allein, wie bei den Katholiken, war es nicht gethan, der Glaube mußte mitwirken; aber wann tritt die Wirkung des Glaubens ein? wenn man die Hostie mit dem Munde berührt? oder zwischen den Zähnen? — Das mußte wissenschaftlich untersucht und festgestellt werden.

Gleich nach Luther's Tod nahm diese Wissenschaft überhand. Melanchthon, der zuerst sehr gegen Aristoteles geeifert, fand nun die bequemste Ausgleichung der dogmatischen Gegensätze in kunstgerecht redigirten Formeln, die zuletzt Alle unterschreiben durften. Ihm war es nie tiefere Herzenssache gewesen. Diejenigen, meinte er, seien unverschämt, welche sich für Ausleger der christlichen Lehre ausgeben, und doch keine liberalem eruditionem dazu bringen wollen, da die letztere doch nicht allein eine Zierde der christlichen Kirche sei, sondern der Lehre selbst erst Licht gebe. Er hielt es für ein großes Interesse des gemeinen Wesens, daß der Aristoteles in den Schulen erhalten würde und bei den Studenten bleibe, weil ohne diesen Autorem nicht allein die reine Philosophie, sondern auch die rechte Art zu lehren oder zu lernen nicht könne beibehalten werden. — Was er um des Friedens willen gearbeitet, setzten die Wortklauber der Gegenpartei um der Polemik willen fort: auf allen Seiten galt es, was bisher Herzenssache gewesen, für graduirte Magister facultätsmäßig zu redigiren.

So trat denn bald an Stelle der alten Scholastik eine neue, welche ganz gern Formeln, Definitionen und Syllogismen von ihrer Vorgängerin entlehnte. Die Facultäten und Kirchenlehrer drückten sich wieder lateinisch aus, der theologische Stoff schwoll ins Unermeßliche, und Abraham Calov, der große Wittenberger Orthodox in der Mitte des 17. Jahrhunderts, konnte eine Dogmatik schreiben, die zwölf Quartanten umfaßte.

Die neue Scholastik wucherte um so stärker, da sie sich nicht auf die Katheder beschränken konnte. Die alte Kirche hatte von ihren Angehörigen nur Gehorsam verlangt, nicht intellectuelle Beistimmung; die neue dagegen verwies sie auf das Wort Gottes, um selber daran Lehre und Erkenntniß zu prüfen. Der lutherische Theolog hatte die Aufgabe, seine Zuhörer durch Syllogismen und Definitionen davon zu überzeugen, das Augsburgische Bekenntniß sei der wahre Inhalt der heil. Schrift; sie auf ketzerische Auslegungen aufmerksam zu machen und dieselben zu widerlegen. Die Predigt war nun ein viel wichtigerer und umfangreicherer Theil des Gottesdienstes geworden als in der alten Kirche, und mehr und mehr beschränkte sich die Predigt darauf, die Dogmatik, wie sie in den Facultäten gelehrt wurde, dem Verstand und dem Gedächtniß ein-

zuschärfen. Luther's Spruch: der Glaube macht selig, wurde nun so verstanden: das Bekenntniß macht selig. Die Stärke des Glaubens wurde nach der Zahl der dogmatischen Lehrsätze abgemessen, die man auswendig wußte und zu vertheidigen verstand. Da eine wiederholte Aufzählung von Lehrsätzen den Zuhörer zuletzt ermüdet, suchte man die Dogmatik durch Donnerworte gegen die Ketzer zu würzen, und Lieblosigkeit wurde bald das sicherste Kennzeichen echter Orthodoxie. Jeder Gottesgelehrte hatte ein fertiges System, wie die ewige Zeugung des göttlichen Sohns u. s. w. zu verstehen sei, und wenn die Abweichung vom hergebrachten Lehrbegriff nicht mehr so traurige Folgen hatte wie bei Servet, der deswegen bei langsamem Feuer geröstet wurde, so wurde doch vom Katheder, von der Kanzel und in der Presse jeder unzünftige Gottesgelehrte, der vom Facultätsgutachten abwich, figürlich dem Satan und der ewigen Verdammniß übergeben. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des theologischen Studiums bestand darin, über die Namen und Definitionen der verschiedenen Ketzereien Rechenschaft zu geben, und was auf den Kathedern gelehrt wurde, das wiederholte sich in volksthümlicher Weise auf den Kanzeln, wie Gellert in der Fabel „der Bauer und der Amtmann" vortrefflich erzählt.

Diese Studien erforderten so viel Zeit, daß der christlichen Moral wenig Raum blieb; ja es galt bei strengeren Kirchen für ein unumstößliches Zeichen lauwarmer Gesinnung, wenn man zu erbaulich wurde. Gerade auf den orthodoxen Universitäten stand die Roheit und Bestialität des Studentenlebens im höchsten Flor. Wer diese Verhältnisse gründlicher kennen lernen will, studire Tholuck's Vorgeschichte des Rationalismus.

Wenn die praktische Frömmigkeit auf den protestantischen Universitäten im 17. Jahrhundert die katholische nicht gerade beschämte, so stand es mit ihren wissenschaftlichen Leistungen in Deutschland fast noch schlimmer. Im Anfang hatte die Reformation im engsten Bunde mit dem Humanismus für die Verbesserung des arg verwilderten Schulwesens gesorgt, sie hatte in der Auslegung der Schrift Philologie und Geschichte zu Rathe gezogen. Jetzt aber hatte sich auf Grundlage der symbolischen Bücher eine exegetische Ueberlieferung gebildet, und man entschied streitige Punkte, ohne auf die Sache selbst zu sehn, nach der Analogie früherer Entscheidungen. Für die Kirchengeschichte geschah nichts, desto größerer Werth wurde auf die Rhetorik gelegt, die Kunst, durch verwickelte Eintheilungen, seltsame Gleichnisse und witzige Zusammenstellungen die Aufmerksamkeit der Zuhörer gefangen zu nehmen.

In derselben Zeit, wo in Frankreich, Italien, England u. s. w. die Männer der höchsten Bildung sich bemühten, die Landessprache zu veredeln, zog sich die deutsche Gelehrsamkeit immer enger in das theologische Latein zurück. Es war kein großer Gedankenvorrath, den die damalige zünftige Ge-

lehrsamkeit, in zusammenhanglose Curiositäten vertieft, der deutschen Sprache hätte bieten können, aber so viel oder so wenig es war, es blieb dem Volksbewußtsein entzogen. Die Sprache wird aber nur dann wirksam fortgebildet, wenn die begabtesten Geister der Nation in ihr denken. Die gelehrte Bildung war wieder ganz zünftig geworden, vom Volk getrennt, durch einen einseitig confessionellen Charakter der Weltbildung entgegengesetzt; die eine entzog sich ihrer wahren Quelle, die andere blieb ungeläutert und unbefruchtet.

Wenn die lutherische Kirche das Priesterthum allgemein zu machen verhieß, so beschränkte sie thatsächlich die Betheiligung des Laien am allgemeinen religiösen Leben mehr als die katholische. Zwar gewöhnte sie den Einzelnen an zusammenhängende religiöse Gedanken, sie katechisirte ihn stark und zwang ihn Partei zu nehmen; aber mit seinen individuellen Leiden und Verschuldungen, mit der inneren Geschichte seiner Seele, mit seinen Beängstigungen und Gewissensqualen beschäftigte sie sich nicht. Das Dogma von der Verschuldung der menschlichen Natur wurde zuletzt eine leere Redensart, bei der man sich gar nichts dachte. Der sinnlich bunt bewegte Gottesdienst, an dem sich alle Einzelnen betheiligen konnten, hatte aufgehört; man hatte die Ermahnungen und Auseinandersetzungen des Predigers anzuhören, thätig wurde man nur im Kirchengesang. Im Gegensatz gegen die lateinische Liturgie der Katholiken, die von einem geschulten Chor außerhalb der Gemeinde, als Stimme von Oben gesungen wurde, hatte nun die Masse Gelegenheit, zum Herrn zu schreien, und der Einzelne, wenn er des Verses mächtig war, seine individuelle Stimmung poetisch auszudrücken und das Elend seiner persönlichen Erfahrungen Gott gegenüber geltend zu machen. Auch hier kam es leicht zur Virtuosität. Es gab Dichter, deren Lieder sich bis zur Zahl von 1000 verstiegen. Es ist in diesen Liedern, namentlich aus dem 16. Jahrhundert, viel Innigkeit und Glaubenswärme, ja mitunter echte Poesie. Für das Denken und Empfinden des Volks aber war es doch ein Unglück, daß es einseitig in diesem Kreise verharrte. Im Grunde konnten doch immer nur die Stimmungen angeschlagen werden, die in der Bibel, namentlich im alten Testament, bereits einen viel kräftigeren Ausdruck gefunden, und auch bei begabteren Dichtern, denen noch die alte gesunde Volksweise im Blut lag, war Eintönigkeit schwer zu vermeiden. Die Unendlichkeit und Größe Gottes, seine Barmherzigkeit in dem schrecklichen Opfer, das er der Menschheit gebracht, zu preisen, der Zuversicht zu ihm einen beredten Ausdruck zu geben, war eine würdige Aufgabe: allein man suchte sie in der Regel so zu lösen, daß man Gottes Größe durch seinen Contrast gegen die menschliche Armseligkeit anschaulich machte. Weil man nicht Farben genug fand, in Bildern der göttlichen Herrlichkeit mit der Bibel zu wetteifern, gab man sich Mühe, die menschliche Natur recht erbärmlich und nichtswürdig zu

beschreiben*), und scheute die gemeinsten Ausdrücke nicht, um den Ekel auszumalen, den man gegen sich selbst und gegen das menschliche Leben empfand. Dazu bot der dreißigjährige Krieg reichlichen Stoff. Klage und Jammer war die natürliche Stimmung, die aus diesen elenden Zuständen sich ergab, und ein armer Landpfarrer, der ein paarmal den Schwedentrunk eingenommen und sonst auf die jämmerlichste Weise mißhandelt war, mochte wohl mit Grund die Erde ein Jammerthal schelten, — was wir ihm nun mit weniger Fug nachsingen. Mitunter steigert sich dieser Widerwille am Leben zu einem grimmigen Haß, der sich in den blutdürstigsten und ekelhaftesten Bildern befriedigt.

Dazwischen klingt denn auch zuweilen eine andere Stimmung durch. Der süße, immer noch poetische Madonnendienst hat freilich aufgehört; dafür wenden die Pegnitzschäfer ihre verliebte Natur an den Heiland, und nähern sich ihm mit unanständiger Zudringlichkeit. Ueberschriften wie „die in ihren Jesus verliebte Seele", „der Freundin des Lammes geistlicher Brautschmuck", „himmlische Liebesküsse" u. s. w., drücken nur sehr gelinde den Inhalt dieser verbuhlten Lieder aus. Wenn auf der einen Seite die Schrecken der Verwesung und die Angst vor dem Tode in den unschönsten Bildern ausgemalt werden, tändelt auf der anderen das Herzchen in süßlichem Liebesgeflüster und mit Reminiscenzen an das hohe Lied Salomonis mit dem himmlischen Bräutigam, in dessen Seitenwunden es sich zu drücken hofft. Mitunter kommt beides zusammen. In einem Liede wird Christus als ein purpurrothes Würmlein dargestellt, das man zum Tode zerquetscht, um den Saft zu erlangen; er sei für uns ein Würmlein geworden, um in uns den Herzenswurm zu tödten, und wenn wir uns an unserm Ende wie ein Würmlein drehen, so sollen wir ihn armes Würmlein in unser Herz aufnehmen, damit wir auferstehen, ob auch unser Leib der Würmer Speise wird.

Diesen drei Extremen: trockene Paraphrase des Katechismus oder Verwässerung der Psalmen; gräuliche Ausmalung des menschlichen Elends, und schwülstige Tändelei mit dem Jenseits, begegnet man in jedem landesüblichen Gesangbuch. Freilich würde es eine arge Verkennung sein, wenn man nur auf diese Ueberschreitungen achtete und den echten Gehalt übersähe, der auch noch im 17. Jahrhundert zahlreiche fromme Dichtungen auszeichnet. Gerade weil das Kirchenlied genöthigt war, sich der Volksweise anzuschließen, einem öffentlichen Gebrauch zu dienen, im gewissen Sinn mit der ganzen Gemeinde und ihrer Geschichte mitzufühlen, hielt es sich im Durchschnitt auch in Zeiten der Verwilderung gemessener als der bei weitem größere Theil der weltlichen Lyrik.

---

*) „Der Mensch ist ein wahrer Schandtitul und Lästername", sagte schon Sebastian Frank, Luther's Zeitgenoß.

Trotzdem haben die fremden Völker keinen Grund uns wegen dieses Schatzes zu beneiden, der unserm Leben eine weinerliche Richtung gegeben hat.

Das Uebergewicht der kirchlichen Motive über alle andern beeinträchtigte die Wissenschaft unter den Lutheranern nicht weniger als unter den Katholiken: ein Zeugniß ist dafür die Bornirtheit, mit der man sich auf dieser Seite ein ganzes Jahrhundert lang der Verbesserung des Kalenders widersetzte. Die Reformation hatte den Aberglauben des Volks nicht ausgerottet, sie hatte ihn kaum eingeengt. Selbst die aufkeimende Naturwissenschaft mußte sich in ein phantastisches Gewand hüllen, um von der phantastischen Selbstsucht beschützt zu werden. Keppler, der genialste unter Deutschlands Astronomen, gehörte zu Wallenstein's Sterndeutern; die Chemiker mußten, um ihre Thätigkeit zu entschuldigen, versprechen Gold zu machen oder ein Lebenselixir zu erfinden; das rohe selbstsüchtige Zeitalter hatte keinen andern Begriff der Wissenschaft. Die schwärzeste Seite des Zeitalters bleibt aber die ungeheure Ausdehnung, in welcher noch in der Mitte des 17. J. der Teufel sein Wesen trieb.

Das 16. J. schillert in den buntesten Farben und macht den Eindruck großer Lebensfrische, wenn man nur auf die hervorragenden Erscheinungen achtet. Aber im Hintergrund lauert der Böse. Unsicher in allen Idealen argwöhnt das Gemüth, da alle festen Bestimmungen des Staats und der Kirche brechen, in jedem Fremdartigen eine unheimliche Macht; überall hegt man Verdacht, und überall ist die Neigung vorhanden sich dem Teufel zu verschreiben. Auch die Todten finden keine Ruhe, neben dem Teufel gehn Gespenster um; man kennt Zauberformeln sie zu beschwören, um durch sie Schätze zu finden oder den Feinden zu schaden. Die Heidenbilder, welche die Gelehrten und Künstler der Renaissance mit unbefangener Kennerfreude genießen, hüllen sich bei dem Pöbel in ein höllisches Gewand; die Furcht macht grausam und willkürlich, die Hexenprocesse verderben das ganze Gerichtswesen. Die Folter sucht und findet das Unsinnigste, Unmöglichste; und diese Form der Untersuchung geht auch auf das bürgerliche Recht über. Die Romantik hat das Poetische dieses Aberglaubens hervorgehoben; in jener finstern Zeit allgemeiner Besessenheit aber war es mit dem Teufel bitterer Ernst, und der Fortschritt des bürgerlichen wie des geistigen Lebens hing davon ab, daß es der Aufklärung gelang, diese Nachtunholde zu verscheuchen.

Wenn die Wächter des heiligen Zion auf dem eigentlichen Gebiet der Kirche jede unzünftige Einmischung fern hielten, so konnten sie nicht hindern, daß außerhalb desselben Gemüth und Phantasie sich mühten, dem Ueberirdischen sich unmittelbar zu nahen. Faust war der Zeitgenosse Luther's, eben so Paracelsus, und ihnen nachfolgend treten von Zeit zu Zeit Schwärmer und Mystiker auf, die, von der Kirche verleugnet, auf ihre eigene Weise in den Ge-

heimnissen der Gottheit wühlten, und auch wohl geheime Kräfte zu entdecken strebten, um unmittelbar die Natur zu beherrschen. Es ist nicht ganz leicht zu entscheiden, wie viel in jedem Fall wirklicher Aberglaube und wie viel reines Spiel der Phantasie ist; jedenfalls muß man das Maaß unserer Zeit aus den Augen lassen.

Luther fühlte sich nur so lange glücklich und in seinem Lebenselement, als er die Sünden der alten Kirche zu bekämpfen hatte; sobald es galt die Ordnung herzustellen, wandten sich die „Schwarmgeister," die er selbst heraufbeschworen, gegen ihn; er konnte ihnen nicht eine fertige Offenbarung entgegensetzen, sondern nur ein Menschenwerk, die Errungenschaft qualvoller Nachtwachen und gewaltiger Kämpfe mit dem Bösen; und er mußte im Kampf gegen sie seine eignen ehemaligen Kampfmittel verleugnen.

Alle „Schwärmer" gingen von dem „innern Licht" aus, das auch Luther anerkennt, d. h. von der subjectiven Gewißheit des Glaubens, die keiner Schrift und keiner Sacramente bedurfte. Es war eine Inconsequenz, daß Luther die Kindertaufe fortbestehn ließ, in welcher doch der Glaube nicht thätig sein konnte, ein Wunder ohne Mitwirkung des innern Lebens. Die „Enthusiasten" verwarfen, wenn sie consequent waren, alle äußerlichen Sacramente und legten das Wunder der Versöhnung mit Gott ganz in das innere Leben. „Ich weiß wohl, sagt Karlstadt, daß du dein Lebtage ohne das Sacrament bleiben mögest, und daß keiner dazu gezwungen ist, wenn er festiglich in der Zusage Christi verharrt." „Es ist ja ganz unmöglich, daß einer Gottes Sohn werde ohne die inwendige Offenbarung, als wenig das geschehen mag, daß einer äußerlich Gottes Wort annehme, wenn sich Gott nicht zuvor mit seinem hellen und lichten angehenden Strahl offenbart, soviel, daß er hören kann, wer Gott ist, was er ist, was er will." „Ich bin Christi und soll taube und geschlossene Ohren haben zu allen Lehren und Buchstaben dieser Welt." „Wo ihr nicht verwandelt und umgekehrt werdet und alle fleischlichen Affecte ablegt, so wird Christi Reich nicht in euch sein."

„Da ist nicht Glaube, sagt Schwenkfeld, wo nicht ein verändert Gemüthe, ein verändert gereinigt Herz, Muth und Sinn ist. Der äußerliche historische Glaube in göttlichen Sachen ist das, so der Mensch den Buchstaben der Schrift liest oder das äußerliche Wort der Predigt hört, und sich dasselbige allein durch seinen Fleiß und Uebung, Witz und Kräfte einbildet, gewinnt Lust und Liebe dazu und haftet daran, welches eben alles ein natürlicher Mensch ohne den Geist Gottes thun kann. So er aber nicht erneuert wird, ists gewiß, ob er auch die Bibel auswendig wisse, ob er alle promissiones hätte in sich gefaßt, ja mit Engelzungen von Gott reden oder predigen könnte und alle Tage das h. Sacrament gebrauchte, daß er doch an Gott keinen rechten

Glauben hat und nichts ist denn ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Auf solche historische Weise glauben wir heute insgesammt, daß wir arme Sünder sind, daß wir von Natur nichts Gutes thun können, daß die Maledeiung und Handschrift des Satans in unser Herz eingeschrieben; das glauben wir, nämlich wie wir's aus dem Buchstaben gehört, gefaßt und gelernt haben; wir fühlen aber dabei nicht unsere tödtliche Krankheit wesentlich im Herzen. Der böse Geist betrügt uns mit dem Herzen, damit er auch Christum selbst etwan wollte betrügen, und bildet uns dagegen für einen erdichteten Wahnglauben von der Barmherzigkeit Gottes, als daß uns Christus erlöst und alles ausgerichtet habe, nur daß wir an ihn also fest und stark glauben, im alten Wesen bleiben und daneben der Welt und unserm Fleisch zu gefallen leben. Der rechte Glaube ist eine himmlische Gabe von Oben herab, dadurch wir verwandelt, neu geboren, erleuchtet und zur Seligkeit bewahrt werden; ein geistlicher Verstand, Erkenntniß und Empfängniß der göttlichen Wahrheit."

Die Gesinnung war im Grund dieselbe, in welcher Luther die Reformation unternommen hatte; trotzdem verdammte er diese Männer als Apostel des Teufels, und seine Kirche schloß sich diesem Verdammungsurtheil an. — Es war um die Ordnung geschehn, sobald jeder Einzelne sich auf persönliche Inspiration berufen durfte; nicht blos um die Ordnung der Kirche, sondern um jede Ordnung. Die Greuel in Münster geben ein Bild von den natürlichen Folgen dieser innern Erleuchtung.

Weniger gefährlich trat dasselbe Princip in den nächsten Jahrzehnten auf, als sich die Kirche bereits äußerlich gefestigt hatte. Dem rohen Buchstabenglauben der Orthodoxen und des Pöbels, der ihnen folgte, stellten sich die Mystiker entgegen, welche für einen fruchtbaren Glauben die Mitwirkung eines innern Lichts annahmen, ohne welches auch die Schrift todt bleibe. Sie fanden sich unter Geistlichen und Laien.

„Christi Tod und Auferstehung, sagt Valentin Weigel (1533—1588), Pfarrer zu Zschoppau, hilft keinem nicht von Außen an; ein jedes muß es in ihm haben; denn zu gleichem Tod sind wir mit Christo getauft und durch die Taufe mit ihm begraben. Ein treffliches Irrsal ist es bei den falschen Christen, daß sie einen Andern lassen das Gesetz thun, leiden und sterben, und sie wollen ohne Buße sich behelfen mit der blos zugerechneten Gerechtigkeit. Nein in Wahrheit, es hilft nichts von Außen an; spring hoch oder nieder, das Leben Christi in dir muß es thun, der in dir wohnende Christus, nicht der, der außer dir bleibt." Eine Reihe schwärmerischer Schüler schlossen sich an ihn an; seine Schriften wurden erst 20 Jahre nach seinem Tode gedruckt.

Tiefer in das religiöse Leben des Jahrhunderts griffen J. Arnd's

(1555—1621, Pfarrer zu Quedlinburg, Eisleben u. s w.) „vier Bücher vom wahren Christenthum“ 1605. Als Zweck dieses Werks giebt er an: die Gemüther der Studirenden und Prediger abzuziehen von der streitsüchtigen Theologie, daraus fast wieder eine Theologia scholastica geworden ist; sie von dem todten Glauben ab zu dem fruchtbringenden zu führen; von der bloßen Wissenschaft zur wirklichen Uebung des Glaubens und der Gottseligkeit. „Aus Gott geboren sein, ist wahrlich kein Schattenwerk, sondern ein rechtes Lebenswerk. Gott wird nicht eine todte Frucht, ein lebloses Werk gebären, sondern aus dem lebendigen Gott muß ja ein lebendiger Mensch geboren werden. Unser Glaube ist unser Sieg, der die Welt überwindet. Was nun überwinden soll, das muß eine mächtige Kraft sein; soll der Glaube der Sieg sein über die Welt, so muß er eine lebendige, thätige Kraft sein. — Es hat Gott die heilige Schrift nicht darum offenbart, daß sie auswendig auf dem Papier als ein todter Buchstabe soll stehn bleiben, sondern sie soll in uns lebendig werden im Geist, und soll ein ganzer innerlicher neuer Mensch daraus werden, oder die Schrift ist uns nichts nütze. Es muß alles im Menschen geschehn im Geist und Glauben, was die Schrift äußerlich lehrt. So findest du in der Geschichte Kain's und Abel's das, was in dir ist, nämlich den alten und neuen Menschen mit all ihren Werken. Diese beiden sind in dir wider einander; denn Kain will immer den Abel unterdrücken und vernichten. Was ist das anders, denn der Streit zwischen dem Fleisch und Geist, und die Feindschaft des Schlangensamens und des Weibessamens? die Sündfluth muß in dir geschehen und die böse Unart des Fleisches ersäufen“ u. s. w.

„Der Glaube ist kein bloßes Wissen, sondern eine freudige Zuversicht, dadurch ich Gottes Allmacht an mir kräftiglich und tröstiglich empfinde, wie ich in ihm lebe, webe und bin, daß ich auch seine Liebe an ihm fühle.“

„Wenn es ein Mensch recht bedenkt, so sind wir in Gottes Liebe eingeschlossen, gleichwie wir alle unter dem Himmel eingeschlossen sind, indem wir in Gott leben und weben; denn gleich wie ein Mensch nirgend hinlaufen kann, der Himmel ist doch allenthalben um ihn, über ihm, unter ihm, zur Rechten, zur Linken, — also kann ein Mensch nirgend hinlaufen, die Liebe und Güte Gottes folgt ihm nach, und ruft ihn durch alle Creaturen, ja durch sein eigen Herz: du liebes Kind! wo willt du hinfliehen, da ich nicht wäre? Führest du gen Himmel, so bin ich da; führest du in die Hölle, so bin ich auch da. Nähmest du Flügel der Morgenröthe und flögest zum äußersten Meer, so würde dich doch meine Hand daselbst finden. Darum komm zu mir und erkenne meine Liebe und Gnade, damit ich dir in allen Creaturen begegne. — Die Liebe ist das Gesetz der Natur, aus welchem dem menschlichen Geschlecht alles Gute entsteht, und ohne welche es vergehen müßte; denn alles, was dem Menschen

Gutes geschieht, das quillt und entspringt aus der Liebe. — Des Menschen Herz ist also von Gott geschaffen, daß es ohne Liebe nicht leben kann; es muß etwas lieben, es sei Gott oder die Welt oder sich selbst. Dieweil nun der Mensch etwas lieben muß, so soll er das Allerbeste lieb haben, welches ist Gott selbst, und soll diesen Affect, welchen Gott in das Herz gepflanzet und durch den heiligen Geist angezündet hat, Gott wiedergeben und bitten, daß er seine Liebe je mehr und mehr entzünde; denn Gott liebet dich erst und entzündet deine Liebe mit seiner Liebe. — Behalte die Wurzel der Liebe allzeit in dir durch den Glauben, so mag nichts denn Gutes aus dir gehen, und du wirst anfangen die Gebote Gottes zu erfüllen, die alle in der Liebe beschlossen sind."

Dies Buch war bei Allen, denen die verknöcherte Theologie der Facultäten nicht genügte, die zweite Bibel, obgleich die unmittelbaren Wirkungen auf das Leben erst geraume Zeit später eintraten. Das Bedürfniß eines innern Lichts für die Geheimnisse der überirdischen Welt und die Annahme der Möglichkeit desselben klang wie ein Evangelium, welches dem Individuum in der Kirche eine neue Zukunft versprach.

Als Aeußerung eines starken und edeln individuellen Lebens hat Vieles seine Berechtigung, was, sobald man Schule damit macht, zum Aberwitz führt.

In diesem Zusammenhang versteht man auch Jacob Böhme, den theosophischen Schuster von Görlitz (geb. 1575, † 1624), dessen „Morgenröthe" 1612 bei der Geistlichkeit seiner Provinz starken Anstoß gab, auf dessen Schriften sich zwei oder drei Menschenalter nach seinem Tode eine eigene mystische Secte aufbaute, die noch heute fortdauert, und der im gesegneten 19. J. von berühmten Denkern als Vater der deutschen Speculation, als tiefsinniger Lehrer der höhern Mystik gefeiert wurde. Als individuelle Erscheinung erregt er großes Interesse. Wie dem stillen Grübler, der lange über einer nicht reichhaltigen und doch confusen Lectüre gebrütet, über dem Anblick eines zinnernen Gefäßes plötzlich ein inneres Licht aufging, in welchem er Gott und alle Creaturen, Lucifer nicht ausgeschlossen, in der schönsten Harmonie der Farben und Stimmung erblickte; wie er sich ein ideales Weltgebäude ausdachte, Gott im Centrum, die Engel, Seelen, Qualitäten, Farben, Lüfte, Töne, Planeten, Vögel u. s. w. in schönster Wellenschwingung herumkreisend, das macht der heißen Phantasie des wackern Handwerkers alle Ehre und liest sich immer noch viel amüsanter als die trockenen theologischen Compendien der wissenschaftlichen Theologie. Daß man ihn dann am Ende des 18. J. hervorsuchte, um von ihm eine neue Offenbarung zu lernen, das muß uns bescheidener und duldsamer machen gegen die Verrücktheiten früherer Jahrhunderte.

1615 erschien zu Frankfurt die „Fama Fraternitatis, oder Entdeckung

der Brüderschaft des löblichen Ordens des Rosenkreuzes nebst der Confession derselben Fraternität, sammt einem Discurs von allgemeiner Reformation der ganzen Welt." Diese Brüderschaft der Rosenkreuzer (weil man ohne das innere mystische Kreuz, mit dem rosenfarbenen Blut Christi besprengt, Christo nicht nachfolgen kann) sei im 12. Jahrhundert durch einen Christian gestiftet, der in Damaskus und in Aegypten die Kabbala erlernt und sich auch den Stein der Weisen verschafft. Jetzt liegen alle Einrichtungen, Rechte, Wissenschaften, auch die Theologie im Argen.

Ueber das Buch erhob sich eine gewaltige Aufregung, für und wider, bis es der Verfasser, Valentin Andreä, 1619 für eine Satire erklärte; „gegen die Schwachheit des menschlichen Gemüths, daß es sich unzähliger Dinge unternimmt, das verborgene Widerstreben der Menschen, welches sich unter dem Deckel der Beruhigung verstecke, nage und allerhand Ausgänge suche; die Verwegenheit der Neugier, welche sich zu allen unbekannten Dingen anbiete; die Gefahr des Müßigganges, dabei das Gemüth allerhand Fabeln und Thorheiten vornähme und von der wahren Pflicht des Menschen abgezogen werde u. s. w." — War es Satire, so war sie mit großer Liebe zur Sache ausgeführt und traf den Kern der Zeitkrankheit.

Dieser Andreä (geb. 1586 im Würtenbergischen, gest. 1654) gehörte zu den geistvollsten Männern der Zeit; seine Urtheile, z. B. über Macchiavell, verdienen durchweg Beachtung; seine Gelehrsamkeit war sehr umfassend. Im „Menippus" geißelt er mit Glück das theologische Schulgezänk. „Wie neue Gesetze neue Verbrechen, so erzeugen neue Lehrsätze auch neue Ketzer. Auch ich habe einst unbedachtsamer Weise so etwas versucht; ich wollte nämlich die Zweifelsknoten der menschlichen Vernunft alle auflösen, da das aber immer neue herbeiführte, so verstopfte ich soviel wie möglich meine Sinne und widmete diese dem demüthigen Gehorsam Christi. Seit der Zeit bin ich ruhiger und werde nur durch die Erinnerung an meine frühere Neugier gestört." — „Das ist aber eine bäurische Theologie." — „Mag sie es doch sein; jene aber ist eine sophistische, und durch unnütze Fragen und Unterscheidungen so vernicht, daß heutigen Tages weder Petrus noch Paulus, wenn sie in's Leben zurückkehrten, ihr würden genug thun können."

„Daß Sitte und Leben der Christen an einer so großen Zügellosigkeit leiden, daß in den Thaten kein solcher Eifer ist als in den Worten, kein solches Streben nach christlicher Liebe als nach Scharfsinn, keine solche Uebung der Geduld als der Kämpfe, keine solche Freude an der Demuth als an der Prahlerei, darüber wird kein Verehrer Christi sich wundern: weil, was vereinigt wahrhaft göttlich und heilig wäre, in seiner Trennung minder geschätzt wird. Denn diejenigen, welche vor Zeiten und auch heutiges Tags die tapfer-

sten Streiter Christi waren, hatten ihr Vermögen nicht sowohl durch Dialektik und Rhetorik als durch Gebet und Fasten, nicht sowohl durch Zwang als durch eine wohlwollende reine und freimüthige Gesinnung, und führten den Streit gegen den Satan eifrigst durch beides, durch Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit. Aber der große Haufe der Geistlichen hat nur das eine ergriffen, und gefällt sich wunderbar, wie er eine bewaffnete Theologie, mit bloßen Dornen der Logik gestachelt, und irgend etwas Lärm Erregendes unter dem Beifall des Pöbels behaupten kann, wovon dann der Erfolg kein anderer ist, als daß sie wie die Wahnsinnigen anders geredet zu haben scheinen, als sie fühlen und glauben. Denn wenn sie nun von der Kanzel zu ihren Angelegenheiten zurückkehren, so sind sie von den gewöhnlichen Sitten der Welt nicht minder erfüllt, als das Gefäß, dem das Wasser abgezapft ist, von der Luft. — Wer jetzt ein rechtschaffenes Leben sucht, der wird ein Enthusiast, ein Schwenkfeldianer, ein Wiedertäufer gescholten u. s. w." —

Nicht selten verlor sich die Mystik auch in Pantheismus, mit dem sie stets verwandt ist: ob man das Geistige versinnlicht oder das Sinnliche vergeistigt, ist Sache zufälliger Stimmung. Das interessanteste Beispiel ist der Schlesier Scheffler (Angelus Silesius, geb. 1629, † 1671), der auch als Dichter eine bedeutende Rolle spielt; sein rastloses Suchen nach dem „innern Licht", das die Geheimnisse Gottes erleuchten solle wie alle Creaturen, führte ihn 1653 in den Schooß der katholischen Kirche. Hier hatte die Phantasie fertigen Stoff genug, sie war nicht mehr genöthigt, productiv zu sein.

Die Vertiefung in diese mystische Welt des Unsichtbaren trug ebenso dazu bei, wie die freiere Ausbildung der eigentlichen Wissenschaft, die Gebildeten gegen die Bestimmtheiten der Dogmatik gleichgültig zu machen und die spießbürgerlichen Zänkereien lieber dem Pöbel und seinen Aposteln zu überlassen.

Im Lauf des Krieges und mehr noch nach Beendigung desselben war man in den höheren Kreisen der religiösen Zänkereien müde geworden. Die Berührung zwischen den verschiedenen Völkern hatte freieren Ansichten den Weg gebahnt; man fühlte schwer das Unglück, welches die Kirchenspaltung über Deutschland gebracht hatte; das gemüthliche Interesse an der Religion war gleich dem Feuereifer des lebendigen Glaubens in der allgemeinen Verwilderung mehr und mehr zu Grunde gegangen. Die Fürsten und der Adel wie die Gelehrten wurden durch eine immer tiefere Kluft von dem sittlichen Leben des Volks getrennt. Früher oder später mußte gerade bei den Besseren der Gedanke erwachen, ob dem Uebel durch eine Einigung der Parteien nicht könne wieder abgeholfen werden. Hatte doch Luther selbst an eine wirkliche Trennung ursprünglich nicht gedacht; hatte doch später Melanchthon Alles aufgeboten, eine Wiederannäherung herbeizuführen.

Auch in dieser Richtung war Hugo Grotius der Führer. Er hatte durch die Verfolgungen in seinem Vaterlande die volle Wucht protestantischer Bigotterie kennen gelernt. In Paris fand er 1621, daß die Jesuiten gelehrte Männer ganz anders zu schätzen wußten, als die protestantischen Theologen. Diese Eindrücke verstärkten sich während seines Aufenthalts in Paris als schwedischer Gesandter 1635 — 1645; seine Abneigung gegen die Kirchentrennung und gegen die Ursache derselben, die Reformation, wurde immer stärker, und es finden sich aus seinen letzten Jahren briefliche Aeußerungen, in denen er sie vollständig verdammt. Ob er bei längerem Leben den Schritt, den man von ihm erwartete, wirklich würde gethan haben, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls wirkte er durch Briefe und Schriften auf's Eifrigste dahin, den Frieden zu empfehlen und die dogmatischen Streitigkeiten aus dem Reich der Bildung zu verbannen. Sein großer Respect vor dem Consensus gentium machte ihm die alte Kirche ehrwürdig; sein Abscheu gegen die Pöbelpropheten und gegen allen unschönen Streit zeigte ihm das protestantische Sectenwesen im grellsten Licht. Seinem Beispiel folgend, suchten mehrere Gelehrte von europäischem Ruf zwischen den wilden Zerwürfnissen einen neutralen Boden festzuhalten.

Die Theologen fuhren in ihren Zänkereien fort, und die niederen Schichten der Gesellschaft lauschten ihnen mit der alten Andacht. Nur Calixt machte eine Ausnahme, geb. 1586 im Schleswig'schen, seit 1614 Professor in Helmstädt, der auf seinen Reisen die Geistlichen aller Parteien kennen gelernt und sich durch gründliche Studien humanisirt hatte. Persönlich bekannte er sich zu der orthodoxen Lehre Luther's, aber er machte einen Unterschied zwischen Religion und Theologie: für die erstere sei die christliche Sittenlehre viel wichtiger als die Dogmatik, und auf dem Grunde dieser Moral sei eine Wiederversöhnung der getrennten Kirchen nicht unmöglich. In Bezug auf die Dogmatik solle man die einzelnen Punkte dem Gewissen jedes Einzelnen überlassen; in Bezug auf die Kirchenverfassung gegenseitig Zugeständnisse machen. Aber noch war die Masse zu sehr an das tägliche Brod der Dogmen und an die Würze der Bannflüche gewöhnt, noch das politische Leben zu wenig ausgebildet, um Ersatz für diese gemüthliche Beschäftigung zu bieten. Schon 1639 brach ein wüthender Schrei der lutherischen Orthodoxie gegen die Helmstädter los, die man als die ketzerische Secte der Synkretisten bezeichnete (weil sie in ihren Vermittelungsversuchen die Weise der Kreter nachahmten); und in Berlin unter einem reformirten Landesherrn donnerte ein lutherischer Prediger von der Kanzel: Wir verdammen die Papisten, die Reformirten und auch die Helmstädter; wer nicht lutherisch ist, ist verflucht! — Mehr und

mehr gewöhnten sich die Eiferer für den rechten Glauben auch in der Form an die Ausdrucksweise ihres Publicums, des Pöbels.

Oct. 1645 berief der König von Polen Katholiken, Lutheraner und Reformirte zu einem Religionsgespräch nach Thorn, um womöglich die Streitigkeiten zum Austrag zu bringen. Neben Calixt erschien von den Lutheranern der orthodoxe Eiferer Abraham Calov. Calixt war keineswegs gemeint, die Vorwürfe der Katholiken zuzugeben. „Weder unsere Vorfahren, sagte er, noch wir haben uns getrennt von der Kirche Gottes, welche eine Gemeinschaft der Gläubigen unter dem Hohenpriester Jesus Christus ist; indem wir vielmehr dieser Kirche festhangen, mit dem Haupt in wahrem Glauben und mit den Gliedern in Liebe vereinigt. Aus der päpstlichen Kirche aber sind unsre Vorfahren herausgestoßen worden, weil sie Mißbräuche und Verderbnisse abgestellt haben wollten. Es mußte eine Spaltung entstehn, da man bei denen nicht bleiben kann, welche Scheiterhaufen errichten. Geringe Hoffnung habe ich, durch eine einzige Zusammenkunft geheilt zu sehen, was 130 Jahre zerrissen haben. Bei Gott jedoch ist kein Ding unmöglich und der Anfang muß jedenfalls gemacht werden.“ „Es ist nicht gleichgültig, welcher Partei man folgt; aber da man in das Innere des Menschen nicht eindringen kann, so ist es Pflicht anzunehmen, daß Jeder seinen Glauben in redlicher Ueberzeugung bekenne. Die Unruhen in der Christenheit sind alle daher gekommen, daß man sich weniger sorgfältig um dasjenige kümmert, was wir nach der deutlichen Vorschrift Gottes thun sollen, sondern weit mehr neugierig gewesen, wie Gott von Ewigkeit, als er uns erwählte, gehandelt. Wie von Sokrates gerühmt wird, daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgeführt habe, so ist auch die Theologie von den überflüssigen und müßigen Speculationen und Subtilitäten abzurufen, um in den zur Seligkeit nöthigen Lehren den Weg des Geistes und der Heiligung zu zeigen, ohne welche Niemand Gott schauen kann. Die Glaubenslehren sollen in allgemein verständliche Ausdrücke gefaßt werden, und wenn in dieser Fassung Uebereinstimmung stattfindet, die Unterschiede der Schulsprache unbeachtet bleiben. Wie es lächerlich ist, einem Bauern bei Strafe zu gebieten, die Probleme des Euklid zu verstehn, so ist es eine verkehrte Zumuthung an den Laien, sich bei den Spitzfindigkeiten der Scholastik etwas zu denken. Es ist leicht, sich gegenseitig zu vertragen, einander als Christen anzuerkennen, und eine allmälige Einigung in allen Ansichten ohne Zank und Bitterkeit durch Gottes Beistand zu erwecken, bis zur Erfüllung dessen aber sich an der innern Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe zu begnügen.“

Der Ausgang war, wie man hätte voraussehen können, eine gesteigerte

Erbitterung der Parteien, wobei sich der Zorn der Orthodoxen mehr gegen die Reformirten, als gegen die Katholiken richtete. „Mit Verwunderung, erzählt Calov, habe ich Calixt zwischen den calvinischen falschen Propheten sitzen sehn, die er gar gern als Brüder in Christo angenommen.“ Lutherische Theologen erklärten die Hoffnung, daß auch ein Calvinist selig werden könne, für eine giftige Verführung der Hölle; man versprach den Synkretisten, daß sie als schändliche Mamelucken, als Verfälscher der reinen Lehre, als Stifter einer neuen samaritanisch-babylonisch-hermaphroditischen Secte, als Verräther der theuer beschwornen Ausburger Confession, ja als Verräther Gottes und ihres Diensteides nicht ehrlich begraben, sondern wie das Vieh eingescharrt werden sollten. Am heftigsten entbrannte der Kampf nach Calixt's Tod 1656 gegen seinen Sohn und Nachfolger. Als der große Kurfürst in Berlin Ruhe gebot, wanderte 1667 Paul Gerhard aus, ein wirklich frommer Mann, dessen Gewissen es aber nicht zuließ, die Ketzer nicht zu verfluchen.

Die Mittelpunkte der orthodoxen Theologie blieben die Universitäten Wittenberg, Jena, Leipzig, Tübingen, Gießen und Straßburg; an das synkretistische Helmstädt schlossen sich mit mehr oder minder Consequenz Königsberg, Altorf, Rostock, Rinteln und Kiel an; reformirt waren Heidelberg, Marburg, Frankfurt a. d. O. und Duisburg.

Die Gleichgültigkeit gegen die dogmatischen Unterschiede der Kirchen machte Männer, die durch ihren Stand oder ihre gelehrte Bildung gegen den unmittelbaren Druck der Geistlichen gesichert waren, gegen die Kirchen überhaupt gleichgültiger. Wenn es mit der allgemeinen Union nicht gehen wollte, so stand es dem Einzelnen frei, sich mit der alten Kirche wieder zu vereinigen. Bei allen Mißbräuchen hatte Rom gerade für solche Männer etwas Blendendes; je kleiner eine Secte, desto enger ist ihr Horizont, desto drückender ihr Spießbürgerthum, desto excentrischer ihre Wunderlichkeit, desto trüber ihre Lebenslust. Wie tyrannisch auch die katholische Kirche regiert werde, es ist doch großes historisches Leben in diesem Rom und die Aussicht wird nicht durch erbärmliche Umzäunungen eingeengt.

Um das Jahr 1653 und in dem darauf folgenden Jahrzehnt finden namhafte Uebertritte zum Katholicismus statt; hauptsächlich Gelehrte, Edelleute und apanagirte Prinzen, meist aus handgreiflichen egoistischen Rücksichten, zum Theil aber auch, wie es scheint, aus Ueberzeugung oder wenigstens aus Ueberdruß an dem Treiben der protestantischen Theologen. Diese Neukatholiken spielten nicht ganz die Rolle der Convertiten in unserer Zeit; sie wurden nicht fanatische Eiferer für die Sache des neuen Glaubens, sondern sie suchten ihre im Protestantismus gebildete Ueberzeugung auch in der katholischen Kirche

geltend zu machen und so gewissermaßen eine Mittelpartei zu begründen, die dem Papstthum nicht immer bequem war.

Unter den Apostaten sind drei für diese Geschichte von Wichtigkeit, weil sie zu Leibnitz in enger Beziehung stehen: Johann Friedrich von Hannover, Ernst von Hessen-Rotenburg und der Freiherr von Boineburg.

Johann Friedrich, geb. 25. April 1625, hatte sich als jüngerer Sohn während eines langen Aufenthalts in Paris und Rom in ernste wissenschaftliche Studien versenkt. Ende 1650 verbreitete sich die Nachricht aus Rom, er bereite seinen Uebertritt vor; die älteren Brüder erließen an ihn sehr bewegliche Abmahnungsschreiben, und schickten ihm den Helmstädter Professor H. J. Blume nach, um ihn von dem verhängnißvollen Schritt abzuhalten. Aber statt ihn zu bekehren, wurde der Professor selber durch die scharfe Dialektik des jungen Prinzen bekehrt, und 12. April 1652 meldete dieser seiner Mutter, daß er katholisch sei. „Ew. Gnaden haben mich von Jugend auf in Gottesfurcht erziehn und mich den Grund der Seligkeit darin erkennen lassen, daß man Gott über alle Dinge lieben, fürchten und vertrauen solle. Ich aber habe in meinem Gewissen gefunden, daß man diesem Gebot in keiner andern als in der römisch-katholischen Kirche nachkommen kann. Habe ich also aus eitel Wahrheit gethan, was ich dereinst vor Gottes Gericht zu bezeugen gedenke, so sollten Ew. Gnaden im starken Glauben an die Echtheit lutherischer Lehre mir eher Mitleid schenken, als das Wort des Zorns auf mich schleudern. Ich habe Luther's Religion mit Ernst geprüft und keine Gelegenheit sie zu durchforschen verabsäumt; aber selbst die Gespräche mit Calixt waren weniger geeignet, meine Bedenken zu mindern als zu mehren. Nun ist aber kein Mensch seines Lebens für einen Augenblick sicher, und nachdem ich mich im Gewissen überzeugt befunden, durfte ich meine Seele nicht in Gefahr schweben lassen. Was mich am meisten schmerzt, ist, daß auch Ew. Gnaden wähnen, daß aus ihrem eigenen Blut ein Mensch habe erwachsen können, der um vergänglichen Vortheils willen mit dem Heiligthum Spiel treibt."

Zunächst traten in der That nur die Nachtheile des Schritts hervor: mit genauer Noth erhielt er Religionsfreiheit und die Fortzahlung seiner Apanage. Der unerwartete Tod seines älteren Bruders änderte die Sache: die Erbansprüche der Brüder waren streitig, aber Johann Friedrich ließ schleunigst das Land besetzen und sich huldigen, und der Hildesheimer Receß, Sept. 1665, erkannte seinen Besitz an. Das Land wurde nun mit katholischen Gelehrten und Hofleuten überschwemmt; manche vom Adel folgten dem Beispiel ihres Landesherrn. Oct. 1668 heirathete er die schöne, 18jährige Benedicta, die Enkelin des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, deren Vater

durch seine Gemahlin Anna Gonzaga bekehrt war und sich in Paris angesiedelt hatte. *) Der Hof von Hannover wurde nun ganz französisch; Johann Friedrich stand in engem Bündniß mit Ludwig 14., den er bewunderte und dessen Beispiel er nachahmte, während seine Brüder Georg Wilhelm und Ernst August (geb. 20. Nov. 1629) für den Kaiser die Waffen trugen. — Johann Friedrich war kein unbedeutender Mensch: von einer unverwüstlichen Arbeitskraft, wirklicher Herr in seinem Lande; zwar prachtliebend, aber mit Geschmack; den bedeutendsten Gelehrten der Zeit gewachsen und mit ihnen in engem Verkehr; trotz seines Despotismus persönlich gutmüthig, und selbst zu Opfern bereit. — Aber sein Ehrgeiz hatte eine verkehrte Richtung genommen, und keiner seiner umfassenden Pläne ging in Erfüllung. — Seine Geschichte hat Schiller im Geisterseher vorgeschwebt. —

Landgraf Ernst, geb. 1623, war einer der jüngsten Söhne des gelehrten Landgrafen Moritz von Hessen, der im Eifer für den Protestantismus unter allen Fürsten am weitesten gegangen war. Seine erste Erziehung unter Aufsicht der Mutter war so theologisch, daß er täglich dreimal zum Gebet, zum Liedersingen und Bibellesen angehalten wurde; Sonntags zwei, Mittwochs und Freitags eine Predigt hören mußte; den Heidelberger Katechismus ganz, 200 Hauptsprüche aus der Bibel auswendig zu wissen, war Schulpflicht. Es machte ihm Vergnügen, die Bibel zu paraphrasiren und mit theologischen Anmerkungen zu begleiten. — In seinem vierzehnten Jahr wurde er vier Jahre lang auf Reisen geschickt, studirte eifrig die Lehrbücher der französischen Calvinisten, hörte aber auch mit Interesse die Jesuiten an. — 1641 trat er in Kriegsdienste, zeichnete sich aus und wurde endlich 1663 kaiserlicher Feldmarschall. Sein Ehrgeiz war, mit Hülfe des Reichshofraths die gesammten hessischen Lande zu besitzen; 1655 wurde er wenigstens alleiniger Erbe der sogenannten Rotenburger Quart.

Den Modelastern, dem Trunk, der Jagd, den Festgelagen, dem Kleiderluxus feind, lebte er zu Hause äußerst einfach, sammelte dafür eine sehr stattliche Bibliothek und führte einen ununterbrochnen Briefwechsel mit den Gelehrten und Philosophen aller Länder. Seine Zerstreuung suchte er in Rom,

*) Friedrich von der Pfalz ⌣ Elisabeth, Tochter Jacobs v. England, † 1662

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Carl Ludwig, Kurf. v. d. Pf. | Eduard (kath.) ⌣ Anna Gonzaga † 1684 | | Elisabeth, Aebtissin zu Herford, luth., geb. 1618 † 1680. | Hollandine, Aebtissin von Maubuisson, kath., geb. 1623 † 1709. | Sophie, geb. 13 Oct. 1630, ⌣ Ernst August, dem jüngern Bruder Johann Friedrich's. |
| Charlotte, 1671 Herzogin v. Orleans, † 8. Sept. 1722. | Maria, geb. 1647. ⌣ Condé. | Benedicta, geb. 1650. ⌣ Johann Friedrich. | | | |

Paris und besonders in Venedig; in Italien ist er 18 Mal gewesen. Hier entging er dem langweiligen Besuch betrunkener deutscher Landjunker wie der steifen Etikette der Höfe; er fand treffliche Musik, geistvollen Verkehr mit Gelehrten und Künstlern und muntere Curtisanen. — Bei seinem beständigen Aufenthalt in katholischen Ländern verlor sich sein Interesse für die väterliche Kirche; schon 1649 beklagte er lebhaft das Uebel der Kirchenspaltung. 1650 wußte man ihn in Wien durch weltliche und geistliche Motive so zu umstricken, daß er 6. Jan. 1652 feierlich übertrat: zur Beschönigung dieses Schritts hatte er vorher ein öffentliches Religions-Gespräch halten lassen. — Calixt, Conring und sein eigner Beichtvater Ab. Fabricius, die seine Abwendung von der theologischen Polemik gebilligt, waren aufs Aeußerste darüber betroffen, doch blieb er mit ihnen, wie mit dem großen Theologen Coccejus in Briefwechsel. Seinem Bruder schrieb er, er habe Anfangs der Hoffnung einer Union nach den Grundsätzen des Calixtus Raum gegeben, dann aber eingesehen, daß es für alle Christen nur zwei Richtschnuren gebe, die eine der Autorität und der stetigen Uebereinstimmung, die andere des menschlichen Witzes und der Privatauslegung, bei welcher keine Sicherheit des Glaubens möglich sei. 1659 ließ er sich darüber in eine weitläufige Polemik mit dem französischen Reformirten Drelincourt ein, die sich vorzüglich auf die anerkannten Mißbräuche der katholischen Kirche bezog. Der Landgraf suchte ihnen das Aergste durch historisch-symbolische Auslegung zu nehmen, und veröffentlichte 1660 eine Schrift: „Der so wahrhafte als ganz aufrichtig und discret gesinnte Katholik," in welcher er sich einen idealen Katholicismus ausmalte, wie er sein sollte und sein könnte. Auch dachte er sich ein Gebet aus, in welches alle Kirchen einstimmen könnten: „O einiger, ewiger, allmächtiger und allwissender, auch überall gegenwärtiger Gott, du allein wahres und höchstes Gut! Ich, deine Creatur, über Alles, glaube dir, hoffe in dich und liebe dich, ich bete dich an, lobe und danke und ergebe mich dir! Verzeihe mir alle meine Sünden, und verleihe mir und allen Menschen, was nach deinem Willen zu unserm zeitlichen und ewigen Nutzen gereicht. Behüte uns auch vor allem Uebel." — Jesuiten und Jansenisten, Lutheraner und Calixtiner hatten an dieser Auffassung der katholischen Kirche sehr viel auszusetzen; mit Behagen, wenn auch zuweilen aufgeregt, ging er auf alle ihre Einwürfe ein. — Er trug sich auch mit politischen Plänen. — Am Schluß des „discreten Katholiken" giebt er eine Denkschrift über den ewigen Frieden. Zu Lucern soll für alle katholische Mächte ein höchstes Tribunal errichtet werden, nicht blos für die Streitigkeiten der Fürsten untereinander, sondern auch für die Händel mit ihren Unterthanen. Deutschland soll ein wirkliches Wahlreich, dagegen durch Säcularisation der geistlichen Güter die kaiserliche Macht verstärkt werden. Er verwirft nicht blos

die despotische Regierungsform, sondern durchaus alle erbliche Monarchie: die Erblichkeit sei die Hauptquelle aller Kriege. — Es waren wohlgemeinte Träume; in der Wirklichkeit handelte der unternehmende Mann, der neben seiner Gelehrsamkeit auch viel Humor besaß, nach andern Maximen. Auch er stand, wie Johann Friedrich, in zweideutigen Verhältnissen zu Ludwig 14.

Seit 1647 war Johann Philipp v. Schönborn Kurfürst von Mainz (geb. 1605), ein patriotisch gesinnter und ziemlich entschlossener Fürst, der mit Umgehung des Kaisers und des Papstes an einer allmäligen Verbesserung der Kirche und des Staats zu arbeiten hoffte. Es schwebte ihm etwas vor wie die gallicanische Kirche: ein vom Kaiser unabhängiger, auf nationale Einrichtungen gestützter Fürstenbund, wo möglich unter kurmainzischer Hegemonie, auf Förderung alles Guten bedacht und nebenbei dazu bestimmt, zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg zu vermitteln — die erste Idee eines Rheinbunds, aber in idealer Auffassung. Der Reichstag sollte sich in diesem Bund zu einem wirklichen Parlament erheben: Einheit des Rechts, vielleicht auch der Handelsgesetzgebung, Erleichterung des Verkehrs u. s. w. — Gelehrt und mit seinen feinen Formen bei den Ausländern beliebt, war er doch ein echter Deutscher: täglich saß der stattliche Herr sechs Stunden bei Tafel und trank seine acht Maaß d. h. 16 Quart, ohne je seiner Würde etwas zu vergeben; er war der erste deutsche Fürst, der wenigstens gegen das Uebermaaß der Hexenprocesse einschritt und sich die Verbesserung des Rechtswesens angelegen sein ließ. Einen vortrefflichen Helfer für seine Pläne fand er seit 1652 an seinem Kanzler Freiherrn von Boineburg, geb. zu Eisenach 1622, der zu Jena und Helmstädt studirt hatte und im Sinne von Grotius im folgenden Jahr zur katholischen Kirche übertrat. Aber noch nach seinem Uebertritt blieb er mit den Helmstädter Freunden, besonders mit dem großen Gelehrten Conring*) in beständiger Correspondenz, ließ in Mainz eine deutsche Bibel

*) Geb. 9. Nov. 1606 im Ostfriesischen, studirt zu Helmstädt und Leyden Theologie und Medicin, 1632 zu Helmstädt Professor der Philosophie, 1634 Dr. med., 1660 Geheimrath, Leibarzt an mehren Höfen u. s. w., † 12. Dec. 1681. — Seine Gelehrsamkeit war ebensogroß in der Naturwissenschaft als in der Jurisprudenz und in den Alterthümern; er war es, welcher der Lehre vom Umlauf des Bluts in Deutschland Eingang verschaffte und zuerst die Thorheiten der Alchymie verspottete. Noch 8. Sept. 1662 bekämpfte er lebhaft die Anmaßungen Ludwigs 14.; zwei Jahre darauf ist seine Ueberzeugung — durch eine französische Pension — umgewandelt. „Ludwig ist der Einzige, der uns von den Türken retten kann, wenn er will, und wenn wir nicht ausschlagen, was er will. Ich fürchte sehr, wir werden einst gezwungen sein, mit ihm dasselbe zu wollen. Dies wird freilich mit einer Veränderung unsers Staatswesens geschehn; aber aus zwei Uebeln muß das kleinste gewählt werden. Eine große Veränderung der Dinge

drucken und verfolgte eine Politik, die man in Rom mit dem äußersten Mißtrauen betrachtete. „Mögen die Römer uns hassen, schreibt er an Conring 23. Jan. 1659, wenn sie uns nur fürchten"!

Dec. 1660 nahmen der Kurfürst und Boineburg die alte Idee einer Religionsvereinigung wieder auf, in der Hoffnung, die Helmstädter Schule würde ihnen vom protestantischen Standpunkt entgegenkommen. Die Einheit der Kirche werde dann auch die weitere politische Einigung der Nation befördern. — Es war bereits viel fürstliche Aufklärung in diesen Entwürfen.

In einem Brief an Conring, 31. März 1661, ermahnt Boineburg diesen auf's Dringendste, sich mit ihm zu dem Friedenswerk zu verbinden. „Deine wahre Philosophie, deine Kenntniß des Alterthums und der Kirchengeschichte, deine theoretische und praktische Rechtsgelahrheit würden hiezu treffliche Dienste leisten. Dabei müßte man der gegenseitigen Vorwürfe über Worte und Handlungen, die nur dem Parteiwesen, nicht dem Glauben angehören, durch den wir alle selig zu werden hoffen, sich entschlagen. Schließen sich denn die Lutheraner, die den Lehrsatz eurer symbolischen Bücher von der Ubiquität der menschlichen Natur Christi leugnen, deshalb von der Gemeinschaft der lutherischen Kirche aus? Welcher von euch — ich spreche von den höher stehenden Geistern — billigt die unüberlegten und ungehobelten Aussprüche Luther's? Wer die Festsetzungen der Concordienformel, und was einem oder dem Andern in der Hitze der Streitigkeiten, an denen ihr keinen Mangel habt, zu widerfahren pflegt? Welcher verständige Calvinist findet alle ausschweifenden Behauptungen Calvin's, der Puritaner u. s. w. zulässig? Findet hier keine Heuchelei statt, wenn man nur an den Stücken festhält, die in ununterbrochener Uebereinstimmung des Glaubens, der Hoffnung und des Thuns für nothwendig zur ewigen Seligkeit gehalten werden: warum soll nicht das Gleiche auch für die katholische Kirche gelten? Was die wahre katholische Kirche vom Supremat und von der Untrüglichkeit des apostolischen Stuhls in Ansehung unentscheidbarer Dinge hält, das wissen Alle, die es wissen wollen. O möchte die Begierde nach der von Christo gebotnen Einheit größer als der Geist des Schisma sein! möchte man die Kunst lernen, das Katholische vom Theologischen, das Fundamentale vom Scholastischen zu unterscheiden! Diese Kunst hat Grotius in seinen wahrhaft goldnen Büchern gelehrt; sollte ihm

---

wird in Deutschland, Frankreich, Spanien, Ungarn, Italien vor sich gehn, wenn allen diesen Ländern durch des Himmels Gunst Einer, ein Karl der Große vorgesetzt wird!" — In diesem Sinne schrieb er verschiedene lateinische Denkschriften, und ging in seinem Eifer so weit, daß ihn sogar die französischen Gesandten in Zaum halten mußten.

nicht ebensoviel Vertrauen geschenkt werden als Luther? Was von Einigen über die Gewalt des Papstes in zeitlichen Dingen gelehrt wird, ist kein Glaubensartikel, und hat in Rom selbst Gegner gefunden. Man ereifert sich über die Ehre, die der heiligen Jungfrau und andern Gliedern der triumphirenden Kirche erwiesen wird, aber man trägt kein Bedenken, Fürsten und Gelehrten, oft solchen, die von nichts weniger als von hohen Tugenden glänzen, Weihrauch zu streuen, und deren Verherrlichung zum wahren Götzendienst zu steigern. Das Geschrei wider die Kirche wegen anderer Mißbräuche ist nicht triftiger. Die Kirche hat auf ihren Concilien die Abstellung derselben den Bischöfen zur Pflicht gemacht, und wenn diese dafür nicht sorgen, so ist ihre Nachlässigkeit, nicht die Kirche anzuklagen."

Die Sache zerschlug sich um so mehr, da Boineburg die Gunst seines Herrn verlor, 1664 abgesetzt und eine Zeitlang sogar verhaftet wurde. Doch stellte sich sein Einfluß bald wieder her. — Diese Männer: Boineburg, Schönborn, Conring, Landgraf Ernst und Johann Friedrich sind der Kreis, in dem Leibnitz aufwuchs.

---

Es ist jetzt Zeit, dem Verlauf der Poesie während dieser Periode bis zum Schluß derselben zu folgen. — Hans Sachs war der letzte Dichter von Bedeutung, der aus dem Volk hervorging; gleich nachher bricht die Fluth der Renaissance auch über Deutschland ein. Der Gelehrtenstand bemächtigt sich der Poesie, er dichtet nur lateinisch; die römischen Figuren, Götterbilder und Redewendungen verdrängen die deutsche Art, man äfft das augusteische Zeitalter nach, das selber nur eine Nachäffung der Griechen war. Daneben giebt es freilich noch begabte Männer, die sich der volksthümlichen Vorstellungen annehmen, aber auch sie verlieren sich mehr und mehr in Künstelei. Die Masse des Volks steckt tief in der Theologie und im Hader der Secten.

Ein Jahr vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, 24. August 1617, wurde auf Schloß Hornstein von wohlgesinnten Fürsten und Herrn nach dem Muster der italienischen Academien die fruchtbringende Gesellschaft oder der gekrönte Palmenorden gegründet, um, ohne Rücksicht auf den confessionellen Unterschied, die deutsche Literatur und Poesie zu pflegen und den Dichtern Schutz angedeihen zu lassen. Sie hat den Krieg fast um ein Menschenalter überlebt und in allen Theilen Deutschlands gleichgesinnte Genossenschaften hervorgerufen, die wenigstens dafür sorgten, daß die Sprache nicht völlig unterging.

Der Grundstamm der Gesellschaft war derjenige Theil des Adels, der sich im Sinn der Renaissance mit gelehrter Bildung beschäftigte und innerhalb der religiösen Zerwürfnisse den Musen ein stilles Asyl zu bereiten strebte. Sie versäumte nicht, ausgezeichnete Dichter und Gelehrte des Bürgerstandes in ihren Kreis zu ziehen, doch war die Zahl derselben im Vergleich zu den Edelleuten gering.

Wie die Renaissance überhaupt, empfand auch diese Gesellschaft eine gründliche Verachtung gegen die volksthümliche Poesie. Weder die Volkslieder Süddeutschlands noch die Sprichwörter der Niedersachsen, weder die Sagen und Schwänke, die ohne Namen umher liefen, noch der bürgerliche Meistergesang fand Gnade vor ihren Augen. Ihr Lebenselement war Kampf der gelehrten Bildung gegen den rohen Naturwuchs des Volks, und sie schloß sich den Universitäten an, welche dieselbe Aufgabe verfolgten.

Aber in einem Punkt sagte sie sich von dem herrschenden Vorurtheil der deutschen Gelehrten los. Wenn diese als ihre wahre Muttersprache die lateinische betrachteten, wenn die kaiserlichen Pfalzgrafen nur für lateinische Verse den poetischen Lorbeer ertheilten, wie die Facultäten das Doctordiplom für eine lateinische Dissertation, so richtete die fruchtbringende Gesellschaft ihr Augenmerk hauptsächlich auf die deutsche Sprache, die sie rein zu halten und nach dem Muster der Alten durch Uebersetzungen und Nachbildungen zu veredeln strebte.

Der Vorsatz war löblich, und nicht ohne Rührung verfolgt man den Eifer dieser wackeren Leute, wie sie Jahr aus Jahr ein an ihren bescheidenen Gedichtlein feilen, als wäre kein Krieg in der Welt. Aber mit dem guten Vorsatz und mit organisirter Arbeit ist in der Poesie nicht viel gethan. Da man sich von dem vorhandenen Inhalt der Gedanken und Empfindungen des Volks abwandte und in der eignen Bildung noch keineswegs so weit war, das wahrhaft Große bei den Fremden auch nur zu verstehn, so beschränkte sich die Nachbildung auf das Einzelne. Man suchte die Dichtersprache möglichst von Provincialismen zu reinigen, man unterstützte die gleichzeitigen Bemühungen der Gelehrten um Reinheit der Grammatik, Metrik und Rhetorik. (Schottel's Grammatik und Buchner's Poetik erschienen 1663.) Die Hauptsache aber kam darauf hinaus, daß man sich gegenseitig anräucherte. Schon in den Formen der Gesellschaft, die den Italienern entlehnt waren, z. B. in dem schmückenden Beinamen, den jeder Einzelne empfing, lag vieles Lächerliche, und auch die Sorge um die Reinheit der Sprache artete wenigstens bei den jüngeren Mitgliedern in manierirten Purismus aus.

Nicht lange nach der Gründung des Ordens trat ein Dichter von Talent und großer Energie ihm bei, der Schlesier Opitz. — Schlesien

näherte sich in seiner provinciellen Aussprache am meisten dem Meißnischen, welches immer entschiedener das Ansehn der Schriftsprache gewann, und mehr noch in Schlesien als in Sachsen häufte sich die Zahl der Dichter, die eben so geläufig in Versen zu reden verstanden als in Prosa. Mit seiner gelehrten Bildung und seiner strengen Zucht beherrschte Opitz, gerade weil er einseitig war, geraume Zeit die deutsche Poesie, und wurde bei den Neuerungsversuchen von 1730—1750 noch einmal als der erste deutsche Classiker von sämmtlichen Parteien ans Licht gezogen, bis er dann über Klopstock in völlige Vergessenheit gerieth.

Sein Buch von der teutschen Poeterei erschien 1624; es folgte den Grundsätzen, die Scaliger in seiner Poetik 1561 ausgesprochen hatte. Die Poesie wurde durchaus als eine erlernbare Kunst betrachtet, nicht als der natürliche und nothwendige Ausdruck des innern Lebens. Der Dichter, heißt es, soll in den griechischen und lateinischen Büchern wohl durchtrieben sein und von ihnen den rechten Griff erlernt haben; erst dann wird ihm die Erfindung glücken, die nichts Anderes ist als eine sinnreiche Fassung aller Sachen, die man sich einbilden kann, himmlischer und irdischer, belebter und unbelebter. — Den Dichtungsarten zu gefallen, welche die alten Kunstlehrer festgestellt, wurden die Stoffe registrirt. — Die heroische Dichtung redet von hohen Wesen und untermengt allerlei Fabeln, Historien, Kriegskünste, Schlachten, Rathschläge, Sturm, Wetter und was sonst zur Erweckung und Verwunderung in den Gemüthern von Nöthen ist. Die Tragödie, jener an Majestät gemäß, handelt nur von königlichen Willen, Todtschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vatermorden, Brand, Blutschande, Krieg und Aufruhr, Klagen, Seufzen u dgl. Die Komödie besteht in schlichten Wesen, redet von Hochzeiten, Gastgeboten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, Buhlschaften, Leichtfertigkeit der Jugend, Geiz des Alters und solchen Sachen, die täglich unter den gemeinen Leuten vorlaufen. Zu einer Satire gehören die Lehren von guten Sitten, ehrbarem Wandel und höfliche Reden und Scherzworte. Ihre Seele ist harte Verweisung der Laster und Anmahnung zur Tugend. In den Elegien hat man zuerst nur traurige Sachen, dann auch Liebeshändel, Klagen der Verliebten, Wünsche nach dem Tode, Briefe, Verlangen nach Abwesenden, Erzählungen seines eigenen Lebens u. dgl. geschrieben. Lyrika oder Gedichte, die man besonders zur Musik gebrauchen kann, erfordern ein freies, lustiges Gemüth und wollen im Gegensatz zu anderen Carminibus, in denen man mit Sentenzen Maß halten muß, mit schönen Sprüchen und Lehren häufig geziert sein. Sie beschreiben Buhlerei, Tänze, Banquette, schöne Menschen, Gärten, Weinberge, Lob der Mäßigkeit, Nichtigkeit des Todes, und ermahnen besonders zur Fröhlichkeit. — Die dichterische Einkleidung aller dieser Erfindungen

besteht in der Eleganz oder Zierlichkeit, in der Composition oder Zusammensetzung, und in der Dignität oder Ansehen. Die Zierlichkeit erfordert, daß die Worte deutlich und rein, gut hochdeutsch sind, ohne Einmischung fremder Sprachen. Die Zusammensetzung betrifft die Aneinanderfügung der Buchstaben, Sylben und Wörter. Das Ansehen und die Dignität der poetischen Rede besteht in den Tropen und Schematen, wenn ein Wort von seiner eigentlichen Bedeutung auf eine andere gezogen wird. Die Epitheta, an denen bisher großer Mangel gewesen, müssen den Griechen und Lateinern abgesehen werden, und unterscheidend, wahr und mäßig sein.

Opitz hatte Einsicht genug in die Schranke seines Talents, sich der höheren Dichtungsarten zu enthalten; er beschränkte sich auf diejenigen, welche den Handgriffen der Rhetorik einen freieren Spielraum geben, hauptsächlich das Gelegenheitsgedicht. Geschickt angebrachte Sentenzen, Gleichnisse und Tropen nach antikem Muster geben dem trockenen Verstandesschema eine Art von Fluß. Die verhängnißvollste Neuerung war, daß er den eintönigen Alexandriner zum herrschenden Versmaaß machte. Seine Sprache war nicht die Sprache Luther's, nicht die Sprache des Volksliedes, sondern eine an den lateinischen Dichtern geschulte Gelehrtensprache. Bestimmtheit, Deutlichkeit und Correctheit war die Hauptsache, die er von ihr verlangte; außerdem sollte die Poesie durch strenge Sittenlehre und durch möglichen Aufwand von Gelehrsamkeit ihre Existenz rechtfertigen.

Seine Hauptwirksamkeit fällt in die Jahre 1624 bis 1639. Er wurde in Wien gekrönt und geadelt und erwarb dem bisher mißachteten Poetenstand eine nicht geringe Anerkennung. Sein Leben macht keinen guten Eindruck: es besteht aus einer Reihe Kriechereien vor den Großen und zeigt von männlicher Würde keine Spur.

Daß übrigens seine Richtung, dem Verstand bei der Poesie die Hauptrolle zu übertragen, für jene Zeit nicht unbedingt verwerflich war, zeigt das verwandte Streben der damaligen Franzosen (Malherbe u. s. w.), denen es wirklich auf diesem Wege gelungen ist, eine sehr achtungswerthe Nationalliteratur herzustellen. Dichter von tieferem Gehalt, wie Flemming und Simon Dach, benutzten Opitz' Formgewandtheit, ohne in seine Fehler zu fallen.

Wenn aber die Poesie auf die Dauer sich erheben und einen heilsamen Einfluß auf die Nation ausüben soll, so setzt sie Zweierlei voraus: eine Welt wirklicher Gedanken, die in der Nation bereits vorhanden ist, und eine stark ausgeprägte Sitte, welche das individuelle Gefühl und die Leidenschaft hemmt und damit erzieht. Jeder Versuch, nach blos ästhetischen Formeln zu denken, nach blos ästhetischen Gesichtspunkten Leidenschaften zu erfinden und auszumalen, führt zum Schwulst oder zum Unsinn. Das zeigte sich in der deut-

schen Dichtung, sobald sie Opitz' bescheidenes Maaß verschmähte und sich Aufgaben stellte, denen das nationale Leben nicht gewachsen war.

Gegen das Ende des Krieges tritt unter den Pegnitzschäfern d. h. unter den Nürnberger Dichtern, die sich um Harsdörfer gruppirten, eine neue Richtung hervor, die sich den Italienern anschließt. — Im Gegensatz gegen den überwiegend männlichen Charakter der ältern Renaissance predigen die Pegnitzschäfer Huldigung der Frauen, und zahlreiche weibliche Musen glänzen in ihrem Kreise. Im Ueberdruß an der bald nüchternen, bald abscheulichen Wirklichkeit fliehen sie in eine erfundene Schäferwelt, in der die Phantasie freien Spielraum hat. Mit Eifer legt man sich auf die Zergliederung der Empfindungen, die man durch eine spielende Mystik ausstaffirt, die Passionsblume und die Panspfeife sind die Symbole dieser Schäfer; wenn man in Harsdörfer's „poetischem Trichter" blättert (1648), so empfindet man, daß bereits die Rococozeit im Begriff ist die Renaissance abzulösen.

Die Ziererei und Unnatur stieg im nächsten Menschenalter immer höher, und das Bestreben, für die Poesie einen höheren Gehalt zu erobern, führte schneller zur Verwilderung, als die alte Nüchternheit.

An der Spitze der zweiten schlesischen Schule steht ein Dichter von wirklichem Gehalt, Andreas Gryphius, 1616—1664. Man hat ihm zuweilen die Ehre erwiesen, ihn mit Shakesspeare zu vergleichen, in dessen Todesjahr er geboren wurde und hundert Jahr nach dessen Geburt er starb. Die Parallele weiter auszudehnen wäre ungeschickt. Shakespeare's Dramen sind von der Bühne aus und für die Bühne geschrieben, mit bestimmtem Bewußtsein dessen, was zum Erfolg der Aufführung gehört; Gryphius' Stücke sind für die Lectüre gedacht, und nach bestimmten antiken Vorbildern, hauptsächlich zur Veredlung der Sprache und Declamation ausgearbeitet. Seinen Lieblingsschriftstellern Seneca und Tacitus bildete er die gedrungene, sententiöse epigrammatische Rhetorik nach; von ihnen lernte er auf den Klang der Worte achten. Shakespeare kannte er und benutzte einzelne Scenen, ohne auf den Bau im Großen Rücksicht nehmen zu können. Das nächste Vorbild für seine dramatische Form war Vondel, der in jener Zeit der niederländischen Sprache zu einer kurzen Blüthe verhalf.

Gryphius' Dramen sind nur einigemal, ausschließlich in Schulkreisen, aufgeführt worden. Ganz ohne Beziehung zur wirklichen Bühne war er freilich nicht. Die herumziehenden Truppen hatten das Publicum gewöhnt, sich das Gräßlichste auf der Bühne nicht blos gefallen zu lassen, sondern mit einer besondern Vorliebe anzusehn, und diese Freiheit benutzte Gryphius reichlich. Während die gleichzeitigen französischen Dramatiker genöthigt waren, Alles, was die Sinne verletzt, hinter die Scene zu verlegen, häufen sich auf

Gryphius' Theater die Martern, die Mordthaten und Hinrichtungen, und wo die Greuel, die zur Sache gehören, nicht ausreichen, werden unnöthige hinzugefügt. Insofern hatte Gryphius eine günstigere Stellung als Corneille, der um dieser Convenienz willen genöthigt war, wesentliche Theile der Handlung blos erzählen zu lassen. Aber Gryphius verstand diese Freiheit nicht zu benutzen: die abscheulichen Scenen sind nur ein Zwischenspiel in der allgemeinen Rhetorik, nicht etwa ein Knotenpunkt der wirklichen Handlung. Wenn in Corneille's Rhetorik Vieles steif und gezwungen aussieht, so weiß doch Jeder, der einmal die Rachel gesehen, was für Momente wirklicher und großer Leidenschaft darin liegen. Bei Gryphius würde es dem genialsten Darsteller nicht gelingen, diese Häufung von Bildern, rhetorischen Figuren und Sentenzen auch nur einen Moment in dramatischen Fluß zu setzen.

Vom Standpunkt dramatischer Technik betrachtet, ist Shakespeare's Hauptverdienst nicht die unergründliche Kenntniß aller Falten des menschlichen Herzens, nicht die Macht der Charakteristik, nicht der große Blick in's Leben, sondern der lange Athem seiner Handlung: sie wird von einer so ungeheuren Kraft der Stimmung durchdrungen, daß im wörtlichsten Sinn der Zuschauer nicht zu Athem kommt. Von diesem gewaltigen Zug haben die französischen Dichter des 17. Jahrhunderts wenig, die deutschen nichts: Scene reiht sich kalt an Scene, und so fürchterliche Dinge vorgehn, man ist niemals gespannt: mit andern Worten, es ist nie ein Ganzes da.

Zu dieser Zerstückelung seiner Tragik trug die Grundstimmung seiner Seele sehr viel bei. Seine Jugend bis zur Zeit der Mannesblüthe fiel in das Elend des Krieges, und er wurde persönlich von den widerwärtigsten Schicksalen heimgesucht. Dadurch entstand in seiner Seele ein Ekel am Leben, der durch die Lectüre des Tacitus und Seneca noch gesteigert wurde. Seine ganze Welt ist ohne Unterschied schwarz gefärbt, und seine Helden, in welches Zeitalter er sie auch verlegt, haben nur einen mächtigen Trieb: das Leben wegzuwerfen und den Tod zu suchen. In dieser finstern Moral geht alle Charakteristik zu Grunde, und der lyrisch-rhetorische Grundton hebt selbst den tragischen Eindruck auf, der nur da möglich ist, wo man das schöne Leben wirklich liebt, und weiß, was man daran opfert. Die ewige Lazarethluft macht müde und abgespannt.

Gryphius stand in seiner Bildung ungefähr auf der Höhe seiner Zeit; er hatte viel gegrübelt, seine Gelehrsamkeit war nicht unbedeutend und selbst die geheimen Wissenschaften waren ihm nicht fremd geblieben. Aber diese Höhe wollte nicht viel sagen, und darüber erhob er sich nicht; seine Reflexionen sind heute schon schal und ungenießbar, und werden durch den Aufwand, den er macht, um sie vorzutragen, mitunter lächerlich, während wir bei

Shakespeare noch immer vergebens das Maaß suchen, um die Höhe zu ermessen, in welcher er nicht blos an genialer Kraft, sondern an Weisheit und Wissen über uns allen steht, die wir doch zwei Jahrhunderte bedeutender Bildung mehr unter uns haben.

In eine ganz andere Welt treten wir, wenn wir Gryphius verlassen, und uns seinen Nachfolger in der Gunst des Publicums, Hoffmannswaldau betrachten. Hoffmannswaldau gehört derselben Provinz an, ist nur zwei Jahre jünger (geb. 1618, † 1679); aber wenn die Sprache entschieden den Zeitgenossen verräth, so ist die ganze Weltanschauung verwandelt. Von Schwermuth, Menschenhaß, Grabessehnsucht, Ekel an der Erde und ihren Lüsten ist keine Rede; der muntere alte Herr sieht vielmehr recht behaglich auf's Leben, und weiß dessen sinnliche Reize, wenn nicht ästhetisch schön, doch wenigstens recht deutlich und anschaulich zu schildern. Zum Theil liegt das freilich in der Verschiedenheit der Dichtungsart. Gryphius befleißigte sich hauptsächlich der Tragödie, welche, wie wir aus Opitz wissen, nur „von Todtschlag, Verzweifelungen, Kinder- und Vatermorden, Brand, Blutschande, Klage, Seufzen u. dgl.“ handelt, während die Lyrika „Buhlerei, Tänze, Banquette, schöne Menschen, Gärten und Weinberge beschreiben und besonders zur Fröhlichkeit ermuntern“ sollen. Aber bei der Wahl der Dichtungsart hat doch die Seele einigen Einfluß; es war nicht zufällig, daß der ernste und finstre Gryphius sich Tacitus und Seneca, daß der lustige Hoffmannswaldau sich den Ovid und Marino zum Muster wählte. Die Heroiden, welche den größten Theil seiner Gedichte ausmachen, enthalten ausschließlich Schilderungen von dem, was man damals Liebe nannte. Es kommen tolle Stellen darin vor: nicht etwa blos Zweideutigkeiten, sondern eine Mischung von Lüsternheit und Roheit in den Bildern, die unserm heutigen Geschmack unfläthig vorkommt; aber man thut Hoffmannswaldau das entschiedenste Unrecht, gerade auf ihn den moralischen Maaßstab anzuwenden: er steht wohl im Schwulst, aber noch lange nicht im Schmutz auf der Höhe seiner Zeit. — Hoffmannswaldau wurde vormals, nicht etwa vom Pöbel, sondern von den feinsten und gebildetsten Leuten, ungefähr in der Weise verehrt wie heut zu Tage Goethe — auch das ist kaum stark genug ausgedrückt —: und in seinen Heroiden findet sich nicht eine einzige Zeile, auf der wir mit Behagen verweilen möchten, nicht eine einzige Zeile, in der irgend ein Zug von Herzenswärme, irgend eine Spur von eigenem Leben des Gemüths oder auch nur eine originelle Anschauung uns entgegen träte; und es finden sich verhältnißmäßig nur wenige Zeilen, die uns nicht Ekel erregten — ästhetischen Ekel, ganz abgesehn von aller Moralität. Eine solche Mischung von Trivialität und Bombast ist, in dieser Ausdehnung, bei uns selten vorgekommen. — An dem Dichter können wir nicht das geringste Interesse

nehmen, dagegen sind seine Werke wichtig für das Studium der Zeit: sie zeigen, wie hart neben dem Stoicismus die gemeine plebejische Lüsternheit lag. Die Sache wird noch dadurch pikanter, daß Hoffmannswaldau nach der einstimmigen Aussage Aller, die ihn kannten, ein durchaus honneter und ehrbarer Mann war.

Lohenstein ist nur noch ein Epigone des wilden Kriegs: das ist wichtig, um das Verhältniß seiner Dichtungen zu seinem Innern zu verstehen. Er wurde 25. Jan. 1635 geboren, also nur noch seine Knabenzeit wurde von den Greueln des Krieges befleckt; im Gegensatz zu Hoffmannswaldau, den er unermeßlich verehrte, ist er der strenge Moralist; seine Stücke haben den Zweck, das Laster in seiner ganzen Abscheulichkeit darzustellen; seine Phantasie aber bewegt sich nur auf dem Schindanger und im Bordell, die er am liebsten in das römische Kaiserreich oder in die Türkei verlegt. Man kann ihn wirklich erfinderisch nennen; denn die Scheußlichkeiten, die er erzählt oder vielmehr auf dem Theater vorgehn läßt, werden nur durch die Wirklichkeit überboten: diese zu erreichen, würde einem Dichter schwer fallen, auch wenn er sich alle Tage in Opium berauschte.

Lohenstein betrachtete die Dichtung nur als Beschäftigung seiner Mußestunden; er war Rechtsgelehrter und meinte selbst, die Säure der Jurisprudenz habe seinen Gedichten das Liebliche genommen. Bei Gryphius ist die finstere Anschauung des Lebens natürlich, die Schwermuth seines Gemüths färbt die Welt seiner Phantasie; Lohenstein dagegen hat sich ausgesonnen, wie das Publicum am zweckmäßigsten gebildet und geläutert werden kann: er bildet es durch einen Aufwand von Gelehrsamkeit und Philosophie, der an die alexandrinischen Zeiten erinnert, und läutert es durch ungeheuere Erschütterungen. Wenn ein nüchterner und prosaischer Mensch anfängt, erschütternd wirken zu wollen, so kommen in der Regel tolle Dinge zum Vorschein: auch der gute, sanfte, furchtsame Weiße hat in seinen Tragödien ganz fürchterliche Einfälle. Die Wildheit einer dämonischen Leidenschaft hat in der Ueberspannung der Kraft doch eine gewisse Grenze, sobald sich aber der trockene Verstand auf Greuel verlegt, schweift er ins Unermeßliche aus.

In unserer Zeit, wo man gern für begangene Sünden gegen die Größen der Vergangenheit Buße thut, hat man auch Lohenstein zu retten versucht; was nicht so schwierig ist, da wenig Leser sich entschließen werden, seine endlosen Werke selbst vorzunehmen. Es wird nicht überflüssig sein, den echten Lohenstein vorzuführen, in der Fülle seiner Gelehrsamkeit, seines Gefühls und seiner Phantasie. Daß seine Stücke greulich sind, daran zweifelt Niemand; aber man sucht sie als Ausschweifungen einer wirklichen Kraft darzustellen, während sie doch nur, wie alle Aeußerungen einer absterbenden Cultur-

periode, hohle Affectationen der äußersten Ohnmacht sind. Man lese und entscheide.

Wir sind zu Breslau, 30. April 1679, in einem „hochadelig gehaltenen" Leichenbegängniß.

„Hoch- und wohlgeborne Grafen, hochwohlgeborne Freiherrn, hochedelgeborne, wohledle, gestrenge, hochbenamte, hochgelehrte, gnädige und hochgeehrte Herren! wie auch hochgebornes, hoch- und wohlgebornes, wohlgebornes, hochedelgebornes, wohledles, hoch-, ehr- und tugendreiches, gnädiges und hochgeehrtes Frauenzimmer! — Der große Pan ist todt! Mit diesen Worten rufte von dem Eiland Paxis, zur Zeit des Kaiser Tiberius, eine heftige Stimme einem vorbeischiffenden Aegyptier Thamus zu, mit Befehl, daß er diesen Tod bei dem palodischen Ufer ferner kund machen sollte. Dem Thamus standen hierüber die Haare zu Berge; alles was auf dem Schiff war, bebte; sonderlich als eine ungemeine Meerstille den Thamus nöthigte, seinen Befehl bei dem Palodes zu vollziehn, und ihm vom Ufer ein erbärmliches Geschrei vieler tausend Wehklagen antwortete. — Wollte Gott, diese Unglücksstimme wäre nur auf dem das ionische Meer durchstreichenden und längst verfaulten ägyptischen Schiff gehört, nicht aber den 18. April letzthin das Schiff dieser Stadt durch ein panisches Schrecken erschüttert worden! Wollte Gott, sage ich, daß ich nicht in dieser hochansehnlichen Versammlung dem palodischen Gestade, oder vielmehr der seufzenden Stadt Breslau und dem mitleidenden Schlesien ein gleiches Kind der Stimme gebären oder nachschallen müßte: unser großer Pan ist todt! nämlich der weiland hochedelgeborne Herr, Herr Christian von Hoffmannswaldau auf Arnoldsmühle, der röm. kais. auch zu Hungarn und Böheim kön. Maj. Rath, der Stadt Breslau Rathspräses, wie auch des kön. Burglehns zu Namslau Director. — Wundere sich niemand, daß ich diesen großen Mann einen Pan nenne, welchen das heidnische Alterthum vergöttert, zu einem Bilde der ganzen Natur gemacht und mit einem Namen verehrt hat, der soviel als Alles heißt. — Denn nachdem das Licht der Natur den Weltweisen die Unsterblichkeit der menschlichen Seelen gezeigt, Thales oder Pherecydes aber das aus Assyrien und Aegypten oder vielmehr aus der jüdischen Synagoge geholte Amonum, nämlich die Lehre von der Unsterblichkeit in Griechenland zuerst überbracht, ging dieses zu weit, und wurden die sterblichen Menschen mit Austheilung der Gottheit so verschwenderisch, daß sie sogar geschickte Fechter, einen Erfinder der Sicheln, einen Angeber gewisser Wagen* . . . ja fast jeden Bürger, der sich um das gemeine Wesen halbicht, und bei weitem nicht so wohl als unser seligverstorbener Herr Präses verdient hatte, zum Gotte machten oder unter die Sterne versetzten. — Warum sollte unser Pan aber nicht ebensowohl als des Mercurius, eines allererst nach

Mosen gelebten ägyptischen Priesters, Sohn ein Bild der Natur abzugeben würdig geschätzt werden? Da doch jeder Mensch eine Mappe dieses großen Alls, eine kleine, oder rechter zu sagen, eine größere Welt als die große abgiebt, da unsere Seele ein rechtes Ebenbild des großen Gottes, ihre Unsterblichkeit aber etwas so Großes ist, was weder der gestirnte Himmel noch die ganze Natur in ihrem unbegreiflichen Umkreise besitzet. Zu geschweigen, daß der h. Augustin eine Fliege oder einen kaum einen Punkt machenden Wurm für ein edler Geschöpfe zu halten kein Bedenken hatte, als der Almosenmeister Gottes, nämlich die Sonne ist. — Wem sollte der Name Pan mit mehr Recht zugeeignet werden, als dem hochschätzbaren Herrn von Hoffmannswaldau, in welchem die gütige Natur all ihr Vermögen, wie der große Werkmeister des samischen Labyrinths, Theodorus, alle seine Kunst in einem vierbespannten Wagen, welchen aber seiner Kleinigkeit halber eine Fliege bedeckte, zusammengezwängt hatte; der als ein Mittelpunkt unsrer Stadt in seiner Enge den ganzen Umkreis alles unsers Guten in sich begreift; in dem als dem Haupte des Raths sich alle heilsame Rathschläge und Anstalten für das gemeine Wesen, wie alle fünf Sinne in dem Haupt der Thiere vereinbarten . . . . . Diesemnach wäre nun meine Pflicht, unserm hochverdienten Pan alles, was an ihm liebliches war, nachzurühmen. Denn wie Pan mit dem Echo oder dem Wiederhall soll verheirathet gewest sein, also ist der Nachruhm eine Gemahlin der Tugend, zwischen welchen auch der Tod keine Ehescheidung macht . . . Aber des Ruhmwürdigen ist zu viel, die Zeit zu enge, meine Zunge zu ungelehrt, mein Gedächtniß zu schwach, und mein Herz zu wehmüthig . . . Pan soll des klugen Mercur, eines Gottes der Beredsamkeit, und der keuschen Penelope Sohn gewest sein. Jenen Namen verdient auch unsers verstorbenen Pans ruhmwürdiger Herr Vater, der weiland wohledelgeborne und gestrenge u. s. w. — Allein wir werden gezwungen, unserm edlen Todten mit Wahrheit den von Griechenland dem Timotheus gegebenen Preis zuzueignen, daß er durch seine Tugenden seines Vaters Ehrenruhm, wie die Morgenröthe die Sonne verdüstert habe. Diese Verdüsterung aber löscht den Ruhm der Voralten nicht aus . . . . Denn der Adel ist eine Null: wenn die Ziffer der Tugend dabeisteht, gilt sie viel; wenn sie allein steht, nichts.

Ihm hat es die deutsche Sprache zu danken, daß ihr Spanien mit seiner nachdenklichen, Welschland mit seiner scharfsinnigen, Frankreich mit seiner lieblichen Feder nicht mehr überlegen ist. Denn Opitz that es den Ausländern nach, unser Herr von Hoffmannswaldau aber zuvor. Frankreich und Welschland lernte nunmehr ihm zu Ehren glauben, daß nicht alle Deutschen ihre Schriften mehr nach dem Gewicht schätzten und nach dem Pfund verkauften. Wodurch er denn abermals dem Pan gleichkam, welcher am höchsten im Lyceum und

von dem moinalischen Gebirge verehrt wird, ja als er sich in einen schneeweißen Widder verwandelte, den Mond selbst zu seiner Buhlschaft gehabt haben soll.

Ich habe kein Bedenken, einen breslauischen Präses seiner sinnreichen Gedichte halber zu rühmen, und ihn auch hierin dem Pan, der die Flöten erfunden haben soll, zu vergleichen. Denn in der Poesie steckt die älteste Weltweisheit, und hat weder der afrikanische Scipio, welcher die dem Terentius zugeeigneten Lustspiele gemacht, noch Kaiser August u. s. w. seinen Purpur dadurch befleckt. Papst Urban 8. aber hat durch seine lieblichen Gedichte gewiesen, daß Poesie sowohl den höchsten Würden als honigmachende Bienen ihren Wappen nicht unanständig sind. — Zwar nichts anderes als dichten können, ist ebensoviel als ein Kleid allein von Spitzen zu tragen. Die Weisheit und ernste Wissenschaften müssen der Grund, jenes der Ausputz sein, wenn ein gelehrter Mann einer korinthischen Säule gleichen soll.

Aber alles dieses ist unser hochverdienter Herr Präses nur gewesen, er ist es nicht mehr. Unser großer Pan ist todt! Wir sehen von ihm ebensowenig als Thamus nachdem wir heute seine sichtbare Ueberbleibung, nämlich die Hülsen seines Leibes, in den alles verdauenden Magen der finstern Erde versenkt haben. Ganz Breslau netzt zwar sein Grab mit bittern Thränen und würde ihn gern mit den Nägeln wieder ausscharren, allein jene sind nur ein unfruchtbares Opfer der Wehmuth, dieses ein eitler Rauch großer Liebesflammen. — Unser Pan, unser Vater, unser Salomo ist todt! Es ist wahr, der Tod hat an ihm eine fette Hekatombe zum Opfer bekommen; aber nur sein geringstes Theil" u. s. w.*) —

Die Sprache dieser Leichenrede weicht nicht so wesentlich von der unsrigen ab, als man sich gewöhnlich vorstellt. Und das dürfte überhaupt der Hauptvorzug der schlesischen Schule sein, daß sie in Bezug auf den Wohlklang und die sinnlichen Elemente der Sprache auf eine gewisse Reinheit und Fülle achtete. Man sieht auch, daß gewisse Philosopheme, die heute auf den Ruhm der Neuheit Anspruch machen, schon damals als gangbare Münzen ausgegeben werden durften; daß manche moralische Wahrheit nicht nöthig hatte, auf die französische Revolution zu warten: Lohenstein konnte sie im Seneca ebenso gut finden als Robespierre.

Man sieht ferner, daß in der „guten alten Zeit," wo auf allen Kanzeln

*) Auch das Trauergedicht, von Christian Gryph verfertigt, dem Sohn der Dramatikers, damals 30 J. alt, ist in demselben Stil. — Einige Monate vor dem Tode des „großen Pan" war einem Breslauer Lohgerber ein Sohn geboren, der sich später als Nova Germaniae Lux herausstellte — Chr. Wolff.

und Kathedern die christliche Lehre so erstaunlich rein gehalten wurde, gerade in den Köpfen der Gebildeten in dieser Beziehung eine wunderbare Confusion stattfand. Die rechtgläubige Kirche klagt in diesen Tagen sehr über den Cultus des Genius; es sind auch in der That am Schillerfest viel überschwengliche Reden gehalten worden, aber den „großen Pan" hat doch keine erreicht.

Die Hauptsache ist aber die vollständige Unfähigkeit, einen Gedanken rein auszudenken, ohne durch Klangverwandtschaft oder durch andere Armseligkeiten aus dem Hundertsten in das Tausendste zu kommen; die vollständige Unfähigkeit, einem Gefühl auch nur einen einigermaßen warmen Ausdruck zu geben; in einer Stimmung nur eine Spur von Haltung zu bewahren. Es ist in dieser Rede jedes Wort eine Affectation, und was unmittelbar damit zusammenhängt, wo der Gedanke und das Gefühl völlig aufhören: jedes Wort ist albern.

Und dieser Redner, damals in der Blüthe seiner Kraft und seines Rufs, ist der ganze Lohenstein, seit dem Tode des „großen Pan" bis an seinen eigenen Tod 28. April 1683 und noch einige Jahrzehnte darauf als Deutschlands größter Dichter gefeiert. In der nämlichen Zeit hielt Bossuet in Frankreich jene glänzenden Reden, die uns noch heute durch den Zauber einer vollendeten Gefühls- und Geschmacks-Bildung, einer edlen vornehmen Sprache und einer, wenn man die mißlichen Voraussetzungen des siècle de Louis 14. erwägt, durchaus würdevollen sittlichen Haltung wohlthuend berühren. Damals hatten die Deutschen in der That allen Grund, von den Franzosen etwas zu lernen.

Da die zweite schlesische Schule außerhalb der Grenzen fällt, die dieses Werk sich gesteckt hat, so muß sich jenes weitläufige Citat durch folgende Erwägung rechtfertigen.

Zu den Rettungen, die man in unserer Zeit versucht hat, gehört auch die von Wolff und Gottsched. Man hat Gründe angeführt, die nicht immer stichhaltig sind: die wahre Rechtfertigung liegt in jener Leichenrede, die nicht blos dem großen Pan, sondern einem absterbenden Zeitalter galt. Auf diesem Wege war Deutschland zwei Schritte vom Tollhaus, die Krankheit war zu einer solchen Höhe gestiegen, daß nur Schneiden und Sengen helfen konnte. Und daran ließen es jene beiden Pedanten nicht fehlen. Diese ganze Confusion wüster Gelehrsamkeit, wahnsinniger Phantasie und verschrobenen Gefühls mußte ohne Barmherzigkeit ausgerottet werden, um einem neuen Leben Platz zu machen; an Naturkraft konnte dabei nichts verloren gehn, denn es war davon nichts mehr vorhanden.

Wie ein nüchterner, aber praktischer Schulmeister nahm Wolff die Ruthe in die Hand und bläute den alten Knaben erst das A. B. C., dann die Decli-

nationen und Conjugationen, endlich den Satzbau ein; weiter konnte er nicht gehn, da er selber nicht weiter war; aber mit Recht küßte ihm Deutschland dafür die Hand, weil er es vom Tollhaus gerettet hatte. Als dann die Deutschen sprechen gelernt und damit zu denken angefangen, und durch wahres Denken auch ihr Gefühl befreit hatten, und als Gottsched noch immer fortfuhr, sie beim Wolff'schen A. B. C., bei den Declinationen und Conjugationen und beim Satzbau festzuhalten, lachte man ihn aus, was wiederum recht und billig war.

Dies war das Ende der deutschen Kunstpoesie; es ist nun zu untersuchen, ob die sogenannte Volkspoesie zu einer organischen Entwickelung günstigere Momente bot.

---

Das mittelalterliche Mysterium hört im dreißigjährigen Krieg bis auf wenige Reste, die sich als sonderbare Versteinerungen der Vorwelt noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gänzlich auf; auch die Gewohnheit der Schulen, an Festtagen Stücke von den Schülern aufführen zu lassen, welche die Lehrer gedichtet, wird seltener; nur die Jesuiten cultiviren eifrig dieses Mittel, sich dem Publicum angenehm zu machen. Aber ihre Stücke sind durchweg lateinisch und haben keinen Einfluß auf die deutsche Literatur. Die eigentlichen Träger der deutschen Schauspielkunst sind die herumziehenden Gauklerbanden.

Schon im 16. Jahrhundert streifen die sogenannten englischen Komödianten durch Deutschland, die neben ihren Seiltänzersprüngen auch Schauspiele aufführen, hin und wieder bei diesem oder jenem Hof eine vorübergehende Anstellung finden und sonst, mit mehr oder minder Disciplin, durch das ganze Reich vagabondiren. Der Name bleibt, nachdem von wirklichen Engländern unter ihnen kaum mehr die Rede ist. Indessen sind die Elemente des Theaters ungefähr die nämlichen, die Shakespeare vorfand.

Es galt zunächst die Schaulust der Menge zu befriedigen: Riesen und Zwerge, Drachen und Teufel, Feuerwerke, Verwandlungen, Verkleidungen. Der mehr und mehr verwilderte Sinn des Volks verlangte, durch grausame Scenen gekitzelt zu werden; es wurden ihm Mordthaten und Hinrichtungen jeder Art geboten und so natürlich als möglich dargestellt. Blut mußte in Menge fließen, und an Schweinsblasen, mit Blut gefüllt, die im betreffenden Augenblick platzten und das ganze Gesicht roth färbten, durfte es kein Held fehlen lassen. Eine beliebte Todesart war, sich den Kopf an der Wand einzurennen. Die Hinrichtungen wurden höchst umständlich ausgeführt, und je

länger der Missethäter zappelte, desto mehr Beifall wurde ihm zu Theil. Wenn sich unter erfahrenen Händen jeder Stoff dieser Methode anbequemte, so zog man doch diejenigen Stoffe vor, die der Erfindungskraft zu Hilfe kamen; so war Titus Andronikus ein sehr beliebtes Stück, welches selbst unter Shakespeare's Händen ein greuliches Monstrum geworden ist, und dessen Metzeleien in Deutschland mit brutalem Phlegma ausgeführt wurden. Die dramatische Form war noch in der Kindheit: erst wurde gesagt, jetzt soll das und das ausgeführt werden, dann geschah es wirklich, und dann wurde es noch einmal erzählt. Die Rede der Helden, Tyrannen, Liebhaber und Schwarzkünstler war in dem höchsten Schwulst, dessen die Zeit fähig war; da aber das Volk Abwechselung verlangte, so trat entweder während jener hochtrabenden Scenen oder unmittelbar nach ihnen Hanswurst auf und verzerrte das Geschehene oder Gesprochene in's Fratzenhafte.

Um sich den wirklichen Hanswurst vorzustellen, muß man nicht etwa an Shakespeare's Clowns denken. Shakespeare's Meisterschaft zeigt sich unter Anderem auch darin, daß unter seinen Händen selbst die rohsten Typen individuelles Leben gewinnen. Jeder seiner Clowns, obgleich sie alle zu einer Gattung gehören, ist eine bestimmte Persönlichkeit und hat Fleisch und Blut wie alle übrigen Menschen. Davon ist bei dem wirklichen Hanswurst keine Rede. Eine gelinde Vorstellung erhält man von ihm durch die Puppenspiele, die noch von Zeit zu Zeit auftauchen. Aber auch dieses an sich schon nicht sehr anziehende Bild muß man noch dadurch ergänzen, daß man in seine flachen Possen die ganze Verworfenheit des dreißigjährigen Krieges hineinlegt, die ganze Abstumpfung des Schaamgefühls, die ganze Lust an allem Unmöglichen und Teuflischen.

Hanswurst ist nicht, wie seine gelehrten Verehrer — zu denen aus wunderlichen Verkettungen von Umständen auch Lessing und Möser sich geschlagen haben — sich ausklügeln, ein Repräsentant des Volkswitzes, sondern ein Repräsentant der Gemeinheit des Pöbels. Der Grundzug des Volks, wie ihn der griechische Chor ganz richtig auffaßt, ist uneigennütziges und unberechnetes Mitleid; der Grundzug des Pöbels ist Abwesenheit alles Mitleids, Abwesenheit alles wahren Gefühls, Freude am Schlechten als solchem. Der Begriff des Pöbels, der Canaille, knüpft sich an keinen Stand; die Fähigkeit, in einer allgemeinen wilden Bewegung den Geist ganz durch die bestialische Natur unterdrücken zu lassen, reicht bis in die höchsten Kreise hinauf. Die höchsten Kreise haben den Zoten und Bestialitäten des deutschen Hanswurst Beifall zugejauchzt. Auch der veredelte Hanswurst des Wiener Vorstadttheaters, der den Contrast seiner Stimmung gegen das Tragische nicht mehr durch thatsächliche Cochonerien an den Tag legt, sondern sich mit Worten und allenfalls mit

Blöcken der Zunge begnügt, ist im Kern seiner Gesinnung noch die alte Natur. Devrient hat in seiner Geschichte der Schauspielkunst mit äußerster Schonung einige Züge vom echten Hanswurst mitgetheilt, und es ist gut, darauf zurückzuweisen.

Shakespeare's Clowns sind oft gerade das Gegentheil des deutschen Hanswurst; sie haben einen Zug tiefer Sentimentalität, wie z. B. der Narr im Lear. Individuelle Narren und Tölpel gehören gar nicht in diese Kategorie, denn Hanswurst ist eine bloße Abstraction, die Abstraction der Gemeinheit, die sich von allem menschlichen Gefühl losgesagt hat. —

Neben diesen eigentlichen Wandertruppen ziehen dann von Zeit zu Zeit Banden verlaufener Studenten durch die Welt. Auch von der Poesie des Studentenlebens jener Zeit ist viel gefabelt worden, sowie von der Poesie des Vagabundenthums, seitdem es Wilhelm Meister courfähig gemacht; in der Wirklichkeit sah es anders aus: Koth und nur Koth, der reine unverfälschte Koth in der verwegensten Bedeutung dieses Worts! Wer ein Jahr lang den Pennalismus deutscher Universitäten gründlich absolvirt, der konnte den Hanswurst besser agiren, als wenn er seine Studien in einem Schweinestall gemacht hätte.

Die englischen Komödianten wie die herumziehenden Studenten schnitten sich ihre Stücke selber zu. Als Grundlage diente das englische Theater, zum Theil auch Shakespeare, aber Alles in Prosa aufgelöst und in's Wüste gezogen; dann deutsche Dichter, schwächere Nachfolger des Hans Sachs. Gryphius und Lohenstein, obgleich sie sich in den Sitten sehr den Gewohnheiten der Schauspieler anbequemten, waren in den Formen zu steif und gelehrt; sie wurden fast gar nicht benutzt, während man Corneille und die andern Franzosen auf die Weise bearbeitete, daß Mord und Todtschlag auf der Bühne vorgingen, und daß der Hanswurst bei Hofe eingeführt wurde. Die Hauptkunst des Schauspielers war die Improvisation. Vor allen mußte Hanswurst zu improvisiren verstehn, was einem Mann von possenhaftem Gesicht nicht schwer fallen konnte, da es nur darauf ankam, in jedem Moment einen beliebigen Blödsinn zu sagen. Wenn ihm nichts Blödsinniges einfiel, so that er etwas Unanständiges und desto wiehernder wurde der Beifall. Wenn man über den Kampf der Pietisten und Gottsched's gegen den Hanswurst die Achsel zuckt, so sehe man sich erst um, was der Hanswurst wirklich war und welchen Einfluß er auf die deutsche Cultur ausübte.

Der Gipfel der Vollendung war, die ganzen Stücke improvisiren zu lassen. Diesen Gipfel erstieg ein geistvoller Mensch, der Magister Velthen, der zuerst 1669 in Leipzig in Corneille's Polyeucte auftrat und dann an der Spitze einer Studentengesellschaft viele Jahre hindurch den größten Ruhm in allen Gauen Deutschlands erwarb. Er hatte zuerst durch Aneignung von

Molière's Stücken dem deutschen Theater einen wirklichen Dienst geleistet, dann gab er ihm durch Erfindung der Stegreif-Komödien den Rest.

Das Stegreifspiel kann nur unter wunderbar günstigen Umständen für einen Moment gedeihn. Von Goethe's erster Zeit in Weimar erzählt man Wunderdinge: aber was für geistvolle Menschen waren da beisammen! welche Virtuosität im Verstehn und Genießen! und endlich — keiner von den Lebenden hat es mehr angehört. Unter gewöhnlichen Umständen wird die Stegreifkomödie nur dadurch möglich, daß man eine Masse von Phrasen im Gedächtniß hat, die man einschiebt, wenn einem nichts anders einfällt. Der Gang der Stegreifkomödie, auch wenn sämmtliche Mitspieler Genies an Erfindung sind, ist immer schleppender und langweiliger als der eines wirklich ausgeführten Stücks.

Velthen's Thätigkeit dauert bis gegen Ende des Jahrhunderts; bei seinem Tode versagte man ihm in Hamburg das Sacrament. Eine Zeit lang war ihm das Hoftheater in Dresden überwiesen. Die übrigen Wandertruppen, die sein Beispiel nachahmten, verfielen in die ärgste Verwilderung.

An den Höfen wie in größeren und reicheren Städten fühlte man lange das Bedürfniß einer stehenden Bühne; daß man aber mit dem deutschen Theater nichts anzufangen wußte, kann nach dem Vorhergehenden nicht befremden. Mit großen Kosten wurden italienische Sänger gehalten und auf Decorationen, Costüme und Verwandlungen eine Pracht verwandt, die selbst für die heutigen Verhältnisse bedeutend genannt werden kann. Nach dem Vorbild der Italiener dichtete man auch deutsche Opern, wozu bereits Opitz das erste Beispiel gab. Wien, Dresden, München, Berlin zeichneten sich darin aus; in Hamburg wurde das Opernhaus 1678 vollendet und wetteiferte bald an Pracht mit den Residenzen. In Nürnberg geschah es ungefähr um dieselbe Zeit. Nicht blos Pferde, sondern Kameele kamen auf die Bühne, das Brüllen von Ungeheuern wurde zu musikalischen Effecten benutzt. Seitdem in der komischen Oper das Recitativ dem gesprochenen Dialog weichen mußte, nimmt auch in der Oper Hanswurst den breitesten Raum ein. In einer Oper, „der sterbende Jesus" hängt sich Judas, zerplatzt am Galgen, Satan sammelt seine Eingeweide in einem Korbe und singt eine Arie dazu.

Wohl gab es in der Oper auch edlere Tendenzen, wie Jeder weiß, der sich einmal mit Händels früheren Werken beschäftigt hat. In der Zeit, wo die deutsche Poesie im tiefsten Verfall lag, hob sich die deutsche Musik zu einer ungeahnten Höhe; aber nur kurze Zeit diente sie der weltlichen Oper, sie wandte sich bald der ernsteren kirchlichen Richtung zu. In Masse betrachtet hat die Oper die Verwilderung des deutschen Volks nur gefördert.

Wenn man diese Zustände erwägt, so wird man die Männer zu Anfang

des 18. J., die mit Hintansetzung des Bestehenden und mit Anlehnung an die gebildete Bühne der Franzosen eine neue Kunstform hervor zu bringen suchten, glimpflicher beurtheilen. Das Alte konnte weder fortgebildet noch veredelt werden, denn die Gemeinheit war nicht ein zufälliger, sondern ein integrirender Theil desselben und der Kampf gegen die Gemeinheit war das Dringendste, was Deutschland Noth that.

Noch ist ein wichtiger Zweig der deutschen Literatur übrig, der Roman.

Gryphius, Hoffmannswaldau und Lohenstein wurden als große Dichter bewundert, der Kreis ihres Publicums aber war beschränkt, während die Romane von aller Welt verschlungen wurden. So war es immer in Deutschland. Goethe's Ausgabe von 1790 fand nur einen beschränkten Absatz, während der Rinaldino seines Schwagers Vulpius eine Auflage nach der andern erlebte. Dann kam Lafontaine, Cramer u. s. w. bis auf unsere Zeit.

Wenn man den Roman von den höhern Dichtungsarten ausschließt, so hat er doch eine große Bedeutung durch seinen Einfluß auf die Cultur der Gegenwart und durch das Bild, welches er von derselben der Nachwelt überliefert; er hat sie aber nur in dem Fall, daß er aufrichtig zu Werke geht, daß er die Sitten schildert, die er kennt und in denen er aufgewachsen ist. So wird man die realistischen Züge im „abenteuerlichen Simplicissimus“ (1669), bei Schupp, Moscherosch und andern Satirikern, auch wo der Kunstwerth nicht groß ist, noch heute mit Interesse lesen, weil sie etwas enthalten, was damals wenigstens Natur war. Im Allgemeinen aber nahm der Roman einen höheren Flug; er war, wie die Schule sich heute ausdrücken würde, idealistisch: er gab sich nicht mit Landsknechten und ähnlichem gemeinen Volk ab, sondern mit hohen Personen, mit Herkules dem Großfürsten der freien Deutschen, mit der asiatischen Prinzessin Banise, mit der erlauchten Syrerin Aramena und ähnlichen Figuren. Die deutschen Zustände konnte jeder im Volk sehen, aber wie es in dem „blutigen doch muthigen Pegu“ zuging, das wollte man von seinen Dichtern erfahren. So entlegen und fremdartig als möglich mußten die Zustände sein, in welche der Dichter sein Publicum führte; es war als ob man sich aus seiner eignen Haut heraussehnte. Das Wunderbare im strengen Sinn war nicht beliebt; desto mehr das Ungewöhnliche, Verwickelte, Ueberraschende, Unglaubliche. Das Urbild dieser Erfindungen blieb immer der Amadis, der Ritter, der durch verschiedene Welttheile abentheuert, Heldenthaten verrichtet, und in herzbrechende Liebe verstrickt ist. Aber das gelehrte Zeitalter forderte seine Rechte, es wollte nicht blos unterhalten, sondern auch belehren. Der größte Triumph der Dichtkunst war, einen ganzen Ocean der Leidenschaft aufzuregen und in den Nebenstunden durch eine Reihe geographischer, naturhistorischer und philosophischer Notizen den Geist zu bilden.

Der Stil ist derselbe, den wir aus der Leichenrede auf den großen Pan kennen. „Blitz, Donner und Hagel als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels zerschmettere die Pracht deiner goldbedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt! Wollten die Götter, es könnten meine Augen zu donnerschwangeren Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen werden! Ich wollte mit tausend Keulen als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zornes nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen.“ u. s. w. So beginnt die asiatische Banise, 1688, das gefeiertste Werk jener Zeit, von dem reichen Rittergutsbesitzer Ziegler v. Klipphausen (geb. 1653, † 1697), der vorher schon verliebte Briefe Adams an Eva in Alexandrinern veröffentlicht hatte. Die grausamen Verfolgungen des Tyrannen Chaumigrem, die Opferthaten, Verkleidungen u. s. w. sind wie in andern Romanen, der Idealismus zeigt sich hauptsächlich darin, daß Banise dem Prinzen Balacin im Traume erscheint, und er dann das Urbild sucht. Romane ähnlicher Art, namentlich aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., würden eine ganze Bibliothek füllen. An Gelehrsamkeit, Umfang und Tiefsinn überbot sie alle der Leichenredner des großen Pan in seinem Arminius (gedruckt 1689). Menzel, der den Roman sehr lobt, hat sich das Verdienst erworben einen kurzen Auszug daraus zu geben, aus dem sich Jeder, dem der wirkliche Arminius zu viel wird, wenigstens davon überzeugen kann, daß unser alter Cherusker mit diesem verliebten und gelehrten Romanhelden nichts zu schaffen hat. Zu den berühmtesten Romanschreibern gehört der Superintendent Buchholz in Braunschweig, der, wie es seinem Stande geziemt, seine Erfindungen mit Moral würzt; ein nicht minder fruchtbarer Romanschreiber war Happel. Es genügt aber hier einen Dichter hervorzuheben, der auch in anderer Beziehung in unserer Geschichte von Wichtigkeit ist, den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig.

Anton Ulrich war 4. Oct. 1633 geboren; sein Lehrer, der berühmte Grammatiker Schottel, hatte ihn sorgfältig erzogen; er schrieb besser latein und französisch als die meisten andern Fürsten, und an Bücherkenntniß konnte er wohl mit Landgraf Ernst wetteifern. Seinem älteren Bruder Rudolf August (geb. 16. Mai 1627), der seit 1666 regierte, war er in jeder Weise überlegen. Rudolf August war gegen seine Neigung in einsiedlerischer Gelehrsamkeit aufgewachsen; er war scheu, unentschlossen, nicht blos dem politischen Leben, sondern sogar den gewöhnlichen ritterlichen Uebungen fremd, während Anton Ulrich von einem brennenden Ehrgeiz verzehrt wurde und ein nicht gemeines Geschick zu politischen Intriguen besaß. Mit eifersüchtiger Wachsamkeit verfolgte er die Fortschritte des stammverwandten Hauses in Hannover und Lüneburg, und war nicht abgeneigt, sich in Verbindungen mit Ludwig 14.

einzulassen. 1685 wurde er mit Einwilligung der Stände Mitregent seines Bruders, und trieb ihn, ganz gegen seinen natürlichen Sinn, nicht selten zu gewaltthätigen Schritten gegen die Stände und gegen das Ausland.

Zuerst gab er eine geistliche Liedersammlung „christfürstliches Davids Harfenspiel", 1667 heraus, es folgten einige Singspiele, dann aber hauptsächlich der weitläufige Roman „Mesopotamische Schäferei oder die durchlauchtige Syrerin Aramena", 1669—1673. Die Geschichte spielt in Syrien, das Costüm schließt sich aber dem Zeitalter Ludwig's 14. oder der Scudery an, und der erlauchte Verfasser weiß sich etwas damit, den Bürgersmann durch die Schilderung adeliger Sitten und zartester Courtoisie zu beglücken. Bemerkenswerth ist, daß eine Dame blos deswegen einen Anderen heirathet, um ihren eigentlich Geliebten desto ungestörter beweinen zu können. — Der zweite Roman „Octavia, römische Geschichte, der hochlöblichen Nymphengesellschaft an der Donau gewidmet," wurde 1677 begonnen und lange Jahre hindurch fortgesetzt; aller Hofklatsch der Zeit, namentlich was im stammverwandten Hannover vorfiel, wurde unter irgend einer Verkleidung darin eingeführt; ein großer Theil der römischen Geschichte kommt vor; der Geist des fürstlichen Intriganten übt sich in einer phantastischen Welt, da die Wirklichkeit ihm enge Grenzen steckt.

Natürlicher als diese schwülstigen Romane aus der Ritterzeit, der Patriarchenwelt und der angeblichen Geschichte klingen die Schelmenromane, in denen sich der abentheuerliche Trieb der Zeit ausspricht; aber auch sie entziehn sich nicht ganz dem herrschenden Zeitgeschmack. — Bemerkenswerth ist die bewußte Reaction einiger Dichter gegen die Kunstpoesie überhaupt, von denen es genügen wird, den bedeutendsten hervorzuheben.

Christian Weise war 30. April 1642 zu Zittau, wo sein Vater 40 Jahre hindurch eine Lehrerstelle bekleidete, geboren, und hatte sich auf der Universität Leipzig, die er 1660 bezog, gegen die Sitte der Zeit von vornherein für ein Schulamt vorbereitet; doch hatte er sich nebenher auf alles Mögliche gelegt, Jurisprudenz, Medicin u. s. w. Die Plagen des Pennaljahrs hatte er dadurch gemildert, daß er Lieder und Gelegenheitsgedichte für Andere verfertigte. 1663 wurde er Magister, und ging 1668 als Secretär des Grafen von Leiningen an den Hof des Administrators von Magdeburg, wo er vornehme Sitten kennen lernte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Helmstädt, wo ihn ein Professor der Eloquenz in die Methode des Unterrichts einführte, wurde er 1670 bis 1678 Professor der Politik und Poesie am Gymnasium zu Weißenfels.

Mit „Politik" verband man nicht den heutigen Begriff: es hieß soviel wie Politesse, Gewandtheit in den Sitten und Formen des höflichen Benehmens: eine Kunst, über die, wie bereits erwähnt, zahlreiche Lehrbücher geschrieben

waren. Die jungen Leute in die Mysterien dieser höhern Lebensweisheit einzuführen und durch Unterhaltung zugleich zu belehren, war die eigentliche Aufgabe von Weise's Schriftstellerei: er schrieb ausdrücklich Komödien, um alle Seiten eines höflichen Benehmens anschaulich zu machen. Von den übrigen Verfassern der Complimentirbücher unterschied er sich aber dadurch, daß er seine „Politik" nicht auf das steife gezierte Herkommen, sondern auf den natürlichen Mutterwitz gründete.

In diesem Sinn kämpfte er nicht blos gegen den Schwulst der herrschenden Dichterschule, sondern auch gegen die Pedanterie der gelehrten Erziehung. „Wir lernen nicht darum, sagt er, daß wir in der Schule wollen vor gelehrt angesehn sein, sondern daß wir dem gemeinen Leben was nütze werden. Vielleicht würden auch die Gelehrten an vielen Orten nicht so veracht sein, wenn sie mit ihrem Thun erwiesen, daß die Welt ihrer nicht entrathen könnte." — „Man soll die Schüler nicht mit vergebener Mühe belästigen, sondern stracks gleichsam einen Schritt in das gemeine Leben thun lassen." — Die Hauptsache des Unterrichts sei, den Schülern die deutsche Zunge zu lösen. — „Junge Knaben von 12—16 Jahren sollen im Latein geübt werden, und da mag man Orationes machen lassen, de laudibus Homeri, de excidio Trojano und was sonst in geistlichen und weltlichen Sachen kann erdacht werden. Doch mit was vor Gewissen ein Mann etliche Kerls bis ins 26.—28. Jahr darin aufhalten kann, davor möcht ich mich kreuzigen und segnen."

„Sofern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes will angewiesen werden, daß er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehn lassen, der muß etliche Nebenstunden mit Versschreiben zubringen. Der Nutzen der Poesie besteht darin, daß man copiam verborum, die Kunst zu variiren und den numerum oratorium lernt." „Die süße Poesie soll euch nur munter machen, damit ihr allerseits die Reden und die Sachen geschickt verbinden könnt: sie soll der Zucker sein, den müßt ihr auf den Saft der andern Künste streun. Drum lacht die Andern aus, die nur im bloßen Reimen den armen Kopf bemühn, und alles sonst versäumen, was gut und nützlich ist."

Dies war bis auf Klopstock die herrschende Ansicht über die Berechtigung und Bedeutung der Poesie.

In einer spätern Schrift: „curieuse Gedanken von deutschen Versen," 1691, spricht sich Weise mit noch größerer pädagogischer Strenge aus. „Ein Poet, welcher den Namen in der That führen soll, ist ein solcher Mann, der in artigen und annehmlichen Gedichten die göttliche und menschliche Weisheit vorstellen kann. Und ebendeswegen ist Homer, auch nachher Virgil in allen Schulen so sehr ästimirt und getrieben worden, nicht, daß die jungen Leute

sollten lernen Verse machen, sondern daß sie von den Arcanis der Götter, der Opfer und aller Tugenden etwas ausführliches begreifen sollten." — „Aber wir Christen dürfen von deren Gedichten darum keinen Staat machen, da wir die Erkenntniß Gottes und die Lehre der politischen Klugheit etwas deutlicher und verständlicher in unsern Büchern enthalten wissen. Also ist kein Wunder, daß mancher in den alten Poeten weniger findet, als die Leute vor Zeiten darin gesucht haben. Heute bezeichnet der Name Poet als kaiserlicher Titel eine Art gelehrten Adels, steht aber sonst in großer Verachtung. Die Geistlichkeit des 15. J. wußte keinen Titel, der ihren Gedanken nach die damaligen Philologen heftiger touchiren konnte, und nannten sie durchgehends Poeten. Darum wehrt sich jeder gegen den Namen. Etliche Personen haben freilich die Welt lieber in lauter poetische Schäfereien verwandeln wollen und die Poesie als die Hauptaufgabe ihres Lebens angesehn, welche unter den Leuten einen sonderbaren Stand, auch wol gar eine sonderbare Belohnung verdient hätten; aber diese mußten auf fremde Freigebigkeit lauern. Die Dichtkunst wird erst ästimirt, wenn der Mann etwas anders daneben hat, davon er sich bei Mitteln und Respect erhalten könne, wie Schottel, Harsdörfer, Hoffmannswaldau. Opitz' unsicheres Leben wird gewiß kein Vater seinem Sohn wünschen. Etwas anders sind die Professoren der Poesie, welche je die Verse nur für ein Nebenwerk und als Mittel zu höhern Zwecken ansehn. Sie werden ihre Schüler gewiß lieber anhalten, gute Prediger, Hofräthe u. s. w. zu werden als gute Poeten. Ja der Lehrer, der einen armen Studirenden, der seinen Cursus so rasch als möglich vollenden soll, zu tief in die poetischen Wälder führt, handelt recht wie ein Stiefvater an ihm."

In der Vorrede zu den „überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend" 1668 verlangt Weise ferner, „man müsse die Sachen also vorbringen, wie sie naturell und ungezwungen seien, sonst verlieren sie alle Grace, so künstlich sie abgefaßt wären." Nur die Willkür habe für die Dichtkunst die künstliche Wortfolge erfunden. „Ich versuchte es, ob man dieser gezwungenen Freiheit müßig gehen, und solche Verse machen könnte, welche in allen Stücken der Sprache näher kämen. Es ging an. Ja ich fand, daß man durch dieses Kunststück zu leichten und lieblichen Versen könnte angewiesen werden; da mancher nicht weiß, wo es eigentlich sitzt, daß ihm der Vers weder klingen noch klappen will." „Welche Construction in Prosa nicht gelitten wird, die soll man auch im Verse davon lassen. Auch wo ein erhabener Stil nothwendig, muß sich dieser doch nach dem usu familiari richten." — Er spottet der „poetischen Trichter," der Reimlexica und anderer Anweisungen zur Dichtkunst. Durch Regeln wird Niemand zum Dichter: „alleweil doch die Poeterei gleichsam in der Natur steckt; wo der ganze Mensch und ein rechter Ernst nicht dabei ist,

da wird das Werk allemal unkräftig sein, und was nicht von Herzen kommt, das geht auch nicht zu Herzen."

In diesem Sinn verwarf er ebenso die Nachahmung der antiken Strophen und den ungereimten Vers wie die künstlichen Formen der Italiener, z. B. Sonette, die nur für Schulfüchse seien; in der Theorie ging er auf Opitz zurück, aber sein natürlicher Sinn für den Wohllaut ließ ihn mehr sich an das Volkslied anschließen. Meist fügte er seinen Gedichten die Melodie hinzu: „sie verlieren ihr halbes Leben, wenn sie den rechten Ton verlieren." Es sind leichte Gesellschaftslieder, oft übermüthig und frivol, aber natürlich und nicht ohne Kraft; niederländische Gemälde von Biertrinkern, schnippischen Stubenmädchen, tölpelhaften Hausknechten; im Gegensatz gegen das Schäfercostüm der Rococodichter lieber etwas pöbelhaft als geziert. Der Geruch ist mitunter nicht gut, aber es ist doch Zug in diesen lustigen Gesängen. — Hier einige Proben.

„Willst du dich an Eine binden? Nein, du wirst die ganze Welt voll verliebter Seelen finden, wo dir ja solch' Thun gefällt. Eine schadt fürwahr nicht viel; immerhin, was laufen will! — Suche deine guten Brüder, nimm die Karten und ein Glas, singe neue Possenlieder: — Seele, wie gefällt dir das? — Gelt, es geht so lieblich ein, als wenn wir beim Mädchen sein." —

„Weicht, weicht! ihr eitlen Grillen, und laßt mich ferner ruhn! Ich hab' um euretwillen nun künftig nichts zu thun. Die Lieb' ist nur ein bloßer Schein, wer will deswegen traurig sein? — Soll ich mich nun betrüben, daß meine Liebste sich in Andre will verlieben, so widersetz' ich mich der steten Unbeständigkeit, und mehre nur mein Herzeleid. — Wer will die Vögel strafen, so sie behutsam stehn, und weil die Leute schlafen, aus dem Gebauer gehn? Die große Mutter, die Natur, lockt ihren Lauf in diese Spur." —

„Leipzger Breuhahn schmeckt mir nie, und der Rastrum ist noch schlimmer, aber Leipzger Frauenzimmer, das verlohnt sich noch der Müh'. Dieses macht auf meinem Munde manch' versüßtes Zuckerspiel, daß ich es in einer Stunde mehr als zehmal kosten will. — Braunschweig darf sich ferner nicht auf die Mumme so befleißen, denn die Mümchen hier in Meißen sind was besser zugericht. Breslau mag sich wohl befinden, und im Schöpse lustig sein, doch die Schäfchen bei den Linden gehen uns viel süßer ein." —

„Wir armen Gelehrten, wir haben die Ehre, die Andern indessen besitzen das Geld; drum giebt die witzig und spitzige Welt den Künsten und Sprachen gar selten Gehöre. Sie scherzen mit dieser verächtigen Lehre, weil solche nicht große Ducaten erhält, hingegen der Reiche wird öfter bestellt, als wenn er in Allem viel ehrlicher wäre. Doch bleiben wir fleißig und achten es nicht, wenn irgend ein Esel die Rosen verspricht, der selten was anders

als Disteln gefressen. Wir suchen die Schätze, die nimmer vergehn, und mitten in unserm Gedenken bestehn, so können wir leichtlich das andere vergessen." —

„Wenn wir begehrten, was wir sollten, so ständ' es allenthalben gut, und wir bekämen, was wir wollten. Hingegen wo man das nicht thut, da quält man sich mit Ungeduld; doch hat der Himmel keine Schuld. — Mein Freund, der Stern ist im Gehirne, der dir so unglückselig strahlt, und hinter deiner eigenen Stirne steht dein Verhängniß abgemalt; der Himmel läßt dich wohl in Ruh, sprich du nur selbst dein Ja dazu." —

„Mein Mädchen ist mir gut! Und ob sie gleich zu Zeiten absonderlich vor Leuten, ein bischen spröde thut, so macht ihr Wortgezänke mir gleichwohl einen Muth, daß ich im Herzen denke: mein Mädchen ist mir gut!" u. s. w.

So haben wir die Chanson mit dem Refrain, wie er in Frankreich üblich ist. Der Aufwand an Poesie in diesen Gedichten ist nicht groß, aber was sich davon findet, kommt von Innen heraus.

Außer diesen Liedern enthalten die „überflüssigen Gedanken" noch Lustspiele, die zuweilen sehr in's Gemeine fallen, aber durchweg einen natürlichen Ton anschlagen, auf Beobachtung des wirklichen Lebens zurückgehn, und wenigstens einigen Begriff davon verrathen, was zum Theater gehört: die triumphirende Keuschheit, die betrübte und getröstete Galathea (ein Singspiel, in welchem der plumpe Polyphem überlistet wird) und die beschützte Unschuld (Intriguenstück nach einer italienischen Novelle): im Zwischenspiel unterhalten sich zwei langbärtige Philosophen, zwei Bauern in schlesischer Mundart und zwei Furien. — Gegen den raschen, leicht bewegten Gang und die dreisten Effecte dieser Jugendstücke fallen Weise's spätere Versuche sehr ab, das Beste in ihnen sind die episodisch eingeschobenen Volksscenen. Einige Possen sind ihm noch später gelungen, wenn auch der Effect in der Regel zuletzt auf eine Prügelei ausgeht: der betrogene Betrüger, der bäurische Macchiavell, der politische Quacksalber, der niederländische Bauer (nach dem Vorspiel aus Shakespeare's Taming of the Shrew), Grotesken wie von Adrian von Ostade, bunt genug und in der rohen Bewegung nicht ohne eine Spur von Zierlichkeit. Der Bürger und Schulmann blickt durchweg mit unaussprechlicher Verachtung auf die Bauern herab, die als rohe, halbviehische Tölpel dargestellt werden, für den Gebildeten nur als Fratzen zu gebrauchen.

Wichtiger für den Augenblick waren Weise's satirische Romane; „die drei Hauptverderber in Deutschland" 1671, „die drei ärgsten Erznarren" 1672, „die drei klügsten Leute" 1673, und „der politische Näscher" 1676. — Als Kunstwerke betrachtet, sind sie unter der Kritik; der erste beste Einfall dient Weise zum Faden der Erzählung, er läßt ihn rücksichtslos fallen, sobald er ihm langweilig wird, und man hat ein wüstes Durcheinander. Auch in der

Stimmung und Darstellung des Einzelnen stehn diese Versuche weit hinter Scarron's Roman comique zurück, der einige Jahre früher geschrieben war. Aber als Culturbilder der Zeit verdienen sie Beachtung, wenn man sich auch hüten muß, ihnen auf's Wort zu glauben.

Die „drei Hauptverderber" sind der religiöse Indifferentismus, der heidnisch-classische Geschmack und die ausländische Mode; der „politische Näscher" ist ein Repräsentant des menschlichen Vorwitzes, der sich von dem positiven Recht losreißt und ungebührlicher Lust nachgeht: „daß die Heiden aus dem Licht der Natur nachforschten, wie man in Ruhe des Gemüths leben mochte, das thaten sie aus Noth, denn sie hatten es nicht besser. Doch daß wir bei dem göttlichen Licht zu Heiden werden, und neben dem Brunnen aus der Pfütze trinken, solches macht keine christlichen Profectus." Aehnlich die Gedanken in den „drei klügsten Leuten", einem Buch, das, was die Erfindung und das Gewebe betrifft, an Abgeschmacktheit seines gleichen sucht. Am besten treten die satirischen Einfälle in den „drei Erznarren" hervor.

Die Anlage ist auch hier verfehlt. Eine Gesellschaft reist in Deutschland herum, um die drei größten Narren aufzusuchen; das weiß aber Weise nicht anders zu motiviren, als dadurch, daß ein Testament dem Führer der Gesellschaft vorschreibt, diese Narren in einem bestimmten Platz seines Schlosses abbilden zu lassen. Sie finden so viel Narren, daß sie endlich bei einer Facultät anfragen, und diese entscheidet: die größte Narrheit sei, um zeitlichen Koths willen den Himmel zu verscherzen, die nächstgrößte, aus einer liederlichen Ursache entweder Gesundheit und Leben, oder Ehre und guten Namen in Gefahr zu setzen. — Aber einzelne von diesen Narrenbildern sind sehr ergötzlich ausgeführt.

Mit besonderem Vergnügen verspottet Weise die Sprache der damaligen Galanterie. „Wenn die Weibsbilder ihr 14. Jahr erreichen, so werden sie allerwärts demüthig bedient und schöne Gebieterin genannt. Drum, weil sie hiedurch auf den Gedanken gebracht werden, gleich als wären sie nur der Liebeshändel wegen geboren, so fangen sie an, putzen sich und meinen, ihr ganzer Zierrath bestehe in dem, daß sie den Mann an sich locken können. So machen wir die gebrechlichen Werkzeuge, die Personen deterioris sexus zu großen Göttinen, als wenn wir ihnen die Herrschaft gleichsam durch unsere Huldigung bestätigen wollten. Wie ihr aber wünscht, wenn ihr in den Ehestand tretet, eine Frau zu bekommen, also gewöhnt auch die Jungfrau!" Es wird eine ganze Mustersammlung dieser geckenhaften, den Romanen nachgebildeten Liebesbriefe angeführt: „rechte Liebe braucht andere Reden, die mehr zu Herzen gehn!" — Der erste Narr, dem die Reisenden begegnen, ist ein Ehemann, der sich von seinem Weib reiten läßt; auch Florindo, der Führer

der Gesellschaft, wird seiner eifersüchtigen Zärtlichkeit wegen verspottet; die Ehrbarkeit des Ehestandes wird sehr ernst gewahrt, jede Demüthigung aber vor dem schwachen Geschlecht als eine Unwürdigkeit gerügt.

Ein zweiter Lieblingsstoff ist die Pedanterie der Gelehrten. So wird ein Büchernarr vorgeführt, der alle Büchertitel auswendig weiß, aber keines gelesen hat — damals und mitunter noch jetzt eine sehr beliebte Methode zünftiger Gelehrsamkeit. Die Grundsätze echter Pädagogik werden wiederholt eingeschärft; die philosophischen Secten lächerlich gemacht; die damaligen Streitfragen der Scholastik mit vielem Humor behandelt, z. B. an spatium imaginarum sit substantia? an, si mansissent homines in statu integritatis, excrementa eorum foetuissent? (das hat Weise nicht etwa erfunden!) an tres reges sepulti sint Coloniae? an licentia peccandi pertineat ad jura majestatis? an posita atomorum rotunditate sequatur vacuum in rerum natura? u. s. w. — Ferner: de abstractione abstractissima; de perfectissima republica u. s. w. — Das Resultat ist: vom Nothwendigen wissen wir nichts, weil wir das Nichtige lernen. — Auch von der Virtuosität im Hin- und Herwenden des Syllogismus werden Proben gegeben; der Humor klingt etwa folgendermaßen: Theologus est mortuus, tu non es mortuus, ergo tu non es Theologus. — Nego Minorem. — Cum mortuo igitur disputavi? egregiam vero umbram, quae nullam mihi incussit formidinem! — Ego mortuus sum huic mundo. — Et vivis huic seculo? u. s. w.; man sieht recht das Schmunzeln des wackern Pädagogen über diese Erfindungen. — Auch die gelehrten Aerzte und Juristen kommen schlecht weg.

Die Alamode-Narren nehmen, wie in allen deutschen Satiren seit zwei Jahrhunderten, einen sehr ausgedehnten Platz ein; ferner wird die Unruhe der politischen Abentheurer gegeißelt, die noch von dem Fieber des großen Krieges angesteckt, die weite Welt durchschwärmen; dem Adel wird gerathen, sich im Wetteifer mit dem Bürgerstand auf die Arbeit zu legen, wie der venetianische Adel, sonst werde er verarmen; verschiedene Sorten von Quacksalbern, Schnapphähnen, Possenreißern treten auf; die „Saupossen," die damals in Gesellschaften üblich waren, werden hart getadelt, aber — ausführlich erzählt; der Luxus der Kleider, das Tabakrauchen u. s. w. wird verdammt, aber das Tanzen u. s. w. gegen die strengeren Pharisäer in Schutz genommen. Gegen die Titelsucht der Deutschen wird manches Gute gesagt. Ueberall bemüht sich Weise, die ächte Höflichkeit einzuschärfen und Anweisung zu geben, wie man ohne Nachtheil seiner Ehre die Vornehmen gewinnen könne.

Viel gesunder Menschenverstand und wenig Schönheitssinn; viel scharfe Beobachtung und ein beschränktes Gemüthsleben; ein gutes Auge und mäßige

Gedanken. Um Weise's Bedeutung für seine Zeit zu würdigen, muß man in Anschlag bringen, daß Thomasius' und Gundling's satirische Schriften von den seinigen in der Form kaum zu unterscheiden sind. Nur verfolgen sie mit ihren Witzen ein bestimmtes Ziel, während er im unbefangenen Behagen, ohne eigentliche Absicht, rechts und links um sich schlägt.

1678 wurde er Rector in Zittau, wo er bis an seinen Tod (21. Oct. 1708) blieb; die ganze Lausitz ist bei ihm in die Schule gegangen, er hat eine Menge Lehrbücher und kleinere gelehrte Arbeiten verfaßt; die Hauptsache aber ist seine dramatische Thätigkeit. Daß Lessing einmal etwas vom Shakespeareschen Geist in ihm finden wollte, ist einer von den unberechenbaren Einfällen des großen Mannes; die Stücke sind steif und langweilig, die Sprache zwar ohne Schwulst, aber unbeholfen und hölzern, und natürlich nur, wo die Posse eben ans Gemeine streift. Ueber das, was er bezweckte, hat er sich selber am deutlichsten ausgesprochen; es genügt zugleich, von seiner Art einen Begriff zu geben. —

In der Vorrede zu „Lust und Nutz der spielenden Jugend" 1690, womit Weise seine dramatische Production vorläufig abschloß, erklärt er, ursprünglich keine Inclination dazu gehabt zu haben: sonst hätte ihn sein Amt als Professor Poeseos et Politices wohl dazu veranlassen können. „Nach der Zeit bin ich von Gott an einen Ort berufen worden, da man von hundert Jahren her die Jugend mit Komödien aufgemuntert hat, und da wol vor diesem dem Rector gleichsam ein Defect zugezogen worden, wenn er sich zu solchen Exercitiis etwas beschwert hat befinden wollen. Also habe ich der Gewohnheit nachgelebt, und weil sich fremde Stücke mehrentheils weder auf den Ort noch auf die Personen, am allerwenigsten auf die gute Intention zu schicken pflegen, so habe ich die unvergleichliche Geduld über mich genommen, bei gesuchten Nebenstunden, ohne den geringsten Abgang meiner ordinär- und extraordinär-Arbeit alle Jahre drei Spiele meinem Amanuensi in die Feder zu dictiren... Weil es auch eingeführt ist, daß man drei Tage nacheinander was neues hat sehen wollen, so machte ich bald im Anfang die Eintheilung, daß erstlich etwas Geistliches aus der Bibel, darnach was Politisches aus einer curiösen Historie, letzlich ein freies Gedicht, und in solchen allerhand nachdenkliche Moralia die Zuschauer bei dem Appetit erhalten müssen. — 1679 machte ich den Anfang: Jephtha; Marschal d'Ancre; der bäurische Machiavell. 1680: Isaaks Opferung; der Zustand in Deutschland vor und nach dem Nymvegischen Frieden unter dem Gedicht des verzagten und wiedergefundenen Irenio; das dreifache Glück der Stadt Leipzig, unter dem verliebten Gedicht vom Philyrus; nebst einem lustigen Nachspiel von der Tannzapfen und Narrenkolbenzunft. 1682: Jacobs doppelte Heirath; der Hauptrebell Masaniello; die beschützte Unschuld, nebst

einem (ziemlich unfläthigen) Lustspiel von Tobias und der Schwalbe. 1683: David; Bercleji Sicilianische Argenis; ein Lustspiel von der verkehrten Welt. 1684: Nebukadnezar; Reynerus König in Schweden; ein Lustspiel vom politischen Quacksalber. 1685: Ahab und Naboth; der Fall des Günstlings Olivarez; ein Lustspiel von der klugen Thorheit und thörichten Klugheit der Welt. Noch in demselben Jahr: Salomon; die verstockte Princessin Ulrika aus Dänemark; ein Lustspiel von dem träumenden Bauer in Niederland; nebst einem musikalischen Zwischenspiel. 1686: Absalom; die Treue der Stadt Zittau gegen König Wenzel; ein Lustspiel vom fremden Curiositätenmeister. 1687: Athalia; der Fall des Marschall Biron; ein Lustspiel. 1688: Hiob (mit vielen Engeln, doch ohne die Person des Satans); Herodes und Mariamne; die unvergnügte Seele nebst einem lustigen Anhang von der Martinsgans. 1689: Joseph; Carl Stuart und der Eichbaum; der unglückselige Politicus."

„Anfangs zwar habe ich etliche Stücke durch den Druck bekannt gemacht; habe auch erfahren, daß sie an verschiedenen Orten nachgespielet worden. Aber nachmals ging ich davon ab. Denn ich mußte garzuviel Personen accommodiren, welche mehrentheils was rechts wollten zu agiren haben. Ja es mußten auch kleine Knaben mit guter Manier eingemischt werden, daß sie bei rechter Zeit sich zu einer anständigen Hardiesse bequemen lernten. Inmittelst konnte ich nicht davor, wenn der Invention einige Gewalt geschehn mußte. Die Personen, welche nach Anleitung der Historie sollten auf dem Platze sein, die mußten davon bleiben, damit die andern was zu reden bekamen. Und also liefen viele Intriguen, viel Affecten, viel lustige Händel mit unter, welche sonst zurückblieben wären. — Nächst diesen merkte ich wohl, daß die Stücke, welche beinahe hundert Personen bedürften, anderswo nicht so leicht würden anzubringen sein. Ich wußte selber nicht, ob ich ein Stück, das ich mit gewissen Leuten wohl aufgeführt hätte, wenig Zeit danach zuwege bringen würde, wenn die Hauptpersonen entweder weggezogen, oder die Weibsbilder um ihren Discant kommen wären. Denn in den meisten Dingen sah ich auf der Leute Naturell, welche die Personen haben sollten: waren sie munter oder schläfrig, trotzig oder furchtsam, lustig oder melancholisch, so accommodirte ich die Reden auf solche Mienen und auf einen solchen Accent, daß sie nothwendig ihre Sachen wohl agiren mußten."

„Es ist von den vorigen Zeiten her die Mode bei uns, daß die Zuschauer gern fünf Stunden aufgehalten werden. Nun habe ich die Mensur allemal sehr fleißig in acht genommen, habe auch deswegen etwas mehr Personen mit anbringen können. Doch wer die Manier zu dirigiren nicht recht weiß, wie alles an einer Schnur nach einander fortgehn muß, dem will ich gern acht

Stunden geben, ehe er die Zuschauer dimittiren kann. Wenn ein langes Spiel nicht soll verdrießlich werden, so muß alles hurtig nach einander fließen, daß ein Affect gleichsam den andern treibt. Wenn meine Spiele gleich über die Zeit währen sollen, so durfte ich mir keine Sorge machen, als wenn ich den Zuschauern würde verdrießlich sein. Weil man entweder auf einen Sohn oder sonst auf einen Freund warten mußte, der endlich zu guter Vergnügung herauskam, so konnte die Zeit nicht lange währen."

„Ferner habe ich etwas gemerkt, warum sich meine Komödien nicht so gut im Buche lesen als auf der Bühne präsentiren lassen. Denn es sind viel Personen, welche nicht den hochdeutschen Accent, wie er im Buch steht, behalten dürfen, sondern sie müssen sich nach dem Dialekt richten, der bei uns auch unter gelernten Leuten in acht genommen wird. Wo sie das nicht thun, so kommen die weisen Sprichwörter und andere scharfsinnige Reden gar todt und gezwungen heraus. Man hält insgemein dafür, daß die niedersächsischen Possenspiele sich besser präsentiren als die hochdeutschen. Die Niedersachsen bleiben bei ihrer familiären Pronunciation, damit ist alles lebendig und naturell: hingegen die Hochdeutschen reden oft, als wenn sie Worte aus der Postille lesen sollten; damit werden dem Auctori die besten Inventiones verdorben. Soll das Sprichwort wahr bleiben: Comoedia est vitae humanae speculum, so muß die Rede gewißlich dem menschlichen Leben ähnlich sein. Ein Cavalier, ein vornehmes Frauenzimmer, ein liederlicher Kerl, ein gemeiner Mann, ein Bauer, ein Jude muß den Accent führen, wie er im gemeinen Leben angetroffen wird. Blos bei fürstlichen Personen läßt man das gezwungene Hochdeutsch passiren. Denn die meisten Zuschauer sind nicht viel dabei gewesen, wo Fürsten und Herren zu reden pflegen, und also hilft die fremde Pronunciation dazu, daß sie sich was Ungemeines dabei einbilden."

„Ist es wahr, daß man mit Plauto und andern lateinischen Comicis der Latinität sonderlich helfen kann, so werden diejenigen auch was nütze sein, welche diesen Zweck in der Muttersprache suchen; wo es sich anders so verhält, daß die Muttersprache nicht ganz angeboren wird, sondern daß sie auch durch allerhand gute Mittel zu einiger Annehmlichkeit gelangen kann."

„Was die Realia betrifft, so geht wohl alles dahin, daß die Regeln der Tugend und der Klugheit in anmuthigen Reden und Exempeln recommandirt werden. Ja wenn die Schaale von außen etwas lustig, oder so zu reden liederlich scheint, so ist doch allemal ein nützlicher Kern darin anzutreffen. Wenn ich alle Stücke zusammen anführen sollte, so würde mir in der Theologia morali, in der Ethica und Politica wenig fehlen, das ich nicht mit ziemlichem Nachdruck berührt hätte. — Daß eine liederliche Person, die Umstände wohl

zu exprimiren, etwas redet, davor sich ein Zuschauer entsetzen und einen heimlichen affectum pudoris oder indignationis annehmen soll, das bringt die Historie und der Lauf der Invention so mit. Der weise Salomo führt in seinen Sprüchen die Rede eines unzüchtigen Weibes an, gewiß nicht, daß wir also reden, sondern daß wir uns davor entsetzen sollen, und daß wir uns bei Zeiten in christlicher Großmüthigkeit gefaßt machen, dergleichen Discurse ohne alles Aergerniß vorbeizulassen."

„Ich weiß wohl, was ein Christ de verbo otioso halten soll, will aber nicht hoffen, daß ein lustiges Wort, welches auf Tugend und Klugheit gerichtet ist, als unnütz und vergeblich könnte verworfen werden. Das Lachen kann nicht ganz verboten werden. Gott hat uns eine Verwunderung eingepflanzt, daß wir die Sachen artig mit einander vergleichen können, daher entsteht die Inclination zu lachen. Nun hat uns Gott keinen Affect gegeben, der nicht zu gewisser Zeit wohl könnte gebraucht werden. Die Sehnsucht nach der Person eines andern Geschlechts, die Begierde zum Essen und Trinken, die Rache, die Ehrsucht, und was man bei sich fühlt, wird in gewissen Fällen durch anständige Moderation der christlichen Klugheit wohl angewendet. Also wird es auch zu verantworten sein, wenn man unterweilen ein freies Stündchen in einer lustigen Verwunderung und in einem müssigen Lachen zubringt."

„Will man auch wissen, was der P i c k e l h e r i n g oder sonst die lustige Person zu bedeuten habe, da doch im gemeinen Leben solche Leute niemals mit unter laufen, so meinen zwar etliche, man könne die Person nicht entrathen, dieweil die Austerität der Action vornämlich in Tragödien damit müsse temperirt werden. Allein wenn es sonst kein ander Absehn hätte, so wollte ich was hohes verwetten, die Zuschauer allemal bei guter Lust zu erhalten, und doch dabei keinen Narren zu gebrauchen. Inmittelst weil es bei allen Nationen gleichwohl aufkommen ist, so muß ich die Person aus einem bessern Fundament herausſuchen. Die Sache beruht auf einer Prosopopoeia. Denn ein jedweder Mensch ist so gesinnt, daß er über anderer Leute Verrichtungen sich verwundert, und wo nicht öffentlich, dennoch im Herzen eine kleine Satyram darüber macht. Absonderlich wenn etliche Personen auf dem Theater vorgestellt werden, so geschieht es darum, daß die Zuschauer sich dabei verwundern und von der Sache selbst ernsthaft oder höhnisch räsonniren sollen. Damit nun den Leuten in solcher Verwunderung gleichsam eine Secunde gegeben werde, so wird eine Person dazu genommen, welche gleichsam die Stelle der allgemeinen satyrischen Inclination vertreten muß. Die Leute, welche mir helfen müssen, wenn ich dergleichen Sachen dictire, die werden es bezeugen, daß mir keine Scene so schwer und mühsam vorkommt, als wenn ich einen lustigen und satyrischen Kerl mit guter Manier soll reden lassen."

„Daß ich viel Wesens machen soll, wie das Artificium beschaffen ist, das ist unvonnöthen. Wer ein Ingenium dazu hat, der wird sich selber finden, und wer keine Naturalia dazu hat, der wird sich aus meinen Regeln schlecht erbauen. Das einzige will ich erinnern: man bemühe sich, daß viele inexpectata herauskommen, in allen Scenen lasse man einen penetranten Affect hervorspielen, der in derselben Scene das Leben macht, und allemal lasse man die Affecten contrār auf einander folgen, daß die Zuschauer in immerwährender Veränderung erhalten werden, so wird das andere schon beliebt sein." —

---

Zur vollständigen Abrundung dieses Gemäldes gehört ein Blick auf die gleichzeitige Entwickelung des Auslandes. Es kann hier nur von Frankreich die Rede sein. Zwar übt dem Anschein nach die Literatur der Engländer, Italiener, Spanier, ja der Niederländer einen viel unmittelbareren und durchgreifenderen Einfluß auf die deutsche aus; die italienischen Dichtungen werden in Masse übersetzt, ihre schwülstige Manier mit großem Eifer nachgebildet; die Stoffe des englischen und spanischen Theaters werden durch die herumziehenden Banden bekannt gemacht, und selbst die Form unserer Bühne, wenn hier von Form überhaupt die Rede sein kann, erinnert weit mehr an Shakespeare und Calderon als an Corneille. Aber es sind nur die rohen Elemente, die von dem einen Volk auf das andere übertragen werden; die Gesammtbildung Deutschlands hat zur Gesammtbildung der Engländer, der Spanier, der Italiener nicht das mindeste Verhältniß. Dagegen hat jeder Gebildete in Deutschland eine sehr bestimmte Vorstellung davon, was in Frankreich vorgeht: sei es Vorliebe, Bewunderung oder Mißgunst, er muß sich damit beschäftigen.

Unsere Nationalbildung seit Klopstock und Lessing hat sich in einem harten Kampf gegen die Franzosen entwickelt, deren Nachahmung unserm Nationalgefühl alle Selbstständigkeit zu rauben schien; die Folge war eine tiefe Geringschätzung der französischen Literatur. Da die Gefahr völlig beseitigt ist, da die jüngere französische Literatur selbst sich dem Einfluß ihrer classischen Vorbilder entzogen hat, so macht es keine Schwierigkeit mehr, das Urtheil zu revidiren. Welche Stellung das Zeitalter Ludwig's 14. mit seinen berühmtesten Schriftstellern in der Weltliteratur einnehmen wird, darauf kommt es hier weniger an, als auf die Frage: ob es innerhalb des 17. Jahrh. im Verhältniß zu den übrigen Völkern Europa's einen für das Nationalbewußtsein gün-

stigen oder ungünstigen Gang genommen hat. — Eine unbefangene Prüfung wird ergeben, daß damals die Franzosen die größten Fortschritte gemacht haben, und den richtigsten Weg gegangen sind.

Freilich wurde dieser Weg nicht durch die Volkskraft gefunden, sondern zum großen Theil von oben vorgezeichnet. Frankreich wurde zur Nation durch seine Monarchie. Heinrich 4. und Richelieu gaben nach Besiegung der innern Zerwürfnisse der nationalen Kraft die Richtung auf die auswärtige Politik; mit Härte und unter vielen Gefahren brachten sie den störrigen Adel und die störrige Kirche allmälig dahin, politisch zu denken und sich aus dem engen Bezirk des Junkerthums heraus an einen größeren Blick zu gewöhnen. Der große Cardinal konnte das Werk nur halb vollenden, weil ein Premierminister die Monarchie nur unvollständig vertritt. Erst Ludwig 14. gelang es, den Adel des Frondirens zu entwöhnen, welches wohl gegen einen Parvenu, aber nicht gegen die Majestät eines Königs angebracht war, der wirklich selbst regierte und dessen Glanz alle übrigen Monarchen Europa's in Schatten stellte. Heinrich 4. und Richelieu hatten die unumschränkte Monarchie im Kampf gegen den Adel hergestellt, Ludwig 14. beherrschte den Adel, und der Adel war damals die französische Nation.

Der französische Adel war damals nicht ein bloßes Junkerthum. An einem glänzenden und hochgebildeten Hof versammelt, mußte er seinen Rang zugleich durch seine Bildung rechtfertigen. Der damalige Gelehrtenstand sowie das Beamtenthum gehörten halb zu ihm, und alle drei zusammen bildeten eine regierende Klasse, die um das Königthum gruppirt wohl eine Nation darstellen konnte. Etwas war hohl in diesem stattlichen Gebäude. Wer sich blenden ließ durch das majestätische Versailles mit seinen Renaissance-Schlössern und seiner Architektur, die selbst die Landschaft unterwarf, durfte nur in die Vorstadt St. Antoine gehn oder in ein beliebiges Dorf, so fand er das Elend, die Roheit und die Unwissenheit. Die Aristokratie hatte ihre Stellung auf Kosten des gemeinen Volks gewonnen, das von ihr durch eine unermeßliche Kluft getrennt war, das in keiner Weise zur Nation gehörte. In diesem Mißverhältnisse lag der Keim zur Revolution, wobei man nur hinzufügen muß, daß diese Revolution Frankreich keineswegs zu Grunde gerichtet hat.

Die Kirche spielte in Frankreich eine sehr große, aber doch nur die zweite Rolle; sie war durch die Politik befestigt worden und mußte der Politik dienen; sie war vor Allem französisch. Auch hier schließen sich die Bestrebungen von Heinrich 4., Richelieu und Ludwig 14. (in der ersten Hälfte seiner Regierung, denn gegen das Ende derselben fiel er aus Hochmuth in Bigotterie) eng an einander. Die Hierarchie war nur in anderer Weise wie die Aristokratie die Stufenleiter, welche vom Thron zum Volk herunter führte. Selbst als die

Freiheiten der gallicanischen Kirche durch die Monarchie preisgegeben wurden, blieb Paris ihr Mittelpunkt, nicht Rom. Die hohen Geistlichen standen auf der Höhe der Nationalbildung, sie trieben Philosophie, Sprachen und Literatur, sie suchten nicht blos vor der Kirche, sondern auch vor der Academie zu glänzen. Wenn ihre Glaubenssätze in vielen Punkten dem Gemeinbewußtsein widersprachen, so trugen sie dieselben doch in einer Form vor, die dem gebildeten Gemeingefühl der Nation verständlich war; sie beriefen sich auf seine Logik, ja auf seine sittlichen Voraussetzungen.

Nichts macht uns so ungerecht gegen eine bestimmte Literatur-Periode, als wenn wir die Poesie von der Prosa trennen. Das Zeitalter Ludwig's 14. ist auch darum ein nationales, weil beides auf gleicher Höhe stand. Es war ein namenloses Glück für die Entwickelung der französischen Sprache, daß Descartes sein erstes großes Werk Discours de la methode pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences 1637 französisch schrieb. Er erklärte darin der Scholastik den Krieg, nicht blos in Bezug auf den Inhalt, sondern durch die Sprache selbst. Weil seine Philosophie davon ausging, den Inhalt der bisherigen Metaphysik als eine Reihe von Vorurtheilen abzuschütteln, und die Prüfung der sinnlichen und übersinnlichen Welt von Neuem zu beginnen, so wies ihn das Medium seines Denkens, die Sprache, darauf hin, sich an Stelle der bisherigen scholastischen Terminologie auf das Gemeingefühl und den Gemeinverstand zu stützen; er erzählte in natürlicher ansprechender Form die Geschichte seines eigenen Denkens, und veranlaßte Jeden, der ihn las, daran Theil zu nehmen, mit der eigenen Seele dem Gang der seinigen nachzugehen. So gewann die Metaphysik, die in der Regel nur für Schulen ist, durch ihn zugleich ein psychisches Interesse, das einzige, durch welches sich das Volk an der Philosophie wirklich betheiligen läßt.

Er hat seine Philosophie später für die Schulen auch lateinisch ausgearbeitet und sich damit in den Lehrbüchern der allgemeinen Geschichte der Philosophie ein Bürgerrecht erworben. Viel bedeutender aber war er als Begründer einer nationalen Philosophie; aus ihm haben die Franzosen bis auf den heutigen Tag gelernt zu denken, sich und Andern ihre Gedanken klar zu machen.

Auf die letzten Resultate seiner Philosophie kommt weniger an als auf den Ausgangspunkt derselben. Für den unmittelbaren Erfolg war es freilich wichtig, daß sich seine Philosophie auch zur Rechtfertigung der herrschenden Glaubensmeinungen verwenden ließ, daß Bossuet sie als Stütze seines orthodoxen, Arnauld als Stütze seines ketzerischen Systems benutzte; daß mit Ausnahme der Jesuiten, welche die alte Scholastik vorzogen, sich alle Parteien in Frankreich mehr oder minder als Cartesianer betrachteten. Aber die Haupt-

sache war, daß er als Mathematiker von Profession seine Richtung hauptsächlich auf die sogenannten exacten Wissenschaften wandte und daß es seitdem für die Begriffe Wissenschaft und Naturwissenschaft im Französischen nur einen Ausdruck giebt. In der Form seines Denkens von Lord Bacon unendlich verschieden, da er sich sein System mathematisch construirt, während dieser das seinige aus der Breite der Erfahrung sammelt, kamen beide in der Richtung doch überein: die Philosophie ist für sie die Kunst neue Wahrheiten zu entdecken und neue Erfindungen zu machen. Die Aufklärung lehnt sich seitdem in Frankreich wie in England an die Naturwissenschaft.

Vergleicht man den Discours mit den Schriften aus dem vorhergehenden Jahrhundert, namentlich mit Montaigne und Rabelais, so macht sich ein ungeheurer Abstand fühlbar, ein viel größerer Abstand, als zwischen Descartes und einem beliebigen Schriftsteller der Gegenwart. Diese Umwälzung der Sprache ist vor sich gegangen, bevor von einer Einwirkung der Academie die Rede sein konnte; sie ist also nicht künstlich gemacht, sondern aus dem Geist der Nation heraus und aus den veränderten Zeitumständen zu erklären.

Denn freilich hat die Academie sehr viel dazu beigetragen, für die Nation, d. h. für die herrschende Klasse, die Sprache zu fixiren. Wir haben bis jetzt nur auf die Nachtheile dieser Einrichtung unsere Aufmerksamkeit gewandt, die in der That, namentlich in der lyrischen Sprache, nicht zu verkennen sind, obgleich auch hier noch andere mitwirkende Umstände in Betracht gezogen werden müssen. Aber im Ganzen überwiegen die Vortheile. Es ist ein grober Irrthum, wenn man glaubt, durch strenge Uebung der Grammatik werde die Sprache unbeholfener und steifer: ein eben so grober Irrthum, als wenn man annähme, der Tanzmeister hebe die Anmuth, der Fechtmeister hebe die Kraft auf. Die Franzosen jenes Jahrhunderts verstanden zu tanzen, zu fechten, zu reden und zu schreiben, nicht blos weil sie eine natürliche Anlage dazu besaßen, sondern auch weil sie es gelernt hatten. Wer von der Steifigkeit der damaligen Sprache redet, denkt wohl immer nur an den Télémaque, den er in der Schule gelesen, oder an die französischen Tragiker, deren Satzbau in der That viel zu wünschen übrig läßt. Liest man aber Pascal, Scarron, Lafontaine, Molière, so muß man sehr strenge Anforderungen mitbringen, wenn man in dieser Sprache Anmuth, Leichtigkeit der Bewegung, Kraft und Energie vermißt. Diese Männer denken frei und kühn, und es fehlt ihnen nicht die Gabe, zu sagen, was sie denken; sie plaudern lustig und voller Erfindung, und das Behagen, das sie dabei empfinden, pflanzt sich auch in die Seele ihrer Zuhörer fort. Wir haben seit den elenden Zu-

ständen des 17. Jahrhunderts in der Sprache und Literatur riesenhafte Fortschritte gemacht, trotzdem fällt uns noch heute, selbst bei der Lectüre unserer bedeutendsten Schriftsteller zuweilen die bescheidene Frage ein, ob es nicht noch immer gut wäre, uns einmal auf das Studium der deutschen Grammatik zu legen.

Corneille, Racine und die andern Tragiker werden in der Weltliteratur, wenn man die schöpferische Kraft in Anschlag bringt, neben unsern großen Dichtern nicht genannt werden können, geschweige neben Shakespeare. Aber sie haben einen andern sehr bedeutenden Vorzug, sie geben von dem damaligen sittlichen Bewußtsein ihrer Nation ein deutliches und im ganzen ideales Bild. Die Kunstform, auf die sie und ihre Zeitgenossen das größte Gewicht legten, ist gerade das Schwächste an ihnen; aber so gut die zierlichen, eitlen, vom Tanzmeister geschulten französischen Edelleute jener Zeit mit dem Degen umzugehen wußten, so gut verstehn auch diese überwiegend rhetorisch begabten, in die Regel eingeschnürten Dramatiker, wo es darauf ankommt, den Ton starker Leidenschaft anzuschlagen, nur nicht den tieferen Ton des Gemüths.

1687 hielt der junge Academiker Perrault einen Vortrag, worin er nachzuweisen suchte, die Alten seien von uns in allen Stücken übertroffen. Boileau, der für den unfehlbaren Richter des Geschmacks galt, der sich als Gelehrter eben so fühlte, wie als Dichter und Kunstrichter, gerieth darüber in heftige Aufregung; da bemerkte ihm der gelehrte Bischof Huetius mit spöttischem Lächeln: „das geht uns mehr an als Sie." Der gelehrte Huetius hat eine Menge sehr gelehrter lateinischer Werke geschrieben, in Bezug auf Belesenheit im Alterthum war er einer der letzten von jenen wunderbaren Naturen der Renaissance, die ganz in Arbeitskraft aufgingen; ihm mußte der gute Boileau mit seiner dilettantischen Kenntniß wie ein Schulknabe erscheinen. Indeß Alles hat seine Zeit. Huetius lebt allerdings noch in den Annalen der Gelehrsamkeit, aber Boileau, wenn auch zugleich Belletrist und Pedant, hat im Verein mit den übrigen Dichtern durch correcte und geschmackvolle Ausbildung des Französischen es dahin gebracht, daß die Sprache Ludwig's 14. noch lange nach dem Tode dieses mächtigen Königs die Weltsprache bleiben konnte.

In Ludwig's 14. streng monarchischem System war der Spott und die Frivolität, welche die Franzosen nur ungern verläugnen, wenigstens auf der Oberfläche der Gesellschaft zum Schweigen gebracht. Alles sah ehrbar, moralisch und christlich aus, und die feierliche Majestät des Königs wirkte wenigstens theilweise auf seine Umgebungen zurück. Aber im Stillen wucherte der altfranzösische Geist noch immer fort. Die Edelleute

der Fronde, die keinen Straßentumult mehr anstiften konnten, entschädigten sich durch Stachelreden in den Salons; wenn die anerkannten Maitressen eine ehrbare Haltung zeigen mußten, so erholte man sich in geheimen Orgien; und als nun allmälig die Renaissance in den Rococostil überging, da bereiteten sich im Stillen die Sitten der Regentschaft vor und das Zeitalter Voltaire's.

# Erstes Buch.

## Leibnitz und der Pietismus.

1681 bis 1719.

Die Signatur der absterbenden Periode war der spießbürgerliche Zunftzwang im Staat, Kirche, Universität, Schule, Gemeinde, in den Ständen und im Familienleben; die neue Zeit beginnt mit der bewußten und stark hervortretenden Gegenwirkung.

Diese Gegenwirkung geht von zwei Seiten aus.

Die eine ist volksthümlich: das lebendige Gefühl, zunächst in der religiösen Form, empört sich gegen die Abstraction der Lehre und gegen den kirchlichen Zunftzwang; sie kämpft mittelbar für die individuelle Freiheit, indem sie die Andacht der Einzelnen isolirt. Im Namen des wahren Christenthums klagt sie die Kirche an. — Dies ist der ursprüngliche Pietismus, der zwar im geistigen Zusammenhang mit Schwenkfeld, Weigel, Arnd u. s. w. steht, sich aber dadurch von ihnen unterscheidet, daß er seine Klagen praktisch macht und alle dem Zunftzwang feindlichen Richtungen (Thomasius, die Mystiker, die Schule des Grotius) unter seiner Fahne vereinigt. — Der Führer ist Spener. —

Die andere Gegenwirkung ist weltbürgerlich: sie bekämpft das Pfahlbürgerthum durch die Bildung und Philosophie des Auslands; sie sucht den Verstand und das Denken vom Zunftzwang der Facultäten zu befreien, indem sie den Blick von den engen Winkeln und Zäunen der deutschen Kleinstaaterei auf die großen Weltverhältnisse lenkt. Sie hat zunächst mit dem Volk gar nichts zu thun; Leibnitz — denn von diesem ist die Rede — denkt zunächst nur an die wahrhaft Gebildeten Europa's; erst als die Schulmeister durch seine Schriften erzogen sind, wird die Bewegung deutsch und gestaltet sich zum Rationalismus.

Es dauerte etwa 40 Jahre, bis der Pietismus die Herrschaft über die Kirche errang; von da an (von 1720) beginnen seine Kämpfe gegen den Rationalismus, und der Gegensatz dieser beiden Weltanschauungen dauert fort, bis ein neues Leben, von beiden angeregt und mit beiden im Kampf, in Deutschland aufgeht (1750). Der Prophet dieses neuen Lebens ist Klopstock. —

---

Spener war 13. Jan. 1635 zu Rappolsweiler im Elsaß geboren. Sein Vater, Beamter des regierenden Grafen von Rappolstein, hatte ihn von frühester Kindheit zum Dienst der Kirche bestimmt; die Familie hatte sich in ihrer Frömmigkeit hauptsächlich an Arnd's „wahrem Christenthum" geschult. Am meisten beschäftigte sich mit dem Knaben die Gräfin Agathe, die noch bei ihrem Tode 1648 für ihn betete, er möge ganz von aller weltlichen Eitelkeit abgezogen werden. Die Neigung zur Selbstquälerei, so häufig bei dem spätern Pietismus, war ihm fremd, weil die religiöse Atmosphäre seiner Umgebung und seine eigene Gemüthsanlage ganz übereinstimmten; nur einmal, in seinem zwölften Jahr, hatte er starke Gewissensbisse wegen eines Tanzes. Er besaß weder starke Leidenschaften noch ein reiches vielseitiges Gemüthsleben; von innern harten Kämpfen findet sich in seinem Leben keine Spur: seine Frömmigkeit blieb immer auf dem geraden Wege. — 1651 bezog er die Universität Straßburg, wo der Prediger Johann Schmidt (geb. 1594, † 1658) zu den Wenigen jener Zeit gehörte, die sich von aller Polemik frei hielten. Zuerst legte er sich auf Sprachen und Geschichte; im Hebräischen wurde er von einem Juden unterrichtet. Das Studium des Hugo Grotius gab ihm einen freien Blick in die Rechtsverhältnisse. Erst 1654, nachdem er Magister geworden, begann er seine eigentlich theologischen Studien, unter Dannhauer (1603—1666) und Sebastian Schmidt (1617—1696); gleichzeitig wurde er Hofmeister bei zwei jungen Pfalzgrafen, was ihn veranlaßte, sich auf die Genealogie zu legen. Schon damals enthielt er sich Sonntags nicht blos aller weltlichen Ergötzlichkeit, sondern selbst solcher theologischen Studien, die zwar gelehrter, aber nicht frömmer machen, und beschäftigte sich nur mit dem Lesen erbaulicher Schriften oder mit frommen Meditationen in Prosa und Versen, versammelte auch wohl einige gleichgesinnte Freunde, mit denen er geistliche Lieder sang und fromme Gespräche führte.

1659 ging er nach Basel, wo er sich unter Buxtorf (1599—1664) in den morgenländischen Sprachen weiter fortbildete; von da nach Genf, wo ihn ein Jesuit in die Geheimnisse der Heraldik einweihte, einer Wissenschaft, in der er es bald sehr weit brachte und die, zum Theil seiner vornehmen Bekanntschaften

wegen, neben der Genealogie bis in sein spätes Alter sein Steckenpferd blieb. Ein alter Waldenser zeigte ihm neue Perspectiven in der Kirchengeschichte: der Mystiker Labadie*), damals Prediger in Genf, machte ihm auch von dieser Seite das Christenthum verständlich. In Spener's Natur lag eigentlich wenig Mystisches; aber von dieser Zeit an behielt er eine gewisse neugierige Vorliebe für jene Grübler und ihr unklares, aber reiches Gemüthsleben.

Nachdem er den Grafen von Rappolstein nach Stuttgart begleitet, ging er nach Straßburg, wo er Merz 1663 eine Predigerstelle erhielt und zugleich historische, geographische, politische und endlich auch theologische Collegia las.

Im folgenden Jahr erlangte er die theologische Doctorwürde und heirathete an demselben Tag Jungfrau Susanne Ehrhard, mehr nach dem Rath seiner Familie als aus eigener Bewegung; aus Besorgniß, daß der ihm natürliche Ernst ihn hindern möchte, einer jungen Frau so liebreich zu begegnen als sie verlangte, hatte er sich vorgenommen eine Wittwe zu heirathen, die einen störrischen Mann gehabt, damit es ihr um so leichter werde, sich an ihn zu gewöhnen. Doch hatte er später Veranlassung für den Ausgang Gott zu danken: „da er mir eine solche Ehegattin bescheert, die mich treulich liebt, mit Freundlichkeit begegnet und neben christlichem Gemüth mit genugsamem Verstand der Haushaltung begabt, auch dazu wohl gezogen gewesen, also daß ich nicht nöthig hatte, mich der Haushaltungssorgen anzunehmen, sondern durfte solche sammt der Kinderzucht auf sie ankommen lassen, so mir wol eine der vornehmsten Erleichterungen meines Amts worden ist. So zierte sie auch mein Amt mit einem solchen eingezogenen Wandel, daß dasselbe von ihr keinen Nachtheil hatte." Er hatte aus dieser Ehe elf Kinder.

Als ihm die Stadt Frankfurt a. M. ihre erste Pfarrstelle antrug, wandte er sich an den Rath von Straßburg und setzte ihm die Gründe für und wider auseinander, mit der Bitte an seiner Statt über sein Schicksal zu bestimmen. Das Urtheil des Raths und der Facultät fiel dahin aus, der

---

*) Geb. 13. Febr. 1610 zu Bourg, wurde im 14. Jahre wider Willen seiner Mutter Jesuit, trat aber 1639 wegen religiöser Scrupel aus dem Orden, der ihn seitdem mit bitterm Haß verfolgte. 1643 näherte er sich in Paris den Jansenisten, mußte sich aber verborgen halten; einmal konnte er seinen Feinden nur in Carmeliter-Tracht entgehn. Auf einem Schlosse bei Toulouse schrieb er les élévations de l'esprit à Dieu, trat gleich darauf 1650 zu Montauban zur reformirten Kirche über, und blieb 1659—1666 in Genf, von wo er, von einigen Schülerinnen begleitet, nach Seeland ging. Wegen seiner Kämpfe gegen die Geistlichkeit 1669 entlassen, gründete er eine eigene Gemeinde, die er zuletzt 1672 nach Altona verpflanzte, wo er 13. Febr. 1674 starb. In den letzten Jahren wurde seine Richtung immer schwärmerischer, und gewann durch seine Schriften zahlreiche Anhänger.

Ruf sei von Gott und er müsse ihn annehmen. So kam er 20. Juli 1666 in Frankfurt an und erregte gleich durch seine erste Predigt Aufmerksamkeit. Mit Vermeidung aller scholastischen und rhetorischen Kunststücke hielt er sich einfach an die Sache. „Ich habe von der Zeit an, da ich einigermaßen die Realia habe fassen lernen, alle rhetorischen Vorschriften bei Seite gesetzt, so daß ich mich ihrer kaum mehr erinnere." In Bezug auf das lutherische Grunddogma sagte Spener: „allerdings macht nur der Glaube selig, aber daß er da ist, zeigt sich nur in den Werken. Es ist nicht möglich, daß der Glaube in einem Herzen wohnt, welches sich in die Lüste und Güter dieser Welt verliebt, und um derselben willen seines Heilands Regeln zuwider lebt; nicht möglich, daß derjenige das unschuldige Leiden Jesu mit wahrem Glauben gefaßt habe, der nicht auf seinem Weg ihm nachzufolgen trachtet." Wenn sich die alte Katechetik begnügte die Glaubenssätze dem Gedächtniß einzuprägen, so zeigte Spener, daß es nichts fruchten könne, wenn sie nicht in den Verstand und das Herz aufgenommen wären. Er nahm es mit dem Unterricht sehr gewissenhaft, und lud nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene ein, die er zum selbstständigen Verständniß der Bibel anregte, und daran gewöhnte, erst den Wortsinn zu fassen, ehe sie zu den scholastischen Bestimmungen des Katechismus übergingen. So hatte er schon lange mit Segen gewirkt, als einmal der Mystiker Helmont d. J. (geb. 1618, † 1699) Zweifel äußerte: ob wohl das vom Verstand Aufgefaßte auch in das Gemüth und in das Leben übergehen werde? und mit der Frage endete: wie bringen wir den Verstand ins Herz? —

Diese Frage gab Spener's Leben nicht gerade einen neuen Inhalt, aber sie befestigte ihn in der Ueberzeugung, die den Grundton seines Wirkens bildete. Gleich Calixt hing er persönlich an den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche; gleich ihm war er tolerant gegen den Glauben Anderer. Aber Calixt suchte die Ausführung als Gelehrter auf dem Boden des Raisonnements und der Formel; Spener war gegen die Formel ganz gleichgültig, er ging als Seelsorger auf die Praxis. Nicht das Bekenntniß, nicht die Kirche bestimmt den Glauben, sondern die Wiedergeburt. Die wahre Gemeinschaft Jesu ist nicht die Gemeinschaft einer Confession, sondern die Gemeinschaft aller Wiedergebornen. Die Kirche ist zunächst eine unsichtbare; es kommt darauf an, die zerstreuten Häuflein derselben einander zu nähern.

Der engherzige Grundsatz, daß außer der lutherischen Kirche Niemand selig werden könne, empörte ihn; Jesus müsse ein armer König sein, wenn er keine andern Genossen seines Gnadenreichs haben sollte, als die in den engen Grenzen der lutherischen Kirche lebten, da doch seine Herrschaft sich über

die ganze Welt erstrecke und er allein, aber genau, unter den vielen Zerstreuten diejenigen kenne, welche wahrhaftig die Seinigen wären; er habe sich gewiß auch unter den andern christlichen Religionsparteien noch einen starken heiligen Samen erhalten, der, wenn es ihm auch an der buchstäblichen Erkenntniß der Wahrheit mangele, doch die göttlichen Grundwahrheiten, an denen das Heil hafte, im göttlichem Licht fasse. Wo also ein Mensch in einer andern Kirche mit völliger Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Lehre, obwol in mancherlei Irrthum versenkt, doch einen lebendigen durch Werke thätigen Glauben zeige, da müsse man ihn auch für ein Kind Gottes halten.

Aehnlich sprach er sich 1670 in einem Gutachten aus, zu welchem ihn Herzog Ernst von Gotha aufforderte. Er tadelte die Orthodoxen, die statt auf die innern Wunden der Kirche ihr Augenmerk zu richten, nur auf die Erhaltung der reinen Lehre gedacht, die Mauern und Wälle der Stadt Gottes gegen äußere Angriffe zu schützen gesucht, aber nichts gegen die Pest und den Hunger in ihr gethan hätten. Den symbolischen Büchern schrieb er keine Unfehlbarkeit zu und glaubte, man könne Abweichungen von ihnen erst dann für Ketzerei erklären, wenn sie aus der Schrift als solche erwiesen wären. Auch Luther habe zuweilen geirrt. „Es ist freilich wahr, daß Christus und Paulus in Luther aller Orten herausleuchtet und der Artikel vom Glauben und dessen Früchten vielleicht nach den Zeiten der Apostel von Keinem so nachdrücklich wird behandelt worden sein. Indeß verlangt Luther selbst nicht, daß man seine Schriften vergöttere, sondern wie ich eine theuere Geisteskraft in ihm antreffe, so finde ich doch auch den Menschen darin. Ein Riese bleibt groß und ein Zwerg klein; indeß wo der Zwerg auf des Riesen Achsel steht, sieht er weiter als der Riese; daher ist nicht lauter Fürwitz und Vermessenheit, wo man an Luther's Schriften etwas zeigt, das verbessert werden könnte, geschieht ihm auch nicht zu Schimpf, sondern aus der Macht, da auch nach Gottes Ordnung die Geister der Propheten Andern unterthan sein sollen."

In einer Predigt über die Gerechtigkeit der Pharisäer eiferte Spener über die Gebrechen der Kirche so stark, daß ein Theil der Zuhörer beschloß ihn nicht ferner zu besuchen, ein anderer dagegen zur Erkenntniß kam, es sei mit dem bloßen Gottesdienst nichts ausgerichtet: die wahrhaft Frommen müßten sich zu engerer Gemeinschaft an einander schließen. In der Furcht, daß dergleichen Zusammenkünfte ohne Leitung ausarten könnten, erbot sich Spener daran Theil zu nehmen. Dies war, August 1670, der Ursprung der Collegia pietatis. Zuerst fanden sich nur wenige ein, dann immer mehr: Mitglieder der vier Facultäten, Kaufleute, Handwerker, Männer und Weiber jedes Alters und Standes. Gewöhnlich sprachen nur Theologen oder sonstige Gelehrte;

die Weiber waren streng gesondert und durften nur hören. Zweimal in der Woche versammelte man sich: Spener eröffnete die Zusammenkunft mit einem Gebet; dann wurden erbauliche Bücher gelesen. Nach Abschluß der Vorlesung durfte Jeder seine Zweifel und Bedenken melden, doch blieben gelehrte Controversen ausgeschlossen, „damit nicht das Kreuz Christi möchte zunichte werden und der Glaube nur bestehe auf Menschen=Weisheit und nicht auf Gottes Kraft."

Nachdem so an einem bestimmten Ort der Grund gelegt, veröffentlichte er 1675 die „pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche." Die von Luther begonnene Reformation in Bezug auf Sitte und Leben sei in der Mitte ihres Laufs stehn geblieben: es sei hohe Zeit, Hand ans Werk zu legen und die Kirche dem Vorbild der ersten christlichen Gemeinschaft wieder näher zu bringen. Dazu dient reichlichere Verbreitung der Bibel; auch möchte es heilsam sein, neben dem gewöhnlichen Gottesdienst die alte apostolische Art frommer Versammlungen wieder einzuführen, wo nicht einer als Lehrer auftritt, sondern auch andere mit Erkenntniß und geistlichen Gaben Ausgerüstete unter der Aufsicht eines Predigers die Schrift lesen und ihre Gedanken und Zweifel darüber austauschen. Es sei ein Hauptverderben der römischen Kirche, aber auch eine Hauptstütze ihrer angemaßten Macht über die Gemüther, daß die Clerisei aus Hochmuth sich allein den Namen und die Verrichtung der Geistlichen mit Ausschließung aller Uebrigen beigelegt habe. Daher habe Luther mit Recht alle Christen zum geistlichen Priesterthum berufen: ein Jeder habe Macht, in dem Wort Gottes zu forschen, Andere zu unterrichten, zu beobachten, zu ermahnen, zu strafen, zu trösten, zu bekehren, und für ihre Seligkeit zu sorgen. Nicht der Verstand, sondern der Wille sei die Quelle des Glaubens. Die Polemik bringe fremdes Feuer in das Heiligthum, und gehe weit mehr auf Ueberwindung des Gegners als auf Rettung der Wahrheit aus. Es sei nothwendig, bei der Erziehung künftiger Seelsorger hauptsächlich über ihr gottseliges Leben zu wachen, und die Theologie wieder aus den unnützen Spitzfindigkeiten zur apostolischen Einfalt zurückzuführen. „Unser ganzes Christenthum besteht in dem innern oder neuen Menschen, dessen Seele der Glaube und seine Wirkungen die Früchte des Lebens sind. Es ist nicht genug, daß wir das Wort mit dem äußerlichen Ohr hören, wir müssen es in das Herz dringen lassen, daß wir daselbst den heiligen Geist reden hören, d. h. seine Versiegelung und Kraft des Wortes mit lebendiger Bewegung und Trost fühlen; es ist nicht genug, getauft zu sein: unser innerlicher Mensch, darin wir Christum angezogen, muß dessen Zeugniß an dem äußerlichen Leben zeigen; es ist nicht genug, äußerlich das heilige Abendmahl zu empfangen: unser innerlicher Mensch muß durch solche selige Speise

wahrhaftig genährt werden; es ist nicht genug, äußerlich mit dem Munde zu beten: das rechte und vornehmste Gebet geschieht in unserm innerlichen Menschen, wo es Gott findet; es ist nicht genug, Gott seinen Dienst in dem äußerlichen Tempel zu leisten: unser innerlicher Mensch soll Gottes Tempel sein."

Die Bewegung, welche diese Schrift hervorrief, war außerordentlich. Es war nicht zum ersten Mal, daß man auf die Gebrechen der Kirche hinwies; Spötter und Fromme hatten sich derb genug darüber ausgesprochen: aber es war das erste Mal, daß mit fester Zuversicht die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Besserung behauptet wurde. Von allen Seiten empfing Spener beistimmende Zuschriften, selbst von den Wittenbergern und Leipzigern, die im ersten Eifer ganz übersahn, wie bedenklich ihrem eigenen Stande die Neuerung werden konnte. Im Würtembergischen, Hessischen und Fränkischen legte man sofort Hand ans Werk. Der katechetische Unterricht wurde nach Spener's Rathschlägen umgewandelt und biblische Gesellschaften eingerichtet. Spener mußte sogar seine allzueifrigen Anhänger dringend zur Mäßigung mahnen. Er warnte davor, mit einer Vereinigung aller Parteien zur Verbesserung der Kirche anzufangen, weil das der Weg sei, um der Versöhnung willen den alten Streit zu erregen. Da das Verderben der Kirche zu groß sei, um ihr im Allgemeinen zu helfen, so müsse man damit anfangen, Kirchlein in der Kirche zu gründen, d. h. diejenigen Gemeindeglieder, die eine besondere Freude an göttlichen Dingen und eine besondere Gelehrigkeit für sie hätten, zu einem erbaulichen Umgang zu vereinigen und sie durch fleißige Arbeit an ihren Seelen und durch Stiftung einer brüderlichen Gemeinschaft zu heiligen, und so ein kleines Häuflein von rechtschaffenen Christen unter dem großen Haufen zu sammeln, als ein Sauerteig, den ganzen übrigen Teig zu durchsäuern.

Während er geschäftig war, durch einen ausgedehnten Briefwechsel die Sache der Reform in der Ferne anzuregen, wurden in der Nähe unruhige Stimmen laut. Die Frankfurter empfanden mit Mißbehagen, daß ein auserwähltes Häuflein eine über das gewöhnliche Maaß hinaus gehende Frömmigkeit zur Schau trug; aus der Uebertreibung der Sittenstrenge könnten nur Heuchler hervorgehn. Bald gingen durch ganz Deutschland Gerüchte von den Frankfurter Quäkern, die unter sich Gemeinschaft der Güter eingeführt und sich von der Kirche getrennt hätten, in deren Versammlung Weiber und Mädchen predigten, auch Griechisch und Hebräisch lernten und darin die Kinder unterrichteten. Man erzählte, daß die Weiber um der Versammlung willen das Hauswesen vernachlässigten, daß die ganze Secte sich durch ein krankhaftes Ansehn unterscheide, und man wußte noch andere Anklagen vorzubringen, die den

wirklichen oder vermeintlichen Tartüffe's nie erspart bleiben. Zu diesem Mißtrauen der Menge gesellte sich bald die Besorgniß des geistlichen Standes, durch die Privatversammlungen in seiner Amtsthätigkeit beeinträchtigt zu werden. Den Kampf eröffnete der Oberhofprediger Balthasar Menzer*), der es dahin brachte, daß ein Spenerisch gesinnter Prediger, der Conventikel hielt, aus Darmstadt weichen mußte. Spener sah sich 1677 veranlaßt in einer Schrift: „das geistliche Priesterthum aus göttlichem Wort kürzlich beschrieben" die Vorurtheile seiner Gegner zu widerlegen. Aber Menzer's Anhang verbreitete sich in Frankfurt selbst. Der Senat verordnete eine Censur gegen Spener's Schriften, und ein adliges Fräulein, welches, durch Spener erweckt, „durch Mittheilung ihrer christlichen Erkenntniß das Reich des Herrn zu fördern" strebte, ward ausgewiesen.

Zu den eifrigsten Anhängern Spener's gehörte sein Schwager Horbius**), Consistorialrath in der Grafschaft Spannheim, der nicht wie Spener allmälig sein Glaubensbekenntniß in sich entwickelt, sondern es in ungestümer Bekehrung plötzlich empfangen hatte und nun mit leidenschaftlichem Eifer die Ertödtung des Fleisches predigte. Auf die Anklagen der übrigen Geistlichen verfügte das Consistorium zu Straßburg endlich seine Absetzung; er flüchtete zuerst zu seinem Schwager nach Frankfurt, bis er 1679 als Superintendent in die fränkische Reichsstadt Winzheim berufen wurde.

Gegen Spener und Horbius trat 1679 der Diakonus von Nordhausen Dilfeld († 1684), ein streitsüchtiger Mann, der schon früher gegen Ketzer und Fanatiker gefochten, in einer heftigen Streitschrift auf. Spener, behauptete er, verringere die Kraft des Glaubens auf Kosten der Werke und gebe der Heiligung einen ungebührlichen Vorzug vor der Rechtfertigung, raube den Schwachen und Angefochtenen allen Trost, verleite zu Geringschätzung des geistlichen Standes und verachte die theologische Gelehrsamkeit. Die Theologie d. h. die Fertigkeit den Glauben zu beweisen, zu erklären und zu vertheidigen, könne durch bloßen Fleiß von einem Studirenden erlangt werden, sollte er auch selbst gottlos sein und in herrschenden Sünden wider das Gewissen leben. In seiner Verantwortung 1680 setzte Spener auseinander, daß solche Theologie keine wahre Erkenntniß Gottes sei, sondern zu dieser nothwendig die Erleuchtung des heiligen Geistes erfordert werde; daß kein Unwiedergeborner solcher Gnadenwirkung fähig sei, und daß ohne dieselbe dem Amt die wahre Kraft

*) Geb. Mai 1614 zu Gießen, 1651 Ober-Hofprediger zu Darmstadt, † 28. Juli 1679. — Aus einer alten Pastorfamilie.

**) Geb. 11. Juni 1645 zu Colmar, studirte zu Straßburg, wohin er nach größeren Reisen, die er als Hofmeister gemacht, 1670 zurückkehrte.

und der göttliche Segen fehle. Nach der Wiedergeburt müsse der Glaube ein ganz anderer sein als vorher; und zur Buße gehöre ein solcher Haß der Sünde, daß man einen Greuel darüber in der Seele habe. — Die eifrigern Anhänger stellten noch eine schwerere Anforderung: jeder Christ müsse zu seiner Wiedergeburt durch eine solche Verwerfung gehn, daß die Seele eine Weile ebenso wenig Labsal von Innen und Außen empfinde als Christus am Kreuz; er müsse durch einen schweren Bußkampf d. h. durch eine an Verzweiflung grenzende Reue zu dem beseligenden Genuß der göttlichen Gnade durchdringen: so lange jener Zustand noch nicht bei ihm eingetreten sei, habe er keine Hoffnung, viel weniger Gewißheit seiner Begnadigung. — Daß alle Bekehrung auf solche Weise geschehn müsse, gab Spener nicht zu — seine eigne Erfahrung sprach dagegen; wohl aber mochte er nicht leugnen, „daß der Herr manche und eben diejenigen, welche er zu seinen wichtigsten Geschäften bereiten und kräftigere Werkzeuge aus ihnen machen will, in eine dergleichen Hölle führe, gemeiniglich aber nicht sowohl in ihrer Bekehrung und Wiedergeburt, als da sie schon in der Gnade eine gute Weile gestanden und einer Probe fähig geworden sind: wodurch viel Stattliches und Himmlisches in ihnen geweckt wird.“

So waren seine Anhänger in Frankfurt, wegen der schlechten Verfassung der dortigen Gemeinde, sehr geneigt, sich zu einer eignen Kirche abzusondern. Diese Neigung bekämpfte Spener auf das Entschiedenste: die Andacht sollte eine Sache der gemeinsam Wiedergebornen, die Verfassung aber eine Sache der ganzen Kirche sein. Nur da, behauptete er, sei eine gute Verfassung der Kirche, wo für die Leitung ihrer Angelegenheiten alle drei Stände, Obrigkeit, Geistliche und Gemeinde, auf gleiche Weise berechtigt wären. Er beklagte oft und tief, daß durch die beiden obern Stände der dritte von dem Kirchenregiment schon seit lange gänzlich ausgeschlossen sei, daß in der katholischen Kirche der Clerus, in der lutherischen die Obrigkeit sich allein die Gewalt anmaße. Er wünschte die Einrichtung von Presbyterien, damit die von der Gemeine gewählten Aeltesten den Predigern mit Ermahnung, Strafe, Trost und Aufsicht auf den Wandel der Gemeine an die Hand gingen und zwischen den Dienern des Worts und ihren Kirchkindern eine lebendige Gemeinschaft vermittelten. Ganz besonderes Heil für die Kirche erwartete er davon, wenn überall die Wahl der Prediger den Gemeinen könnte übertragen werden, freilich unter Direction der Obrigkeit. —

Es ist in Spener's Charakter ein eigenthümliches Gemisch: was im Allgemeinen nöthig sei, erkannte er sehr richtig, und sprach es unumwunden aus: sobald es aber in die Praxis übergehn sollte und Aergerniß erregte, wurde er ängstlich und scheu. Die Furcht, Unordnung in der Kirche zu erregen, hielt ihn von jedem ernsten Schritt zurück; sein Glaube war stark, aber doch nicht

zwingend genug, ihn über diese Bedenken hinwegzuheben. Mit Recht fühlte er, daß er kein eigentlicher Reformator sei, und begnügte sich mit Predigten und Ermahnungen.

„Keiner wird leugnen, daß das Verderben unserer Kirche großentheils von dem geistlichen Stande den Ursprung nimmt, indem durch unsere Trägheit, unsere Leidenschaften und das schlechte Beispiel des weltlichen Lebens so Viele untergehn. Ein Diener der Kirche sollte der Welt gänzlich abgestorben sein: sonst glauben seine Zuhörer, es werde ein Gespött mit ihnen getrieben, indem er von ihnen fordert, was er sich selbst nicht befiehlt. Daher geben sogar diejenigen Prediger, die ein äußerlich ehrbares Leben führen, welches sich aber nach den wahren Regeln Christi nicht richten will, die einen ganz andern Menschen fordern, als die Besten unter den Unwiedergebornen sind und sein können, ein schweres Aergerniß; ja ich möchte fast sagen, sie sind durch dieses Aergerniß verderblicher als Andere, deren Leben offenbar lasterhaft ist. Denn diese werden von Allen verdammt und Niemand ist so unsinnig, sich ihr Beispiel zur Regel zu nehmen; dagegen glauben Alle, sie erfüllen ihre Pflicht auf das Vollkommenste, wenn sie den Fußtapfen jener folgen. Durch solches Beispiel werden ihre Gemüther verwirrt, und so sind diejenigen, welche Christen sein sollten, in der That unter dem Schein und äußern Bekenntniß des Christenthums Heiden, einen gewissen Christus kaum anders verehrend als die Heiden ihre Götzen. Denn da sie den Sünden in ihren Herzen die Herrschaft verstatten, und das Fleisch, obgleich die Zucht das äußere Hervorbrechen hemmt, unumschränkte Gewalt hat, so kann ich nicht zugeben, daß der Glaube im Herzen verborgen sei und von jeglicher Frucht des Geistes entblößt doch lebe. Ein so großes Verderben ist selbst in dem Leben derer, welche Vielen ganz schuldlos zu sein scheinen. — Der historische Glaube, zu welchem etwas von fleischlicher, aber gegen das göttliche Wort angenommener Sicherheit hinzukommt; die äußere Anbetung Gottes ohne innere Bewegung des Herzens; die an den Papisten einst verdammte Meinung vom Opus operatum jetzt auf andere Weise wieder lebendig; gewisse äußerliche Gebräuche und Ceremonien ohne irgend eine Aenderung des Herzens; das Bekenntniß der Rechtgläubigkeit, von jeder edlen und besonders innerlichen Frucht des Glaubens leer und mit einem nach dem Fleisch eingerichteten Leben, an die Stelle des wahren Christenthums gesetzt: — sind das nicht Ungeheuer, zu deren Vertilgung ein neuer Retter vom Himmel zu wünschen wäre? Wahrlich keine ovidische Verwandlung ist mehr zu bewundern oder vielmehr zu verwünschen, als die schreckliche Verwandlung der himmlischen Güter in diese höllischen Gespenster!" —

„Ich bedaure von Herzen, daß es fast scheint, als ob wir Theologen

einiges von den päpstlichen Principien annehmen und gegen Andere gebrauchen. Es wird gegen Dinge, von denen man nicht leugnen kann, daß sie an sich nützlich und gut seien, heftig gestritten mit dem einzigen Argument, daß einige Unordnung daraus entstehn könne. Man treibt die Autorität dieses oder jenes Professors oder einer Facultät höher, als die Papisten selbst die Autorität des Papstes, als ob in Jener Macht stehn solle, wer nicht nach ihrer Methode lehrt, nach ihren Worten redet und alle Folgerungen unterschreibt, die sie aus den symbolischen Büchern ziehn, gleich zum Ketzer zu erklären. Was wäre gerechter, als daß Gott dem Papstthum eine neue Gewalt über unsere Kirche verhängte, weil uns dessen Maximen so wohl angefangen haben zu gefallen! Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, der größere Theil der Theologen sei die Kralle in den Geschwüren der Kirche. — Wenn ich in den theologischen Streitigkeiten des Satans List und Bosheit verabscheue, der Leute, die erfüllt sind mit fleischlichen Begierden, auf einander hetzt und sie von nothwendigen Dingen abzieht: so verehre ich auch das gerechte Gericht in Demuth, indem ich erkenne, dies sei die Frucht der scholastischen Theologie, die durch gelehrte Spitzfindigkeit verzerrt und von der apostolischen Einfalt entfernt ist. Denn seit dem höchst einfachen Wort der Wahrheit allerlei von streitsüchtigen Philosophen gebrauchte Kunstausdrücke und Distinctionen beigemischt sind, hat es nicht anders sein können, als daß die Theologie derselben Streitbegierde ausgesetzt und veranlaßt wurde, spitzfindig von allen Materien zu reden und so den Verstand zum Streit herauszufordern. Daher ist es gekommen, daß wir über der Vertheidigung — nicht der Wahrheit, sondern unserer eignen subtilen Meditationen — oft der brüderlichen Liebe vergessen haben, welche wahrlich uns nicht minder als die Wahrheit selbst von demjenigen empfohlen ist, der die Wahrheit und die Liebe ist. — Die Lehrer der Theologie gehn nur auf das Eine aus, eine gewisse Kenntniß der orthodoxen Lehre aus den Compendien oder Katechismen (vielleicht weil die meisten selbst nicht weiter gekommen sind) dem Verstand und dem Gedächtniß einzupredigen; aber das hat keine Frucht, wenn sie sich nicht beeifern, jene heiligen Worte in das Herz zu senken, das hiezu nothwendige Licht des Geistes zu erflehn, und um dessen Werkstätte sein zu können, sich der Heiligkeit des Lebens von ganzer Seele zu befleißigen."

„Die lateinische Sprache, ihre Anmuth und ihren Nachdruck liebe ich und ergötze mich daran, und ich möchte nicht, daß sie vernachlässigt werde, um so mehr, da sie die gemeinsame Sprache der Gelehrten geworden ist. Wer aber kann mit Gleichmuth jene Tyrannei ertragen, daß, wie der Papst die Kirche lange mit seinem Joch gedrückt hat, so jene Sprache, als wenn alle Kraft der Gelehrsamkeit in ihr liege, sich die völlige Herrschaft angemaßt hat. Daher

kommt es, daß diejenigen, welche meinen, sie können mit dem Cicero lateinisch reden, taub bleiben, wenn sie den Paulus oder den Moses hören sollen. Es ist so, daß aus den meisten Schulen die Jugend mehr Heidnisches als Christliches herausbringt. Wenn ich an nichts denke, als an unsere aristotelische Ethik, so erschrecke ich und stehe in Verwunderung, daß wir uns so lange mit den unreinen Pfützen vergnügt, da wir die lautern Brünnlein Israels offen haben."

In diesem Streben nach wirklicher Erneuerung des Christenthums nahm Spener hauptsächlich an den schlechten Sitten Anstoß, welche sich in den öffentlichen Vergnügungen kund gaben; an der Ruchlosigkeit des Universitätslebens, an den Schmausereien, an dem Cynismus der Komödien. Die Kirche bezeichnete diese Dinge als Adiaphora, die an sich nicht gut, aber auch nicht sündhaft seien. Luther hatte sich gegen dergleichen sehr liberal gehalten; der Pietismus, der auf die Heiligung des Privatlebens ausging, mußte ernster darüber denken. So sagt Spener über das Tanzen: an sich betrachtet, als eine Bewegung des Leibes nach einer gewissen Melodie, könne es nicht für sündlich gehalten werden; weil aber die in der Erfahrung gewöhnlich vorkommenden Tänze fast immer Gelegenheit zu allerhand Ueppigkeit haben, weil dieses Herumlaufen und Springen der christlichen Gravität nicht wohl anstehe, weil es eine vergebliche, weder leiblich noch geistlich nützliche Sache, ein Zeitverderb sei, so sollte es billig von der Obrigkeit verboten werden. Nach der Schrift müsse Alles gethan werden aus Glauben, zu Gottes Ehren, im Namen Jesu, mit Vermeidung des bösen Scheins, im Haß dieser Welt; ob das Alles wohl bei dem gewöhnlichen Tanzen möglich wäre? — Doch gestattet er den Tanzunterricht, um den Leib gelenkig zu machen, wenn nur der Eitelkeit durch einen festen christlichen Sinn gewehrt werde. Ueberhaupt, statt gegen das Tanzen zu eifern, solle man in den Menschen diejenige Gesinnung gründen, durch welche es von selbst wegfalle, denn die bloße Unterlassung, wobei das Herz noch mit Liebe zur Welt und ihrer Eitelkeit erfüllt bleibe, könne Gott nicht gefallen. — Zweifelhafter war er in Bezug auf die Komödien. — „Wie sie insgemein gehalten werden, wird's unstreitig ein sündlich Wesen sein; wo ich aber aus Gottes Wort zur Ueberführung des Gewissens darthun sollte, daß sie an sich selbst Sünde seien, bekenne ich, daß ich damit aufzukommen nicht getrauete. Daher ich nichts Gründliches dagegen aufzubringen wüßte, als den Verlust der edlen Zeit, die Gelegenheit zum Bösen und den jetzigen allgemeinen betrübten Zustand, da wir auch sonst erlaubte Ergötzlichkeit billig zu mäßigen haben." „Die Komödien, schreibt er an einen Freund, wie sie jetzt gehalten zu werden pflegen (nachdem ich von Anderen höre, denn ich habe in meinem Leben keine drei gesehn), verabscheue ich mit dir. Jedoch wenn sie auf die Weise verfaßt und vorge-

tragen würden, wie unser Andreas Gryphius einige seiner Tragödien geschrieben hat, würde ich anders von ihnen urtheilen. Denn aus der Lesung derselben erinnere ich mich einen nicht geringern Sporn zum Guten empfangen zu haben, als aus der Lection der besten andern Bücher."

Andere „Mitteldinge", z. B. das Tragen der Perücken und zierlicher Kleider, Scherzreden, Spazierengehen, Lesen von Romanen und Zeitungen, das poculum hilaritatis im Gegensatz zum poculum ebrietatis erklärte er für etwas Erlaubtes, das erst durch Uebermaaß oder durch eitle Gesinnung zur Sünde werde. —

Eine Reihe verwandter Erscheinungen treten in derselben Zeit hervor. — Zunächst die Mystiker. Seit 1664 sammelte Gichtel die stillen Verehrer Jocob Böhme's zu einer religiösen Secte, „die Engelsbrüder", die sich unter Anderem dadurch auszeichneten, daß sie nicht freiten; 1682 gab er von den Werken seines Meisters eine Gesammtausgabe. Eine ähnliche Richtung verfolgten die Anhänger der Antoinette Bourignon (geb. 1616, † 1670), durch den Mystiker Poiret (geb. 1646, † 1719) gesammelt: beide Secten reich an Inspirationen und unmittelbaren Eingebungen. Da das Volk nach langem Leiden wieder in sich einkehrte, kamen zahlreiche Erweckungen vor. Allen diesen Aeußerungen einer unmittelbaren Einwirkung Gottes gegenüber verhielt sich der Pietismus, wenn nicht mit Neigung, doch wenigstens liberal, und verfiel so dem Verdacht der Schwärmerei, der in seinem eigentlichen Wesen gar nicht lag.

Näher standen ihm stille, sinnige Gemüther, welche die Heiligung auf dem Wege einsamer Betrachtung suchten. Weigel, Arnd und Andreä waren ihre Vorbilder.

Chr. Scriver, geb. 2. Januar 1629 zu Rendsburg, studirte 1642 zu Rostock, wurde 1653 Diakonus in Stendal und 1667 Consistorialrath zu Magdeburg. Nach langem Sträuben entschloß er sich in seinem 61. Jahre, die Oberhofpredigerstelle in Quedlinburg anzunehmen, wo er 5. April 1693 starb. Er hat manche schöne Lieder gedichtet (z. B. „der lieben Sonne Licht und Pracht"), seine Predigten („unschätzbarer Seelenschatz") sind in zwei Folianten gesammelt; das Interessanteste aber von seinen Büchern sind „Gotthold's zufällige Andachten", 1671, 400 kleine Geschichtchen, an die alltäglichsten Vorfälle des Lebens angeknüpft, um die Kirche Gottes auch in dem Gewöhnlichen geltend zu machen.*) „Das Buch der Natur hat viel tausend Blätter, darauf der

*) Ein Beispiel. „Ein kleines Kind lief in der Stuben umher und machte ihm mit Spielen eine kindliche Lust. Sein Geld waren Scherben, sein Pferd ein Stecken, sein Sohn eine Puppe. Der Vater saß am Tisch, hatte wichtige Sachen vor, die er

Finger Gottes seine Liebe beschrieben. Wohl dem, der dieses Buch mit gottseligem Nachdenken liest! Mir dünket, daß ich alle Morgen zum ersten Mal den großen Schauplatz der Wunder Gottes, die Welt, besichtige; ich kann mich der großen Herrlichkeit meines Gottes nicht satt sehen, nicht allein an dem schönen Firmament, an dem schönen Himmel und andern mächtigen Geschöpfen, sondern auch an den niedrigen und geringen; es geht mir oft als einem Huhn, welches auch auf einem Misthaufen ein Körnlein findet." „Was sind die Werke der Natur und Kunst anders als lebendige Sinnbilder!" „Die Welt ist ein herrliches Gebäu voll allerlei Gaben und Gütern, sie ist ein Meisterstück des großen Gottes; allein sie muß der Seele weichen, von welcher ein alter Lehrer wohl sagt, sie habe mehr Göttliches in sich als die ganze Welt. Ein Haus, das herrlich und künstlich gebaut, mit allerlei kostbarem Hausgeräth und schönen Schildereien versehn, zeugt zwar von dem Reichthum seines Herrn, aber was ist ein Haus gegen ein Kind! — und was die Welt gegen die Seele!" — „So haltet euch nun von Herzen für Gottes Kinder, für Gottes Augapfel und Eigenthum; haltet euch für Perlen und Diamanten, ja für Sonnen und Sterne des Himmels. Was diese Dinge in der Welt sind, das seid ihr im Himmel."

Verwandt ist diese Erscheinung dem Pietismus, insofern sie das religiöse Leben wieder in das Gefühl überlenkt; aber wie groß ist sonst der Abstich dieser heitern, lebensvollen Weltbetrachtung gegen das finstere Leben des unendlichen Sündenbewußtseins!

Näher steht Spener der reformirte Prediger Joach. Neander, geb. 1640 in Bremen. In der Jugend lebte er ziemlich ausschweifend, wurde dann plötzlich erweckt und begab sich nach Frankfurt zu Spener, in dessen Richtung er nun ganz eintrat. In Düsseldorf wurde ihm die Kanzel verboten,

---

verzeichnete und in gute Richtigkeit brachte, damit sie dermaleins eben diesen Spielvögeln nützen möchten; zu welchem das Kind oft hinanlief, viel kindliche Fragen that und viel zur Beförderung seines Spiels begehrte. Der Vater beantwortete das Wenigste, fuhr indessen in seiner Arbeit fort, und hatte doch immer ein wachendes Auge auf das Kind, damit es nicht gefährlich fallen und Schaden nehmen möchte. — Gotthold sah solches und gedachte: das ist eine artige Abbildung der väterlichen Vorsorge Gottes. Wir alte Kinder laufen in der Welt umher und spielen oft thörichter als die Kinder; wir sammeln und zerstreuen, wir bauen und brechen, wir pflanzen und reißen aus, und meinen, wir thun große Dinge, die Gott sonderlich in Obacht nehmen müsse. Indessen sitzt der allwissende Gott und schreibt unsre Tage auf sein Buch. Er ordnet und schafft, was wir vor oder hernach thun, er richtet alles zu unserm Besten und unserer Seligkeit, und hat dabei stets ein wachendes Auge auf uns und unser Kinderspiel, damit wir keinen verderblichen Schaden nehmen."

er zog sich in eine Höhle zurück, wo er als Eremit lebte. Dann wurde er nach Bremen berufen und starb daselbst 31. Mai 1680. — Zu seinen Liedern gehört: „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig! lege mich vor deinen Thron; schwache Thränen, kindlich Sehnen bring ich dir, du Menschensohn. Laß dich finden, laß dich finden, von mir, der ich Asch' und Thon" u. s. w. — Der Refrain kehrt immer wieder. — —

Nach den Erfahrungen unserer Tage klingt es wunderlich genug, sich den Pietismus als eine reformatorische Bewegung vorzustellen; ja es ist nicht leicht, sich deutlich zu machen, wie die Kirche des 17. Jahrhunderts dazu kam, in ihm einen Feind zu sehen.

Denn im Grund verlangte Spener doch nichts Anderes, als was die Kirche immer für christlich ausgegeben hatte: er wollte nur, was die Orthodoxen mit den Lippen bekannten, ins Herz aufnehmen und im wirklichen Leben durchführen. Hatte man auch über der confessionellen Polemik die Sorge für die Heiligkeit des Lebens zuweilen vergessen, so war man doch niemals so weit gegangen, sie als etwas Gleichgültiges oder wohl gar Schädliches zu betrachten.

Freilich deckte Spener schonungslos die Schäden der Kirche auf, und klagte über ihren Verfall; aber auch darin stand er nicht allein. Es gehörte vielmehr zu der Pflicht jeder guten Predigt, über die Sündhaftigkeit der Gegenwart zu jammern und auf die gute alte Zeit hinzuweisen, wo das Christenthum noch eine Wahrheit gewesen war. Kein Theolog von tieferem Gefühl konnte leugnen, daß es mit der Kirche beinah wieder ebenso stand wie im Anfang des 16. Jahrhunderts; daß ein leerer Wort- und Buchstabendienst wiederum den christlichen Glauben zur Lüge machte, und daß eine durchgreifende Reformation dringend nöthig war, wenn die Kirche nicht völlig wieder versumpfen sollte.

Der Pietismus machte Ernst mit den Lehren der Religion; er suchte, was er that, mit dem, was er sagte, in Einklang zu bringen; er war ehrlicher und gewissenhafter als seine kirchlichen Vorgänger. Alles das hat manchen wohlmeinenden Geschichtschreiber bewogen, in ihm einen heilsamen Fortschritt zu begrüßen und in den Kämpfen, die nun bald losbrechen sollten, unbedingt für ihn Partei zu nehmen.

Aber die Sache hat ihre zwei Seiten. Wohl war es ehrlich gedacht von den Pietisten, wenn sie das Sündenbewußtsein, den Bußkampf und die Wiedergeburt nicht blos als günstige Stoffe für eine rhetorisch wohlgeordnete Predigt, sondern als Maxime des Lebens auffaßten; und diese Wahrhaftigkeit imponirte den Herren von der Facultät im Anfang so, daß sie mit wenig

Ausnahmen stutzig wurden und nicht wußten, was sie dazu sagen sollten. Auf der andern Seite aber war es wieder Ehrlichkeit, wenn die Orthodoxie über die Consequenzen ihrer eigenen Lehre in Schreck gerieth und in dem Gefühl, daß hier irgend etwas nicht richtig sein müsse, alle herkömmlichen Waffen ihrer Facultätswissenschaft hervorsuchte, um solche Folgerungen von sich abzulehnen. Sie hatten geprebigt und von den Kathedern bekannt — denn sie hatten es nicht anders gelernt — daß die Erde ein Jammerthal und der Mensch ein verworfenes Geschöpf sei, das in beständiger Herzensangst sich mit seinen Sünden beschäftigen müsse; als nun aber gemeine Leute wirklich anfingen, in der Betstube und auf den Straßen von nichts Anderem zu reden, als von der Verworfenheit der menschlichen Natur, da wurde ihnen unheimlich und sie gebrauchten die ersten besten Mittel, die ihnen in die Hand fielen, den Verdruß über ihre eigenen Widersprüche auf die Gegner zu übertragen.

So mischt sich in den Widerstand der Orthodoxie gegen die pietistische Bewegung zweierlei: — einmal der Aerger der Zunft, daß außerhalb ihres privilegirten Kreises das religiöse Leben zur Geltung kommen, daß der gemeine Mann in ihr Handwerk pfuschen, daß das subjective Gefühl sich den Fesseln der Gewohnheit und der Schule entziehen; der Aerger, daß der Werth der von ihnen ausgetheilten Sacramente, der Taufe und des Abendmahls, sich durch die Nothwendigkeit einer anderweitigen von ihr unabhängigen Wiedergeburt verringern sollte; — sodann aber der gesunde Menschenverstand, der wohl verkehrte Redensarten, aber nicht verkehrte Thatsachen sich gefallen ließ. Der Pietismus war eine Bewegung der Freiheit, da er den Zunftzwang brach, und daher schlossen sich ihm, so lange er noch streitende Kirche war, alle Freunde der Freiheit an, bis er sich selber als Zunft constituirte: — er war aber nicht ein Fortschritt der Vernunft, sondern führte geradewegs zur alten Barbarei zurück.

Für die allgemeine Entwickelung war er insofern von Werth, als er die chronische Krankheit des Sündenbewußtseins in eine acute verwandelte, und so die Heilung möglich machte. Der geistvollste unter seinen Gegnern hat einmal gesagt, es sei zu fürchten, daß der Pietismus das ganze Lutherthum in sich absorbire, und es damit seinem eigenen Schicksal, dem Untergang aussetze. Zu einer so kühnen Auffassung konnten sich die Orthodoxen der ersten Periode nicht aufschwingen. Da sie nur daran gewöhnt waren, Ketzereien zu entdecken und durch ihre Syllogismen zu widerlegen, so kam es ihnen zunächst darauf an, die verschiedenen ketzerischen Meinungen bloszulegen, die sich hinter den Anforderungen der Pietisten versteckten, und während der Pietismus doch nur eine Stimmung war, suchten sie ihn nach ihrer Weise in der Form

eines politischen Systems zu redigiren. Diesem System setzten sie ein anderes der Rechtgläubigkeit entgegen, in welchem ihre Eiferer um der Consequenz willen den offenbaren Unsinn nicht scheuten. Es kam bei manchem in der That so weit, daß ein schlechter Lebenswandel nicht blos als kein Hinderniß der Rechtgläubigkeit, sondern als eine Empfehlung dargestellt wurde. Solche Uebertreibungen gaben dann freilich den Pietisten leichtes Spiel.

Spener's Reformationsversuch war christlich, aber nicht kirchlich. Luther's Reformation war von vorn herein constitutiv und organisirend gewesen und hatte sich dem Zusammenhang des politischen Lebens angeschlossen; der Pietismus war in sich gekehrt, subjectiv und löste den Einzelnen von der Gemeinschaft, der er angehörte. Die Orthodoxen empfanden ganz richtig, daß seine Gleichgültigkeit gegen die wissenschaftliche Theologie aus einer tiefen Gleichgiltigkeit gegen die Kirche und gegen die Wissenschaft im Allgemeinen hervorging. Wer den ganzen Tag nichts weiter zu thun hat als sich mit seiner Sünde zu beschäftigen, zu ächzen und zu beten, der kann an den Gesetzen der Welt und ihrer Erforschung d. h. an der Wissenschaft keine Freude finden. Es hat gelehrte Pietisten gegeben, der Pietismus an sich ist aber überall der Bildung feind.

Durch den Pietismus wurde die finstere, trübe und weinerliche Lebensauffassung, die sich aus dem dreißigjährigen Krieg natürlich ergab, künstlich festgehalten und zur Convenienz eines wohlgestimmten Gemüths gemacht. Bald empfindet das geistliche Lied die Rückwirkung dieser Stimmung. So sind Christian Gryphius (des Sohns) „poetische Wälder“ 1698 aus einem Gemüth geschrieben, das sich selbst reuig erkennt, sich wie ein Scheusal anspeit und in Christi Wunden versenken will, was nach Kedar's Pfütze an ihm stinkt und was es mit Sodom's Dampf befleckt. Es ist soviel von Lasterstank die Rede, daß es übel riecht. Daß der Dichter das Abendmahl den Frühling der erstarrten Brust, süße Marmeladen gegen die Fladen der Welt nennt, ist noch Wirkung Lohenstein's.*)

Der Pietismus stellte sich zwar die Aufgabe, nach und nach die ganze Kirche zu umfassen, zunächst aber isolirte er seine Anhänger im Kämmerlein, er machte sie hochmüthig und entfremdete sie der allgemeinen Bildung. Indem er das Verhalten des Menschen in allen Augenblicken seines Lebens beobachtete, nährte er die Neigung zur Heuchelei, und verwandelte bald die Sprache der Frömmigkeit und Andacht in ein hohles Floskelwesen. Wenn man die weitläufige Correspondenz zwischen Spener und Francke liest (und das waren noch die besten), so erstaunt man über die unaussprechliche Nüch-

---

*) Gervinus 3. S. 478.

ternheit des Gemüths, die sich hinter diesen überschwänglichen frommen Redensarten versteckt. Indem der Pietismus die Grübelei und die Gewissensbedenken auf die Spitze treibt, macht er es, wenn nicht unmöglich, doch schwer, ein ganzer Mann zu sein und aus voller Kraft der Natur heraus zu handeln. — Während die englischen Puritaner in dem wilden Drang ihrer an den Bildern des alten Testaments genährten Phantasie auf das wirkliche Leben einstürmten und dasselbe nach ihrer Vorstellung umzugestalten suchten, wandte sich Spener's Schule scheu, ängstlich und bekümmert von der Wirklichkeit ab, entfremdete ihre Anhänger dem Leben des Staats und der Nation, und gewöhnte sie an ein frommes und bornirtes Pfahlbürgerthum.

Der Pietismus war nicht blos in seiner Ausartung, sondern in seiner ersten Erscheinung krankhaft. Aber wie eine Krankheit zuweilen auf den menschlichen Organismus heilsam wirkt, so geschah es auch am Ende des 17. Jahrhunderts, hauptsächlich durch die fremdartigen Elemente, die von dem Pietismus angeregt und zum Theil von ihm gefärbt, im leidenschaftlichen Krieg gegen die bestehenden Schranken einer bessern Zukunft Bahn brachen.

---

Aus der gedrückten Luft der pietistischen Betstuben treten wir plötzlich, indem wir auf Leibnitz kommen, an den freien Himmel reinster Bildung.

Von dem Leben und Wirken dieses Mannes auch nur die ungefähren Umrisse zu geben, ist ein schwieriges Unternehmen. Spener mit seinem beschränkten Gesichtskreis und seinem intensiven guten Willen prägt sich leicht dem Gedächtniß ein; um aber Leibnitz' Bedeutung auch nur annäherungsweise zu würdigen, müßte man eine juristische, mathematische und naturwissenschaftliche Bildung besitzen wie er. Auf allen diesen Gebieten war er nicht blos gründlicher Kenner, sondern großartiger Erfinder; nicht minder auf den Gebieten der Geschichte und Sprachwissenschaft. Gewöhnlich hebt man nur seine Philosophie hervor, aber diese war nur der feinste Parfüm seiner sonstigen Studien und läßt sich nur im Zusammenhang mit ihnen richtig verstehn. Es war keine Regung des öffentlichen Geistes, kein Streben, kein Versuch einer thätigen Einbildungskraft, dem er nicht seine sorgfältigste Aufmerksamkeit zugewendet, das er nicht in seiner Berechtigung zu begreifen, als bleibendes Culturmittel zu bewahren gesucht hätte.

Seine Studien umfaßten alle Zeitperioden; die Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener war ihm ebenso bekannt als die der Deutschen, Griechen und Römer; sein Gesichtskreis dehnte sich über die Grenzen der bekannten Welt aus, und selbst was in China und Aethiopien geschah, wurde von seinem mächtigen Denken in Zusammenhang mit der allgemeinen Culturbewegung gebracht.

Wir Deutschen machen uns selber gern den Vorwurf, daß wir mehr Weltbürger als Deutsche sind. Der Vorwurf wird zuweilen sehr bitter ausgesprochen, aber er enthält zugleich immer etwas Schmeichelhaftes. Selten aber klären wir uns darüber auf, was dieser Ausdruck zu bedeuten hat.

Es gab eine Zeit, wo der Nationalitätseifer so groß wurde, daß man uns aufforderte, uns freiwillig zu borniren und unsern Standpunkt so tief zu nehmen, daß wir über unsere vier Pfähle nicht hinaus sehn konnten. Um nationale Kraft zu entwickeln, um unsre Livree recht deutlich von der anderer Völker zu unterscheiden, sollten wir selbst unsere Vorurtheile und Narrheiten hegen, und gegen jeden Ausdruck der Vernunft mißtrauisch sein, wenn er nicht den altdeutschen Burschenrock trug.

Erkenntniß und Freiheit des Blicks verstärkt unbedingt unsere Macht: je mehr wir Weltbürger sind, je weiter sich der Kreis unserer Interessen ausdehnt, desto geschickter werden wir sein, unsre Nationalität dem Ausländer gegenüber geltend zu machen. Denn ganz frei von der allgemeinen Culturbewegung erhalten wir uns doch nicht: wir haben nur die Wahl, sie mit Bewußtsein zu unserm Eigenthum zu machen oder ihr willenlos anheim zu fallen.

Leibnitz war im eminenten Sinn ein Weltbürger; ein Weltbürger wie wir in Deutschland seit der Zeit nur noch einen gekannt haben: Alexander von Humboldt. Die Franzosen und bis zu einer gewissen Grenze auch die Engländer verstanden seine Größe weit besser als seine Zeitgenossen in Deutschland. Freilich schrieb er in der Regel nur französisch, für seine gelehrten Landsleute nur Latein. Einzelne deutsche Briefe und Denkschriften sind zwar auch bedeutend und charakteristisch wie Alles, was aus seiner Feder kam, aber unbeholfen in der Form; es wurde ihm fast ebenso sauer sich deutsch auszudrücken, als Friedrich dem Großen.

Bei alle dem war er doch ein echter Deutscher. Unaufhörlich sann er darauf, die Zustände seines Vaterlandes im Ganzen und im Einzelnen aufzuklären und zu läutern. Die Versuche schlugen fast immer fehl, aber er ließ sich nie ermüden, bis an's Ende seines Lebens finden sich Denkschriften über Denkschriften in Bezug auf den Fortschritt Deutschlands.

Er hat während seines Lebens auf das deutsche Volk wenig oder gar

keinen Einfluß ausgeübt. Unmittelbar aber nach seinem Tod ist seine Philosophie die deutsche Philosophie geworden; sie ist es 60 Jahr hindurch unbeschränkt geblieben, und auch nach der großen Kantischen Revolution ist man von Zeit zu Zeit immer wieder zu ihm zurückgekehrt. Das ist kein Zufall, denn auch der stärkste Geist wird sich vergebens bemühn, seinem Volk sein Gepräge aufzudrücken, wenn es dem Charakter desselben nicht entspricht. Leibnitz' Philosophie war von vornherein deutsch gedacht, obgleich französisch geschrieben; sie war ebenso deutsch als Luther's Reformation. Die schneidenden Contraste, wie die Franzosen sie lieben, zwischen Denken, Glauben und Gewissen sind für den Deutschen nicht gemacht: der Deutsche will über sein Gewissen verständigt sein. Dafür sorgte Leibnitz, wie später Kant, und darum war beider Philosophie, trotz der Universalität der Gedanken, von deutscher Färbung.

Leibnitz war kein Schriftsteller von Profession: seine Absicht war, unmittelbar zu wirken, in erster Linie auf die Gebildeten, in zweiter Linie auf die Gelehrten. Seine Aufzeichnungen haben meist eine bestimmte äußere Veranlassung und sind für bestimmte Personen berechnet; die Wendung, die er nimmt, geht nicht immer aus der Sache selbst hervor, sondern aus der Rücksicht auf die Person, zu der er spricht. Aber seine Gedanken selbst sind gar nicht zufällig; sie stehn in ihren Grundzügen unerschütterlich fest, und er kehrt in den mannichfaltigsten Verkleidungen immer zu denselben zurück. In Nebensachen, in der Form geht er willig in die Vorstellungsweise eines Jeden ein, der ihn anhören will; aber nur, um ihn auf den Punkt zu führen, auf dem er ihn haben will.

Die streitfertigen Zeitgenossen haben diese Fähigkeit, sich anzubequemen, oft verkannt, sie haben, weil sie zur Höhe seiner Bildung nicht hinaufreichten, ihn der Charakterschwäche und wohl gar der Heuchelei bezüchtigt.

Ganz aus der Luft gegriffen sind solche Stimmungen des Volks niemals. Dieser in Bezug auf Erkenntniß und Bildung große, dieser wahrhaft gute Mensch macht trotz der ungeheuern Thätigkeit seines Willens in seinem Handeln selten den Eindruck der Stärke und Entschlossenheit.

Zweierlei war es, was seine Stellung zu den Zeitgenossen verkümmerte.

In seinen Gedanken und Anschauungen ein Weltbürger im höchsten Sinn, war doch der Boden, auf dem er stand, das deutsche Pfahlbürgerthum; beides zu vermitteln besaß er nicht die Kraft. Das Pfahlbürgerthum der Universitäten durchschaute er bald; nun ging es ihm aber gerade wie Luther: um seine großen Entwürfe durchzuführen, wandte er sich an die kleinen Fürsten. Er hatte das Glück, sehr geistvollen Personen darunter zu begegnen, und dies ließ ihn übersehn, daß ihre reale Macht und der Gesichtskreis ihres Berufs

noch viel spießbürgerlicher war als der Horizont der Facultäten. Indem er sich ihren kleinen erbärmlichen Interessen dienstbar machte, glaube er sie für seine hohen Ideen zu gewinnen und erreichte so viel, daß sie ihn anhörten, auch wohl mit ihm schwärmten: in der Wirklichkeit aber gestaltete sich das Verhältniß so, daß er mit seinen Talenten ihnen diente, während seine Ideen in das Gebiet der schönen Träume verwiesen wurden. Dann ergriff ihn wohl der Unmuth, und er wandte sich an Ludwig 14.; ohne etwas Anderes zu erreichen als der Nachwelt seinen Charakter zweifelhaft zu machen.

Sodann hatte er kein eigentliches Leben im Volk. Durch Vermittelung des Gedankens konnte er sich zwar den Kreis der Vorstellungen und Interessen, die das Volk beschäftigten, vollkommen deutlich machen, aber er erlebte es nicht unmittelbar, und dadurch wurde auch seine Idee ungenau gefaßt. Der Gelehrte und Weltmann war zu sehr an's Idealisiren gewöhnt, um die starre Bestimmtheit sittlicher Voraussetzungen und Vorurtheile in Rechnung zu ziehn.

In dieser Beziehung hat sein Leben etwas Unbefriedigendes. Man irrt aber, wenn man annimmt, daß dies Gefühl sein Leben gefärbt habe. Im Gegentheil war er eine durchaus heitere und sanguinische Natur, und wenn er diese Welt als die beste erwies, so trug dazu die Stimmung seines Gemüths ebenso viel bei als seine Logik.

Nicht blos aus seiner Theodicee, sondern aus vielen Stellen seiner Briefe weht uns diese schöne Freude an der Welt, wie sie ist, diese Liebe zur Existenz im Allgemeinen, diese würdige und hohe Vorstellung von Gott mit einem wahrhaft erfrischenden Hauch entgegen. Wer nicht glauben will, daß die reine Intelligenz ein harmonisch gebildetes Gemüth zu den höchsten Genüssen befähigt, den müssen seine Schriften eines Bessern überführen.

Bei dem unermeßlichen Umfang der Gegenstände, mit denen er sich beschäftigte, sind seine ungeheuern wissenschaftlichen Erfolge nur aus der concentrirten Aufmerksamkeit zu erklären, mit der er jedes Einzelne betrachtete. Diese Fähigkeit, in jeder Sache energisch den Punkt zu treffen, auf den es ankommt, ist in der Wissenschaft dasselbe, was das Genie in der Kunst. Dazu kam aber bei Leibnitz ein Eignes: die rasche Erzeugungskraft seiner Phantasie, die ihm sofort die durch die Sonde untersuchten Einzelheiten in einem umfassenden Gesammtgemälde zeigte. Seine Naturphilosophie wird uns darin wunderbare Dinge zeigen. Ein schwacher Verstand wird über dieser Elasticität der Construction zum Narren; der Erfinder der Differentialrechnung aber verlor auch über der Protogäa und der Harmonie der Welt nicht die Besonnenheit. Freilich eilten deshalb auch seine wissenschaftlichen Entwürfe weit der Ausführung vor.

Ueber seinen geistigen Entwicklungsgang geben Stellen aus seinen Schriften und Briefen die beste Aufklärung. —

Zu Leipzig 21. Juni 1646 wurde Leibnitz geboren. Die Familie war wohlhabend, angesehn; ein Zweig derselben geadelt. Den Vater, wohlberufenen Professor, verlor der Knabe schon im sechsten Jahr; die Mutter widmete sich ausschließlich seiner Erziehung.

„Zwei Dinge haben mir außerordentlich gedient, obschon sie Vielen schädlich zu sein pflegen: daß ich Autodidakt war und in einer jeden Wissenschaft, kaum daß ich an sie herangetreten, da ich oft nicht einmal das Gewöhnliche hinlänglich verstand, Neues suchte. So gewann ich zweierlei: daß ich meinen Geist nicht mit leeren und wieder zu verlernenden Dingen, mehr auf Ansehn als aus Gründen angenommen, füllte, und daß ich nicht ruhte, als bis ich einer jeden Wissenschaft Fibern und Wurzeln erkundschaftet hatte und bis zu den Principien selbst gelangt war."

„Häufiger findet derjenige etwas Neues, welcher eine Kunst nicht versteht, als derjenige, welcher sie versteht. Gleichermaßen ein Autodidakt eher als ein Anderer. Er bricht nämlich durch eine, von den Uebrigen nicht betretene Bahn und Pforte, und findet eine andere Ansicht von den Dingen. Alles Neue bewundert und untersucht er, während die Uebrigen daran als vor etwas Bekanntem vorübergehen." *)

„Auf der Schule wäre ich ohne Zweifel mit der gewöhnlichen Langsamkeit vorgeschritten, wenn mir nicht der Zufall einen Livius und den Thesaurus von Seth Calvisius in die Hände gespielt hätte, die ich sofort verschlang. Den Calvisius verstand ich ziemlich leicht, weil ich ein deutsches Buch hatte, welches häufig das Nämliche sagte. Im Livius, da mir die Dinge und die Schreibart bei den Alten unbekannt waren, verstand ich, aufrichtig gesagt, keine Zeile. Weil es aber eine alte Ausgabe mit Figuren und Holzschnitten war, so betrachtete ich diese emsig, las hie und da die untergesetzten Worte, um die dunklern Stellen wenig bekümmert, und das, was ich gar nicht verstand, übersprang ich; und als ich dies öfter gethan und das ganze Buch durchblättert hatte, und nachher, in einiger Zeit, die Sache von vorn betrieb, verstand ich viel mehr daran. Darüber sehr erfreut, fuhr ich so ohne irgend ein Wörterbuch fort, bis mir das Meiste ebenso klar war und ich immer tiefer in den Sinn eindrang." — Als die Lehrer dies entdeckten, wollten sie zuerst der Voreiligkeit des Knaben steuern; aber ein verständiger Edelmann bewirkte so-

*) Lessing macht dazu die Anmerkung: „es folgt u. a. daraus, wie wenig nothwendig ein allzumethodischer Unterricht, auf den unsre neuen Pädagogen dringen, im Grund für die menschliche Seele ist."

gar, daß man ihm die Bibliothek seines Vaters öffnete. — „In diese verbarg er sich, ein achtjähriger Knabe, oft ganze Tage, und kaum lateinisch stammelnd, nahm er jedes ihm in die Augen fallende Buch bald in die Hand, bald legte er es weg; ohne Wahl die Bücher aufschlagend und wieder schließend, naschte er hier, übersprang er dort, wie eben die Klarheit des Ausdrucks, oder der Inhalt durch Annehmlichkeit ihn fesselte. — Aber seine Hauptbeschäftigung blieben die Alten, in welchen er im Anfang nichts, nach und nach etwas, endlich das Nothwendige verstand; bis er eine gewisse Färbung nicht nur des Ausdrucks, sondern auch der Gedanken von den Alten angenommen hatte. Als er daher von diesen zu den Neueren kam, wie sie damals in den Buchläden Mode waren, ekelten sie ihn an mit ihrem schwülstigen Schaum, der nichts sagte, mit den zusammengeflickten Lappen, die nur Fremdes zum Vorschein brachten; ohne Anmuth, ohne Kraft und Mark, ohne allen Nutzen für das Leben, sollte man meinen, und für eine andere Welt geschrieben, wenn man sich vergegenwärtigte, daß der Alten männliche und große, treffende, die Dinge gleichsam überragende, das ganze Leben wie in eine Tafel zusammenfassende Gedanken, dazu ihre natürliche, klare, fließende und der Dinge angemessene Ausdrucksweise ganz andere Bewegungen in den Gemüthern erzeugt! Fortan stellte der Jüngling zwei Grundsätze für sich fest: bei den Ausdrücken immer die Klarheit, bei den Dingen aber den Nutzen zu suchen. Er hat nachher gelernt, daß jenes die Grundlage des Urtheils, dieses die der Erfindung ist."

Stieß der Knabe auf Schwierigkeiten, so fand er bei der reichen Bekanntschaft der Familie unter den Gelehrten leicht Jemand, der ihn zurecht wies.

So hatte er durch die alten Sprachen und durch das Studium der Dichter und Geschichtschreiber eine feste humanistische Grundlage gelegt, bevor er an die Logik der Scholastiker kam. Dies geschah im dreizehnten Jahr. Das sinnige Spiel der Formen und Abstractionen ergötzte ihn ausnehmend, zugleich aber erkannte er, daß durch diese bis in's Kleinste ausgeführten Eintheilungen der Begriffe die Aufmerksamkeit eine geordnete Richtung und das Gedächtniß einen sichern Halt gewann, und daß durch die Kunst, systematisch zu fragen und zu versuchen, die Erfindung sehr wesentlich gefördert wurde. In seiner Weise fing er sofort an, das kaum Erlernte in zweckmäßigere Formen zu bringen, und setzte durch seine Einfälle und Fragen seine Lehrer in Verlegenheit. „Ich lebte in dem Zarabella, dem Rubius Fonseca und andern Scholastikern mit keinem geringern Vergnügen als vorher in den Historikern, und las den Suarez mit eben soviel Leichtigkeit, als die milesischen Märchen. Früher besorgt, ich möchte ein Poet von Profession werden, fürchteten meine

Vormünder nun, daß ich in den Spitzfindigkeiten der Scholastik stecken bleibe, als ob mein Geist durch eine Gattung der Dinge ausgefüllt werden könne."

„Als ich diesem Studium mit größerem Ernst oblag, verfiel ich auf die bewunderungswürdige Betrachtung, daß ein gewisses Alphabet der menschlichen Gedanken ersonnen und aus der Combination der Buchstaben dieses Alphabets und aus der Analysis der aus ihnen gebildeten Wörter alles sowohl erfunden als auch beurtheilt werden könne. Sobald dies von meinem Geist erfaßt war, jauchzte ich auf, freilich mit einer knabenhaften Freude, denn damals faßte ich die Größe des Gegenstandes nicht genug. Späterhin aber, je größere Fortschritte ich in der Erkenntniß der Dinge machte, desto mehr wurde ich in dem Entschluß befestigt, einen so großen Gegenstand zu verfolgen."

Ueber diesen Beschäftigungen versäumte er nicht, der Zeit den schuldigen Tribut abzutragen: er studirte die Streitschriften seiner Kirche, und zugleich, um dieselben unparteiisch zu prüfen, was ihre Gegner in Deutschland und den Niederlanden gegen sie ausgesagt. Schon damals kam es ihm darauf an, die theologischen Controversen auf das Gebiet des reinen Begriffs überzuspielen, und von jeder Meinung, durch Uebertragung derselben in's Vernünftige, soviel aufzubewahren als möglich.

So vorbereitet, bezog er im 15. Jahr, April 1661, die Universität seiner Vaterstadt. Seine Lehrer in der Philosophie waren Adam Scherzer*), ein geschickter Scholastiker, und Jac. Thomasius**), der auf den echten Inhalt des Aristoteles zurückzugehen suchte und sich im Gegensatz gegen die Mehrzahl seiner Amtsgenossen durch einen klaren Vortrag auszeichnete. Daß zwischen dem wirklichen Aristoteles und dem mythischen, wie ihn das Mittelalter umgebildet, ein erheblicher Unterschied sei, hat Leibniz nicht wieder vergessen. Von diesen Lehrern vorgebildet, disputirte er 30. März 1663 de principio individui.

Bald darauf fielen ihm die Schriften des Descartes in die Hände, die ihm eine ganz neue Welt eröffneten. Lange schwankte er, ob er sich der neuen Philosophie anvertrauen oder der Scholastik treu bleiben solle. Vieles war, was ihn bei Descartes anzog: der großartige Idealismus, der mit Verleugnung

---

*) Geb. 1. Aug. 1628 zu Eger, studirt erst Medicin, dann Theologie zu Altorf, Jena und Leipzig; 1658 Lehrer des Hebräischen zu Leipzig. 1666 Dr. Theol., † 23. Dec. 1683. — Vademecum philosophicum, in der spätern Ausgabe als Nucleus philosophiae quadripartitus. — Trifolium orientale. — Zahlreiche Streitschriften gegen die Katholiken, Socinianer und Reformirten: Papismus vapulans ex ipsorum Pontificiorum scriptis detectus.

**) Geb. 25. Aug. 1622 zu Leipzig, seit 1676 Rector der Thomasschule, † 9. Sept. 1684.

aller Sinneseindrücke alle Erkenntniß auf die Thatsache des Denkens; das Dasein Gottes auf den Begriff des vollkommensten Wesens aufbaute: der die Wahrhaftigkeit Gottes und daß er mit dem Gedanken kein Blendwerk habe machen wollen, aus demselben Begriff erwies; der die Geschichte der Erkenntniß in eine Geschichte der allmälig zum Denken sich entwickelnden Seele kleidete, der nichts als wahr annahm, was sich nicht erweisen ließ. — Ihm imponirte das kühn aus dem Begriff aufgerollte Bild des Weltgebäudes mit dem Alles durchdringenden Aether, dessen Wirbel Bewegung, Licht und Wärme hervorbringt, die Zurückführung der Erscheinungen auf ein einheitliches Princip. — Um die neue Naturphilosophie zu verstehen, mußte er vorher ernsthaft Mathematik und Physik studiren.

Zu diesem Zweck ging er April 1663 auf ein halbes Jahr nach Jena, wo Erhard Weigel*) sich nicht blos durch große Entdeckungen in der Astronomie, durch Erfindung zusammengesetzter Maschinen, durch die Verbesserung des Himmelsglobus, sondern auch durch das Bestreben auszeichnete, mit Hilfe der Mathematik dem ganzen Erziehungssystem und der Wissenschaft eine andere Wendung zu geben. Ein entschiedener Gegner der Scholastik, trieb er ihre Anhänger gewöhnlich dadurch in die Enge, daß er sie nöthigte, ihm deren Terminologien deutsch wiederzugeben: es zeigte sich alsdann, daß sie nichts sagten. Ohne Cartesianer zu sein, suchte er auf Leibniz in demselben Sinn zu wirken.

Es gelang ihm nicht ganz. Im Allgemeinen bekannte sich Leibniz zwar seitdem zur neuen Philosophie. Aber die Scholastik hatte ihm zuviel Genuß gewährt und seinen Scharfsinn zu sehr geübt, als daß er ihr ganz hätte entsagen können. Trotz der anscheinend demonstrativen Form bemerkte er bei Descartes viele Gedankensprünge und Willkürlichkeiten; sein Urtheil über

*) Geb. 16. Dec. 1625 zu Weida; die Eltern wanderten 1628 um der Religion willen nach Wunsiedel aus. Auf dem Gymnasium zu Halle erzogen, kam er später nach Leipzig, und von da 1653 als Professor der Mathematik nach Jena, wo er 21. Merz 1699 starb. Seine Tetractis (Versuch eines vereinfachten Zahlensystems) erschien 1647 zuerst, seine Specimina inventionum mathematicarum 1669. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: Geoscopia selenitarum; analysis aristotelico-euclidea; philosophia mathematica; mathematischer Vorschlag von der Kunst, die Jugend zu informiren; die fried- und nutzbringende Kunstweisheit; Erdspiegel; Wasserschatz; Extractio radicis des schlechten Christenstaats; Pancosmus aethereus, sive machina nova totius mundi superioris et inferioris phaenomena exprimens; arithmetische Beschreibung der Moralweisheit, nach der pythagorischen Kreuzzahl eingetheilt; unmaßgebliche mathematische Vorschläge betreffend einige Grundstücke des gemeinen Wesens; Auflösung des militärischen Problems: warum der Türke dem Christen nunmehr weichen müsse?

Aristoteles fand er ungerecht. Vor Allem vermißte er in seiner Philosophie eins, was ihm das Wichtigste war: den sittlichen Geist.

Für Descartes war Gott ein Syllogismus, die Welt ein System der Mechanik. Der Deutsche verlangte einen Gott für das Gefühl, eine Welt lebendiger Seelen. Die allgemein bewegende Kraft, die er suchte und endlich auch zu finden wußte, war die Liebe.

Aller leeren Polemik abgeneigt, ging er fortan zwischen den Schulen seinen Weg: wenn er latein schrieb, so richtete er sich nach den Voraussetzungen der Scholastik, um seinen deutschen Collegen verständlich zu werden; französisch redete er die Sprache der Cartesianer.

Auch während seines Aufenthalts in Jena hatte er das Studium und die Uebung der alten Sprachen nicht fallen lassen; er hatte über die Form ernstlich nachgedacht, und das Resultat war die kleine Abhandlung de scriptoribus Lipsianizantibus, gegen die Nachahmer des Lipsius, die um der gedrungenen Kürze wegen ins Schwerfällige und Dunkle verfielen. Leibnitz' Streben war, in allen Sprachen sich einfach und natürlich auszudrücken: ob sein Latein den Rhetoren classisch erschien, war ihm gleichgültig.

Sein eigentlicher Beruf sollte nach dem Willen seiner Verwandten die Rechtswissenschaft sein, der er nun nach seiner Rückkehr nach Leipzig oblag. „Ich gewahrte bald, daß mir aus meinen vorhergegangenen Studien der Geschichte und Philosophie eine große Erleichterung erwuchs: ich verstand die Gesetze sehr leicht, und blieb nicht lange bei der Theorie hangen, sondern ging sofort zur Ausübung. Ein Freund, Beisitzer am Hofgericht zu Leipzig, nahm mich oft in sein Haus, gab mir Acten zu lesen und lehrte mich durch Beispiele, wie die Urtheile abgefaßt werden müßten. So drang ich tief in das Innere dieser Wissenschaft ein."

Bald fand er Gelegenheit, diese Uebungen praktisch zu verwerthen, da er nach dem Tode seiner Mutter die Erbschaftsangelegenheiten der Familie zu ordnen hatte. Den 3. Sept. 1664 habilitirte er sich als Magister der Philosophie durch eine juristische Abhandlung, in der er auf die zahlreichen Berührungspunkte der Philosophie und der verwandten Wissenschaften mit der Jurisprudenz aufmerksam machte. Erstaunt über die Folgerichtigkeit des römischen Rechts bekannte er, die alten Rechtsgelehrten seien mit solchem Scharfsinn und mit solcher Tiefe zu Werke gegangen, daß es weniger Sache des Scharfsinns im Ergänzen als Sache des Fleißes im Anordnen wäre, ihre Bescheide auf die gewissesten und beinahe mathematischen Grundsätze zurückzuführen.

In der Abhandlung de arte combinatoria, Merz 1766, die sich eigentlich nur die Aufgabe stellt, die verschiedenen Acten des kategorischen Schlusses

zu berechnen, und hauptsächlich nachzuweisen, wie der Irrthum durch Verallgemeinerung eines nur auf bestimmte Fälle berechneten Urtheils entspringt, sind, wie in einem Brennpunkt, alle Fäden seiner bisherigen juristischen und mathematischen Studien verknüpft. Die Schrift selbst hat wenig realen Inhalt, zeigt aber eine Virtuosität in der Scholastik, die ihm später trefflich zu statten kam. Noch in der Theodicee, als es sich um die Auflösung der scheinbar unauflöslichen Einwürfe handelt, welche von Seiten der Vernunft gegen die Geheimnisse der Religion gemacht werden, sagt er: „Ich bin hierüber einer Meinung, die manchem sehr fremd vorkommen wird: ich halte nämlich dafür, die Auflösung sei schon völlig gefunden, sei auch nicht eben die schwerste; und ein Mensch von mittelmäßigem Verstand, der nur aufmerksam ist und sich der Regeln der gemeinen Logik genau zu bedienen weiß, sei im Stande, auf die verwirrendsten Einwürfe zu antworten, wofern solche einzig und allein aus der Vernunft genommen und für Demonstrationen ausgegeben werden. So sehr auch der gemeine Haufe der Neueren die Logik des Aristoteles verachtet, so muß man doch bekennen, daß sie untrügliche Mittel und Wege zeigt, dem Irrthum in dergleichen Fällen zu widerstehn. Denn man darf nur den Vernunftschluß nach den gewöhnlichen Regeln untersuchen, so wird man allezeit ein Mittel finden, zu entdecken, ob entweder in der Form gefehlt, oder ob die Vordersätze noch nicht gehörig erwiesen worden.“ — So dient die Uebung im Syllogismus wenigstens dazu, die Ueberhebungen des Syllogismus abzuweisen.

Der Schrift ist ein Beweis für das Dasein Gottes hinzugefügt, welchem der Begriff Gottes als der unkörperlichen, unendlich bewegenden Substanz zu Grunde liegt, ganz ohne Beziehung auf Religion und Frömmigkeit. Noch hatte er, was er suchte, nicht gefunden.

Um in das Spruchcollegium einzutreten, mußte er Dr. jur. werden. Da die Leipziger Professoren ihn für zu jung hielten, verließ er Herbst 1666 seine Vaterstadt, voller Verdruß über den academischen Schlendrian, und bezog die nürnbergische Universität Altorf. Dort erhielt er 5. Nov. 1666 die gesuchte Würde, in Folge einer Abhandlung, in welcher er nachwies, das positive Gesetz müsse bei ungewisser Auslegung durch das reine Naturrecht, in welchem nichts ungewiß sei, ergänzt werden.

In Nürnberg hielt sich damals eine Gesellschaft auf, die in der Weise, wie Val. Andreä die Rosenkreuzer schildert, den Stein der Weisen suchte. Leibnitz, dessen Neugier ungemein rege wurde, wußte sich in dieselbe einzuführen und sich so viel Vertrauen zu erwerben, daß man ihm die Aufsicht über das Laboratorium übergab. Später drückte er sich sehr spöttisch darüber aus; sie hatte ihn aber damals vielleicht mehr gefesselt als er selber glaubte: er

war gar nicht ohne Sinn für Mystik; er glaubte nicht blos an die Möglichkeit, Gold zu machen, sondern auch an die Möglichkeit, aus der Bewegung der Gestirne die Bewegung der Weltbegebenheiten, aus den Linien der Hand die Linien des Charakters zu erkennen. Dies beständige Spüren nach der geheimen Sympathie aller Dinge war vielleicht latente Poesie; doch wußte er die Traumwelt zu bannen, sobald es einen ernsten Gedanken galt.

Leibnitz hatte in Altorf so viel Beifall gefunden, daß man ihm eine Stelle bei der Universität zusichern wollte; aber seine Abneigung gegen das Universitätswesen überhaupt wurde noch durch eine Bekanntschaft vergrößert, die seinem Leben eine neue entscheidende Richtung gab.

Auf einer seiner zahlreichen Reisen kam der Freiherr von Boineburg durch Nürnberg: seit 1664 Privatmann, aber noch immer der Rathgeber der Fürsten in den wichtigsten Reichsangelegenheiten, und noch immer eifrig beschäftigt, durch seine zahlreichen Verbindungen auf eine Wiederherstellung des Kirchenverbandes hinzuarbeiten. Dieser wurde von dem aufgeweckten Geist des jungen Mannes lebhaft betroffen und veranlaßte ihn, im Frühjahr 1667 nach Frankfurt überzusiedeln, wo er sich damals aufhielt.

In Frankfurt machte er Spener's Bekanntschaft, die damals sogar intim gewesen zu sein scheint. Die beiden Männer kamen später weit auseinander, aber Leibnitz hörte doch nicht auf, Spener's weitere Entwickelung sorgfältig zu beobachten, und der Einfluß des eilf Jahre ältern und bereits berühmten Mannes war für jene Zeit nicht unbedeutend. Das Seelische in seiner Philosophie stammt vielleicht zum Theil aus diesen Eindrücken: die Liebe Gottes wird zwar in allen Philosophien gelehrt, sie hat aber doch bei Leibnitz eine wesentlich andere Farbe.*)

---

*) Die Stellen darüber in seinen Schriften sind unzählig. Hier ein Paar von den prägnantesten. In einem Brief an Bossuet, 16. Oct. 1698, behandelt er das Problem: comment nous, qui faisons tout pour notre bien, pouvons aimer sans intérêt? — Aimer, antwortet er, n'est autre chose que trouver son plaisir (nicht etwa sein Interesse) dans le bien, perfection, bonheur d'autrui; und das Vergnügen gehört zum Wohlsein. — Nous aimons, schreibt er an eine französische Freundin 9. Mai 1691, Dieu sur toutes choses, lorsque nous mettons tout notre bonheur dans la connaissance (das scheidet ihn von Spener!) que nous pouvons avoir de ses perfections et de sa souveraine félicité; de même, lorsque nous aimons quelque créature, c'est parceque nous trouvons que l'état avantageux et la félicité de l'objet chéri fait un surcroît de notre propre félicité, et que nous y prenons part à cause de la satisfaction que nous y trouvons. Aussi la charité n'est autre chose qu'une amitié générale qui s'étend à tout. Et comme Dieu est la source éternelle et immuable de toute perfection et de

Zunächst lebte er in seinem eigenen Fach. Boineburg forderte ihn auf, die Geschichte mit der Jurisprudenz zu verbinden; ein anderer Convertirter, Dr. Blum, correspondirte mit ihm über die beste Art, die Geschichte des canonischen Rechts zu schreiben, was in Deutschland freilich schwer sei, wo alle Studien in's Parteileben verstrickt seien. Noch 1667 erschien die kleine, aber gehaltvolle Schrift: Methodus nova discendae docendaeque jurisprudentiae, dem Kurfürsten von Mainz gewidmet.

Leibnitz rühmt die Bemühungen des Kurfürsten um Herstellung des Kirchenfriedens. „Es ist wahrlich ein größeres Werk, Federn als Waffen zur Ruhe zu bringen. Aber nichts ist unmöglich, wenn die Gemüther der Mächtigen einstimmig sind; sie bedürfen nur eines Führers. Da dich Verdienst und Glück, d. h. die Vorsehung, auf den ersten Platz gesetzt haben, so fahre fort, deine von Gott hiezu bestimmte Macht und Weisheit zu gebrauchen. Der Himmel ist günstig, die Besten von beiden Seiten bezeigen Beifall, die Widerspenstigkeit Anderer dient nur dazu, die Guten zu ermuntern. Unvergleichliche Männer haben den Weg gebahnt. O möchte mein Leben bis zum äußersten Ziel sich ausdehnen, um die Wunde Deutschlands geheilt zu sehn! Dann wird den Tempeln ihr Schmuck, den Gemüthern die Liebe, der Natur ihre Kraft, den Fremden die Scheu, Allen aber die Wohlfahrt zurückkehren."

Das Buch zeigt neben einer außerordentlichen Belesenheit und dem gewöhnlichen kühnen Scharfsinn einen Enthusiasmus, wie er bei Leibnitz selten vorkommt. Es spricht sich eine unbedingte Bewunderung des römischen Rechts darin aus; aber mit der Abfassung des Corpus Juris ist Leibnitz keineswegs zufrieden; er verlangt eine Anordnung nach der Zeitfolge, damit man den natürlichen und logischen Gang der Rechtsentwickelung historisch verfolgen könne. Dann verzeichnet er eine Reihe systematischer Handbücher, die nöthig wären, um das Studium des Rechts fruchtbar zu machen — eine Philologie und Anatomie, eine Antinomik und Concordanz des Rechts. — Für das wirkliche Leben verlangt er eine durchgreifende Reform, verlangt, daß von der Obrigkeit ein Gesetzbuch entworfen werde, kurz, deutlich, umfassend, wodurch das Recht in helles Licht gesetzt werde, welches jetzt durch die Menge, Dunkelheit und Unvollständigkeit der Gesetze, sowie durch die Controversen der Gelehrten

---

tout bonheur véritable, il s'ensuit qu'il n'y a point d'affection plus noble, plus solide et plus durable que celle qui s'attache à Dieu ou qui se répand sur le prochain à la considération de Dieu. (Luther's Eingangsformel zu sämmtlichen zehn Geboten!) — Mit Recht hebt er hervor, daß der eigentliche Mysticismus (und damit meint er auch Spinoza) unter der schönen Formel einer „völligen Versenkung in Gott", einer Vertiefung in „den Ocean der Gottheit", die Integrität der Seele und damit die Liebe aufhebt.

verdunkelt und in erstaunliche Unsicherheit gebracht ist — das Recht soll eine Wissenschaft werden wie die Mathematik.

Praktisch ließ sich gegen seine Vorschläge manches einwenden, da er Nebenumstände außer Rechnung gelassen hatte, die bei der Ausführung oft das Entscheidende sind; von dieser Seite bekämpfte ihn auch Lynker in Jena mit großer Heftigkeit; überall erkannte man aber den großen Geist an, der in dem jungen Mann eine Zierde der deutschen Wissenschaft verhieß. — Leibnitz war erst 23 Jahr alt.

In einem Brief von 1671 bekennt Leibnitz, daß ihn zuerst die Jurisprudenz zur Untersuchung über die Natur der Seele getrieben, um die tiefere Begründung des Rechts zu finden; daß die Begierde, auf den letzten Grund zu kommen, ihn zuerst zur Psychologie geleitet, und dann habe er nicht geruht, bis er zur letzten Quelle alles Wissens vorgedrungen sei, der Mathematik und Physik. Im Gegensatz zu den gleichzeitigen Reformatoren der Philosophie, die entweder von der Naturwissenschaft, oder von der Theologie ausgingen, betrachtete er den Menschen zuerst als Glied der Gesellschaft, als Träger von Rechten und Pflichten, ehe er ihn als Naturwesen untersuchte, und vermittelte so zwischen Grotius und Descartes. Die Harmonie, die er in der sittlichen Welt suchte, war der Leitfaden, der ihn zur Harmonie des Weltganzen führte. Die Liebe ist ihm die Quelle der sittlichen Gemeinschaft, sie ist ihm die Quelle des Seins überhaupt.

Unmittelbar nach Vollendung jenes Buchs wurde er nach Mainz in den Dienst des Kurfürsten berufen. Boineburg that alles Mögliche den jungen Gelehrten überall zu empfehlen; dafür war Leibnitz auf's Eifrigste in seinem Dienst beschäftigt. Er half ihm bei seinen juristischen und politischen Geschäften, er arbeitete für seine Bibliothek einen Realkatalog aus und wendete seine Philosophie dazu an, die theologischen Ueberzeugungen und Grillen seines Gönners zu stützen.

Boineburg war gerade in einem lebhaften Federkrieg mit den 1663 aus Polen vertriebenen Socinianern begriffen. Der Führer derselben, Wissowatius, hatte durch eine Reihe von Syllogismen den Begriff der Dreieinigkeit zu widerlegen gesucht; Leibnitz corrigirte 1669 die Formeln dieser Syllogismen nach der Methode seiner Abhandlung de arte combinatoria, wo sich jedesmal ergab, daß der Syllogismus voraussetzte, was er erweisen wollte — was der Syllogismus freilich stets thut. — Was er sich dabei vorsetzte, sprach er später noch deutlicher aus: „Allerdings giebt es in der Natur kein Beispiel, welches diesem Begriff der göttlichen Dreieinigkeit entspräche; aber es ist auch gar nicht nöthig, eins zu finden: wenn man nur den Vorwurf des innern Widerspruchs von ihm abwehrt." — Als scholastische Verstandsübung

sind diese Nova Reperta Logica sehr achtbar; die Bewunderung, die ihnen Lessing zu Theil werden läßt, möchten sie kaum verdienen.

Es ist wahr, Leibnitz hat sich über das Religionssystem der Socinianer immer sehr geringschätzig ausgesprochen: quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia. Lessing giebt folgenden Grund: „seine ganze ihm eigne Philosophie war es, die sich gegen den abergläubischen Unsinn empörte, daß ein bloßes Geschöpf so vollkommen sein könne, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden verdiene; daß es, ich will nicht sagen, die Anbetung mit ihm theilen möge, sondern auch nur, selbst von unendlich unvollkommenern Geschöpfen, dürfe und könne gedacht werden, als ob es minder unendlich weit von der Gottheit abstehe denn sie selber.“ —

Gegen wen aber spricht dieser Grundsatz mehr: gegen die Bekenner oder gegen die Leugner der Dreieinigkeit? — — Dabei kommt noch eine andere Frage in Betracht, die weder Leibnitz noch Lessing berührt, die aber bei einem für das Volk bestimmten Religionsbegriff sehr zur Sache gehört: zu wem kann man eher beten, zu einem Gott, den man sich nach Analogie einer menschlichen Person vorstellt, eines Vaters oder Bruders, oder zu einem Gott, dessen Bild in einen scholastischen Begriff oder in ein mystisches Triangel verschwimmt? — Der speculative Philosoph kann diese scholastischen Streitigkeiten aus behaglicher Ferne beschauen; wer mitten darin steht, besitzt diese Gemüthsfreiheit nicht.

Schöner und ernster sagte Leibnitz 27 Jahre später: „man klagt so sehr über den Deismus; wollte Gott, daß alle Welt wenigstens deistisch wäre, d. h., fest überzeugt, daß Alles durch eine allmächtige Weisheit regiert wird!“ — Und das ist in der That die Hauptsache.

Was die paupertina philosophia betrifft, so spricht sich in diesem Urtheil noch immer der geübte Scholastiker aus, dessen Begriffsreichthum durch die Abstractionen des Verstandes geschmälert wird.

Es ist darüber gestritten worden, wie weit Leibnitz in allen diesen Dingen aufrichtig zu Werke ging. In sofern war er gewiß ehrlich, als er nach bestem Wissen seinen Gegnern einen gelehrten Fehler nachwies; auch hoffte er wohl die theologischen Streitigkeiten der Confessionen abzustumpfen, wenn er sie auf das Gebiet der Metaphysik übertrug. Innerlich bei der Sache war er nicht; es war für ihn immer nur ein glänzendes Spiel des Geistes, was bei den Confessionen die heftigsten Leidenschaften aufregte.

Bei einer andern Gelegenheit nahm Leibnitz die orthodoxe Ansicht von der Ewigkeit der Höllenstrafen gegen die Humanität eines Socinianers in Schutz, der behauptet hatte, auf endliche Vergehungen könnten auch nur endliche Strafen folgen, und alle Sünden dieses Lebens könnten ihrer Natur nach

nur endlich sein. — Kann man denn, fragte Leibnitz, nicht auch in jenem Leben, und zwar unabläſſig ſündigen? — Das hieß nun freilich die Frage in ein fremdes Gebiet spielen, denn von Sünden jenes Lebens weiß die Kirche nichts.

Ebenso schwierig wurde es Leibnitz, die Ewigkeit der Höllenstrafen mit seiner Lehre, daß diese Welt die bestmögliche sei, zu vereinbaren. Als Grund führte er an: selbst wenn der größere Theil der Menschen ewig verdammt ist, machen die Menschen insgesammt nur einen so kleinen Theil der Welt aus, daß ihr Elend gegen die Glückseligkeit des Ganzen nicht in Rechnung kommt.

Wichtiger war ein andres Motiv. Grotius' Schule gab als Zweck der Strafe nur zweierlei zu: Besserung des Verbrechers, oder wenigstens Besserung der Andern durch ein abschreckendes Beispiel. Leibnitz war anderer Meinung. Die Strafe gehört an sich zur Harmonie des Weltalls: die Rache befriedigt nicht blos den Beleidigten, sondern den Weisen, der sie mit ansieht, comme une belle musique ou bien une bonne architecture contente les esprits bien faits. Et le sage legislateur ayant menacé, et ayant, pour ainsi dire, promis un châtiment, il est de sa constance de ne pas laisser l'action impunie, quand même la peine ne servirait plus à corriger personne. Il y a ici un certain dédommagement de l'esprit que le désordre offenserait, si le châtiment ne contribuait à établir l'ordre. (Théod. 2, §. 73). Die Höllenflammen gehören zur Harmonie der „besten Welt."

Es ist interessant, wie Lessing diese anscheinende Inhumanität rechtfertigt. „Leibnitz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun pflegten: er setzte willig sein System bei Seite, und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf dem er ihn fand."

„Esoterisch würde er sich freilich ganz anders darüber ausgedrückt haben. Er ließ sich nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung, nach allen ihren exoterischen Gründen, gefallen, ja er bestärkte sie noch, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriff, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er

fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriff noch mehr Wahres liege, als in den eben so rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den letztern zu wenig." —

Lessing hatte gut reden! Zu seiner Zeit waren durch Thomasius und andre rohe Naturen die Hexenprocesse längst abgeschafft; auch verbrannte man keinen Ketzer mehr. In Leibnitz' Tagen aber flammten die Scheiterhaufen noch ganz lustig; damals hatte die Ewigkeit der Höllenstrafen in der Phantasie des Pöbels einen ganz andern Sinn, und die Versabilität eines Philosophen, der sich um eines speculativen Dogma willen in seinen exoterischen Vorträgen den „rohen und wüsten Begriffen" der herrschenden Meinung anbequemt, war nicht ganz unbedenklich.

Auf Veranlassung seines Gönners veranstaltete Leibnitz 1669 eine neue Ausgabe des Anti-Barbarus, in welchem der Italiener Nizolius 1553 vom Standpunkt des Humanismus den schlechten Stil der scholastischen Philosophie bekämpft hatte. In der Vorrede bezeichnet Leibnitz Popularität und Klarheit als das Ziel eines echten philosophischen Schriftstellers: die Deutschen hätten einen ganz besondern Maaßstab und Probirstein der Wahrheit in ihrer Muttersprache, die ihrer Natur nach zu aufrichtig und ehrlich sei, um Nichtigkeiten auch nur ausdrücken zu können. Gegen manche Ausstellungen des Nizolius vertheidigte er den Aristoteles, dem doch auch Descartes sehr Vieles verdanke, und bezeichnete damit die mittlere Stellung, die er sein ganzes Leben hindurch eingenommen hat.

Im folgenden Jahr gab er einen „physikalischen Traum" (wie er sich in einem Brief an seinen Lehrer Jac. Thomasius ausdrückt) heraus: einen Versuch, die Theorie der Bewegung, wie sie Descartes aufgestellt, durch die Erfahrungen der wirklichen Physik zu verbessern. Die neuen Entdeckungen der Physik sind mit großem Scharfsinn benutzt, fruchtbare Speculationen über das unendlich Kleine tauchen bereits hervor, und in kühnen Wendungen, wie corpus omne esse mentem momentaneam seu recordatione carentem, zeigt sich der Genius des künftigen Idealisten. Im Ganzen aber, namentlich in der Definition des Körpers, wie in der Annahme eines alldurchdringenden Aethers folgt er hier noch mehr dem Cartesius, als er später gelten ließ.

Die beiden Schriften waren den Academien von Paris und London zugeeignet, deren Aufgaben Leibnitz mit großer Aufmerksamkeit verfolgte. Gleichzeitig — Herbst 1671 — beginnt unter Boineburg's Vermittelung ein umfangreicher Briefwechsel mit fremden Gelehrten: mit Arnauld, dem großen Jansenisten, mit Huetius, mit Hobbes, auch mit Spinoza, freilich nur über geschliffne Gläser. Diese gelehrte Correspondenz war damals ein nicht uner-

hebliches Mittel, sich bekannt zu machen, und enthielt nicht selten Bedeutenderes als die gedruckten Werke.

Um diese Zeit fand eine Königswahl in Polen statt; Mainz nahm für Pfalz-Neuburg Partei, Boineburg reiste im Frühling 1669 selbst zum Reichstag und Leibnitz verfaßte in seinem Auftrag eine Denkschrift, in welcher er namentlich vor Rußland warnte, „einer Macht, stark genug, ganz Europa zu unterjochen, um so mehr, da Deutschland offen liege, um den Barbaren den Weg in die Eingeweide Europa's zu öffnen. Deutschland werde der Tummelplatz der Russen und Türken, und wir ihre Beute sein; den Barbaren zur Verachtung, verabscheuungswürdig den Christen, welche wir durch unsere Thorheit in die äußerste Gefahr gestürzt haben würden." Ueber die Natur und die Leidenschaften des polnischen Volks finden sich viele treffliche Bemerkungen; um auch dieses zu gewinnen, verspricht Leibnitz, die katholische Kirche als die alleinseligmachende zu erweisen! — Auf so etwas kam es ihm nicht an, wenn es eine Hauptsache galt.

Im Sommer 1670 wurde er Hofrath des Kurfürsten von Mainz, und trat so in jene praktische Wirksamkeit ein, nach der er sich immer gesehnt hatte, denn alle seine Speculationen, seine Studien und Erfindungen hatten den unmittelbaren Gebrauch im Auge, und seine Arbeiten in der Rechtswissenschaft, der Mathematik und Physik bezogen sich in letzter Instanz auf das politische oder vielmehr sociale Leben.

Um eine Stellung in dem drohenden Kampf zwischen Frankreich und der Tripel-Allianz (Holland, England, Schweden) zu gewinnen, kamen Juli 1670 die Kurfürsten von Mainz und Trier in Schwalbach zusammen; Boineburg und Leibnitz begleiteten sie. Der Letztere verfaßte 8. August ein „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen." Er ist gegen den Eintritt in die Tripel-Allianz; „Frankreich zum Feind haben, ist sonderlich den am Rhein gelegenen Fürsten höchst gefährlich; dagegen ist gewiß, und ein bewährter Staatsstreich, daß Frankreich nicht besser zurückzuhalten, als wenn diejenigen mit ihm Freundschaft halten, die ihm am nächsten sind." Demnach wird die Bildung eines Rheinbunds vorgeschlagen; mit Ausschluß fremder Mächte soll jedem Reichsstand offen sein, in dieses Bündniß zu treten, Städten so gut als Fürsten, ohne Unterschied der Religion. Jeder habe 1000 Mann zu unterhalten; der Zweck sei nur die Garantie des westphälischen Friedens. An der Spitze ein Directorium mit wechselnden Mitgliedern, außer dem kurmainzischen Abgeordneten, dem ja die Reichscanzlei gebühre. Der Kaiser werde nicht als solcher, sondern lieber durch seine Erblande Oestreich und Böhmen darin vertreten sein. Eine Allianz von dieser Beschaffenheit sei mächtig genug,

mit der Zeit das Reich in völlige Sicherheit zu stellen. „Alsdann werden auch viel andere zur Wohlfahrt des Reichs und gemeinen Ruhe nöthige Dinge gehoben, die Streitigkeiten der Stände gelegt, das Justitienwerk, unordentliche, ungewisse Rechte und langweilige Proceß-Ordnungen verbessert, zur Einrichtung der Commercien und der Polizei nachdrückliche Entschlüsse gefaßt, ja mit der Zeit zu Provincial- oder gar zu Nationalsynoden und ungezwungener Convention und Duldung in Religionssachen gelangt werden." „Gewißlich, wer sein Gemüth etwas höher schwingt und gleichsam mit einem Blick den Zustand von Europa durchgeht, wird mir Beifall geben, daß diese Allianz eines von den nützlichsten Vorhaben sei, so jemals zum allgemeinen Besten der Christenheit im Werk gewesen. . . . Deutschland ist der Ball, der einander zugeworfen, da um die Monarchie gespielt, Deutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft von Europa gefochten. Kurz, Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich gesammelt, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten. . . . Ich habe ohne Passion geschrieben, wünsche ohne Passion gelesen zu werden und Gemüther zu finden, so endlich aufwachen, in sich gehn und erkennen, daß alsdann jedem insonderheit wohl sei, wenn's insgemein wohl geht; daß gemeine Ruhe nicht ohne Einigkeit, Einigkeit jetzt nicht ohne Allianz herzustellen sei. Ist dieses nicht zu fassen, oder wenn man's faßt, aller Gründe ungeachtet nicht zu erhalten, so bekenne ich, daß ich an Verbesserung unseres Elends und Aufhaltung unseres überm Hals schwebenden, ohne Säumung herannahenden Unglücks verzweifle und die gerechte Rache des strafenden Gottes vor Augen sehe."

Im August überfielen die Franzosen Lothringen; in der allgemeinen Aufregung schrieb Leibniz, Nov. 1670, die Fortsetzung seiner Denkschrift. Er weist nach, daß Ludwig 14. im Bewußtsein seines Uebergewichts zwar nicht eine Universalmonarchie im Sinn Karls des Großen, wohl aber das arbitrium rerum in Europa erstrebe. Nur eine Coalition könne diese Gefahr abwenden. Dann werde ganz Europa, als wenn ihm eine Last vom Halse, respiriren, vor allen aber das Reich Zeit haben, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Es sei ebenso nöthig, unsere Sprache und Sitten vor den französischen Einflüssen zu bewahren, als die französischen Soldaten von den Grenzen abzuhalten. „Die Erfahrung hat gewiesen, daß nichts als Ernst und Nachdruck erfordert werde, auch die eingewurzeltsten Uebel abzuschaffen. Es liegt nur am Wollen, doch nicht Eines, auch nicht Aller, sondern Vieler, welchen anheimzugeben, ob sie lieber einander nachgeben und zusammentreten, oder mit getheilten Entwürfen alle einzeln draufgehn und sich ihres Eigensinns oder eingebildeten Nutzens oder verderblicher Zögerung oder eines unnöthigen al-

bernen Luxus willen, mit ewiger Schande und Verfluchung der Posterität aufopfern wollen."

Das Ziel ist der allgemeine Friede der Christenheit; aber die Leidenschaften, namentlich die Frankreichs, verlangen Sättigung. Für diese schlägt Leibnitz einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Ungläubigen vor — bei der damaligen dringenden Türkengefahr ein Ausweg, mit dem sich auch das Reich hätte einverstanden erklären können. „Frankreich ist von der Vorsehung Gottes vorbehalten, ein Führer der christlichen Waffen in der Levante zu sein, das ihm gegenüberliegende Africa anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, eines der bestgelegensten Länder in der Welt, zu nehmen — von Führung der Colonien in Ost- und Westindien zu geschweigen." In Europa könne es doch die Universalmonarchie nicht aufrichten; wenn es aber einmal Cairo und Constantinopel habe, so wäre damit die ganze Türkei erobert. „Und wollte Got', es suchte einen solchen Weg zur Monarchie! Dazu aber noch zur Zeit schlechtes Ansehn."

Als Boineburg Herbst 1671 nach Mainz zurückkam, wußte ihn Leibnitz ganz für seine ägyptische Idee einzunehmen. Nach den gründlichsten Studien über die geographische, finanzielle und strategische Seite des Unternehmens wurde eine ausführliche Denkschrift für Ludwig 14. aufgesetzt, in welcher die unberechenbaren Vortheile eines Zuges gegen Aegypten im Verhältniß zu einem Angriff auf Holland auseinandergesetzt waren. Gleichzeitig näherte sich Mainz wieder der französischen Politik, und Boineburg fand Gelegenheit, einen Auszug der Denkschrift nach Paris zu schicken, und die baldige Ankunft des Verfassers zur näheren Erläuterung derselben anzumelden. Diesmal handelte es sich nicht mehr um das Aufgeben des holländischen Feldzugs, der bereits begonnen war, sondern um schnellen Frieden mit der Republik, welche die zum Kreuzzug nöthigen Schiffe stellen sollte. Wohlgemuth machte sich Leibnitz 19. März 1672 auf den Weg, wo er freilich in politischer Beziehung nichts weiter erreichte, als daß der französische Minister 21. Juni schrieb: „Sie wissen, daß die Projecte zu einem heiligen Kriege seit Ludwig dem Heiligen aufgehört haben, Mode zu sein."

Seine politischen Pläne wurden in Paris nicht sonderlich gefördert; desto günstiger war der Aufenthalt für seine Studien: er vertiefte sich in die Bibliotheken, entdeckte wichtige historische Urkunden, und legte den Grund zu seiner universellen Kenntniß der Geschichte.

Von den Gelehrten, mit denen er umging, war der wichtigste für ihn der große Jansenist Arnauld, der Führer der freieren Richtung in Religion, Philosophie und Politik. Schon vor seiner Reise nach Paris hatte sich Leib-

nitz (1671) mit ihm in Verbindung gesetzt: der Brief ist bezeichnend für seinen scharfen und tiefen Blick in die Wirklichkeit.

„Un siècle philosophique va naître, où le souci de la vérité, gagnant au dehors des écoles, se répandra même parmi les politiques. — Rien n'est plus propre à affermir l'athéisme et à renverser de ses fondements la foi, déjà si ébranlée par tant de grands mais de méchans hommes, que de voir d'une part les mystères de la foi prônés comme objets de la croyance de tous, et d'autre part devenus l'objet du rire de tous, convaincus d'absurdité par les règles les plus certaines de la raison commune. Les pires ennemis de l'église sont dans l'église. Il faut prendre garde que la dernière des hérésies soit je ne dis pas l'athéisme, mais le naturalisme publiquement professé."

Für Arnauld schrieb er jetzt in Paris einen lateinischen Dialog, worin er darthat, daß Gott, als er die vollkommenste aller möglichen Welten erwählte, durch seine Weisheit bewogen sei, das ihr anhaftende Uebel zuzulassen: also bereits jetzt in correcter Form der Grundgedanke seiner Theodicee, die er 37 Jahre später ausführte.

Vielleicht fällt auch in diese Zeit ein französischer Dialog zwischen einem Geistlichen und Weltmann, der reizend geschrieben ist: diese Form, eine Meinung so lange hin und her zu wenden, bis ihre Vernunft hervortrat, war so recht für Leibnitz gemacht. Der Weltmann — er beginnt mit der Verkehrtheit der Kreuzzüge — wird zuletzt völlig bekehrt und schaut mit Entzücken die Größe und Güte Gottes; d. h. des philosophischen Gottes, nicht des Bildes, welches die Kirche auf den Altar stellt. Eine ausführliche Anweisung zur praktischen Frömmigkeit wird hinzugefügt. — Zwei Arten von Wahrheiten, heißt es in diesem Dialog, entziehn sich dem Beweis: die sich von selbst verstehn (z. B. der Satz des Widerspruchs) und die man unmittelbar empfindet. Das letztere war die Ansicht des Descartes, die Leibnitz später bekämpfte; Descartes erwies z. B. den Begriff der Freiheit, wenn sie auch der göttlichen Vorsehung widerspräche, durch das unmittelbare Gefühl der Freiheit.

In dieser Zeit studirte er eifrig die Schriften des Spinoza; doch so, daß er sie fast Seite für Seite mit polemischen Anmerkungen begleitete. Gleichwohl trug Spinoza's Lehre, die Ordnung und Verknüpfung der Begriffe sei mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei; und die weitere Anwendung derselben: „wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft sind, ebenso sind auch auf's Genaueste die Beschaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge im Leib geordnet und mit einander verknüpft," — nicht wenig dazu bei, Leibnitz auf die Spur

der „prästabilirten Harmonie" zu bringen, die später der Hauptsatz seines Systems wurde.

Der gelehrte Bischof Huetius, der damals die Ausgabe der Classiker für den Dauphin leitete, forderte ihn auf, daran mitzuarbeiten: Leibnitz wählte den Martianus Capella. Auch über die religiösen Fragen verkehrte er mit ihm, wie denn Huetius später ein Buch über die Wahrheit der christlichen Religion schrieb.*)

Dec. 1672 starb Boineburg plötzlich am Schlagfluß; Leibnitz hatte dessen Sohn zu trösten, der seiner Obhut in Paris anvertraut war. Die mainzer Gesandtschaft, die bei Ludwig 14. nichts ausgerichtet hatte, wurde nun nach London geschickt, wohin sie Leibnitz 11. Jan. 1673 begleitete: der Kurfürst war jetzt entschlossen, dem Bündniß gegen Frankreich beizutreten. Aber in diesen Entwürfen ereilte ihn der Tod, 12. Febr. 1673; die Gesandtschaft, und mit ihr Leibnitz, kehrte im folgenden Monat nach Paris zurück. — Der kurze Aufenthalt in London hatte sehr anregend auf ihn gewirkt; er hatte bedeutende Bekanntschaften gemacht, und war auf die Nothwendigkeit geführt worden, seine Erfindungen in der Mathematik durch ein

*) In Bezug auf dieses Buch schreibt ihm Leibnitz später: „die Kritik, die sich mit Prüfung der alten Handschriften, Münzen und Inschriften beschäftigt, ist zur Festsetzung der Wahrheit unserer Religion ganz unentbehrlich. Geht sie verloren, so ist nichts Gründliches mehr übrig, woraus man einem Chinesen oder Muhamedaner unsre Religion demonstriren könnte. Wir würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der h. Schrift nicht untergeschoben, noch weniger, daß sie göttlichen Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen, welche die Ausbreitung der christlichen Religion in den Morgenländern findet, ist das vornehmste, daß jenes Volk, weil es von der allgemeinen Geschichte nichts weiß, die historischen Beweise, auf die sich das Christenthum stützt, nicht begreifen kann." — „In neuerer Zeit ist das Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit hin und wieder in Verachtung gekommen, so daß sich wohl gar einige in ihren Schriften einen Autor zu citiren sorgfältig enthalten, theils damit sie Alles aus ihrem Kopf genommen zu haben scheinen mögen, theils weil es ihrer Faulheit so bequemer ist; da gleichwohl die Anführung der Zeugen, wenn es auf geschehene Dinge ankommt, von der unumgänglichsten Nothwendigkeit ist. Damit also dies Uebel nicht weiter um sich fresse, kann man die Welt nicht ernst genug daran erinnern, wieviel der Religion an der Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen sei." — „Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden sein, die alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen, und z. B. von Plato und Aristoteles nicht anders als von ein Paar elenden Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen Männer aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders urtheilen." — „Ich maaße mir weder Talent noch Gelahrtheit an, das Lob des Fleißes aber müssen billige Richter mir zuerkennen. Und was willst du mehr von einem Deutschen erwarten, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?" — ! —

zusammenhängendes Studium des bisher Erfundenen zu ergänzen: es war ihm nachgewiesen worden, daß ein arithmetisches Gesetz, welches er entdeckt zu haben glaubte, bereits vor ihm bekannt gewesen sei. Gleich nach seiner Rückkehr nach Paris ergab er sich unter Huygens' Anleitung dem eifrigsten Studium, und hatte die Genugthuung, April 1673 (ein Jahr nach Newton) von der Londoner Societät der Wissenschaften zum Mitglied ernannt zu werden. Durch Huygens ging ihm erst der tiefere Sinn der Mathematik auf.

Pascal's Rechenmaschine veranlaßte ihn zu einer ähnlichen Erfindung, nicht blos Additionen, sondern Multiplicationen, Divisionen und selbst Potenzen auf mechanischem Wege herzustellen: er versprach sich, sie soweit zu vervollkommnen, daß mit ihrer Beihilfe ein Schiff ohne die Leitung der Gestirne Länge und Breite berechnen könne. Er hat bis ans Ende seines Lebens daran gearbeitet. — Gleichzeitig machte er Erfindungen in der Hydrostatik, verbesserte die Construction der Uhren, und wandte seine Aufmerksamkeit jedem kühnen Versuch zu, der von der Menge als Aberwitz verlacht wurde: so dem ersten Plan einer Dampfmaschine. Ueberall hatte er die Praxis, und namentlich den Werth für Handel und Militärwesen im Auge.

Eine größere Erfindung als die Rechenmaschine war ihm vorbehalten: es war die Differentialrechnung, d. h. die Aufnahme des Unendlich-Kleinen in die Reihe der positiven Werthe, durch welche die Meßkunst seitdem in einem Jahrhundert mehr festes Terrain gewonnen hat als früher in Jahrtausenden. Newton, der seit 1674 brieflich mit ihm verkehrte, hatte eine ähnliche Entdeckung gemacht; Leibnitz hatte die seinige schon 27. Aug. 1676 in einem Brief an Oldenburg mitgetheilt; an Newton schickte er den ersten Bericht 21. Juni 1777. Ueber die Priorität der Entdeckung entspann sich später zwischen diesen beiden großen Denkern ein erbitterter und gehässiger Streit.

Die Mathematik verschaffte ihm auch die Freundschaft eines andern bedeutenden Mannes, des Grafen Tschirnhaus (geb. 20. April 1651 auf seinem Gut Kieslingswalde in der Oberlausitz), der 1672 den Feldzug gegen Ludwig 14. mitgemacht hatte und dann auf Reisen ging. Im Herbst 1675 kam er in Paris an und trat sofort in genauen Verkehr mit Leibnitz. Seine Hohlspiegel und andere Erfindungen für die Erweiterung des Wissens sind bekannt; auch in der Philosophie suchte er eine neue Bahn zu brechen.

Durch den Tod des Kurfürsten war Leibnitz' Verhältniß zu Mainz sehr gelockert; man ertheilte ihm willig die Erlaubniß, in Paris zu bleiben; auch der junge Boineburg (später berühmt als Statthalter von Erfurt 1702) verließ Paris nach einjährigem Aufenthalt. Schon 26. Merz 1673 wendet sich Leibnitz brieflich an den Herzog von Hannover Johann Friedrich: er theilt

ihm im Vertrauen seine ägyptischen Entwürfe mit und gibt ihm (ziemlich ruhmredig, wie immer) ein Verzeichniß seiner bisherigen Leistungen. Der Herzog läßt in seiner Antwort Aegypten ganz bei Seite, wird sich aber freuen, ihn mit einer Besoldung von 600 fl. in seinen Diensten zu sehn. In demselben Monat erhält er den Antrag, Correspondent für den dänischen Hof in handels- und wissenschaftlichen Angelegenheiten zu werden. Am liebsten bliebe er ganz in Paris: er hat ein Project, von dem er sich großen Gewinn verspricht; doch scheint sein Uebertritt zur katholischen Kirche die Bedingung zu sein. Die Seinigen schreiben ihm aus Leipzig warnende, ja drohende Briefe; sie klagen über seine Kälte gegen die Heimath, sie fürchten seinen Uebertritt. „Nam me vestigia aliorum terrent, omnia introrsum summo impetu ruentia, nulla sine labe aliqua conscientiae retrorsum venientia!“ Er hat auch Pläne zu weiten Reisen; endlich entscheidet er sich für Hannover, und reist Oct. 1676 von Paris ab. Unterwegs — im Haag — lernte er Spinoza kennen, den drei Jahre vorher der Kurfürst von der Pfalz als Professor hatte nach Heidelberg berufen wollen. — Ende December 1676 ist er in Hannover.

Es war ein schwerer Abstich: dort die Weltstadt, damals der Brennpunkt der europäischen Bildung und Sitte; hier die engen Bedingungen einer Kleinstaaterei. Aber Leibnitz war der festen Ueberzeugung, daß nur durch die Fürsten gewirkt werden könne, und sein Geist war geschmeidig genug, sich in neue gegebene Verhältnisse zu fügen. „Ist nicht die Menge der Höfe, sagt er in einer Denkschrift, ein herrliches Mittel, dadurch sich so viele Leute hervorthun können, so sonst im Staube liegen müßten? Wo ein unbeschränktes Haupt, da sind nur wenig der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die Andern alle leben müssen, da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Bediente sein, so einigermaßen dem Königlichen Selbst an die Seite treten dürfen, und ganz eine andere Figur machen als die, so im Namen bloßer Unterthanen sprechen!“ — Ein handgreifliches Argument für alle Stellenjäger!

Herzog Johann Friedrich, damals 51 Jahr alt, war noch immer ein eifriger Anhänger Frankreichs, noch immer prachtliebend und ehrgeizig, noch immer mit seinen Brüdern gespannt. Er war sehr corpulent geworden, aber sein Geist war regsam, und die geschmeidige Art und das conversationelle Talent des jungen Philosophen war recht für ihn gemacht. Der Verkehr mit dem neuen Herrn befriedigte Leibnitz in hohem Grade: „ich lebe jetzt bei einem Fürsten, schrieb er bald darauf, dessen Tugenden so groß sind, daß ich ihm zu gehorchen jeder Art Freiheit vorziehe.“ Der Herzog hatte ihn ausdrücklich eingeladen, um sich an seinem Umgang von den vielfältigen Regierungsgeschäften zu erholen. Ihre Unterhaltungen betrafen grade diejenigen Gegenstände, die

Leibnitz am meisten beschäftigten: Theologie, Jurisprudenz, auch wohl abstracte Speculation. Eifriger Katholik, war doch der Herzog liberal gegen jede fremde Denkart, wenn sie nur mit Geist vorgetragen wurde, und Leibnitz war ihm von Arnauld als ein Mann empfohlen, dem nur die wahre Religion fehle, um einer der Größten des Jahrhunderts zu sein.

Mit der jungen Herzogin Benedicta scheint Leibnitz kein Verhältniß gehabt zu haben; desto wichtiger wurde für ihn der Umgang mit Dr. Gerhard Molanus (van der Muelen), geb. 22. Oct. 1633, bis 1671 Professor in Rinteln, seit 1674 Consistorial-Präsident zu Hannover und zugleich Abt von Lokkum, welche Anstalt er zu einer Pflanzschule für freisinnige und gebildete Geistliche machte. Er war von der helmstädter Schule, tolerant und aller Polemik feind, daher in hoher Gunst bei seinem katholischen Landesherrn; ein tüchtiger Jurist in der Vertretung seiner Geschäfte; durch das Studium der Cartesianischen Schriften auch in die Philosophie eingeweiht, und bei seiner conciliantén Natur um so mehr geeignet, mit Leibnitz zu verkehren, da auch er die Union der gespaltenen Kirche als seine Lebensaufgabe betrachtete.

Ein anderer Mann von Bedeutung war Nic. Steno, geb. 10. Jan. 1638 zu Kopenhagen, Sohn eines Goldschmids, der vier Jahre in Leyden Anatomie, Medicin und Geologie studirt und darauf noch die vornehmsten Universitäten Deutschlands besucht hatte. Bei seinem zweijährigen Aufenthalt in Frankreich hatte ihn Bossuet bestimmt, heimlich überzutreten; er war darauf nach Wien gereist, Leibarzt des Großherzogs von Toscana geworden und hatte 1669 seinen Uebertritt öffentlich gemacht. Dann hatte er 1672—1677 in Dänemark als Professor gelebt, war 1677 nach Florenz zurückgekehrt und Priester geworden. Als Titularbischof von Titiopolis und apostolischer Vicar für Norddeutschland kam er noch in demselben Jahre nach Hannover; er hatte die ganze Reise zu Fuß gemacht, und unterwegs mehrere namhafte Protestanten zu bekehren gesucht, z. B. den Mystiker Petersen. Leibnitz war er psychologisch von Interesse, wegen der originellen Art seiner Bekehrung. Er verließ Hannover 1679 und starb 25. Nov. 1686 zu Schwerin im Geruch der Heiligkeit; mit seinen Gebeinen geschahen Wunder.

Da der Herzog, mit dem Leibnitz auch im chemischen Laboratorium arbeitete, das Bergwesen mit großer Sorgfalt betrieb, so machte sich auch Leibnitz mit demselben bekannt — das ganze Verhältniß erinnert sehr an Goethe. Die im Harz gefundenen Fossilien und Versteinerungen gaben ihm die erste Idee zu seiner Protogäa, d. h. zu einer Urgeschichte der Erde und ihrer Revolutionen, zwar mit höflicher Rücksicht auf die mosaische Schöpfungsgeschichte, aber doch hauptsächlich nach den Spuren, die sich auf der Oberfläche der Erde und in den Aufgrabungen vorfinden. 16 Jahre lang arbeitete er an diesem

Werk rüstig fort und wandte namentlich auf die Sammlung der Ueberreste einer untergegangenen Thierwelt seine Aufmerksamkeit, bis er den Grundriß seines Systems veröffentlichte. *) Wie sich die neuen Forschungen der Geologie zu diesem System verhalten, gehört in eine Geschichte der Wissenschaft; hier kommt es nur darauf an, auf den großen Blick aufmerksam zu machen, mit welchem Leibniz die einzelne Entdeckung sofort zu einem Gesammtbilde zu vereinigen wußte.

Noch nach einer andern Seite hin beutete er diese Beschäftigung mit dem Bergwerk aus. „Sie wundern sich vielleicht, schreibt er an einen Freund in Berlin, was ich als Staatsmann mit den Gruben gemein habe. Aber ich bin schon lange der Ansicht, daß die Staatswirthschaft der bei weitem wichtigste Theil der Staatswissenschaft sei, und daß Deutschland aus Unwissenheit oder Gleichgültigkeit darüber zu Grunde gehn muß." — Er entwarf einen Plan zur Besserung des deutschen Münz-, Handels- und Finanzwesens, den er aber nicht veröffentlichte, sondern nur den Fürsten mittheilte: „Es verdrießt mich, Worte in den Wind auszustreun und nach Art der Declamatoren, welche in den Schulen über die rechte Verfassung der Republik Athen oder Karthago berathschlagen, erfolglos zu rathen."

1678 wurde er als Hofrath ins Justizcollegium aufgenommen. Mitunter empfand er doch den Druck des Pfahlbürgerthums; so schreibt er kurz darauf an Conring: „Ich möchte nicht verurtheilt sein, diesen Sisyphus-Felsen ewig zu wälzen," und klagt über den Abstand seines isolirten Lebens gegen das in der Weltstadt Paris, wo er für seine Studien Ehre und Beifall eingeerntet habe. In einem ungefähr gleichzeitigen Aufsatz spricht er von der Universitätsgelehrsamkeit als einer mönchischen, in leeren Gedanken und Grillen befangenen, und schlägt eine Verlegung der Universitäten in die Residenzen vor, damit die Studirenden sich mehr in der Welt bewegen möchten. Er erkannte sehr wohl

*) Nach ihm ist die Erdkugel ein geschmolzenes, aus ihrem Centrum, der Sonne, herausgefallenes Stück; die Felsen sind Schlacken dieses Gusses. Als die Oberfläche der Erde nach der großen Verbrennung sich abgekühlt hatte, fiel die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Luft getrieben hatte, auf die Erde nieder, wusch ihre Oberfläche ab, löste das in der Asche fest gebliebene Salz auf und füllte die große Höhlung der Oberfläche mit gesalzenem Wasser. Das Feuer zog sich darauf in das Innere der Erde und giebt durch die Vulkane und verwandte Erscheinungen noch immer sein Dasein kund. Hierauf erfolgte eine neue ebenso mächtige Zerstörung durch das Wasser, lange vor der Sündfluth. Vielleicht fiel die durch die Abkühlung gebildete Erdrinde, welche viele Höhlungen unter sich hatte, zusammen, so daß wir nur noch auf Ruinen wohnen. Wenigstens zeigen Spuren und Ueberreste in den Gebirgen, daß das Meer auf Stellen gewesen sein muß, von denen es heute weit entfernt ist. —

den Mangel einer einzigen Hauptstadt in Deutschland, der uns auch in der Gelehrsamkeit hindere mit Paris zu wetteifern. —

Es ist hier der Ort, von seiner Persönlichkeit ein Bild zu geben, wie er es selber zwanzig Jahre darauf entworfen hat. „Er ist hager, mittelmäßiger Statur, hat ein blasses Gesicht, oft kalte Hände und Füße . . . seine Stimme ist schwach und fein; sie ist biegsam aber nicht mannigfaltig genug . . . Er hat schwache Lungen . . . kann nicht gut in die Ferne sehn; in der Nähe dagegen ist sein Gesicht desto schärfer.*) Sein Nachtschlaf ist ununterbrochen, weil er spät zu Bett geht und das Nachtsitzen dem Arbeiten am frühen Morgen vorzieht. Schon seit seinem Knabenalter hat er eine sitzende Lebensart geführt und sich wenig Bewegung gemacht. Sein Hang zu Gesprächen ist nicht so groß als der zur Meditation und zum einsamen Lesen: ist er aber einmal in ein Gespräch verwickelt, setzt er es ziemlich angenehm fort, indem er an scherzhaften und angenehmen Reden mehr Vergnügen findet als an Spiel oder körperlichen Bewegungen. — Er braust zwar leicht auf, aber wie sein Zorn rasch aufsteigt, geht er auch schnell vorüber. Man wird ihn niemals weder ausschweifend fröhlich noch traurig sehn. Schmerz und Freude empfindet er nur mäßig. Das Lachen verändert oft nur seine Miene, ohne seine innern Theile zu erschüttern. — Wegen seines schwachen Gesichts hat er keine lebhafte Einbildungskraft. Wegen seines schwachen Gedächtnisses geht ihm ein geringer gegenwärtiger Verlust näher als der größte aus der Vergangenheit. — Für Beleidigungen sehr empfindlich, ist er mitleidig, d. h. er wird gerührt, sobald er einen Andern in denjenigen Zustand versetzt sieht, der ihm für seine Person peinlich sein würde; er hat keine Rachsucht, sobald ihm die Ehre wiederhergestellt ist. Er wird sowohl durch große als durch kleine Beleidigungen scharf getroffen, aber wie ein Strohfeuer, das schnell herunterbrennt. — Wer dagegen eine starke Einbildungskraft hat, unterscheidet bei Beleidigungen, kann aber einer großen Beleidigung schwer vergessen. — Er sucht im Lesen der Autoren nicht, was zu tadeln ist, sondern was gebilligt zu werden verdient und wovon er lernen kann. Es klingt seltsam: er billigt das Meiste, was er liest. Da er weiß, wie verschieden die Dinge genommen werden, so steigt ihm beim Lesen meistentheils etwas auf, das die Schriftsteller rechtfertigt oder entschuldigt. — En général il est bon, qu'on se mette à la portée de tout le monde, pourvu que la vérité n'en souffre pas. — Begabt ist er mit vortrefflichem Erfindungs- und Urtheilsgeist, und es ist ihm nicht

*) Seit seinem 21. Jahre trug er, weil ihm die Haare ausgingen, eine Perücke, und machte so aus Bedürfniß eine Mode mit, die damals erst anfing sich einzubürgern, und von den Geistlichen noch als sehr bedenklich angefochten wurde.

schwer, mancherlei auszudenken, zu lesen, zu schreiben, aus dem Stegreif zu reden, und irgend einen Verstandesbegriff, wenn es nöthig ist, durch Meditation bis auf den Grund zu erforschen. — Er hat die seltsame Eigenschaft, daß er im Denken zu gewissen Zeiten vorzüglich schnell, zu andern außerordentlich langsam ist. — Alles Leichte wird ihm schwer, alles Schwere leicht."

Aus Allem, was er las, machte er ungeheure Excerpte, die er aber nicht wieder ansah, weil er sich ganz auf sein Gedächtniß verlassen konnte. Von seinen Denkschriften, zum Theil auch von seinen Briefen entwarf er fast immer mehrere Brouillons: bei dem riesenhaften Umfang seiner Correspondenz war das nicht anders möglich, als daß er ein Gelehrter aus der alten Zeit war, mit eisernen Eingeweiden.

Leibnitz ist nie darauf ausgegangen, ein philosophisches System aufzustellen, d. h. ein nach großen und kleinen, griechischen und lateinischen Buchstaben geordnetes Fachregister der Speculation: er brauchte kein Register, weil in seinem Kopf Alles vollkommen in Ordnung war. Seine Schriften sehn mitunter sehr bunt aus; man weiß zuweilen nicht recht, wie dieser und jener Einfall an diese oder jene Stelle kommt; aber jeder einzige Satz steht auf eigenen festen Füßen, und wenn er den logischen Gang nicht deutlich hervortreten läßt, so ist die Logik seinen Gedanken immanent. Die Hauptgrundsätze seiner Ueberzeugung sind nicht sehr umfangreich, und wenn er auch bis an's Ende seines Lebens fortwährend daran gearbeitet hat, sie zu vervollkommnen und in einen tiefern Zusammenhang zu bringen, so stehn sie in ihren großen Zügen doch schon um diese Periode fest, und wir können für das, was seine Seele am tiefsten beschäftigte, ohne Weiteres die Worte der späteren Theodicee entlehnen.

Er fühlte zunächst das Bedürfniß, sich mit dem Cartesianischen System auseinanderzusetzen, dem er einen großen Theil seiner Bildung verdankte, das ihn aber in vielen sehr wichtigen Punkten nicht befriedigte. So hatte Descartes die Gesetze der Bewegung zu einem sehr strengen Systeme zusammengefügt, das aber mit der wirklichen Beobachtung nicht immer stimmen wollte. Namentlich ein Punkt schien Leibnitz ungenügend erörtert zu sein, wie die Seele auf den Körper wirkt und umgekehrt. Es schien ihm ferner unphilosophisch, daß Descartes die Freiheit aus dem unmittelbaren Gefühl annahm, zugleich aber erklärte, daß er sie mit der Allmacht und Allwissenheit Gottes, welche er aus speculativen Gründen herleitete, nicht in Einklang zu bringen wußte. Descartes, sagte er, verlangt eine Freiheit, die wir gar nicht brauchen und die unmöglich ist, weil eine völlige Bestimmungslosigkeit der Natur der Sache widerspricht. Dies war der Punkt, auf den es Leibnitz am meisten ankam: das edelste Gut des Geistes, die Freiheit, von den falschen Voraussetzungen gereinigt, wissenschaftlich zu begründen. Die Lösung, die

Spinoza gefunden, befriedigte ihn nicht, weil ihm die Substanz, von der alles Denken und Sein ausgehen sollte und die doch selbst nicht dachte, unklar blieb. Ebensowenig hatte ihm Hobbes Genüge gethan, der die Frage 1656 in einem eigenen Werke erörtert hatte, weil dieser mit seinen paradoxen Wendungen in dieser wichtigen Frage fast zu einer Philosophie der Verzweiflung hinneigte.

Leibnitz hatte noch einen sehr wichtigen Grund, mit Descartes unzufrieden zu sein. Für Leibnitz stand es fest, daß Wahrheit an und für sich Wahrheit, gut an und für sich gut ist, daß es nicht etwa von dem höchsten Wesen abhängt, durch seinen Willen das Wahre zum Wahren, das Gute zum Guten zu stempeln.*) Gott als der höchste Verstand erkennt die Wahrheit wie sie ist, wie sie nicht anders sein kann. Es ist nicht etwa Folge seines souverainen Willens, daß, was sich widerspricht, unmöglich ist. Auf diesem Grund wurzelt Leibnitz' ganze Philosophie, und er tadelte Descartes, daß er Wendungen gebraucht, die es zweifelhaft ließen, oder es wenigstens erst aus weit hergeholten Gründen erweisen wollten, daß die Wahrheit nicht etwa ein leeres Hirngespinnst sei. Leibnitz hat sonst, um sich einer ungebildeten Fassungskraft oder auch einem herrschenden Vorurtheil anzubequemen, scheinbare Zugeständnisse gemacht, die er besser unterlassen hätte; in diesem Punkt war er aber ganz der ehrliche Deutsche. Nicht durch Gottes Willen ist $2 \times 2 = 4$, sondern es ist es an sich selbst.

Descartes hatte sich darüber beklagt, daß uns die Sinne täuschen; auch darin widerlegte ihn Leibnitz mit Recht: nicht die Sinne täuschen uns, sondern nur unsere Schlüsse; auch nicht einmal der Traum täuscht uns; es kommt nur darauf an, uns aus den unklaren, gleichsam traumhaften Vorstellungen, die uns die Sinne überliefern, durch den reinen Gedanken zur Klarheit, zur Anschauung Gottes zu erheben.

Die echte Frömmigkeit und die echte Seligkeit besteht in der Liebe Gottes.**) Um ihn zu lieben, müssen wir ihn in seiner Vollkommenheit anschauen, was auch nicht schwer ist, da wir ihre Idee in unserer Seele finden. Gottes Vollkommenheiten sind die unserer Seele, nur besitzt er sie grenzenlos;

---

*) Les vérités éternelles subsistent par leur nature, et non pas par un choix arbitraire de Dieu. 2, §. 185.

**) Der Satz wiederholt sich unendlich oft: hier eine merkwürdige Stelle aus einem Briefe von 1680. Souvent le culte éloigne les ames de l'amour de Dieu, en les faisant avoir plus d'affection pour des créatures. L'essence de la vraie piété consiste dans l'amour du souverain Dieu, et même non pas en tant qu'il a pris la nature humaine, mais plûtôt à l'égard de l'essence divine qui est seule toute parfaite.

er ist der Ocean, von dem wir nur Tropfen empfangen. Gott ist die allgemeine Harmonie: toute la beauté est un épanchement de ses rayons.

Die aufgeklärte Liebe Gottes macht uns tugendhaft; sie zeigt uns, daß, indem wir unsere Pflicht thun, indem wir am Gemeinwohl arbeiten, wir am besten für unser eigenes sorgen; sie bezieht alle unsere Thätigkeit auf ein Centrum; sie macht uns glücklich im Glück des Ganzen; sie macht uns ruhig, indem sie zeigt, daß Gott Alles zum Besten kehrt. Il n'y a point de piété, où il n'y a point de charité.

Der Zweck der Religion ist, diese Erkenntniß und Liebe Gottes in unsere Seele einzuprägen.

Statt dessen hat man die Andacht mit leeren Ceremonien, den Glauben mit unverständlichen Formeln überladen. Sollte man es glauben? Christen haben sich eingebildet, fromm sein zu können, ohne ihren Nächsten; gläubig, ohne Gott zu lieben; den Nächsten zu lieben, ohne ihm zu dienen; Gott zu lieben, ohne ihn zu erkennen.

Noch schlimmer: sie bilden sich einen Gott ein, der weder geliebt, noch nachgeahmt zu werden verdient; sie stellen ihn vor, wie man einen Teufel vorstellt; sie reden von seiner unwiderstehlichen Macht, wo es darauf ankäme, seine Güte zu zeigen; on a employé un pouvoir despotique, lorsqu'on devait concevoir une puissance reglée par la plus parfaite sagesse. Sie vergleichen uns im Verhältniß zu ihm mit Würmern, die der Fuß des Wanderers unbeachtet zertritt. Wie wenig sind diese Vorstellungen geeignet, die Menschen durch die Nachahmung Gottes besser zu machen! Ein Gott, der sich an Leiden der Andern freut, ist nichts Besseres, als der allmächtig gewordene Teufel. Die Macht, die keine sie selbst bindenden Regeln der Gerechtigkeit erkennt, ist der Böse, und das Weltall wäre das Reich des Bösen, si toutes les choses dépendaient du caprice d'un pouvoir arbitraire.

Unser Zweck ist, diese falschen Ideen zu verbannen, die Gott als eine despotische Gewalt vorstellen, weder geeignet noch würdig geliebt zu werden. So hilft es nichts, wenn man bei der Lehre von der Gnadenwahl ausruft: welche Tiefe! wenn man Gott als barmherzig darstellt, weil er doch wenigstens einige Seelen erlöst, da alle die Verdammniß verdient hätten. Wenn Gott, sagt Leibnitz mit dürren Worten, aus bloßer Willkür nur einige rettet, da er alle retten konnte — ganz abgesehen davon, daß es höchst seltsam ist, Jemand wegen eines Verbrechens zu verdammen, das ein Anderer begangen hat — so ist er ein Tyrann und nicht werth, von uns geliebt zu werden. — So findet er auch die Redensart sehr bedenklich, daß die Gnade unwiderstehlich sei, daß der Mensch sündigen müsse u. s. w. Er empört sich gegen die Vorstellung, daß ungetaufte Kinder verdammt sein sollen;

er findet keinen Geschmack daran, daß die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster sein sollen, und ist so unhöflich, diesen Einfall des heiligen Augustin „mehr geistreich als vernünftig" zu nennen; Tugend, sagt er, ist Alles, was unsere Vollkommenheit steigert. So spricht er noch über andere religiöse Vorurtheile sehr unbefangen, was in jenen Zeiten etwas ganz Anderes sagen wollte, als bei uns.

Gott bedarf der Rechtfertigung: das heißt, unsere verkehrten Begriffe von Gott bedürfen der Berichtigung. Nicht blos die Offenbarung, sondern unsere eingeborene Vernunft lehrt uns, daß Gott als allweise, allgütig stets das Beste wollen, und da er zugleich allmächtig ist, stets das Beste thun muß. Daß vermeintliche und wirkliche Uebel vorkommen, darf uns nicht im Mindesten irren, denn diese Uebel sind nur da, weil, wenn sie nicht da wären, größeres Uebel entstehn würde. Leibnitz läßt sich nicht etwa darauf ein, warum dies oder jenes mit Gottes Güte übereinstimmt, sondern er sagt einfach und schlägt damit jeden Angriff: deshalb, weil es ist und weil Gott es also gewählt hat, muß es unter allen möglichen Fällen das Beste sein.

Wohlgemerkt, es kommt Gott nicht auf die Glückseligkeit des Einzelnen, sondern des Ganzen an; was der Einzelne leidet, leidet er, damit das Ganze glückselig sei; so viel leidet er und nicht mehr. Mit unserem kurzsichtigen Blick können wir den Zusammenhang des Weltalls nicht übersehn, wir können also Gottes Wege auch im Einzelnen nicht rechtfertigen, wir wissen aber, daß es so sein muß, und dies Bewußtsein, das uns mit dem Gefühl der allgemeinen Glückseligkeit durchdringt, macht auch uns glückselig. —

Das Ganze stellt er nun unter folgendem Bilde vor.

In diesem Weltbau, unendlich wie er ist an Raum und an Zeit, hängt Alles auf's Nothwendigste mit einander zusammen; entferne ein Sandkorn daraus und die Welt geht unter. So wie aber die wirkliche Welt, so giebt es eine unendliche Reihe möglicher Welten, in deren jeder gleichfalls auf's Strengste Alles mit einander zusammenhängen würde. Gottes Verstand hat diese Reihe möglicher Welten mit einem Blick übersehen, sie gegen einander abgewogen und diejenige gewählt, welche im Verhältniß das meiste Gute und das wenigste Ueble enthält. Diese mögliche Welt hat er durch seine Allmacht zur wirklichen gemacht.

Zwar könnte ein Poet mit leichter Mühe sich eine bessere vorstellen, in der die Würste gebraten an den Bäumen hängen, und in der zweimal zwei nicht vier macht. Diese Welt fällt aber nicht in das Gebiet des Möglichen, sie gehört also auch nicht vor Gottes Verstand. Streicht ein Uebel aus der Welt, so ist es, wie vorher mit dem Sandkorn, die Welt stürzt ein.

Was heißt eigentlich das Böse? — Der Ursprung des Bösen liegt in

der ideellen Beschaffenheit der Creatur, insofern diese Beschaffenheit in den ewigen Wahrheiten eingeschlossen ist, die unabhängig von Gottes Willen in Gottes Verstand ruhen.*) Es liegt eine ursprüngliche Unvollkommenheit in der Natur, weil sie ihrem Wesen nach beschränkt ist; da sie nicht Alles weiß, kann sie sich täuschen und folglich Fehler machen. Das Uebel liegt nur in der Unvollkommenheit. Der Wille ist stets auf's Gute gerichtet; aber der Verstand täuscht sich in Beziehung auf das, was gut ist.

Dies ist der springende Punkt in Leibnitz' Philosophie, der Punkt, der ihn z. B. von Kant unterscheidet: er leugnet das radicale Böse; er muß also consequenter Weise auch den Teufel leugnen und das war in einer Zeit, die mehr an den Teufel glaubte als an alles Andere, eine starke Ketzerei.

Nur gelegentlich, gleichsam beispielsweise, führt Leibnitz einige Motive an, die Gott im Einzelnen rechtfertigen können. Er hat die Fähigkeit zur Sünde zugelassen, weil ohne diese keine lebendigen, keine freien Creaturen möglich waren; er hat den Tod zugelassen, weil das Leben nur aus dem Tode aufkeimt. Wenn wir aber auch das Alles nicht wüßten: — si Dieu choisissait ce qui ne serait pas le meilleur absolument et en tout, ce serait un plus grand mal que tous les maux particuliers qu'il pourrait empêcher par ce moyen. Permettre le mal, comme Dieu le permet, c'est la plus grande bonté.

Der Genuß der Seligkeit dieser Welt wird nur durch unsern Mangel an Aufmerksamkeit verkümmert; wir sind so gesund, daß wir unsre Gesundheit gar nicht merken. Schon darum ist es gut, daß wir zuweilen durch Leiden daran erinnert werden. Nichts ist verkehrter, als unsrer Einbildungskraft fortwährend die Uebel dieser schönen Erde in Erinnerung zu bringen. Theologen, Geschichtschreiber, Philosophen wetteifern darin, als ob die Zahl der Spitäler und Gefängnisse die Zahl der Häuser übersteige. Prüft man die Dinge ohne Vorurtheil, so wird man finden, que, l'un portant l'autre, la vie humaine est passable ordinairement. Das Beste aber in der Welt ist, daß das Gemeinwohl in der That das Privatwohl derer wird, die den Urheber dieser Güter lieben. Tous les désordres particuliers sont redressés avec avantage dans le total, même en chaque monade (in jedem Individuum).

Für die „vollkommenste Welt" dachte sich Leibnitz drei Formen; entweder ist sie als Ganzes ewig gleich vollkommen, oder sie schreitet zu immer höherer Vollkommenheit in unbegrenzter Annäherung fort; oder sie erreicht dieselbe end-

---

*) Les limitations et imperfections y naissent par la nature du sujet qui borne la production de Dieu.

lich. Noch kurz vor seinem Tode äußerte Leibnitz, er sehe noch kein Mittel, mit wissenschaftlicher Schärfe zu bestimmen, welche von diesen Annahmen die richtige sei.

Die verkehrten Ansichten der Freiheit kommen daher, daß man sie mit Willkür verwechselt. Eine solche giebt es im Reich der Dinge nicht. Mit dem bloßen Gefühl der Freiheit, wie es Descartes versteht, ist es nicht gethan; wir beachten nur die oft unmerklichen Ursachen nicht, von denen unser Entschluß abhängt. — Buridan's Fabel von dem Esel, der zwischen zwei völlig gleichen Heubündeln verhungern muß, weil er sich nicht zur Wahl entschließen kann, ist geistreich erdacht, aber unmöglich; nicht blos die Heubündel wirken auf den Willen, sondern die gesammte Welt, und diese ist zu beiden Theilen niemals gleich; wenn nichts anders, so ist wenigstens das Herz des Thieres nur auf der einen Seite. Wir folgen nicht immer unserm letzten Urtheil; aber wir folgen stets in unserm Willen der Gesammtmacht der Richtungen, die theils aus Gründen, theils aus Leidenschaften kommen, oft ohne daß ein bestimmtes Urtheil geformt wäre. Insofern ist die menschliche Seele ein geistiger Automat.

Die Nothwendigkeit der Sache waltet immer, aber nicht immer der äußere Zwang; und die Abwesenheit dieses Zwangs bestimmt die Freiheit. Das Wissen um den Willen ist die Seele der Freiheit. La substance libre se détermine par elle même, et cela suivant le motif du bien apperçu par l'entendement qui l'incline sans la nécessiter: et toutes les conditions de la liberté sont comprises dans ce peu de mots. Unsere Kenntniß ist entweder klar oder (sinnlich) verwirrt; jemehr die erstere wächst, desto freier werden wir. Nur der Wille Gottes folgt stets der Einsicht; in allen Creaturen finden sich verwirrte, durch Sinnlichkeit gefärbte Begriffe; nur der Wille Gottes ist vollkommen frei. Die Seele würde Gott, wenn sie nur klare Begriffe hätte: es ist ihre Aufgabe, diesem Ziel unabläßig nachzustreben.

Nur so, nur mittelbar, zeigt sich der Einfluß der Seele auf die Neigungen. In Wahrheit hängen die äußern Handlungen, die nicht über unsere Kräfte gehn, ganz von unserm Willen ab; über unsere Willensneigungen (volitions) aber wird der Wille nur durch Uebung Herr. Wir sind Herren bei uns, nicht wie Gott in der Welt, sondern wie ein verständiger Fürst in seinem Lande.

Alle Wendungen dieser Philosophie gehn darauf aus, das Weltgesetz als ein ewiges und unerschütterliches darzustellen. — In Bezug auf die Schöpfung lebendiger Wesen sagt Leibnitz ausdrücklich: „je n'admets le surnaturel que dans le commencement des choses; seitdem sind die Beziehungen zwischen

Seele und Körper u. s. w. ebenso natürlich, als alles Uebrige. Er zeigt, daß die lebendigen Wesen sich selbst erhalten, nicht etwa, wie Descartes gemeint, durch eine jeden Moment erneute Schöpfung im Dasein erhalten werden; er macht darauf aufmerksam, daß Gott nie irren, nie Reue empfinden, nie einen Entschluß zurücknehmen könne (2, §. 53); daß er die Weltordnung absichtlich so gewählt, daß sie ein unmittelbares Eingreifen — fast ganz — unnöthig macht (2, §. 207, 208); er weist nach, daß ein Wunder, so unschuldig es auch aussehn möge (z. B. die Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit von Cana), wenn man es näher untersucht, den ganzen Zusammenhang der Welt aufhebt (2, §. 249). — Alles das geht entschieden darauf aus, daß der Glaube an die Nothwendigkeit von Wundern eine Gotteslästerung ist.

Daß Leibnitz keine Veranlassung findet, das so gerade heraus zu sagen, ist begreiflich; hätte er es nur unterlassen, seine eigene Lehre dadurch zu untergraben, daß er denn doch in andern Stellen ausdrücklich die Wunder gelten läßt. Gerade bei seinem hohen Verstande sehen diese Versuche sehr kläglich aus; so wenn er (1, §. 3.) zwischen geometrischen und physischen Wahrheiten unterscheidet: die ersteren seien unveränderlich, die letzteren nicht!

Aber auch das dient nur dazu, die Nothwendigkeit einzuschärfen, die Vernunft auf das Gebiet der Religion anzuwenden. Ausdrücke wie Certum quia impossibile, credibile quia absurdum, erscheinen ihm als geistreiche Faseleien. Manche Wahrheiten — z. B. das Dasein Gottes — gehn rein aus der Vernunft hervor, dazu brauchen wir keiner Offenbarung (1, §. 44); andere, die eigentlichen Mysterien, können wohl über die Vernunft, aber nicht gegen die Vernunft sein, weil Gott sich nicht widersprechen kann; auch diese hat die Vernunft zu untersuchen, um zu zeigen, daß sie keine Absurdität enthalten; sie erweisen oder auch nur begreifen zu wollen, ist unnöthig. (1, §. 5.) —

Leibnitz ist der Vater des deutschen Rationalismus, der in besserem Rufe stehn würde, wenn seine Nachfolger ihm glichen.

Interessant ist, wie Leibnitz sich den persönlichen Verkehr mit Gott denkt. Das eigentliche Gebet setzt den Glauben an einen persönlich eingreifenden wunderthätigen Gott voraus. In dem vorher erwähnten schönen Dialog sagt der Geistliche: je comprends sous la prière toute élévation de l'âme à Dieu, c'est à dire une recherche perpétuelle des raisons solides de ce qui nous fait paraître Dieu grand et aimable; car les méditations qui ne sont pas appuyées de raisons ne sont que des imaginations arbitraires qui s'évanouissent à la moindre sensation. Accoûtumez-vous donc à trouver partout quelque sujet d'exciter un acte d'amour, car il n'y a rien dans la nature qui ne nous fournisse de quoi lui faire un hymne u s. w. — Ein orthodoxer Christ war Leibnitz wahrlich nicht, und

so sehr er sich zu fügen wußte, man kann ihm nicht vorwerfen, daß er in der Hauptsache seine Meinung verhehlt habe.

---

Leibnitz' Philosophie war, schon ihrer praktischen Richtung wegen, bei seiner universellen Bildung eine zugleich reformatorische und conservative.

„Man kann auch die Wahrheit zur Lüge machen, wenn man nur diejenige Seite der Wahrheit hervorhebt, die für unsere Lieblingsmeinung spricht, diejenige aber wegläßt, welche die entgegengesetzte unterstützt. Nous ne traitons la plupart des questions que par manière de divertissement ou pour la parade, et point du tout pour en former une conclusion qui puisse avoir quelque influence sur la pratique de notre vie: comme les écoliers en philosophie disputent des vertus, des vices et des passions, sans que cela les touche en aucune façon. Das ist der Fehler aller Schriftsteller in der Weise Montaigne's, die sich kindisch darüber freuen, in geistreicher Weise einen Zweifel angeregt zu haben, und sich nicht die Mühe geben, ihn befriedigend zu lösen."

„Ich habe gefunden, daß der größte Theil der Secten in einem guten Theil desjenigen, was sie behaupten, Recht hat, nicht aber in dem, was sie leugnen.*) Ich habe gesucht die Wahrheit, wie sie unter den verschiedenen Secten zerstreut und begraben liegt, aufzugraben und zu vereinigen. Die Wahrheit ist verbreiteter als man glaubt; aber sie ist oft verhüllt und geschwächt. Indem man diese Spuren der Wahrheit bei den Vorgängern bemerkbar macht, schafft man eine bleibende Philosophie. Man kann in der Geschichte der Philosophie einen stetigen Fortschritt bemerken. Die Orientalen haben große und schöne Ideen von der Gottheit, die Griechen haben die dialektische Form hinzugefügt; die Kirchenväter haben das Schlechte in der Philosophie der Griechen verworfen; die Scholastiker haben gesucht, was die Philosophie der Heiden Erträgliches hatte, für das Christenthum nützlich zu verwenden. Auch bei den Arabern ist viel Gutes. Ich wünsche, daß ausgezeichnete Männer die eitle Hoffnung ablegten, im Reich der Philosophie die Herrschaft an sich zu reißen, so wie den Ehrgeiz, eine Secte zu gründen. Nichts schadet dem Fortschritt der Wissenschaften mehr, als der Sectengeist. Denn wie die Einbildungskraft, wenn sie sich zu lange bei einer Melodie aufhält, schwer zum Ge-

---

*) La raison, heißt es in der Vorrede zur Theodicee, est plûtôt pour les défenses que pour les attaques: quoique la malignité naturelle du coeur humain rende ordinairement les attaques plus agréables au lecteur que les défenses.

sang einer andern übergeht, und wie der, welcher auf dem von einem Andern gebahnten Wege verharrt, selten auf neue Dinge verfällt, so sind diejenigen, welche an einen Schriftsteller sich gewöhnt haben, gleichsam ihres Lehrers Sclaven und es wird ihnen schwer, sich zu etwas Neuem zu erheben, während doch kein Zweifel ist, daß die Wissenschaften durch nichts so sehr bereichert werden, als durch die Mannigfaltigkeit der Wege, welche die Verschiedenen in der Erforschung der Wahrheit einschlagen." — „Leider denken unsere Gelehrten mehr darauf, niederzureißen, als zu bauen; sie suchen die Gefährten eher zu hindern, als in gemeinsam organisirter Arbeit zu einem nützlichen Ziel fortzuschreiten; sie ziehn eine glänzende Paradoxie der sichern Methode vor. Wenn dem nicht abgeholfen wird, so wird endlich der Ekel an der Wissenschaft und die Verzweiflung am Erkennen die Menschheit der Barbarei in die Arme führen."

Dieser Willkür im Denken und Arbeiten zu steuern, schlägt Leibnitz um 1680 in einer Denkschrift (Discours touchant la méthode de la certitude et l'art d'inventer pour finir les disputes et pour faire en peu de temps de grands progrès) eine neue Erfindungskunst vor (allgemeine Charakteristik, Pasigraphie, Spécieuse générale), deren Idee er bis an seinen Tod verfolgt hat und die uns heute doch noch ein völliges Räthsel ist. Leibnitz hatte bemerkt, daß die Unklarheit im Denken zum großen Theil aus der Unwissenschaftlichkeit der Sprache herrührt; er hatte in der Algebra eine Zeichensprache kennen gelernt, durch welche man, ohne je zu irren, mit Sicherheit Schritt vor Schritt vorwärts gehen könne; warum sollte eine Zeichensprache nicht auch für das Denken im Allgemeinen erfunden werden? Nichts scheidet so sehr die Menschen von einander, nichts hält so sehr die Gemeinsamkeit der Fortentwickelung auf, als die Verschiedenheit der Sprachen. Noch gegen das Ende seines Lebens versicherte er, es wäre zwar sehr schwer, diese Charakteristik zu erfinden, aber sehr leicht, sie ohne Wörterbuch zu lernen. Dennoch hoffte er sie zu liefern, wenn er minder zerstreut oder jünger wäre oder begabte junge Leute zur Seite hätte. Einige ausgezeichnete Menschen würden die Sache innerhalb 5 Jahren ausrichten können; binnen 2 Jahren aber würden sie die mehr in das Leben einschlagenden Doctrinen, die Moral und die Physik, in einem unwidersprechlichen Calcul liefern. Bis jetzt rechnet man mit unklaren Begriffen und geht daher eben so oft irre, als auf dem rechten Weg; sind einmal die Begriffe durch Zeichen fixirt, so ist kein Rückschritt mehr denkbar und die mathematische unfehlbare Methode beherrscht die ganze Wissenschaft. Auch die Kunst wird ihrer bisherigen Barbarei entrissen, wenn die dunklen sinnlichen Vorstellungen, in denen ihr Wesen liegt, das Gesetz gefunden haben. Die Musik ist eine Arithmetik der Seele, welche nicht weiß, daß sie zählt, und sich über die unerkannte Ordnung freut, so wie in der Malerei und Poesie das

Vergnügen in dem dunklen Wahrnehmen der Proportionen und Rhythmen liegt. Dem philosophischen Calcul zur Erfindung und Beurtheilung der Ideen würde ein ästhetischer Calcul der Composition zur Seite stehn, oder ihm vermöge der größeren Symbolik der Künste vorangehn. Nicht mit Unrecht hat Pythagoras die Zahl als das absolute Maaß alles Seins erklärt."

Es ist kaum zweifelhaft, daß diese Idee Leibnitz immer nur dunkel vorschwebte, da er niemals im Stande war, auch nur annäherungsweise von der Möglichkeit ihrer Ausführung ein Bild zu geben. Sie war noch in einem andern Sinn eine Chimäre, indem sie alles Individuelle und Schöpferische in das Gebiet des Rechnens hinabdrückte, und künstlich hervorzubringen meinte, was nur organisch werden kann. Bei andern Gelegenheiten hat Leibnitz vielmehr sehr eifrig auf den logisch nothwendigen Ursprung der Sprache hingewiesen, und an Beispielen gezeigt, daß die Worte nicht willkürlich entstehen: wie überhaupt in der Welt nur unsre Unwissenheit den Zufall sieht.

Begreiflicher wird die Idee, wenn man erwägt, wie unendlich Leibnitz die Erfindungskunst durch die Analyse des unendlich Kleinen gefördert hat. Hier war wirklich nichts als Rechnung, und die Entdeckung war nur durch den großen Blick für das Wesentliche des Rechnens geschehn; es war dadurch in die abstracten Zeichen der Mathematik eine neue Bedeutung gekommen, durch welche das anscheinend Unmögliche sich auflöste.*)

Leibnitz' Naturphilosophie richtig zu würdigen, muß man in Anschlag bringen, daß sie auf der gründlichsten und tiefsten Naturwissenschaft beruhte. Er brachte das System nicht etwa fertig mit, bis an das Ende seines Lebens arbeitete er Schritt vor Schritt daran weiter und immer größere und kühnere Hypothesen fanden sich als Ergänzungen der früheren ein. Nichts war seinem Sinn mehr entgegen als die Lehre von den Atomen und von dem auf blos mechanischen Gesetzen beruhenden Naturzusammenhang. Die Atome, d. h. die unendlich kleinen und doch ausgedehnten Materien, haben weder unter sich noch zum Weltganzen irgend einen innern Zusammenhang, ihre Thätigkeit beschränkt sich darauf, durch Stoß einander fortzubewegen und so zufällig zusammengesetzte Gebilde hervorzubringen, die nicht Wirklichkeit, sondern nur Erscheinung sind. Gegen diese Herrschaft der Mechanik suchte Leibnitz zunächst die Seele zu retten. Schon 1671 im Brief an Arnauld definirt er die Seele als einen ausdehnungslosen und daher unzerstörbaren Punkt. Wie im Centrum

---

*) Die Entfremdung gegen Newton, welche durch den Streit um die Erfindung der Differentialrechnung veranlaßt wurde, hatte noch einen tiefern Grund. Nicht mit Unrecht vergleicht Leibnitz Newton's System des Weltalls mit einer Uhr, die der ungeschickte Uhrmacher von Zeit zu Zeit (durch Wunder) ausbessern müsse.

die Radien, so laufen in der Seele alle Eindrücke der Gegenstände zusammen, und die Seele ist eine kleine in einem Punkt begriffene Welt. An Stelle der Atome traten die Monaden (Einheiten) d. h. unendlich kleine Kräfte als das ursprüngliche und unzerstörbare wirkliche Dasein. Die Monaden unterscheiden sich durch verschiedene Stufen je nach der Dunkelheit oder Deutlichkeit ihrer Vorstellungen vom Weltganzen; die Reihenfolge geht vom tiefsten Schlaf bis zum vollen Bewußtsein; die höhern Stufen bilden die Geister, die höchste Gott. Die endlichen Geister, zu welchen die menschliche Seele gehört, offenbaren ihre Schranke als Creaturen darin, daß sie nicht ganz Geist sind; eine Schranke, vermöge deren ihre vernünftige Erkenntniß von dunkler Wahrnehmung beständig begleitet, zum Theil zurückgehalten und gehindert wird. Der menschliche Geist als Monas stellt das ganze Universum, aber von einem bestimmten individuellen Gesichtspunkt vor. Jede Vorstellung der Seele ist immer nur auf einen gewissen Grad deutlich. Die Vergangenheit, das Gegenwärtige in Zeit und Raum, selbst die Zukunft liegt in den Wahrnehmungen und Bestrebungen jeder Monade. Wegen dieser Unendlichkeit in dem Streben der Seele ist ihr eine Entwickelung in das Ewige gewiß. Die Seelen sind verkürzte Weltencentra, welche auf eine unendliche Peripherie weisen. Gott hat in der Schöpfung bei jeder Substanz auf das Weltganze Rücksicht genommen, und diese innere Beziehung auf das Unendliche aus einem bestimmten Punkt macht das Princip der Individualität aus. Jedes Individuum ist ein lebendiger Spiegel des Universums, und bei ihrer Unendlichkeit giebt es unendlich viele Perspectiven der Welt.

Das einzig Wirkliche sind die geistigen Substanzen; Ausdehnung, Raum u. s. w. sind nur ideelle, verworrene Begriffe. — Die Seele folgt ihrem eignen Gesetz, ebenso die Körperwelt; eine unmittelbare Einwirkung der einen auf die andere (Influxus physicus) findet nicht statt. — Daß gleichwohl die Bewegungen der einen stets denen der andern entsprechen, hat folgenden Grund. — Wie zwei völlig gleich gestimmte Uhren, ohne von einander zu wissen, stets gleichmäßig schlagen, so liegt in Gottes Verstand eine im Voraus festgesetzte Uebereinstimmung (Harmonia praestabilita) beider Welten. Dieselbe Harmonie findet statt zwischen dem physischen Reich der Natur und dem moralischen Reich der Gnade, sie macht, daß die Dinge zur Gnade hinführen, selbst auf den Wegen der Natur, und daß z. B. dieser Planet zerstört und verbessert werden muß durch die natürlichen Wege in den Momenten, welche die Regierung der Geister verlangt, für die Züchtigung der einen und die Belohnung der andern. Dies führt den Weisen dahin, an demjenigen zu arbeiten, was dem vermuthlichen oder dem vorhergehenden Willen Gottes gemäß scheint, und sich dennoch mit demjenigen zufrieden zu stellen, was Gott wirklich durch sei-

nen geheimen nachfolgenden und entscheidenden Willen geschehn läßt. Die Erkenntniß, daß dies immer das Beste sei, macht unsere Glückseligkeit; sie kann freilich niemals vollkommen sein, weil Gott als unendlich nie ganz gekannt wird. So besteht unser Glück nicht in einem vollkommenen Genusse, wo es nichts zu wünschen gäbe und welches unsern Geist stumpf machen würde, sondern in einem beständigen Fortschritt zu neuen Vollkommenheiten.

Was diese Ideen für einen thatsächlichen Werth haben, mögen die Metaphysiker entscheiden: die Schulen haben ein volles Jahrhundert darüber gestritten; das nationale Leben ist davon nicht berührt worden. Nur eins geht uns an: Männer von Einsicht und Redlichkeit, Leibnitz' Zeitgenossen (z. B. Gesner, Ernesti, Pfaff) haben die Idee der „präſtabilirten Harmonie" u. s. w. geradezu für einen schlechten Witz ausgegeben, mit dem Leibnitz die Menschen habe foppen wollen. — Nichts kann verdrehter sein als diese Behauptung: es war Leibnitz heiliger Ernst mit diesen Ideen, und seine Seele lebte ganz darin.

---

Von den Ausländern, welche seit Grotius das Naturrecht anbauten, kommen hauptsächlich zwei in Betracht: Hobbes (geb. 1588, † 1679: de cive 1642; Leviathan 1651) und Spinoza (geb. 1632, † 1677: Tractatus theologico-politicus 1670), obgleich der Letztere auf die wirkliche Staats- oder Rechtswissenschaft wenig oder gar keinen Einfluß übte. Beide gingen von dem Grundsatz aus, daß im Naturstand Recht so viel heißt als Macht; jedes Ding hat soviel Recht, dazusein, als es Macht dazu besitzt; das Streben, sein eigenthümliches Dasein zu behaupten, ist das Wesen aller beseelten Dinge. Aber der Sinn war bei Beiden entgegengesetzt: für den Engländer galt die menschliche Natur als böse, und der Naturstand war ihm der bestialische Krieg Aller gegen Alle; bei dem niederländischen Juden war das Natürliche auch das Vernünftige. Sie kamen daher auch zu entgegengesetzten Folgerungen. Hobbes, in Verzweiflung über die ewigen Unruhen Englands, fingirte einen Gesellschaftsvertrag, in welchem die Menschen, um der Qual des ewigen Unfriedens zu entgehn, ihren Willen unbedingt aufgegeben und alle Macht dem Stärksten anvertraut hätten, dem Fürsten, der mit unbeschränkter Souveränetät seinen Willen oder auch seine Willkür zum allgemeinen Gesetz macht. In der Consequenz dieses absolutistischen Systems scheut Hobbes auch den offenbaren Unsinn nicht, während Spinoza aus seiner Theorie ein System der Freiheit entwickelt, in welchem die Menschheit aus eigner Kraft fortschreiten werde. Hauptsächlich betont er die religiöse Freiheit.

In Deutschland gewann die unbedingteste Autorität ein entschiedner Anhänger des Grotius. **Pufendorf**, geb. 8. Jan. 1632 zu Chemnitz, Predigersohn, wurde auf der Fürstenschule zu Grimma erzogen, studirte zu Leipzig und kam 1658 als Hofmeister in das Haus des schwedischen Gesandten zu Kopenhagen. Hier schrieb er, hauptsächlich nach dem Vorbild des Grotius, die Elementa jurisprudentiae universalis 1660, in Folge deren er vom Kurfürsten von der Pfalz als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Heidelberg berufen wurde — die erste Stelle der Art in Deutschland. Unter dem falschen Namen Severinus a Monzambano schrieb er hier de statu reipublicae Germanicae, 1667, ein abentheuerliches Werk, im Sinn der „deutschen Freiheit." 1670 ging er nach Schweden, zuerst als Professor in Lund, 1676 als Hofrath und Historiograph in Stockholm, wo er bis 1686 blieb. Außer einer schwedischen Geschichte — sehr weitschweifig, aber wichtig für die Kenntniß der Thatsachen — schrieb er 1672 de jure naturae et gentium und 1673 de officiis hominis et civis, seine beiden Hauptwerke, in denen er sich noch weiter als Grotius von der Weise der Scholastiker entfernte. — Die Darstellung ist durchweg schwerfällig, und der logische Zusammenhang nicht leicht zu übersehn.

Pufendorf steht zwischen Spinoza's Optimismus und Hobbes' Pessimismus in der Mitte: nach ihm ist die Menschheit im Naturstand eine Mischung aus Gutem und Bösem; dadurch wird sie sowohl genöthigt als befähigt, den Gesellschaftsvertrag abzuschließen: erst mit diesem entsteht das Recht. — Der Gesellschaftsvertrag hat drei Stufen: 1) der Zusammentritt überhaupt, muß einstimmig erfolgen; 2) der Vertrag der Unterwerfung, wird von der Majorität entschieden, die durch den ersten Vertrag zur Entscheidung berechtigt ist: die Majestät ist die Folge dieses zweiten Vertrags. 3) Der Vertrag über die Verfassung, abgeschlossen zwischen der Majestät und den Unterthanen, dergestalt, daß dem Fürsten die souveräne Gewalt möglichst ungetheilt zukommt.

Pufendorf ist es, der die Fiction des stillschweigenden Vertrages auf die Spitze getrieben hat. Nur einige Beispiele: die Menschen haben unter sich den stillschweigenden Vertrag abgeschlossen, daß jedes Wort eine bestimmte Bedeutung haben soll; daher ist Lüge und Betrug strafbar. Weiber und Kinder haben, gegen die Verpflichtung, ernährt zu werden, stillschweigend sich damit einverstanden erklärt, zu gehorchen. Dergleichen fingirte Verträge finden sich zahlreich bei ihm.

Von Grotius unterscheidet er sich dadurch, daß ihm die Socialität nicht höchster Zweck, sondern nur Mittel ist zur Selbsterhaltung jedes Einzelnen: Resultat der angebornen und berechtigten Selbstliebe.

Pufendorf selbst fühlt, daß dieses Rechtsprincip sittlich nicht ausreicht; er ergänzt es daher durch das Recht der Offenbarung. Während nach Grotius Recht Recht bleibt, etiam daretur, Deum non esse, leitet sein Schüler dies höhere Recht aus dem unmittelbaren Willen Gottes her. Das Naturrecht soll den Menschen nur für dieses Leben, das Recht der Offenbarung ihn für das ewige bilden. Beim Naturrecht kommt die Gesinnung nicht in Betracht, sondern nur das materielle Resultat.

Eigenthümlich ist ihm ferner die Lehre von den angebornen Rechten, die schon im Naturstand bestehn: Leben, Leib, Glieder; Freiheit und Gleichheit: die letztere durch die gesellschaftlichen Verträge beschränkt. Das Eigenthum gehört zu den erworbenen Rechten.

Der Staat ist eine Zwangsanstalt, um eine Macht herzustellen, welche die Rechte der Einzelnen schützt. Der Zweck und damit das höchste Gesetz des Staats ist das Gemeinwohl.

Für Deutschland wurde Pufendorf hauptsächlich dadurch wichtig, daß er mit der Anwendung von Bibelsprüchen auf das wirkliche Recht ein Ende machte, und die concreten Verhältnisse des wirklichen Lebens zur Geltung zu bringen suchte: ein Bestreben, dem die immer mehr erwachende Neigung der Gelehrten entgegenkam.*) Außerdem gab er dem Recht der Obrigkeit über die Kirche eine Ausdehnung, wie sie das Selbstgefühl auch der evangelischen Kirche wenigstens in der Theorie nie anerkennen wollte.

Von diesem Standpunkt aus griffen ihn die Rechtslehrer der alten Schule an, hauptsächlich Valentin Alberti, Professor zu Leipzig**), der im Com-

*) Einer der achtbarsten Gelehrten, die in diesem Sinn wirkten, ist der wittenberger Professor Samuel Schurzfleisch, geb. Dec. 1641, † 7. Juli 1708, der, durch zahlreiche Reisen gebildet, namentlich in seinen Briefen einen ungewöhnlichen politischen Sinn entwickelt: er war es, der die Geschichtschreiber ermahnte, den vaterländischen Sinn, namentlich gegen die Uebergriffe Frankreichs zu nähren. 1669 schrieb er eine bittere Satire: Eubuli Sarcmasii judicia de novissimis prudentiae civilis scriptoribus, die sehr starke Anfechtungen fand, und wegen deren die Universität ihn relegiren wollte, doch schützte ihn der Hof. Er gab eine Fortsetzung des Sleidanus heraus (1669—1676), stellte über das Mittelalter und dessen Recht sehr gründliche Untersuchungen an, schrieb auch über die Cartesianische Philosophie und die Gnostiker. Seine Hauptreisen fallen 1680 (durch Holland, England und Frankreich) und 1691 (Italien, wo er auch dem Papst vorgestellt wurde). Er war angesehn bei allen Potentaten, sonst aber eine echte Gelehrtennatur; er steckte sein ganzes Vermögen in eine für jene Zeit sehr bedeutende Bibliothek und Münzsammlung, und blieb unverheirathet.

**) Geb. 15. Dec. 1635, Predigersohn aus Schlesien, studirt zu Leipzig, wo er 1656 Magister, 1661 Beisitzer der philosophischen Facultät, 1672 Professor der Theologie wird. † 19. Sept. 1697. Er war auch ein starker Eiferer wider die Papisten.

pendium juris naturae, orthodoxae theologiae conformatum nachzuweisen suchte, das Recht sei nicht auf die jetzige verderbte Natur des Menschen, sondern auf den ursprünglichen Stand der Unschuld zu begründen, wo der Mensch, vor dem Sündenfall, ein Ebenbild Gottes war. Ein anderer Gegner, Cocceji (geb. 1644, † 1719) erkannte das Geselligkeitsprincip als ein sehr berechtigtes an, doch führe es zu keiner Autorität: die Autorität könne nur aus dem göttlichen Willen hergeleitet, und dieser zwar durch die Vernunft, aber nicht aus der Vernunft erkannt werden.

Leibnitz hat sich über keinen Gelehrten so bitter ausgesprochen als über Pufendorf; er versäumte keine Gelegenheit, in Briefen und Schriften seine Geringschätzung auszudrücken. Die Rechtgläubigkeit lag ihm nicht am Herzen, aber seinen Sinn für Harmonie verletzte diese Trennung zwischen göttlichem und menschlichem Recht, die doch nach seiner Ueberzeugung zusammenfallen. — Seine eigne Rechtstheorie läßt sich in wenig Zügen umreißen, und schließt sich ganz seinem sonstigen System an.

„Der wesentliche Zweck des Menschen ist die Glückseligkeit, welche nichts Anderes ist, als die Lust an der Vollkommenheit, wachsenden Thätigkeit und Erhöhung des Wesens. Denselben Zweck hat das Recht: es soll die Vervollkommnung der ganzen Welt vor Augen haben. Die Glückseligkeit ist das Gefühl der Harmonie des Menschen mit sich selbst und mit der Welt. Der Widerspruch ist das Böse. Es ist ein Gebot der obersten Vernunft, so zu handeln, daß des Guten so viel geschehe als irgend möglich, und so viel Glückseligkeit ausströme über Alle und Alles, wie der Grund der Dinge irgend zu fassen vermag."

„Nichts dient mehr zur Glückseligkeit, als die Erleuchtung des Verstandes und die Uebung des Willens; Sitte und Pietät. Beides schließt die einseitige Rücksicht auf eignes Wohl aus."

„Die Gerechtigkeit schließt alle Tugenden in sich, und ist unzertrennlich von der Liebe. Liebe ist Freude an fremdem Glück, Schmerz über fremdes Leid."

Solche und ähnliche Grundsätze auszusprechen, hatte Leibnitz zunächst eine sehr zufällige und äußerliche Veranlassung. Bei Eröffnung der Friedensunterhandlungen zu Nymwegen handelte es sich um das Verhältniß der fürstlichen Abgeordneten zu den kurfürstlichen: ob jene nur berechtigt seien, mit den Vorderfüßen ihres Stuhls auf den Teppich zu treten oder auch mit den Hinterfüßen? Diese wichtige Frage zu erörtern, war Leibnitz ganz der Mann. Doch hatte sie auch ihre Bedenken: denn war Braunschweig jetzt blos ein fürstliches Haus, so strebte es doch nach der Kurwürde und durfte seiner Zukunft nicht zu viel vergeben; auch durfte Leibnitz seinen Gönner, den Kurfürsten von Mainz, nicht zu sehr verletzen, ebensowenig den Kaiser, gegen dessen Sou-

veränetät er den Anwalt des Territorialfürstenthums machen mußte, da er schon damals die Bibliothekarstelle in Wien im Auge hatte. So waren die praktischen Resultate der pseudonymen Schrift Cesarini Fursterii de jure suprematus 1677 nicht bedeutend, weil Leibnitz alle Schärfen derselben durch Restrictionen wieder abstumpfte. Wenn er praktisch die Fürsten von der Herrschaft des Reichs fast ganz löste, so stellte er das letztere theoretisch im verstärkten Glanz wieder her. — Es ist ein Irrthum, „die germanische Freiheit" mit dem Fall der kaiserlichen Macht in Verbindung zu setzen. Schon vor den Zeiten der Karolinger ist Deutschland voll von Fürstenthümern, Dynastien und Edlen gewesen, von denen die meisten noch jetzt ihre Länder durch Erbrecht besitzen. Die damaligen Zustände unterscheiden sich von den heutigen nicht viel, außer daß wegen der häufigen Kriege die Veränderungen häufiger waren. — Die Zersplitterung Deutschlands ist historisch begründet, sie muß auch wohl logisch gerechtfertigt werden können. — Es folgt eine Kritik der bedeutendsten Rechtslehrer. — „Die Reiche des Hobbes existiren weder bei den civilisirten Völkern noch bei den Barbaren, und ich halte sie weder für möglich noch für wünschenswerth; wofern nicht diejenigen, in deren Hand die größte Macht sein soll, die Tugenden der Engel üben. Die Menschen werden dafür sein, den eigenen Willen zu behalten und für ihr Wohl nach bestem Ermessen zu sorgen." Pufendorf war getadelt, daß er den religiösen Boden des Rechts aufgiebt: die wahre Republik und die wahre Gesellschaft sei doch nur diejenige, welche unmittelbar von Gott regiert werde. Um diese Idee in einem anschaulichen Gemälde durchzuführen, ist Leibnitz freilich genöthigt, von den historischen Thatsachen stark zu abstrahiren. Es wird beklagt, daß die Päpste sich mit den Concilien entzweit und dadurch selbst die Kirchenspaltung herbeigeführt hätten; daß ferner durch den Zwiespalt der Häuser Habsburg und Bourbon das europäische Gleichgewicht erschüttert werde. Der Idee nach aber soll die ganze Christenheit eine Republik bilden, in welcher der Papst der geistliche Führer, der Kaiser des heiligen römischen Reichs der geborene Führer gegen die Ungläubigen wäre: der eine von den Concilien, der andere von den Fürsten beschränkt, alle zu gegenseitigem Frieden verpflichtet, durch einen stehenden allgemeinen Senat zusammengehalten, mit ihrer ganzen Kraftentwickelung gegen die Ungläubigen gewandt. So ist eine allgemeine Harmonie der christlichen Gesellschaft hergestellt: die freilich, gegen die bestehenden Zustände gehalten, wie ein Traum, und im Verhältniß zu den Naturkräften und berechtigten Leidenschaften der Menschen wie eine Abstraction aussieht. —

Der Frieden von Nymwegen führt uns wieder zur Betrachtung der politischen Welt zurück.

---

Der Gegensatz zwischen den französischen und deutschen Zuständen tritt nirgend so charakteristisch hervor, als wenn man Ludwig 14. mit Leopold 1. vergleicht. Auch der Letztere wurde von seiner Nation „der Große" genannt: auch er hatte tüchtige Feldherrn, die ihm ansehnliche Siege erfochten; dabei war er als römischer Kaiser offenbar vornehmer, als sein glücklicherer Nebenbuhler.

Leopold war 1640 geboren, Sohn einer spanischen Mutter, und ganz in den Traditionen der spanischen Politik und Etikette aufgewachsen; von Wuchs und Haltung unansehnlich, steif, ungelenk; von Natur mürrisch und aller Bewegung abgeneigt. Seine Jugend füllten strenge Andachtsübungen aus, er hielt lange Gebetstunden, und sein Lieblingsspiel war, Altäre aufzurichten und Heiligenbilder zu schmücken. Von den Jesuiten unterrichtet, hatte er sich eine nicht unbedeutende Gelehrsamkeit angeeignet; er sprach spanisch, italienisch und französisch gleich fertig, führte eine lateinische Correspondenz mit berühmten Gelehrten und corrigirte aus den Staatsschriften die grammatischen Fehler. Er machte Spottgedichte auf Ludwig 14., trieb eifrig Musik und war groß in der Drechselbank.

17 Jahre alt wurde er Kaiser; die großen protestantischen Fürsten hatten seine Wahl gegen die französische Partei durchgesetzt, die insgeheim durch Boineburg geleitet wurde. Gleich darauf ließ er sich durch das Gesetz der strengsten Etikette von dem wirklichen Leben absperren; in unnahbarer Majestät strahlte er im Verborgenen, wie sein Vorbild Philipp 2, nur ohne die geistige Energie dieses Mannes. Sein Leben war nach der Uhr geregelt, Kirchgang und Spazierfahrt; während des Ankleidens hörte er gravitätisch die Späße seiner Hofnarren und Zwerge an, darauf ging er zur Messe, dann folgten Tag aus Tag ein dieselben Geschäfte und Zerstreuungen; das Reich der vollendeten Langeweile. Selbst seine Angehörigen durften sich nur mit den Zeichen tiefster Unterwürfigkeit ihm nahen. Aber diese Etikette war nicht etwa prachtvoll, wie in Versailles; selbst englische Reisende erstaunten über die Armseligkeit des kaiserlichen Hofhalts, und machten sich über den kleinen, häßlichen Mann lustig, der in schwarzer spanischer Tracht, mit rothen Strümpfen und rother Feder, in eine ungeheure Perücke gehüllt, in verdrüßlicher Majestät zu ihnen aufblickte.

Er war erst 23 Jahr alt, als der Türkenkrieg ausbrach; es fiel ihm nicht ein, persönlich sich zu betheiligen; ja den Reichstag, der die Sache erledigen sollte, ließ er durch einen Bevollmächtigten eröffnen und erschien nur kurze Zeit auf demselben, gleichsam als Gast. So blieben auch die großen Fürsten aus, und der Reichstag wurde fortan ein stehender Diplomatencongreß, der schon darum nichts entschied, weil jeder Gesandte nach Instruc-

tionen handeln mußte; ein unausgesetzter lächerlicher Rangstreit füllte seine ganze Zeit aus.

Eben so unbeholfen war die Verwaltung in Oestreich selbst; Leopold war zu indolent, um selber etwas zu thun; zu sehr von seiner Majestät durchdrungen, um Andere gewähren zu lassen. Der Hofkriegsrath war schon damals, was er seitdem immer gewesen ist. Der Kaiser hielt es für seine Pflicht, Bittschriften persönlich anzunehmen; er hörte die weitschweifigsten Vorträge mit christlicher Geduld an, und übergab, nachdem er sich pflichtmäßig gelangweilt, die Sache dem gewöhnlichen Instanzenzug. Nicht gerade bösartig, konnte er doch, wenn er seine Macht angezweifelt glaubte, unerhört grausam und gewaltthätig sein, wie z. B. gegen die Ungarn, die er dadurch den Türken in die Arme trieb.

Bei Hofe wurde weder deutsch noch französisch gesprochen; zuerst spanisch, später italienisch. Seine erste Gemahlin (1666) war eine spanische Infantin; die zweite (1673) eine lustige Tyroler Amazone; die dritte (1677) Pfalzgräfin Eleonore, eine gedrückte, ganz klösterlich erzogene Princessin, die ihre Zeit mit Krankenbesuchen und strengen Andachtsübungen zubrachte, sich in den Processionen öffentlich geißelte, und heimlich ein mit einwendigen eisernen Spitzen versehenes Armband trug. Sie starb 1719, und hatte die einfache Grabschrift bestellt: „Eleonore eine arme Sünderin."

Der Verkehr beschränkte sich — abgesehn von den Würdenträgern — hauptsächlich auf die Jesuiten; sehr intim war der Kaiser mit seinem gelehrten Bibliothekar Lambeck († 1680), der seine Stelle 1662 durch den Uebertritt zum Katholicismus erkauft hatte. Das lustige Wiener Völkchen dagegen hielt sich theils an den Hanswurst im Theater, theils an den Hanswurst auf der Kanzel, den Pater Abraham a. St. Clara, einen Schwaben (geb. 1642, † 1709), der 1669 nach Wien berufen war, mit seinen — übrigens sehr wohlgemeinten — humoristischen Predigten ein Menschenalter hindurch die Residenz ergötzte, und noch heute seiner drolligen Einfälle wegen gelesen werden könnte, wenn seine Weitschweifigkeit nicht unerträglich wäre.

Der Reichskrieg gegen Frankreich wurde nicht blos ohne Plan geführt, sondern der kaiserlichen Regierung war vor Allem daran gelegen, den großen Kurfürsten von Brandenburg (geb. 6. Juli 1620) nicht zu mächtig werden zu lassen. Die Thaten dieses Helden hatten alle deutschen Fürsten in Alarm gesetzt; nach dem Sieg bei Fehrbellin 18. Juni 1675 verbanden sich Bayern und Sachsen zu Gunsten Schwedens*), und der Kaiser äußerte, es

---

*) Man lese Leibnitz' Brief an Landgraf Ernst, 3. Juni 1683, wo er ganz kaltblütig erwägt, ob es zweckmäßig wäre, gemeinsam über Brandenburg herzufallen.

sei ihm nichts daran gelegen, ein neues Reich der Vandalen an der Ostsee entstehn zu sehn. Während der Friedensunterhandlungen stellte Friedrich Wilhelm 24. November 1678 noch einmal sehr beweglich vor, wie es im Reichs-Interesse liege, ihn nicht gegen die Schweden und Franzosen im Stich zu lassen; er wurde kalt abgewiesen, und als er durch die berühmte Eisfahrt auf dem kurischen Haff 16. Januar 1679 die Schweden völlig besiegte, schloß der Kaiser 5. Februar den schimpflichen Frieden zu Nymwegen; er hatte es so eilig, daß über die Verhältnisse im Elsaß gar nichts ausgemacht wurde. „Man müsse die Hand Gottes küssen, sagte er, auch wo sie züchtige."

So war denn auch Friedrich Wilhelm genöthigt, 29. Juni 1679 zu St. Germain abzuschließen; er war fortan bereit, jeder Intrigue gegen Oestreich beizutreten. Bald zeigten sich die Folgen des Friedens; während die deutschen Gesandten über den Excellenztitel haderten, ließ Ludwig 14. die berühmten Reunions-Kammern zusammentreten, und 27. September 1681 hatten die Franzosen den Elsaß besetzt.

---

Die synkretistischen Versuche der Helmstädter hatten zwar eine Zeitlang geruht, ganz aber waren sie keineswegs aufgegeben. Bei ihrer geschlossenen Organisation konnte die katholische Kirche dabei nur gewinnen, wenn es ihnen gelang, einen Theil der Gebildeten auf ihre Seite zu bringen. Dazu waren am meisten die Franzosen befähigt, die mit Hilfe der Cartesianischen Philosophie den alten Dogmen sogar Gedanken abgewannen.

1671 hatte Bischof Bossuet, der glänzendste Redner Frankreichs, eine Exposition de la foi catholique geschrieben, in welcher er, ohne von den Dogmen etwas aufzugeben, ihre Schroffheit milderte und ihren Sinn verständlich machte. Papst Innocenz 11. (1676 bis 1689), ein milder, gemäßigter und feingebildeter Mann, so recht für Vermittelungsversuche gemacht, gab 4. Jan. 1679 dieser Schrift seine Bestätigung, und Leibnitz, der schon längere Zeit mit Bossuet über den Talmud correspondirte, beeilte sich, in einem Gratulationsschreiben die Wichtigkeit dieses ersten Erfolgs hervorzuheben.

Es lag im Interesse des Kaisers Leopold, was sein Ahn mit theilweise glücklichem Erfolg durch brutale Gewalt angebahnt, auf dem Wege friedlicher Verhandlungen fortzusetzen. Persönlich bigott und in seinen Erblanden gegen die Protestanten gewaltthätig, sah er doch ein, daß er, um ein so großes Werk durchzusetzen, sich zu Zugeständnissen werde bequemen müssen.

Unter diesen Umständen fand ein Mann, der aus reinem Eifer und mit

einer wirklich anerkennenswerthen Aufopferung sich des schweren Werkes annahm, der Spanier Spinola, vielseitigen Anklang. Er war als spanischer Gesandter und Beichtvater der Kaiserin nach Wien gekommen, und hatte schon 1660 eine kaiserliche Vollmacht erlangt; 1671 trat er in Verständniß mit dem päpstlichen Nuntius in Wien, eröffnete 1675 die Unterhandlungen mit dem kursächsischen Hofe, die aber durch die Erklärung des letztern, er könne ohne Einvernehmen mit den übrigen Protestanten sich auf ein so weitläufiges Werk nicht einlassen, abgebrochen wurden, und nahm sie 1678 von Neuem in größerm Maßstab wieder auf: diesmal betheiligten sich 14 regierende Fürsten (Sachsen, Brandenburg, Pfalz, sämmtliche Braunschweiger u. s. w.) und einige Reichsstädte daran. Hannover war der Mittelpunkt.

Juli 1679 hielt sich Spinola in Hannover auf, und wurde vom Herzog sehr gefördert, von Leibnitz und Molanus mit Wohlwollen angehört; auch Anton Ulrich von Wolfenbüttel, der Romanschreiber, mit seinem Professor Calixt nahm an den Verhandlungen Theil. Dem gelehrten Huetius, mit dem Leibnitz noch immer in Verbindung stand, mit dem er gemeine Sache gegen die Cartesianer machte, schreibt Leibnitz 1. Aug. 1679, indem er für seine Demonstratio evangelica dankt, die Aufforderung aber, sich persönlich zu bekehren, ablehnt: er habe jetzt die Hoffnung, daß ein für die römische Kirche ehrenvoller und den andern in keiner Weise lästiger Weg der Einigung werde möglich sein. Papst und Kaiser seien wohlgesinnt, der größte aller Könige werde wol auch die Hand bieten. Lasse man diese Gelegenheit vorüber, so sei die Sache wieder auf Jahrhunderte aufgehoben.

Inzwischen hatte Herzog Johann Friedrich seiner geschwächten Gesundheit wegen sich mit einem zahlreichen Gefolge nach Italien aufgemacht; unterwegs in Augsburg, 8. Dec. 1679, ereilte ihn der Tod. Außer seiner 29jährigen Wittwe Benedicta*) hinterließ er zwei unmündige Töchter, Félicité und Amalie, von denen die jüngere später Kaiserin wurde. Leibnitz, der sein Andenken in einem lateinischen Gedicht feierte, war nun brodlos, und dachte daran, an des eben verstorbenen Lambeck Stelle sich um die Wiener Bibliothek zu bewerben; auch wandte er sich an Ludwig 14. Gegen diesen Fürsten war seine Stimmung in einem beständigen Wechsel; bald erwog er seine große Macht und seine Neigung, den Glanz seines Thrones

*) Seine Schwägerin Sophie, die neue Herzogin, schrieb an Landgraf Ernst, qu'il semblait que le bon Dieu avait été Luthérien pour cette fois là, que non obstant de tant de sacrifices et de prières des Catholiques pour faire avoir un fils au defunt duc cela n'a pu être exaucé, et que M. Sténonius avec les Capucins après l'enterrement défileraient d'Hannover. —

durch Kunst und Wissenschaften zu erhöhen, und hoffte in seiner sanguinischen Weise, der große König werde diese Macht und diese Neigung zum Nutzen des Menschengeschlechts verwerthen; dann, in seiner Hoffnung getäuscht, wandte er sich mit dem ganzen Zorn eines betrogenen Glaubens gegen den Widersacher der öffentlichen Ruhe. In der Denkschrift, welche seine Ideen zur Förderung der Wissenschaften enthält, wird Ludwig 14. der einzige Fürst genannt, auf welchen unsere Zeit stolz ist und welchen die folgenden Zeiten vergebens wünschen werden. Er sei vor allen dazu berufen in unserm Jahrhundert der Erfindungen den echten Sinn für die Wissenschaft wieder herzustellen, welche — dieser Zusatz ist charakteristisch — so viel zur Verbesserung der Kriegskunst beitrage.

Indeß wurde Leibnitz durch den Nachfolger des verstorbenen Herzogs, Ernst August, bestimmt, mit einem Gehalt von 800 Rth. in seinen Diensten zu bleiben. Er hatte nun einen andern Herrn; die Kapuziner wurden fortgeschickt, und die ganze Physiognomie des Hofs wurde eine andere.

Die beiden Brüder Georg Wilhelm (geb. 16. Jan. 1624) und Ernst August (geb. 20. Nov. 1629) hatten in enger Freundschaft gegen die ehrgeizigen Pläne Johann Friedrichs zusammengehalten; sie waren der lutherischen Kirche und dem Reich treu geblieben und hatten bei Ensisheim Oct. 1674 mit Glück gegen die Franzosen gefochten. Lebensfroh und begierig nach Abentheuern hatten sie einen großen Theil ihrer Jugend in Italien zugebracht und das Leben in vollen Zügen ausgekostet. Im Charakter waren sie wesentlich verschieden: Georg war eine weiche, fast sinnige Natur, Ernst besaß einen kalten Ehrgeiz, der entschlossen auf sein Ziel lossteuerte. 1656 bewarb sich der ältere Bruder um die Hand Sophiens (geb. 14. Oct. 1630), der jüngsten Tochter des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, die gemeinsam mit ihrer Nichte, der späteren Herzogin von Orleans, in Heidelberg erzogen wurde. Sie wurde ihm zugesagt, mittlerweile aber hatte er sich in Venedig zu groben Ausschweifungen verleiten lassen, fühlte sich ihrer unwürdig und trat seine Ansprüche an seinen Bruder Ernst August ab. Auch darin fand sich die pfälzische Familie, obwohl mit einigem Befremden, und 17. Oct. 1658 fand zu Heidelberg die Vermählung statt.

Jetzt aber, als die Brüder zusammenlebten, entbrannte in Georg Wilhelm eine heftige Leidenschaft für seine schöne Schwägerin, und das Verhältniß wurde so peinlich, daß Sophie es als eine Rettung begrüßte, als ihr Gemahl 1661 das Bisthum Osnabrück übernahm. Georg Wilhelm fand Ersatz in dem schönen, liebenswürdigen und bescheidenen Fräulein Eleonore d'Olbreuse, die ihm 1666 eine Tochter Sophie Dorothea gebar, und ihm April 1676 als legitime Gemahlin öffentlich angetraut wurde, mit Einwilligung

seines Bruders und Anton Ulrichs. Die Nachfolge in Celle, welches bei der Theilung Georg Wilhelm zugefallen war, wurde Ernst August zugesichert.

Sophie hatte aus ehrgeizigen Gründen das Verhältniß begünstigt; doch wußte sie gegen die unebenbürtige Schwägerin zu Zeiten die Königstochter geltend zu machen, und sich für den Schutz, den sie ihr angedeihen ließ, durch kalten Spott zu entschädigen. Sophie war eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit: nicht so gelehrt wie ihre Schwester Elisabeth, der Cartesius das tiefste Verständniß seiner Philosophie zuschrieb, die, um ganz der Freundschaft mit diesem Philosophen zu leben, die Krone Polens ausschlug und 1680 als lutherische Aebtissin von Herford starb; nicht so wild wie ihre ausgelassene Schwester Hollandine, katholische Aebtissin von Maubuisson, die nur taube Nonnen um sich duldete, um nicht durch ihr Gespräch gelangweilt zu werden, die kein Bedenken trug par ce ventre qui a porté quatorze (uneheliche) enfans! zu schwören, von der aber doch Bischof Bossuet bei der Leichenrede ihrer Schwägerin Anna Gonzaga (der Mutter Benedicta's) 1684 behauptete, daß ihre Tugenden font éclater par toute l'église la gloire du saint monastère de Maubuisson!! Stolz wie die echte Enkelin eines Königs, war Sophie doch im Stande, ihren Ekel vor einer Mesalliance politischen Rücksichten zu opfern; eroberungslustig, wußte sie Jeden zu bezaubern, auf den sie es ernstlich angelegt hatte. Von brennendem Ehrgeiz und doch sehr vorsichtig in Geschäften, dem überlegenen Geist ihres kühlen Gemahls gegenüber; wenn es galt, sehr streng in den Formen, und doch gewandt genug, sich darüber hinwegzusetzen: bei ihrem einschmeichelnden Wesen durfte sie es wagen, Ludwig 14. mit Monsieur! statt mit Sire! anzureden. Sie übte einen um so größeren Einfluß aus, da sie in ihrer Ironie durch keine Herzenswärme gestört wurde. Leidenschaftlich und doch duldsam gegen alle Maitressen Ernst August's, um ihren Einfluß nicht zu beeinträchtigen; geistreich genug, um mit Leibniz und Molanus über die Unsterblichkeit der Seele, die Substanz und das tridentinische Concil zu philosophiren, und Weltdame genug, um über das alles zu tändeln.

Nachdem Ernst August 12. Oct 1680 zu Hannover die Huldigung abgenommen, begab er sich mit Sophie und einem glänzenden Gefolge nach Italien, wohin ihn namentlich die Musik zog, der er leidenschaftlich ergeben war. Auf der Rückreise brachten sie den Abbate Mauro mit, der Sophiens ergebenster Anhänger blieb. Ihr Verhältniß zu Leibniz gestaltete sich sehr gut, sie wußte seinen Werth vollkommen zu schätzen und seine kleinen Schwächen vortrefflich zu benutzen; es war wirkliche Freundschaft, soweit ihre Seele der Freundschaft fähig war. Auch in ihre Correspondenz mit ihrer Nichte, der Herzogin von Orleans, und ihrer Schwester Hollandine, die ihre lu-

stigen Briefe durch das Bestreben würzte, Sophie in den Schooß der alleinselig-machenden Kirche zu führen, wurde er eingeweiht. Den letztern Zweck verfolgte auch der französische Agent Gourville, der sich 1680 in Hannover aufhielt.

Um die Erbfolge in Celle zu sichern, entschloß sich Sophie 1682, persönlich bei ihrer Schwägerin Eleonore um die Hand ihrer Tochter Sophie Dorothea für ihren Sohn Georg zu werben: der Schritt hatte ihrem Stolz ein schweres Opfer gekostet, und er führte zu einer unglückseligen Ehe. — Georg sollte nach des Vaters Willen der einzige Erbe seiner Lande sein: Ernst August hatte 21. Oct. 1682 eine neue Successionsordnung aufgesetzt, welche die jüngeren Söhne ausschloß. Anton Ulrich — der noch immer an der „römischen Octavia" intrigirte, war mit dieser Machtentwickelung des stammverwandten Hauses sehr unzufrieden, und hetzte die jüngern Söhne Ernst August's zum Widerstand gegen den Vater auf, der ihnen aber, unbeirrt durch Sophiens entgegengesetzte Neigung, mit eiserner Strenge begegnete.

Diese jüngern Söhne dienten durchweg im kaiserlichen Heer. Ernst August, der den Plan hatte, seinem Hause den Kurhut zu gewinnen, brauchte zu diesem Zweck den Kaiser und schloß sich ganz seiner Politik an. Die Verwickelung der auswärtigen Angelegenheiten gab ihm Gelegenheit, im Reich eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen.

Unmittelbar nach dem Einmarsch der Franzosen in den Elsaß, 10. Oct. 1681, hatte Wilhelm von Oranien, der einzige Mann in Europa, der Ludwig 14. gewachsen war, mit Schweden ein Bündniß zur Aufrechthaltung des Friedens von Nymwegen geschlossen. Erst 2. Mai 1682 entschloß sich der Kaiser, im Verein mit Spanien diesem Bündniß beizutreten; der Kurfürst von Brandenburg weigerte sich. „Wenn das Reich in seiner vorigen Verfassung noch bestände, und ein so schlechter und schädlicher Friede ohne Noth nicht gemacht, wenigstens nicht so eilig ratificirt und getreuen Reichsständen der Weg zur Vertheidigung ihrer Reichsländer nicht versperrt worden wäre, so würde man eben keiner besondern Berathschlagung bedürfen." Zuletzt wurde Friedrich Wilhelm ganz humoristisch: „Was soll man machen? Man muß sich in die Zeit schicken. Ibunt qui poterunt, in diesen drei Worten steckt eine große Politik. Ein Königreich, eine Nation nimmt ab und zu, wächst und decrescirt, und dann kommt sie wieder in Flor, Reputation und Herrlichkeit; die Aspecten ändern sich und die Revolutionen seynd natürlich. Man muß so gehn lassen, andere Zeiten, andere Leute und andre Conjuncturen abwarten, die seyn bald tristia bald laetiora. Summa Summarum, der Nymwegische Frieden seyn gemacht, und der Krieg hat ein Ende, dabei muß man es lassen, sich darin schicken und dem Reich und denen Ständen Ruhe, Sicherheit und

Genuß ihrer von Alters hergebrachten stattlichen Jurium, auch denen Unterthanen nöthige Respiration, Ergötzlichkeit und Nahrung unturbirt lassen und gönnen."

Nachdem 14. Januar 1683 auch Hannover, Bayern und Sachsen sich dem Kaiser angeschlossen, erfolgte 3. Juli die kaiserliche Botschaft gegen Frankreich —: acht Tage darauf standen die Türken vor Wien.

In diesen Tagen hielt in der Kammer der Landboten der Marschall Lescinski an den König von Polen, Johann Sobieski, unter dem Eindruck der Verhandlungen des Regensburger Reichstags folgende Rede: „Das römische Reich fällt in sich selbst zusammen, seine Glieder bekämpfen einander oder schließen Bündnisse, um einander zu Grunde zu richten, so daß am Ende Polens König Hilfe bringen, die Sinkenden aufrecht erhalten, die Kriege des Herrn für die Rettung der Christenheit streiten, allein für Andere die königliche Brust einsetzen muß. Die, welche sich rühmen, daß in ihrem Gebiete die Sonne nicht untergehe, daß der Ocean unter der Last des von ihren Schiffen getragenen Goldes erseufze, bleiben in ihrer trägen Schwerfälligkeit unbeweglich, wenn gemeinsame Gefahr droht; sie finden schon einen bloßen Hilfskrieg zur Minderung derselben unthunlich; sie leisten von der Wolle ihres goldenen Vließes keinen Beitrag zur Abwehr des Erbfeindes, — sie bezahlen nicht einmal ihre Schulden." — —

Wien wurde 12. September 1683 entsetzt; das zweideutige Benehmen Ludwigs 14. in diesem ernsten Fall verdroß denn doch seine eifrigsten Anhänger. Leibnitz sprach sich in seinen Briefen sehr verstimmt aus, und verfaßte im Einverständniß mit seinem Herzog eine bittere Satire gegen den König: Mars Christianissimus, auctore Germano Gallo-Graeco (so wurden die Franzosenfreunde genannt) ou apologie des armes du roi très-Chrétien contre les chrétiens. Indeß hielt es die Herzogin Sophie doch nicht für unpassend, ein Jahr lang mit ihrer jungen schönen Tochter Sophie Charlotte, bis zum Frühjahr 1684, sich in Frankreich aufzuhalten. Nach ihrer Rückkehr warb der große Kurfürst für seinen Sohn Friedrich um Sophie Charlotten's Hand; die Vermählung wurde 28. September 1684 zu Herrenhausen vollzogen, und dadurch der Hof zu Hannover von der östreichischen Allianz abgewandt. Schon im August hatten der Kaiser und seine Verbündeten mit Frankreich Stillstand geschlossen.

Inzwischen hatte Leibnitz mit Eifer seine Unionsversuche fortgesetzt. Zu diesem Zweck hatte er April 1680 mit Landgraf Ernst von Hessen-Rotenburg, der sich eben in Italien aufhielt und vom Papst sehr gut aufgenommen wurde, eine Correspondenz eingeleitet, hauptsächlich über den „discreten Katholiken", ein Buch, das Leibnitz Bossuet's Explication an die Seite stellte. Der

Landgraf nahm zuerst an, Leibnitz sei bereits Katholik, und suchte dann, als er seinen Irrthum gewahr wurde, ihn zu dem entscheidenden Schritt zu veranlassen; übrigens gestand er willig zu, daß auf beiden Seiten gefehlt würde, und sprach sich namentlich über den Aberglauben und die religiöse Unwissenheit der Italiener sehr verwundert aus. Auch Anton Ulrich suchte er zu bekehren; die Briefe gingen durch Leibnitz' Hände, zu dem der Landgraf allmälig eine wirkliche Zuneigung faßte. „Die Halbwisser, schrieb ihm Leibnitz einmal, sind die größten Eiferer; wer die Sache von Grund aus kennt, weiß gewöhnlich, daß sie zwei Seiten hat."

In Frankreich wurden 19. Merz 1682 durch Bossuet die vier Artikel unterzeichnet, welche die Freiheiten der gallicanischen Kirche gegen Rom als Reichsgrundgesetz aussprachen; gleichzeitig aber begannen die Verfolgungen gegen die Protestanten. — In demselben Jahr kam Spinola, vom Kaiser empfohlen, zum zweitenmal nach Berlin, um über die Kircheneinigung zu unterhandeln. Die reformirten Geistlichen (die Lutheraner befragte der Kurfürst gar nicht) gaben das Gutachten, die Verfolgungen Ludwig's 14. gegen die Protestanten zeigten deutlich, was von dergleichen Friedensvorschlägen zu halten sei. So lange, was von katholischen Theologen eingeräumt werde, durch eine päpstliche Bulle umgestoßen werden könne, seien alle Versuche einer Einigung eitel. — Der Bischof suchte sie sehr geschickt zu widerlegen. Die Unfehlbarkeit des Papstes leite man nicht von einer göttlichen Einrichtung her, sondern halte sie nur der Ordnung wegen aufrecht, weil doch irgendwo eine letzte Instanz sein müsse, wenn die Kirche nicht ganz auseinander fallen solle. Wie weit diese Unfehlbarkeit auszudehnen sei, das lasse sich auf Grundlage der Schrift in einer Kirchenversammlung prüfen. Eine Autorität in Glaubenssachen erkennen ja auch die Protestanten an; auch sie verfolgen die Ketzer. Wer zur Zeit der Reformation mehr oder minder Recht gehabt, das zu untersuchen sei müßig, da es auf Versöhnung ankomme. Man müsse nach beiden Seiten hin von den bestehenden Einrichtungen soviel als möglich conserviren; die säcularisirten geistlichen Güter sollten nicht wieder zurückgefordert werden. Die Hauptsache sei, wieder ein Priesterthum aufzurichten, von dem man allgemein überzeugt sei, daß es die Gewalt habe, ein echtes Sacrament auszutheilen. — Auf Grund dieser Vorlagen fand 1. August 1682 eine Conferenz statt. Die märkischen Hofprediger verlangten, Spinola solle sich zunächst darüber ausweisen, daß er wirklich von der katholischen Kirche Vollmacht habe; da übrigens die Angelegenheit die ganze Kirche betreffe, so könnten sie sich ohne Vorwissen ihrer Glaubensbrüder auf nichts einlassen. — Nun verlangte der Bischof wenigstens Privatgutachten darüber, ob sie mit seinen Grundsätzen einverstanden seien. Auch das fanden sie bedenklich: solche Gutachten könnten den Zweck haben,

wenn sie in gehöriger Anzahl beisammen wären, mit Hilfe der Obrigkeit Allen aufgedrungen zu werden. Die Vereinigung mit der römischen Kirche sei so lange unmöglich, bis dieselbe das tridentinische Concil verlasse, von allen unschriftmäßigen Satzungen, Abgötterei und Mißbräuchen gereinigt würde und des Papstes angemaßte Herrschaft über die ganze Kirche verwerfe. Demnach resolvirte der große Kurfürst 20. October 1682, er hätte zwar eine Vereinigung der drei Kirchen auf Grundlage der Schrift wohl gewünscht; weil aber dergleichen vor der Hand so leicht nicht zu hoffen, so werde er wie bisher in seinen Landen gegen die Dissentirenden mit christlicher Liebe und Moderation verfahren: die Katholiken möchten ihrerseits dasselbe thun.

Nachdem Spinola noch von einigen Dessauer Theologen Zustimmung erhalten, begab er sich nach Dresden; aber der Dresdener Kirchenrath entschied, daß es nicht rathsam sei, sich mit ihm einzulassen, so lange er sich nicht von Seiten der ganzen katholischen Kirche legitimirt habe.

Besserer Erfolg wurde ihm in Hannover. Ernst August, wenn auch Protestant und dem Skandal eines persönlichen Glaubenswechsels abgeneigt, war in religiösen Dingen gleichgültig, und sehr bereit den Wünschen des Kaisers entgegenzukommen. Auch Sophie war ohne alles Vorurtheil in diesen Dingen; sie wartete mit der Confirmation ihrer Töchter bis zur Heirath, um den unnützen Umständen eines etwa nöthigen Glaubenswechsels zu entgehn. Vergebens arbeitete Hollandine, ihre Schwägerin Anna Gonzaga und ihre Nichte Benedicta mit den andern Blaustrümpfen ihres Umgangs daran, sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen; aber durch ein Compromiß die Zänkereien der Prediger zum Schweigen zu bringen: — „ist ja doch, sagte sie einmal zu Leibniz, das Christenthum durch ein Weib zur Welt gekommen; vielleicht gelingt mir es wiederherzustellen."

Auf der Höhe der Bildung, auf welcher Leibniz stand, erregten ihm die Zänkereien der Geistlichen, ungeschlacht wie sie waren, nur Ekel. Freilich wußte er als geübter Metaphysiker für jedes beliebige Dogma eine geistreiche Auslegung zu finden, und die rohen Naturalisten dadurch in Verlegenheit zu setzen, aber eben darum war er geneigt, zwischen allen Parteien zu vermitteln. Dem Volk stand er fern, er ging weder in die Kirche noch in die Schenke, sein Haus war der Salon und die Akademie. Er sah in dem Confessionsleben nur Streit über nichtige Dinge, Unheil für das Reich, Schaden für die Wissenschaft: statt über Gnade und Werke zu disputiren, sollte man lieber eine Kette astronomischer Beobachtungen durch Europa, Rußland, China einrichten; um das wissenschaftliche Leben zu organisiren, mußte in der Kirche Friede sein: Friede und Ordnung um jeden Preis! Wie vortrefflich war die Organisation der Jesuiten! wie schade, daß sie dieselbe auf theologische Nulli-

täten wandten, statt auf ernsthafte, wissenschaftliche Untersuchungen! Die Hierarchie konnte man sich wohl gefallen lassen, ja sie war der beste Ausdruck socialer Ordnung; nur mußte der Papst vernünftig sein, weder die Freiheit der Gewissen, noch die socialen Errungenschaften der Protestanten durften angetastet werden. — Selbst in seinem kosmologischen System lag Vieles, was ihn für Rom gewann: Einheit des Menschengeschlechts, der Religion, der Wissenschaft, der Sprache! — Im Princip war er entschieden für die Einigung; und darin blieb er unwandelbar; nur wenn er seine individuelle Freiheit, die Ueberzeugungen seines Verstandes und seines Gemüths verleugnen sollte, trat er schroff zurück.

Spinola war ihm in mancher Hinsicht sehr bequem: auch ihm kam es hauptsächlich auf die Einigung an; was man auf beiden Seiten nachgab, kam erst in zweiter Linie. Ein eifriger Apostel, aber kein Kirchenlicht; in den Formen sanft und zugänglich: „der Laune nach, erzählt ein Prediger in Gotha, Franzose; in den Manieren Italiener; Spanier, sobald er sich ärgert: aber bei Tafel ein Vollblut-Deutscher!“ —

Anfang 1683 kam Spinola mit neuen Vollmachten nach Hannover und brachte große Zugeständnisse mit. Nach seinen mündlichen Aeußerungen sollte in der Säcularisation der geistlichen Güter (für die Fürsten die Hauptsache!) und in der Priesterehe nichts geändert werden; an einem neu einzuberufenden Concil sollten die „Neukatholiken“ als Beisitzer theilnehmen, bis dahin sollten die tridentiner Beschlüsse suspendirt, dagegen die Oberherrlichkeit des Papstes anerkannt werden. Für die dogmatischen Streitigkeiten wurde Bossuet's Exposition zu Grunde gelegt, Spinola selbst reichte eine eigene Denkschrift ein, welche der Herzog einer Conferenz, bestehend aus Molanus, dem Hofprediger Barckhausen und den beiden helmstädter Theologen Meyer und Calixt, vorlegte. Leibnitz ging als Vermittler von einem zum andern. Sie einigten sich, 30. März 1683, zu einem Actenstück: Methodus reducendae unionis ecclesiasticae inter Romanenses et Protestantes, welches in der Hauptsache Spinola's Bedingungen (z. B. Primat des Papstes) annahm. Auch Bossuet wurden durch Hollandine die Reunionspapiere in die Hände gespielt; er versicherte 22. Aug. 1683, daß sein König die frommen Absichten des hannöverschen Hofs würdige (darauf kam es Leibnitz am meisten an), legte dann aber die Verhandlungen, bei denen er kein Ziel absah, bei Seite. Mit dem Papst gespannt, konnte es ihm ohnehin nicht einfallen, ein Project zu unterstützen, das vom wiener Hof ausging und dazu bestimmt schien, den östreichischen Einfluß zu vermehren.

Im protestantischen Lager blieb die Sache lange verschwiegen; wo sie verlautete, erregte sie heftigen Abscheu. Val. Alberti in Leipzig, Pufendorf's Gegner, fragte 20. Oct. 1683 bei Leibnitz an, was es mit Unterzeichnung

der Methodus durch zwei protestantische Theologen für eine Bewandtniß habe? die Sache sei so unerhört, daß er sie für eine schlechte Erfindung des intriganten Spinola halte. Falsa enim scribere quomodo possent viri coelestis veritatis studiosissimi? quomodo impossibilia prudentissimi? Eine Anerkennung der päpstlichen Gewalt von Seiten der Protestanten sei ja ebenso unmöglich als eine Nachgiebigkeit Roms! — Leibnitz antwortete ausweichend oder vielmehr unwahr: er sei von jenen Unterhandlungen nur ganz im Allgemeinen unterrichtet, die Denkschrift habe er gar nicht gelesen; übrigens hätte man doch, schon der Höflichkeit wegen, der Aufforderung des Kaisers folgen müssen: und wenn auch nichts dabei herauskäme, so müsse man doch guten Willen zeigen. — Offener sprach sich Ernst August (7. Dec. 1683) aus: der Vorschlag wäre seines heilsamen Zwecks wegen nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen, die Denkschrift enthalte ganz unverfängliche Dinge, könne aber vorerst nicht mitgetheilt werden, da dergleichen von vorurtheilsvollen Theologen nicht immer, wie es gemeint, aufgenommen werde. — Leibnitz selbst war bei der Sache nicht recht wohl; er forderte Molanus zur Vorsicht auf, und meinte, sie würden wohl beide das gewünschte Concil nicht erleben.

Mit der hannöverschen Denkschrift begab sich Spinola nach Rom, nachdem der Kaiser seine Genehmigung ertheilt; der Papst, mehrere Cardinäle, auch der General der Jesuiten (11. Nov. 1684) sprachen sich günstig aus: nur könne man wegen der Spannung mit der gallicanischen Kirche und ihres Argwohns gegen Rom sich zu nichts Positivem verpflichten. Mit diesem Bescheid kehrte Spinola Ende des Jahrs nach Wien zurück.

Vergebens hatte er gesucht in einer dreistündigen Unterredung auch Spener zu bearbeiten: „solange Rom antichristisch bleibt, und also die Clerisei mit dem Papst die Gewalt für sich behauptet, ist an keine Vereinigung zu denken. Wird die römische Kirche das Antichristische von sich ablegen, so werden wir uns herzlich freuen in Einigkeit mit denen zu leben, die nun mit uns einen einigen Lehrmeister Christum, ausgeschlossen aller Meisterschaft eines Menschen, Papstes oder Geistlichkeit (denn in alledem steckt das Antichristenthum) erkennen." „Die Grundsuppe des Greuels in der römischen Kirche, sagte er zum Landgrafen Ernst, auch wenn die Lehre des „discreten Katholiken" durchdringt, bleibt allewege die Lehre von der Justification; später erklärte er ihm, ein innerlicher Beruf zum Geistlichen gelte ihm viel mehr als die äußere Weihe: worauf der Landgraf entsetzt ein Kreuz schlug und sich von ihm trennte. — Dringend warnte er Leibnitz vor den lichtscheuen Unterhandlungen. — Une des plus grandes raisons, erläutert Leibnitz, pourquoi je crois que Mr. Spener et quelques autres personnes bien intentionnées de sa sorte ont tant d'aversion pour le primat du Pape, c'est qu'ils

sont prevenus des explications de l'Apocalypse reçues dans leur parti.*) Allerdings sind die Mißbräuche und der Ehrgeiz der Geistlichkeit sehr antichristlich; aber das hebt doch das Wesen der Kirche nicht auf: und was den Antichrist selbst betrifft, so gestehe ich meine Unwissenheit: jedenfalls wäre es lächerlich, Innocenz 11. den Antichrist zu nennen."

Der Landgraf urtheilte über Spinola ziemlich wegwerfend; nach dem, was er den Protestanten zugäbe, könne er kein echter Theolog sein. Leibnitz suchte ihn 27. April 1683 eines Bessern zu überführen: „obgleich ich die Sache in Bezug auf die Principien für möglich halte, so scheint mir freilich nach der gegenwärtigen Lage unwahrscheinlich, daß sie gelingt; man müßte bei der Menge und namentlich bei den Theologen mehr Verstand voraussetzen als sie haben. Auch Spinola rechnet nicht auf einen augenblicklichen Erfolg; es kommt nur darauf an, den Weg für die Nachwelt zu ebnen." Spinola selbst rechtfertigt sich: er sei in der Sache nur der Vermittler; er sammle nur die Willensmeinungen gemäßigter Protestanten. „Ew. Hoheit sehn, setzt Leibnitz 14. Aug. 1683 hinzu, qu'il se gouverne assez adroitement, puisqu'il n'avance rien ni de sa part ni de celle de l'église Romaine, ne tachant qu'à apprendre jusqu'à où les Protestans peuvent aller." — „Fast denke ich, schreibt der Landgraf 11. Nov. 1684, daß manche Lutheraner, welche glauben, daß man ihnen nur eine Falle stellt, um sie unter einander zu veruneinigen und hinterher wenigstens mit Einigen wohlfeilen Kauf zu haben, nicht gerade die einfältigsten sind, sondern eine gute Nase haben. Denn es ist gewiß, daß man unsrerseits an wesentlichen Punkten nicht das Geringste herunterlassen wird." — Da ein Paar Fürsten und Theologen doch unmöglich die evangelische Kirche binden konnten, so war in der That wohl die einzige Absicht, sie bei ihren Glaubensgenossen zu compromittiren und sie dadurch im Eifer des Gefechts zum partiellen Uebertritt zu verleiten.

Um seinen gelehrten Freund zum persönlichen Uebertritt zu veranlassen, schickte ihm der Landgraf 1. Nov. 1683 einen Aufsatz: Suegliarino al mio tanto carissimo quanto capacissimo Signore Leibnitz, in welchem er ihn tadelt, die Sache zu philosophisch zu nehmen: Mysterien müsse man mit dem Glauben auffassen. Halb katholisch könne man nicht sein: non datur medium per Indifferentismum, sicuti qui tandem et insensibiliter perducit ad Atheismum (sein Latein ist ebenso originell als sein Französisch). —

*) Die Auslegung der Apokalypse hatte Leibnitz vielfach beschäftigt: er hatte Jan. 1677 einen Commentar dazu geschrieben, in welchem er nachwies, daß die prophetischen Drohungen (babylonische Hure, Thier 666 u. s. w.) gegen das heidnische Rom des 1. Jahrhunderts gerichtet waren. An poetischem Werth stellte er das Buch neben Plato und Virgil.

„Ich glaube, erwiedert Leibnitz 1. Jan. 1684, daß man in der innern Gemeinschaft der Kirche sein könne, ohne in der äußern zu sein: z. B. wenn man ungerechterweise excommunicirt ist. Wohl muß, wer ein Mitglied der Kirche sein will, alle möglichen Anstrengungen machen, um auch in die äußere Gemeinschaft der sichtbaren, an der ununterbrochnen Folge ihrer Hierarchie erkennbaren katholischen Kirche einzutreten. Ich gebe zu, daß die Hierarchie zum gemeinen göttlichen Recht gehört und daß die sichtbare katholische Kirche in allen zur Seligkeit nothwendigen Glaubensartikeln durch den ihr verheißenen Beistand des heiligen Geistes untrüglich ist. — Aber es haben sich in dieser Kirche arge Irrthümer und Mißbräuche eingeschlichen; und indem man für sie die Zustimmung derjenigen fordert, welche einzutreten wünschen, aber von der Gewißheit des Gegentheils überzeugt zu sein glauben, setzt man sie in die Unmöglichkeit, so lange sie aufrichtig sein wollen, der äußern Gemeinschaft anzugehören. — Das findet nicht blos bei Thatsachen statt, welche von den Sinnen abhängen, sondern auch bei Fragen, welche durch Schlüsse der Vernunft ausgemacht werden (z. B. das Copernicanische System): weil die Ueberzeugung keine Sache ist, die von der Macht des Willens abhängt und die man nach Belieben wechseln könnte. — Nun werden aber gewisse philosophische Ueberzeugungen, welche ohne genügende Gründe aufzugeben mir unmöglich wäre, von einigen Theologen noch immer als dem Glauben widersprechend gemißbilligt und mit der Censur belegt. — Man wird sagen, daß ich sie verschweigen könnte. Aber das geht nicht an. Denn sie sind in der Philosophie von großer Wichtigkeit, und wenn ich einst über beträchtliche Entdeckungen der Wahrheit mich werde aussprechen wollen, muß ich sie als Fundamentalsätze aufstellen. Wäre ich in der römischen Kirche geboren, so würde ich nur dann austreten, wenn man mich ausstieße; da ich aber außerhalb derselben geboren und erzogen bin, würde es weder aufrichtig noch sicher sein, mich zum Eintritt zu melden." Vielleicht kann ihn der Landgraf aus dieser Ungewißheit befreien. „Denn ich bekenne gern, daß ich um jeden Preis in der Gemeinschaft der Kirche sein möchte, wenn ich es nur mit einer wahren Ruhe des Geistes und mit dem Frieden des Gewissens vermag, dessen ich gegenwärtig genieße." Der Landgraf theilte das Schreiben zu Leibnitz' großem Verdruß dem Jansenisten Arnauld mit, der (2. Merz 1684) nicht einsah, wie Leibnitz sein Gewissen beruhigen könne, ohne diesen ersten Schritt zu thun, in der Hoffnung, daß Gott ihn über seine philosophischen Ansichten aufklären werde, wenn sie irgend einen der Religion nachtheiligen Irrthum enthielten. Sehe er aber vorher, daß sein Vorhaben, die Menschen gelehrter aber nicht besser zu machen, ihm ein Hinderniß sein könne, den Weg einzuschlagen, der nach seinem eignen Bekenntniß wenigstens der sicherste zur Erlangung des ewigen

Heils sei, so müsse die wahre Liebe, die er sich selbst schuldig sei, ihn von diesem Vorhaben zurückbringen. Leibnitz habe so schöne Einsichten in die Geometrie und Mechanik, Dinge, die den Theologen keinen Anstoß geben würden, daß er die andern Fragen wohl bei Seite lassen könne. Er sprach sich zum Schluß sehr gerührt über die Geistesqual des gelehrten Mannes aus, für dessen Seelenheil er betete. — „Die Meinungen, erwiderte Leibnitz, deren Anstößigkeit er voraussehe, gehören zu den Grundlagen der natürlichen Theologie, und das „Einzig Nothwendige“, Gott über alle Dinge zu lieben, werde aus seiner Philosophie mehr Kraft ziehn, als aus Allem, was in den Schulen gelehrt werde. Sie könnten also nicht unterdrückt werden, ohne den wichtigsten Wahrheiten zu schaden. Weit entfernt, von Gewissensbissen beunruhigt zu werden, rühme er sich vielmehr einer wahren Ruhe des Geistes, weil er lange reiflich überlegt und seine Pflicht gethan zu haben glaube; und halte sich der innern Gemeinschaft der Kirche versichert, weil es nicht an ihm liege, auch der äußern zu genießen.“ *)

Wohl aber war Leibnitz noch immer bereit, den Gegensatz der Confessionen dadurch abzuschwächen, daß er ihn in das Gebiet der reinen Begriffe zog. „Das bedenklichste Dogma, schreibt Leibnitz Oct. 1684 an den Landgrafen, ist die Transsubstantiation. Wie die Cartesianer katholisch bleiben können, begreife ich nicht; ich selbst habe einen Begriff der Substanz aufgestellt, nach welchem jenes Dogma wenigstens als möglich erscheint. Dieser Begriff schließt sich den Scholastikern an, und ich möchte wissen, ob die Kirche ihn gelten ließe. **) Die andern Dogmen würden viel weniger Schwierigkeit machen. Et de vouloir renoncer à la raison en matière de Religion est auprès de moi une marque presque certaine ou d'un entêtement approchant de l'enthousiasme (Schwärmerei), ou, qui pis est, d'une hypo-

*) Arnauld hatte schon zwei Jahre darauf Gelegenheit, zu erfahren, wie tolerant seine Kirche sei, als er persönlich den ärgsten Verfolgungen ausgesetzt wurde.

**) In einem spätern Brief (25. Mai 1688) hebt er die Bedenken ernsthafter hervor. „Ich setze voraus, sagte er, qu'un véritable Catholique n'a autre intention que d'adorer Dieu seul infiniment parfait, sans terminer son adoration à aucune créature, pas même à l'humanité (die menschliche Natur) et au corps de Jésus Christ, et bien moins encore aux espèces de l'Eucharistie. Aber man muß dafür sorgen, das Volk zu unterrichten, welches zuweilen sehr rohe Vorstellungen hat, lorsqu'il appelle Notre Dieu et Seigneur ce rond et ce blanc qu'ils voient qu'on porte. Nun haben freilich die Scholastiker gelehrt, daß Eigenschaften des Runden, Weißen, Ausgedehnten nicht die Prädicate des Leibes Christi seien, daß man also nicht sagen könne, man bete etwas Rundes und Weißes als Gott an; aber so etwas ist für das Volk zu gelehrt.“

crisie. In der Religion sowenig als anderwärts kann man etwas glauben als nach Gründen, mögen diese nun richtig oder unrichtig sein." — Allerdings sind die Gründe verschiedner Art. Ein französischer Controversist hatte behauptet, es käme auf die Gründe, durch welche man sich von der Wahrheit der Religion überzeuge, nicht an: unde habeas, quaerit nemo; sed oportet habere. Leibnitz stimmt dem bei: „es gehe nicht blos in der Religion so; wenn man schlechte Verse tadelt, wird es nicht immer leicht, den Beweis zu liefern; wie ein Kenner seine Ansicht von der Echtheit eines Gemäldes Nichtkennern nur schwer deutlich macht. Bald sind die Gründe an sich selbst unklar, bald hat man sie nicht gegenwärtig, oder kann sie nicht ausdrücken. Daher ist es gut, wenn eine Autorität besteht, die uns Gewißheit schaffen kann; es ist nicht blos wünschenswerth, sondern auch möglich, daß sie wirklich existirt: wenn sie aber Dinge von uns verlangt, die wider unser Gewissen sind: comment faire pour la contenter!"

Zum Frieden beizutragen, hatte sich Leibnitz eine „unschuldige List" ausgedacht, von der er sich einen großen Erfolg versprach. Im Namen eines Katholiken wollte er eine Exposition de la foi aufsetzen, welche mit Vermeidung aller zweideutigen und scholastischen Wendungen in einfachen Ausdrücken die gereinigte katholische Lehre enthielte; diese Schrift sollte von gemäßigten Theologen geprüft werden: nicht ob sie derselben Ansicht seien, sondern nur, ob sie glaubten, daß man eine solche Ansicht in der Kirche dulden werde. Leibnitz suchte auch seinen Herzog für den Plan zu gewinnen. Dieser hatte sich stets gegen alle Controversen ausgesprochen: hätte der Herr gewollt, daß man über den geheimen Sinn mancher Bibelstellen in's Klare kommen solle, so hätte er sich deutlicher ausgedrückt. Leibnitz aber wollte gerade die Controversen dadurch abschneiden, daß er die Unebenheiten der Vorstellung durch klare Verstandesschlüsse abschliff. Alle Declamationen und Sophismen, alle Bagatellen sollen wegfallen: on verra une représentation si fidèle des raisons de part et d'autre, que tout lecteur n'aura besoin que de bon sens pour juger, sans que le rapporteur soit obligé de déclarer son penchant. Strenge Ordnung und Evidenz der einzelnen Schlußfolgerungen und energische Kürze sollen dann das Uebrige thun. — In diesem Sinne schrieb er bald darauf das Systema Theologicum, welches 1819 aufgefunden und für sein religiöses Testament gehalten wurde, obgleich es nur eine Maske ist, die er aufsteckt. Er hat den Versuch, der so recht nach seinem Herzen war (denn was kümmerten ihn im Grund diese Controversen anders, als insofern sie sich begrifflich redigiren ließen!), später noch einige Male wiederholt.

Jene Schrift ist noch insofern von Bedeutung, als Leibnitz darin seine

Ansicht von der Bedeutung der Kunst für die Kirche ausspricht. „In einem wohleingerichteten Staat, sagt er, sollte die Einbildungskraft der Bürger von Jugend auf stufenweise, vermittelst der verschiedenen Künste, zur Tugend und Frömmigkeit gebildet werden; der Gelehrte aber würde dieser Hilfe noch mehr wie der gemeine Mann bedürfen, da er durch Gewalt über die Affecte und durch abstractes Denken die Einbildungskraft abschwächt. Die Einbildungskraft wird entweder durch Gemälde oder durch Töne erregt: die Gemälde sind deutlicher, die Töne aber kräftiger, weil dort Ruhe, hier Bewegung stattfindet. Die Worte aber sind Töne, welche die Erinnerung an Bilder erregen. Daher haben gelungene Worte, weil sie zugleich Bilder hervorrufen und Töne geben, eine unglaubliche Wirkung. Die Reformatoren haben diese Kunst gebraucht, das Volk zu ihrer Religion zu locken. Aus den beständigen Wiederholungen dieser Lieder schöpft das Volk noch jetzt das süßeste Vergnügen. Die Dichter könnten sich um das gemeine Wesen nicht besser verdient machen, als wenn sie mit aller Kraft sich darauf legten, die ewige Seligkeit mit aller Art Farben zu malen und den Gemüthern einzuprägen. Bis jetzt wird in Liedern wie in Schauspielen das Laster gefeiert; würden sie zur Darstellung von der Schönheit des ewigen Lebens und von der Strafe des Verbrechens angewandt, so würde es um das Menschengeschlecht besser stehn. Die Sybariten belohnten den, welcher eine neue Art des Vergnügens erfand: die Christenheit würde dem das Meiste schulden, der zeigte, daß das meiste Vergnügen mit der Frömmigkeit verbunden sei." — Bei einer andern Gelegenheit hebt er dagegen den Schaden der Bilder für die wahre Religion hervor: „sie prägen dem Geist die M e n s c h h e i t Christi ein, so daß er der G o t t h e i t nicht denkt, sie leiten von dem wahren Begriff Gottes ab, und, was daraus folgt, von seiner Liebe. Die Bilder beim Beten anschauen, ist gefährlich und der Vernunft zuwider, weil sie den Geist von tiefern Gedanken zu körperlichen Vorstellungen abziehn."

Die Unionssache hinderte Leibnitz übrigens nicht an strenggelehrten, besonders mathematischen Arbeiten: 1684 veröffentlichte er zum erstenmal in der neugegründeten Leipziger Gelehrtenzeitung Acta Eruditorum seine Differentialrechnung.

Herzog Ernst August reiste 20. Jan. 1685 wiederum, diesmal ohne Sophie, aber mit einem reichen Gefolge, nach Italien ab: votre cour va en Italie, schreibt Landgraf Ernst, et l'argent hors le pays.

Die Unionsverhandlungen wurden unterbrochen, da Spinola auf kaiserlichen Befehl nach Ungarn abgehn mußte, um die dortigen Wirren beizulegen. Doch ruhten sie nicht ganz; Leibnitz und Molanus bleiben in schriftlichem Verkehr mit Spinola. Molanus wünscht nur (15. Mai 1685), man möge vor-

läufig seinen Namen weglassen; non quod auctoritatem inventionis ego defugiam, quae non potest non saltem apud seros nepotes mihi esse perhonorifica, sondern um unnützen Skandal zu vermeiden. Einen bösen Stoß erhielt die Sache durch den Widerruf des Edicts von Nantes, 22. Oct. 1685: die ganze protestantische Welt gerieth in Aufruhr, und selbst gläubige Katholiken, wie Landgraf Ernst, sprachen sich mit äußerster Erbitterung über diese Unduldsamkeit aus. Die Folge war, daß eine halbe Million kunstfleißiger und gebildeter Menschen aus Frankreich auswanderten, hauptsächlich nach Preußen. Was Deutschland durch diesen Zufluß, auch an Bildung, gewonnen hat, ist noch lange nicht hoch genug angeschlagen. Berlin gewann am meisten, auch in Hannover bildete sich eine kleine Colonie, die vom Hofe sehr begünstigt wurde.

---

Auf seiner Durchreise zum Kriegsschauplatz am Rhein 1684 kam Kurfürst Johann Georg 3. (geb. 1647) durch Frankfurt, hörte Spener predigen, communicirte bei ihm und wurde so erbaut, daß er ihm durch den Freiherrn von Seckendorf die Oberhofpredigerstelle in Dresden anbieten ließ. Spener legte Merz 1686 die Entscheidung in die Hände des Frankfurter Raths, und berief sich, als dieser sich weigerte, auf fünf bewährte Theologen, die einmüthig den Ruf für göttlich erklärten. Die Stelle galt damals für die erste in der evangelischen Kirche. 11. Juli 1686 hielt er seine Antrittspredigt; der Kurfürst äußerte gegen seine Cavaliere, er habe nicht gemeint, daß ihm einer das Herz so rühren könne; aber die Stadtgeistlichkeit empfand es übel, daß er die bisherige Behandlung der Rechtfertigungslehre als unrichtig bezeichnete, sie spottete, der Kurfürst habe statt eines Oberhofpredigers einen Schulmeister erhalten. — Er selber gab sich nicht unmäßigen Hoffnungen hin. „Wir leben in der Zeit der göttlichen Gerichte, wo noch eine Weile schwerlich eine durchgängige Reformation zu hoffen ist. Alle Frucht unserer Treue und Amts wird nicht weiter gehn, als daß wir jedes Orts annoch die Seelen, die sich der Herr ausersehn hat und welche seinem Geist Platz lassen, retten und dazu bereiten, daß sie in den künftigen Trübsalen bestehn und der selige Samen werde der neuen gottgefälligen Kirchen; den übrigen Haufen werden wir nicht bessern, sondern müssen endlich in sein Verderben laufen lassen."

Die Menge strömte begierig in Spener's Predigten. Es kam ihm darauf an, die Schrift in ihrer Vollständigkeit dem Volk vertraut zu machen und ihren Sinn zu erklären, wobei er von der Inspirationstheorie der recht-

gläubigen Lutheraner merklich abwich: der heilige Geist habe die Evangelisten im Allgemeinen geleitet, jedoch mit Schonung ihrer Individualität.

„Seitdem die Kunst auf die Kanzel gekommen, heißt es in „Natur und Gnade" 1686, ist die Kraft zurück geblieben. Das göttliche Wort bedarf keiner menschlichen Ausschmückung. Ohne alle rhetorische Kunst, in der faßlichsten Sprache sollen die Prediger das Evangelium verkünden, statt die Zeit mit dem Wust scholastischer Spitzfindigkeiten, mit Wortprunk und eitler Gelehrsamkeit zu verderben. Zur echten Predigt gehört ein inbrünstiges und beständiges Gebet und die Gewohnheit, mit seinen Gedanken in sich einzukehren und im Herzen auf die Wirkung des Geistes Acht zu geben. Die Seele ist niemals tüchtig, eine Werkstatt des Geistes zu sein, als wo sie in solche Stille der göttlichen Betrachtung kommt, hingegen von andern Gedanken und Nachsinnen befreit wird. — Der Geistliche soll alle Eigenliebe, alle Begierde nach Ehre, Reichthum, Lust und Bequemlichkeit dieses Lebens verleugnen; er soll in seinem ganzen Wandel zeigen, daß er der Welt abgestorben in seinem Amt nicht sich, sondern Gottes Ehre sucht. Er ist zu einer ganz besondern Reinheit des Wandels verpflichtet, da er das Vorbild seiner Heerde sein soll. Er soll sich selbst erlaubter Dinge enthalten, sobald sie auf der Grenze des Guten und Bösen liegen; er soll sich nicht in Streitigkeiten um irdisches Gut einlassen, sondern lieber von seinem Recht etwas aufgeben, da das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. Seine Seelsorge soll sich nicht blos auf die Kirche, sondern auch auf das Haus erstrecken. — Die Erziehung der Geistlichen bedarf einer durchgreifenden Reform Die meisten Studirenden vernachlässigen das Gebet, die Uebung der Gottseligkeit, und fördern mit all' ihrem Fleiß nichts Anderes als eine nur buchstäbliche Erkenntniß göttlicher Dinge, eine windige, von aller Kraft leere Gelehrsamkeit. Der Gottesgelehrte muß von der Wiege an von der Welt abgesondert und so erzogen werden, daß ihm immer das Ziel seines Strebens vor Augen steht. Gar Viele, welche in einem andern Beruf ihre Seele hätten retten und sich wenigstens ein milderes Gericht bereiten können, ziehn sich durch den Mißbrauch des heiligsten Gutes eine weit schwerere Verdammniß zu. Wer sich diesem heiligen Amt weihen will, hat sich wohl zu prüfen, ob er auch im Stande ist, allem äußerlichen Wesen abzusterben, so daß die Welt ihm und er der Welt gekreuzigt sei; ob er auch tragen kann den Haß der Welt, den unzertrennlichen Begleiter aller würdigen Diener des Herrn. Ist er darüber mit sich selbst vor Gott einig geworden, dann soll er das theologische Studium beginnen und fortsetzen mit eifrigem und stetem Gebet um Erleuchtung des Verstandes durch das Licht des Geistes, um Erneurung des Willens, um Heiligung des Lebens: wer auf diese Weise rechtschaffen beten kann, der ist der beste Student. — Auf die beliebten Hilfs-

wissenschaften legte Spener geringen Werth. — Das tiefere Studium der Kirchengeschichte ist nur für den künftigen Universitätslehrer, nicht für den Geistlichen. Die Philosophie, ursprünglich ein reiner Quell, ist sehr getrübt und vergiftet worden und bedarf einer großen Reinigung, um eine heilsame Vorbereitung auf die Theologie zu werden. Die Hauptaufgabe des Theologen ist die Auslegung der Schrift, und dazu bedarf er vor Allem der Philologie. — Die Prüfungen der Candidaten und ihre Probepredigten, wie sie jetzt stattfinden, dienen nur dazu ihre natürlichen Gaben, ihr Wissen, ihre Beredsamkeit und Orthodoxie, nicht aber ihren theologischen Sinn und ihr innerliches Christenthum zu erforschen, indem fähige Köpfe in der Prüfung sehr wohl bestehn können, sofern ihnen das Gedächtniß statt des Geistes dient. Die Prüfungen sind in deutscher Sprache vorzunehmen: es kommt nicht darauf an, wie weit der Candidat im Lateinischen, sondern wie weit er im Christenthum ist. — Noch empfahl Spener das Studium der mystischen Theologie: in den finstern Jahrhunderten des Papstthums und der Scholastik die einzige Quelle eines lebendigen und kräftigen Christenthums, aus der Luther viel von seiner Erkenntniß geschöpft habe. — Wenn die neue Theologie die göttliche Wahrheit blos dem Verstande klar macht und dem Gedächtniß übergiebt, hat es die Mystik mit der Seele und allen ihren Kräften zu thun, um darin das Bild Gottes wieder aufzurichten, wobei es weit weniger auf die Erkenntniß dieser Dinge als auf ihre beständige Erfahrung und Uebung im Leben ankommt.

„Laßt uns das Kreuz Christi nicht von uns stoßen. Es ist leider dahin gekommen, daß in der Welt das echte Christenthum sehr verachtet, ja wohl gehaßt wird, also daß sich keiner desselben mit geziemendem Ernst befleißigen kann, ohne deswegen zu leiden. Denn lebt ein Mensch in einer rechtschaffnen Gottseligkeit, er dienet seinem Gott in herzlicher Andacht, und ob er wohl damit nicht zum Schein prahlet, so schämet er sich doch auch nicht, bei Gelegenheit dessen Proben von sich sehn zu lassen, er macht mit der Welt nicht mit, hält sich demüthig, wie er im Herzen ist, auch in Geberden und Kleidern ...: — wo, sage ich, einer dieses thut, so ist nichts gewisser, als daß er von den Weltkindern wird ein Heuchler, Betbruder, Phantast genannt werden; es wird heißen, der Mensch schicke sich nicht in die Welt, er gehöre in's Kloster; er wird von Vielen gehaßt und gehindert werden, und manchen Vortheil müssen zurücklassen, den er, da er's mit der Welt hielte, mitnehmen könnte. So hat unser Heiland auch vorher gewiesen, wenn er sagt: will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme mein Kreuz auf sich! Aber ach! wie viel sind unter uns, denen ihr Herz jetzt sagen wird, daß sie sich schuldig zu geben haben! Denn mancher gedenkt, ich möchte auch gern mein Christenthum ernstlich führen; aber daß ich mich sollte damit in Verachtung setzen, dazu kann

ich mich nicht resolviren; also will ich thun, was die Welt von mir noch wohl vertragen kann, daß ich ihr auch neben Gott gefalle. Gott muß doch wohl mit mir zufrieden sein, er will ja nicht lauter Mönche und Nonnen im Himmel haben. — Aber da ist keine Ausflucht: du mußt einmal daran, oder dich Christi und der Seligkeit verzeihen; denn Gott und der Welt, diesen zweien widerwärtigen Herrn, können wir nicht zugleich dienen."

„Ich führe mein Amt mit Furcht und Zittern und erschrecke vor dem Gericht, welches uns allen, die wir den Seelen vorgesetzt sind, bevorsteht. Ich leugne nicht, daß ich oft nicht weiß mein Gewissen zu stillen, sonderlich wo ich etwa mir selbst nicht genug rathen kann und gleichwohl beiderseits Seelengefahr vor Augen habe. Daher ich oft diejenigen glücklich preise, welche in fast allen Ständen ihr Heil leichter gründen und weniger Seelenangst und Gefahr auszustehn haben; und wo es in unsrer freien Willkür stände, in oder außer Amts zu leben, würde solche Sorge öfters mich bewogen haben, lieber mit Jona auf das Meer zu fliehn als dies gefährliche Amt zu tragen." —

Es ist wichtig, beständig den Gegensatz im Auge zu halten, der zwischen den beiden Weltanschauungen und ihren Führern besteht, welche die neue Zeit ankünden. Darum stehe hier, was Leibnitz 8. Dec. 1686 an Landgraf Ernst über den Nutzen des Nachdenkens und der Metaphysik für das religiöse Leben schreibt.

„Wie die Scholastiker freilich diese Dinge behandeln, sind es bloße Wortspiele: aber es finden sich Goldadern in diesen dürren Felsen. Das Denken ist die hauptsächliche und ewige Thätigkeit unsrer Seele. Denken werden wir ewig, hier leben aber nicht. Was uns befähigt, über die höchsten Dinge und mit höchster Klarheit zu denken, nur das giebt uns wahre Vollkommenheit. Freilich nöthigt uns der jetzige Stand unsers Lebens zu vielen undeutlichen Gedanken, die zu unsrer Vollkommenheit nichts beitragen: Sprachen, Genealogie, alles historische Wissen; die uns nöthig sind, um mit den Menschen und Dingen unserer Umgebung auszukommen, die uns aber nicht aufklären. Die Kenntniß des Wegs ist wichtig für den Wandrer, so lange er wandert: aber wichtiger die Kenntniß der Dinge, zu denen er am Ziel seiner Wanderschaft bestimmt ist. Wir sind einmal zu einem geistigen Leben bestimmt, wo die von der Materie getrennten Substanzen uns weit mehr beschäftigen werden, als die Körper. Nur die Wahrheiten erwecken unsern Geist, die wir als Gesetze erkennen, d. h. deren Grund wir fassen — die Wahrheiten des Archimedes, des Galilei. Dies Wissen allein ist gut an sich selbst; alles übrige ist dienstbar und nur dazu gut, die Bedürfnisse dieses Lebens zu befriedigen und uns Muße zu schaffen, uns mit der Vervollkommnung unsers Geistes zu beschäftigen. Nur die Unklarheit, die Gewinnsucht, die Eitelkeit macht, daß wir

den Zweck mit den Mitteln verwechseln. Da nun also — vom Licht der Gnade abgesehn — die demonstrative Kenntniß der Wahrheit nach Grund und Folge unsern Geist am meisten befruchtet, so ist die Metaphysik, die von den immateriellen Substanzen handelt, die wichtigste von allen. Diese Meditationen lösen uns die Zweifel, und erfüllen uns mit der Einsicht in das Wesen Gottes und mit seiner Liebe. Freilich gestehe ich ein, daß ohne die Gnade das Alles nichts hilft, und daß Gott seine Gnade auch solchen schenkt, die nie meditirt haben. Mais cependant Dieu veut aussi que nous n'omettions rien du nôtre et que nous employions selon les occasions les perfections qu'il a données à la nature humaine, und da er uns zu nichts Anderm geschaffen hat als um ihn zu erkennen und ihn zu lieben, so kann man seine Zeit und Kräfte nicht besser anwenden — wenn man nicht etwa zum Wohl der Andern anderweitig beschäftigt ist." —

Spener's Stellung zu den sächsischen Universitäten war keine erfreuliche; sie fügten sich vorläufig seinem Ansehn, aber in Leipzig wie in Wittenberg bildete sich immer geschlossener eine starke Opposition. In Wittenberg starb zwar 1686 der wilde Eiferer Abr. Calov, aber seine Schule dauerte fort; mit Ausnahme von Schurzfleisch huldigten sämmtliche Professoren einer trostlosen Scholastik. Streitfragen wie de aquis supracoelestibus, oder über das Gewicht der Weintrauben in Kanaan waren an der Tagesordnung; ein Mediciner, Michael Sennert, erwies die Möglichkeit der Zauberei. In Leipzig hatte Spener einige treue Anhänger, hauptsächlich seinen Schwiegersohn Adam Rechenberg (geb. 7. Sept. 1642 in Meißen, 1665 Magister in Leipzig, 1677 Professor der alten Sprachen, 1699 Primarius der Theologie, † 22. Oct. 1721); auch Olearius (geb. zu Halle 5. Mai 1639, Magister zu Leipzig 1660, Professor der griechischen Literatur 1664, der Theologie 1677, † 6. Aug. 1713, nachdem er 8mal das Rectorat bekleidet; seine zahlreichen Söhne traten alle in den geistlichen Stand) und Cyprian (geb. 24. Oct. 1642 zu Rawitsch, 1663 Magister in Leipzig, 1676 Prof. der Physik, 1699 der Theologie, † 12. März 1723: historia sacra animalium; de qualitatibus occultis) nahmen wenigstens eine vermittelnde Stellung ein; alle übrigen aber warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, sich gegen ihn zu erklären. Dagegen fand er eine treue Unterstützung an einem vornehmen Mann, der durch seine unabhängige Stellung befähigt wurde, sich über die Interessen der Facultäten hinwegzusetzen.

Veit Freiherr von Seckendorf wurde 20. Dec. 1626 in der Nähe von Erlangen geboren. Seinen Vater, der als Landeshauptmann unter dem Bischof von Bamberg diente, verlor er schon früh, und wurde seitdem von seiner Mutter erzogen. Auf dem Gymnasium zu Coburg und Gotha vorge-

bildet, ging er 1642 auf die Universität Straßburg, wo er neben der Jurisprudenz auch Geschichte, Theologie u. s. w. studirte. 1645 wurde er Hofjunker bei Herzog Ernst dem Frommen von Gotha; seine ernste Richtung tritt schon in diesem zarten Alter hervor, er lebte hauptsächlich auf der Bibliothek. Nachdem er auf Reisen, hauptsächlich in den Niederlanden, seine Weltkenntniß vermehrt, schilderte er 1652 sein politisches Ideal im „deutschen Fürstenstaat." „Sollte Jemand gedenken, sagt er in einer spätern Auflage (1664), daß nach der Art, wie die Beschreibung fordert, vielleicht wenig oder keine Länder in Deutschland regiert werden, der wolle erwägen, daß es viel nützlicher sei, das Gute als das Böse aus jedem Dinge anzumerken. Die Gebrechen und Laster der Höfe sind mir leider, da ich die meiste Zeit meines Lebens an Höfen zugebracht, so wenig als Andren verborgen, und wird freilich die Unordnung jetziger Zeit so groß, daß es wohl heißen mag, difficile est, satiram non scribere."

1652 bis 1664 diente er Herzog Ernst dem Frommen, einem der besten Fürsten Deutschlands, als Geheimrath; sein Einfluß war sehr wohlthätig, namentlich in Bezug auf die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens. 1664 bis 1681 trat er in Zeitzer Dienste, und lebte dann als reicher angesehener Privatmann auf seinem Gut Meuselwitz bei Altenburg, wo er eine schöne Bibliothek sammelte und mit allen namhaften Gelehrten, die sich die Verbesserung der deutschen Zustände angelegen sein ließen, in stetiger Verbindung blieb. Spener steht unter diesen obenan.

1685 schrieb er den „Christenstaat, worin von dem Christenthum an sich selbst und dessen Behauptung wider die Atheisten und dergleichen Leute, wie auch von der Verbesserung sowohl des weltlichen als geistlichen Standes nach dem Zweck des Christenthums gehandelt wird." Den Unterschied der Stände findet er in der göttlichen Ordnung begründet: in jedem könne man fromm in jedem glücklich sein. Die Regenten sollen bedenken, daß es nur eine und zwar die enge Pforte giebt, durch welche man zum ewigen Leben eingeht. An den Lastern der römischen Kaiser ärgerten sich die ersten Christen nicht, weil sie wußten, daß es Heiden wären; anders ist es mit christlichen Obrigkeiten, und namentlich mit denen von der evangelischen Confession, denen die Sorge für die Kirche übertragen ist. — Dieses Aufsichtsrecht findet Seckendorf vollkommen in der Ordnung; aber es darf nicht gemißbraucht werden, namentlich nicht zur Anwendung von Gewalt in Glaubenssachen. „Die Religion will mit gläubigem freiwilligem Herzen bekannt sein. Gott erfordert den innerlichen Beifall, und nicht das äußerliche, am wenigsten ein gezwungen Bekenntniß. Dadurch werden keine Christen, sondern Heuchler und Atheisten, die nur den äußerlichen Haufen mehren, aber keine wahren Glieder der Kirche Gottes sind." Vom Christen-

thum erwartet er auch die Verbesserung des Kriegswesens: Die Gewohnheit, in fremde Kriegsdienste zu treten, findet er nach den Grundsätzen des Christenthums „schwerlich zu justificiren," weil sich die Rechtmäßigkeit des Kriegs allein aus der Pflicht gegen die Obrigkeit vertheidigen läßt. Die Uebung der Jugend in den Waffen ist besser, als jede andre Kurzweil. „Warum soll nicht jeder Bürger und Bauer gegen öffentliche Feinde sich wehren, und einem lüderlichen verdorbenen Gesellen, der sich werben läßt, mehr als seinem eigenen Muth und Fäusten zutrauen, oder schlimmer sein als seine Vorfahren, die mit zu Felde gezogen oder ihre Städte und Mauern mit Darsetzung ihres Blutes beschützt?" — Mit schöner Wärme eifert er gegen die Langsamkeit der Processe und gegen die Barbarei der Strafen, deren eigentliche Bestimmung doch die Besserung sei. — Die christliche Obrigkeit soll ferner „mit Rath und That dazu helfen, daß alle Unterthanen insgemein eine ehrliche und beständige Handthierung und Nahrung haben, auch so viel gewinnen möchten, daß sie keine Ursache hätten wegzuziehn."

Auch in Bezug auf die Volkserziehung geht Seckendorf von aufgeklärten Grundsätzen aus. „Ein großer Vortheil wäre, wenn man mit Ersparung vieler anderen, oft sündlichen und eiteln Aufwendung von Kräften die Schularbeit theilen und andere Schulen für die Kinder insgemein, andere für diejenigen hielte, die beim Studiren bleiben wollen. In den gemeinen Schulen sollte gar kein Latein, hingegen viel mehr von der Religion, Gottseligkeit und guten Sitten getrieben werden; in den lateinischen Schulen treibe man dann nur die Sprachen, und könnte ein Knabe von 14 Jahren, der in der deutschen Sprache lesen und schreiben lernen, in 2 oder 3 Jahren bei wachsendem Verstand im Latein und andern dergleichen Dingen ein Großes thun, wie man dann sieht, in was geringer Zeit ein erwachsener hurtiger Mensch eine fremde Sprache lernt, der 11 oder 13 Jahre von seiner Kindheit her mit dem Donat geplacket worden." — Die Klagen über das Unwesen waren allgemein; auch Leibnitz ließ es daran nicht fehlen, es geschah aber wenig ihm abzuhelfen.

Schon Herzog Ernst von Gotha hatte Seckendorf, der sich immer sehr eifrig mit den Schriften der Reformation beschäftigte, dringend aufgefordert, eine Geschichte derselben zu schreiben; einen weitern Anstoß gab dazu 1681 des Jesuiten Maimbourg Geschichte des Lutherthums, die, in den Ausdrücken viel mäßiger als die sonstigen Streitschriften, in der Sache doch die Reformation sehr bitter angriff, und sich in Frankreich großes Ansehn erwarb. Seckendorf ging eifrig an's Werk, die Bibliotheken, namentlich in Wolfenbüttel, Gotha, Weimar, Dresden wurden ihm geöffnet, und mehrere Fürsten, an der Spitze Herzog Rudolf August von Wolfenbüttel (der ältere

Bruder von Anton Ulrich), ließen ihm jede mögliche Förderung angedeihen. Der 1. Bd. erschien Dec. 1686 (1517—1524); er war am ausführlichsten behandelt; der 3. (1530—1546) 1692. Das Werk hieß: Commentarii historici et apologetici de Lutheranismo. Eine ungeheure Belesenheit und eine nicht gemeine Menschenkenntniß zeichnet diese Geschichte aus, deren Wirkung leider durch die ganz ungenießbare Form verkümmert wurde. Seckendorf nahm nämlich Maimbourg's, in der Form einer Chronik gehaltene Darstellung, die er in's Lateinische übersetzte, zum Text, und gab seine Widerlegung mit den dazu nöthigen Belegstücken gleichsam in der Form von Anmerkungen. So war es eigentlich nur für die Gelehrten; das überaus reiche Material macht es noch heute schätzenswerth.

Die Vorurtheile der Katholiken zu widerlegen, ist Seckendorf's Hauptaufgabe; doch ist es auch gegen manche Gelehrte der eignen Kirche gerichtet. „Unter diesen giebt es viele, welche das 16. J. und besonders Luther's Thaten und Schriften mit Ekel ansehn, und denselben als ungelehrten ja wohl groben Dingen ihre eignen Einfälle weit vorziehn. Diese meinten auch, wenn man ihnen das Kirchenregiment einzurichten anvertraute, so wollten sie es weit klüger und gemächlicher anstellen. Wenn diese Leute sich um den eigentlichen Lauf der Geschichte mit dem gebührenden Ernst bekümmern wollten, würden sie ganz anders urtheilen, und finden, daß trotz allen Verleumdungen das Werk der Reformation eine große Wohlthat Gottes gewesen, und dafür noch von Allen, die offene Augen haben, billig zu erkennen sei. Wie denn auch gewiß zu hoffen, daß denen, welche in ein laues und kaltes Gewohnheits-Christenthum verfallen, eine genaue Wissenschaft dessen, was damals gethan und geschrieben worden, zur Auferweckung zu neuem Ernst und Treue diene; ja auch wider die Anfechtungen, welche selbst fromme und standhafte Leute fühlen, nützlich und heilsam sein würde, wenn sie sähen, mit welchem Grund und heiligem Eifer die Reformation vorgenommen worden."

Auf ein ähnliches Verhalten der Gelehrsamkeit im Reformationszeitalter macht Seckendorf bei Gelegenheit von Erasmus aufmerksam. „Wir lernen aus seinem Beispiel, daß große Gelehrsamkeit, ziemlich tiefe Einsicht in die Mängel, Gebrechen und Fehler, wie in allen Ständen, also insonderheit unter der Clerisei, auch beißendes und stachliches Durchziehn derselben noch keinen Reformator macht; ja daß alles dieses wohl eine Gelegenheit sein könne, daß die im Verstand aufgegangene Erkenntniß der Wahrheit gar bald wieder verdunkelt, ja endlich gar erstickt werden kann, wenn der Wille dabei mit lauter Menschengefälligkeit, Ruhm- und Ehrbegierde erfüllt bleibt und nicht das ganze Herz geändert wird."

Ganz in Spener's Sinn war es gedacht, wenn Seckendorf das

Hauptgewicht auf die Lehre vom allgemeinen Priesterthum legt: ferner wenn er bei aller Ueberzeugungstreue den Frieden empfiehlt. „Sollte auch kein völliger Friede der Kirche zu hoffen sein, so ist nichts billiger, als daß man von allen Seiten einander mit Liebe und Treue begegne. Verleumdungen, Mißdeutungen, Gewalt und List, um seine Religion auszubreiten, ziemt keinem Christen. Man predige die Wahrheit, wie selbige ein jeder erkennt, und nach seinem Gewissen ohne alle Heuchelei ernstlich im Herzen hat und glaubt; man zeige gehörig, aber nicht unbescheiden noch falsch an, was und warum man dies am Gegentheil verwerfe. Man bedenke auch und erkenne für eine göttliche Wohlthat, wie viel und wichtige Hauptstücke des Glaubens seien, darin wir noch einig sind. O welch' eine Menge der einfältigen, d. h. der besten Christen, genießt die himmlische Seligkeit, welche diejenigen Streitigkeiten nicht gehört noch gelernt haben, die mit so großer Schärfe und so vieler Völker Verderben geführt worden, ja wohl noch kein Ende haben."

Leibnitz schätzte das Buch sehr hoch, und empfahl es nach allen Seiten. Seckendorf ist eine echt vornehme Erscheinung, nicht blos ein frommer, sondern auch ein guter Mensch. Sein Interesse war vielseitig, es erstreckte sich auch auf die Poesie: so hat er den Lucan in reimlosen Alexandrinern übersetzt.

In derselben Zeit erschienen neue katholische Streitschriften gegen die Reformation: von Varillas 1686, von Bossuet 1688 (histoire des variations). Gegen Varillas zog Pufendorf (der 1684 ein protestanstantisches Kirchenrecht geschrieben: Jus feciale divinum de consensu et dissensu protestantium) sehr scharf zu Felde, und wurde dabei so bitter, daß Landgraf Ernst ihm die Freundschaft kündigte. Pufendorf lebte seit 1686 in Berlin.

---

Die geheime Feindseligkeit der Facultäten gegen Spener kam erst zum Ausbruch, als seine Anhänger „Schwarm machten." Das geschah in der orthodoxen Universität Leipzig, deren Zustände man kennen muß, um die Bedeutung der pietistischen Händel richtig zu würdigen.

Leipzig hatte damals 10,000 Einw.; die Stadt war in die alten Festungswälle eingeschränkt und erst seit Kurzem vollständig gepflastert. Aber ihr Ruf war sehr groß: die Messen machten sie zur Weltstadt und gaben den Einwohnern einen Blick in die Ferne, der bei den damaligen Verkehrsmitteln etwas ganz Anderes sagen wollte als heute. Auch die Privilegien des Buchhandels waren bedeutend, obgleich es an Druck nicht fehlte. Pufendorf's

Schriften wurden confiscirt, eine ständige Büchercommission beaufsichtigte Druck und Verkauf, die Reformirten durften nur auf den Dörfern ihren Gottesdienst halten.

Der wesentliche Grundzug der Leipziger Hochschule war die Respectabilität; das war auch das Motiv ihrer Rechtgläubigkeit, die nie in eigentlichen Fanatismus ausartete. Von dem Patriciat der gelehrten Familien, in denen die Professuren fast erblich waren, ist schon die Rede gewesen. Sie waren meist wohlhabend, hatten sich im Ausland umgesehn und den Ruf ihrer Vaterstadt verbreitet. Victor Amadeus von Savoyen stellte Leipzig als Sitz der Wissenschaften neben London und Paris.

Sehen wir uns unter diesen respectabeln Personen um, so begegnen uns zunächst die Benedict Carpzov's: fünf Brüder, Söhne des großen Theologen, der 100 verschiedene Predigtmethoden erfunden, eine immer künstlicher und raffinirter als die andere; Neffen des großen Juristen, der 20,000 Todesurtheile ausgefertigt. Der älteste war Prediger auf dem Lande bei Leipzig; der zweite, das eigentliche Haupt der Familie, (geb. 24. April 1639, † 23. Merz 1699) Professor der Theologie und Prediger an der Thomaskirche; ein großer Kenner des Hebräischen; er hatte mit Spener in Straßburg studirt und haßte ihn gründlich, wenn er es auch vorläufig ihn nicht merken ließ; der dritte (geb. 1644, † 1708) Professor der Rechte; der vierte (geb. 1647) erst Professor der Dichtkunst, dann 1674 Hofprediger (er wurde 1692 Spener's Nachfolger und † 31. Aug. 1707); der fünfte (geb. 1649) Kaufmann und Senator, auch Baumeister; er hatte studirt, schrieb ein elegantes Latein und führte eine sehr ausgebreitete gelehrte Correspondenz († 20. Mai 1699). — Das Geschlecht ging in der Weise noch lange fort. — Dann ein Polycarp Lyser (geb. 1656, Schüler Edzardi's, seit 1676 Magister zu Leipzig: der Vater, vorher auch Professor in Leipzig, war jetzt Consistorialrath in Magdeburg), ebenfalls ein großer Rechtgläubiger († 1725).

Von den Vermittlern — Olearius, Rechenberg, Cyprian — ist schon die Rede gewesen; ebenso von dem Orthodoxen Val. Alberti. Eine sehr stattliche Figur war Aug. Pfeiffer (aus Lauenburg, geb. 27. Oct. 1640), ein großer Orientalist, der, wie es heißt, 70 morgenländische Sprachen verstand, und durch seine Critica sacra 1680 den ersten Anstoß zur biblischen Kritik gegeben hatte. Er war 1681 aus Wittenberg als Archidiakonus der Thomaskirche nach Leipzig berufen und hatte außer seinen gelehrten Arbeiten, Wörterbüchern, rabbinischen Commentaren u. s. w. auch erbauliche Sachen geschrieben: „evangelischer Augapfel," „Melancholie-Vertreiber," „evangelische Erquickstunden," „Kunst aller Künste, vermittelst deren man vergnügt leben und sterben könne," „der einfältige, schlechte und rechte Bauernglaube" u. s. w.

Er hing enge mit den Carpzov's zusammen. — Auch der alte Senior Möbius (geb. 18. Dec. 1616, seit 1668 Professor in Leipzig) mag noch erwähnt werden, der zwar ziemlich geistesschwach wurde, aber noch in seinem 80. Jahr ein junges adliges Fräulein heirathete, mit ihr Zwillinge zeugte und dann starb (28. Nov. 1697). — Auch die scholastische Schule Ad. Scherzer's pflanzte sich fort.

Für den Augenblick der wichtigste in dieser Reihe ist Otto Mencke (geb. 22. Merz 1644 in Oldenburg), der 1662 als Student nach Leipzig kam und daselbst 1667 in die Facultät eintrat: nicht wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen, sondern wegen seines außerordentlichen Organisationstalents. Auf seinen Reisen 1680 hatte er mit den namhaftesten Gelehrten Bekanntschaften angeknüpft, die er zur Gründung eines umfassenden wissenschaftlichen Journals zu benutzen beschloß.

In der deutschen Kleinstaaterei fühlten die Gelehrten den Mangel an Verkehr und ihre eigne Isolirtheit weit mehr als anderwärts; von den großen Leistungen des Auslands wurden sie nur auf zufällige Weise unterrichtet und eben deshalb genöthigt, sich ewig im Kreise ihrer spießbürgerlichen Interessen zu drehen. Seit 1665 erschien zu Paris das Journal des Savants, mit der Bestimmung, von Allem, was in dem Gebiet der Wissenschaft, hauptsächlich aber in der Naturwissenschaft entdeckt wurde, dem gelehrten Publicum umständliche und eingehende Nachricht zu geben. Nach dem Muster dieser Zeitschrift gründete Mencke 1682 zu Leipzig die Acta Eruditorum, die sehr bald an Ruhm mit ihrem Vorbild wetteiferten, und nicht wenig dazu beitrugen, Leipzig zu einer Weltstadt zu machen.

Die — natürlich lateinisch geschriebene — Zeitschrift rechnete es sich zur Ehre, mit einem weltbürgerlichen Blick ganz Europa zu umfassen; sie brachte sogar schwedische und polnische Bücher zur Anzeige. In der Regel begnügte sie sich mit einem ausführlichen Referat, und enthielt sich, namentlich in bedenklichen Dingen, des eignen Urtheils. In der Vorrede versprach Mencke ausdrücklich, nichts zu kritisiren, was die Rechte oder Handlungen der Fürsten beträfe. In der Theologie wurde eine respectable Rechtgläubigkeit beobachtet, aber Alles vermieden, was Anstoß hätte geben können. Die schöne Literatur blieb fast ganz unberücksichtigt, nur lateinische Carmina wurden besprochen. — Die Zeit war günstig: 1684 begann Bayle, 1687 Newton (Principia mathematica Naturae), 1688 Locke ihre große reformatorische Wirksamkeit; von allen diesen Dingen mußte den Deutschen zunächst eine historische Kunde gegeben werden. Leibnitz, dem Alles recht war, was nach organisirter Arbeit und centralisirter Gelehrsamkeit aussah — ohnehin mit Mencke persönlich befreundet — unterstützte das Unternehmen nach Kräften: mehrere seiner wich-

tigsten Forschungen, z. B. die Differentialrechnung 1684, wurden hier zuerst dem Publicum vorgetragen. Der Stamm der Mitarbeiter war natürlich die Leipziger Universität, die Carpzov's voran; aber von allen Seiten liefen Beiträge ein. Zu den wichtigsten Mitarbeitern gehörten außer Leibnitz Seckendorf, Graf Tschirnhaus, der, nachdem er 1682 in die Pariser Academie der Wissenschaften aufgenommen war, von seinen Reisen zurückkehrte, und auf seinem Gut Kieslingswalde in der Oberlausitz sich damit beschäftigte, in unablässiger Arbeit die Naturwissenschaft der Industrie dienstbar zu machen und umgekehrt die Erfindungen der Industrie auf die Wissenschaft anzuwenden. Dort schrieb er auch 1687 die Medicina Mentis: ein Versuch, gegen die bisherige scholastische Philosophie das natürliche Gefühl und den gesunden Menschenverstand geltend zu machen. Dieser Versuch, den Syllogismus zu stürzen, durch eine gewisse Neigung zur Mystik gefärbt, wurde nie ganz zu Ende geführt, wirkte aber sehr anregend auf die strebsame Jugend — es war z. B. das erste Buch, das Wolf in die Philosophie einführte. — Mit Leibnitz stand Tschirnhaus seit seinem Aufenthalt in Paris in beständiger Verbindung; es kamen oft starke Reibungen zwischen ihnen vor, da ihr Streben in vielen Punkten auseinander ging: aber nicht stark genug, um ihre gegenseitige Achtung zu beeinträchtigen.

Ein anderer Mitarbeiter und eifriger Lobredner der Acta Eruditorum kennzeichnet noch deutlicher den polyhistorischen Charakter des Unternehmens. Daniel Morhof, geb. zu Wismar 6. Febr. 1639, Sohn eines Gerichtsbeamten, studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte, legte sich aber zugleich auf das Studium der neuern Sprachen, und machte deutsche und lateinische Gedichte. Ein lateinisches Scherzgedicht auf einen todten Storch verschaffte ihm die Professur der Poesie in Rostock. Er machte darauf Reisen in die Niederlande und England, wurde Dr. jur. und 1665 Professor der Poesie und Beredsamkeit in Kiel. Seine Vorlesungen über Literaturgeschichte und Poetik wurden sehr zahlreich besucht; um ihn zu hören, pilgerte man auch aus der Ferne nach Kiel. Nach einer zweiten Reise durch England wurde er 1673 Professor der Geschichte und 1680 Bibliothekar; er las auch über Physik und gab Privatunterricht im lateinischen Stil: ein Polyhistor im vollsten Sinn des Worts.

1682 erschien sein „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen, wobei auch von der reimenden Poeterei der Ausländer mit mehrerem gehandelt wird." Der erste Theil enthält einen Versuch, die Grammatik wissenschaftlich zu begründen. Es laufen manche patriotische Wunderlichkeiten mit unter: Morhof hält die deutsche Sprache für älter als die lateinische und griechische, und führt eine Anzahl Worte aus

den letzteren an, die aus dem Deutschen oder Skythischen genommen sein sollen. Im zweiten Theil wird die Literaturgeschichte der Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer und Niederländer behandelt: die Auswahl ist freilich nicht nach unserm Geschmack, Shakespeare scheint er gar nicht zu kennen. Die deutsche Poesie zerfällt in drei Perioden: die erste bis auf Karl den Großen, die zweite bis auf Opitz. Gleich Christian Weise, seinem Vorbild und Muster, zeigt Morhof einen entschiedenen Sinn für die Volksdichtung; auch Hans Sachs wird ehrenvoll erwähnt. Der dritte Theil ist theoretisch: Prosodie, Numerus, Reimkunst u. s. w. bis auf die Orthographie. Die drei Hauptgebiete der Poesie werden richtig abgegrenzt; das Epos sei für unsere Zeit unmöglich. Gleich Weise verspottet Morhof die Regelbücher, die in jener Zeit wirklich bis zum Aberwitz ausgeartet waren, und findet, daß in der Dichtung die unwillkürlichsten Gedanken die besten zu sein pflegen. Doch empfiehlt er das Studium: „ehe einer erfinden kann, muß er zuvor gelesen und gesammelt haben, sonst wird er leeres Stroh dreschen. Er muß nicht allein die vornehmsten deutschen Poeten, sondern auch die lateinischen und griechischen, von welchen doch alles herfließt, wohl durchkrochen und ihre Künste ihnen abgelernt haben. Will er diesen die Ausländer, als Spanier, Franzosen, Italiener hinzusetzen, wird er seinen Schatz desto größer machen. Der delectus verborum muß insonderheit allhie wohl in Acht genommen werden; denn wie derselbe origo eloquentiae genannt wird, so ist er im carmine von allem das Vornehmste. Zu solchem Ende kann man in der deutschen Dichterei eben solche Excerpta machen, wie in der lateinischen.“

Aus seinen Vorlesungen über Gelehrtengeschichte ging 1688 der Polyhistor, sive de notitia auctorum et rerum commentarii hervor, der später aus seinen Papieren vermehrt wurde, und im Sinn der Acta Eruditorum sehr viel dazu beitrug, die allgemeine Bildung in Deutschland zu fördern. Morhof starb zu Pyrmont 30. Juli 1691, erst 52 Jahr alt.

In Weise wie in Morhof regt sich der Naturalismus gegen den Zunftzwang der Gelehrsamkeit, aber erst als Instinct, ohne zusammenhängenden Plan und noch voller Bedenken und Reservationen; in Thomasius tritt er geharnischt und mit vollem Gefühl des bevorstehenden Sieges auf den Kampfplatz.

Es ist ein eigenthümlicher Contrast, diese dreiste, robuste und rücksichtslose Natur mitten in dem gebildeten und respectabeln Leipzig. Schon in seinem Portrait, in den keck, etwas frech in die Welt blickenden Augen, in den starken und derben Zügen sieht man den Mann der Opposition. Thomasius wäre vielleicht gar nicht aufgekommen, wenn er nicht selber den respectabeln Kreisen angehört hätte: sein Vater, Leibnitz' Lehrer, war einer der geachtetsten Professoren der Universität. Thomasius ist aus viel gröberem Holz geschnitten, als Leibnitz; man findet bei ihm fast nie große Perspectiven, tiefere Gedanken, feinere Empfindung:

sein Blick ist stets auf's Nächste gerichtet, aber was er sieht, das sieht er deutlich und er hat den Muth, allem Vorurtheil der Menge zu trotzen. Ganz anders als Leibnitz, der in jeder einmal angenommnen Meinung das Vernünftige herauszuerkennen suchte, fertigte Thomasius, sobald er sich selbst klar geworden, mit einem derben und schneidenden Urtheil den Gegensatz ab; ob dieser irgend welche Berechtigung habe, das zu prüfen fiel ihm nicht ein, wie ihm denn überhaupt der historische Sinn völlig abging; er betrachtete die Geschichte nur als eine Sammlung moralischer Beispiele. An Bildung tief unter Leibnitz, war er ihm an Willensstärke weit überlegen, und machte sich nicht selten über seine Furchtsamkeit lustig. Während Leibnitz fast ängstlich jeden Streit vermied, freute sich Thomasius an dem Aergerniß, das er gab. Zum Theil lag diese Rücksichtslosigkeit an dem geringen Umfang seines Horizonts: was man im guten wie im schlimmen Sinn gesunden Menschenverstand nennt, findet ganz auf ihn seine Anwendung: Leibnitz sah zu viel und zu weit, und sein Auge war zu gewissenhaft, um verwegen zu sein. Für uns sind Thomasius' Schriften fast werthlos; sein Geschmack ist äußerst ungebildet, sein Urtheil nicht immer stichhaltig, seine Gedanken spielen oft auf der Oberfläche; für uns sind Leibnitz' Schriften noch immer die Fundgrube tiefster Weisheit. Für jene Zeit dagegen hat Leibnitz unmittelbar fast gar nichts gewirkt, während Thomasius einen entscheidenden Einfluß ausübte. Wer die Menge erregen will, muß mitten drunter stehn; und Thomasius gehörte zur Menge, wenn er auch breitere Schultern und eine stärkere Stimme hatte als seine Umgebungen; Leibnitz stand draußen, er gehörte nur halb zum Volk.

Christian Thomasius war 1. Jan. 1655 zu Leipzig geboren, neun Jahr nach Leibnitz. Er wurde 1672 Magister, und ging 1675 nach Frankfurt a. O., um seine juristischen Studien fortzusetzen; auch hielt er Vorlesungen, und studirte eifrig den Pufendorf, der in Leipzig verboten war: zunächst um ihn zu widerlegen. Denn „noch hielt er den der ewigen Verdammniß verfallen, welcher an den Lehrsätzen der Theologen zu zweifeln wagte, und obschon er nicht einsah, was sich mit Recht den Einwendungen Pufendorf's gegen die Vermischung des Göttlichen und des Natürlichen entgegensetzen ließe, so war doch sein Glaube an das Ansehn so vieler ehrwürdiger Männer so groß, daß er lieber sich der Unwissenheit anklagte, als einem Verdacht gegen die Richtigkeit der hergebrachten Lehre Raum gab.“ Endlich aber drang die Ueberzeugung durch; er überlegte, „daß er ja doch ein mit Vernunft begabtes Wesen sei, und daß er gegen die Güte des Schöpfers sündige, wenn er gleich einem Vieh sich von Andern am Zügel führen lasse, wohin es ihnen beliebe“; er „schloß die Augen des Geistes, damit nicht der Blitzstrahl menschlicher Autorität sie blende,“ und faßte den festen Vorsatz, künftig nur durch seine eigne

Vernunft sich bestimmen zu lassen. Nach diesem Entschluß kam er sich vor wie Einer, „der sich von einem Tyrannen losgesagt, um gegen denselben die Freiheit, die dieser unterdrücken will, zu vertheidigen."

In dieser-Stimmung wurde er 1679 zu Frankfurt Dr. jur., und kehrte nach Leipzig zurück, wo er 1681 seine Vorlesungen über Naturrecht eröffnete, im Anfang ohne allen Erfolg, so daß er auf einige Zeit auf Reisen ging. 9. Sept. 1684 starb sein Vater, der seine allzu große Verwegenheit doch nicht recht hatte aufkommen lassen; er wurde nun in die Gesellschaft der Acta Eruditorum aufgenommen, seine Geschäfte als Sachwalter vermehrten sich, und seine Collegien fingen an, die Menge anzuziehn, zum Theil wegen der witzigen Spöttereien, die er darin anzubringen wußte.

Den ersten Anstoß gab er 1686 durch seine Abhandlung de crimine bigamiae, in welcher er nachwies, die Vielweiberei sei zwar nach dem positiven Gesetz strafbar, aber nicht gegen das Naturrecht. Gegen diese Ketzerei trat mit besonderer Leidenschaft Aug. Pfeiffer auf, der Verfasser der Critica sacra. — Die Frage wurde damals vielfach untersucht: einer aus dem respectabeln Geschlecht der Polycarp Lyser, ein Oheim des Leipziger Professors (geb. 1631), Pastor in Schulpforte, hatte 1676 gewagt, öffentlich die Polygamie zu vertheidigen; er war in Folge dessen abgesetzt und nach langen Irrfahrten im Elend 1684 in Paris gestorben. — Der eifrigste Anwalt der Vielweiberei aber war — Leibnitz; hauptsächlich weil die Asiaten nur dann zum Christenthum würden bekehrt werden, wenn man ihnen jene alte Sitte freistellte. Was er den Katholiken am heftigsten vorwarf, war das Dogma von der Unauflöslichkeit der Ehe, welches nur unsittliche Folgen habe; und nicht selten machte er sich über das Vorurtheil lustig, welches den Ehemann in seiner Ehre angetastet glaubt, wenn seine Frau ihm untreu wird. — Er sprach diese frivolen Ansichten zwar nicht öffentlich aus, aber seine Briefe, namentlich an den Landgrafen Ernst, enthalten ziemlich starke Stellen.*)

*) 2. Sept. 1691: On a grand tort de s'imaginer que la Polygamie est absolument contre le droit divin ou naturel; et sans cette vision les Chrétiens auraient fait de plus grands progrès dans les Indes, où ils ne réussiront jamais que par la force ou par la permission de la polygamie, qui y est établie depuis plusieurs milliers d'années. Je demeure d'accord que la monogamie est bien meilleure et plus conforme à l'ordre, mais ce qui est le meilleur n'est pas toujours absolument nécessaire. Il serait ridicule de vouloir indifférement introduire la polygamie dans l'Occident, mais il ne s'en suit point qu'elle ne puisse être accordée et tolerée en certaines rencontres extraordinaires. Si l'histoire du Comte de Gleichen est véritable, je ne crois pas qu'on y puisse tant trouver à rédire. — 13. Nov.: — Je suis persuadé que

Einen noch größeren Anstoß gab Thomasius 1687 durch sein Lehrbuch des Rechts, in welchem er sich offen als einen Anhänger Pufendorf's bekannte und die Schrift seines ehemaligen Lehrers Val. Alberti bekämpfte. Seine Idee erhellt aus folgenden Sätzen: „Das Licht der Natur und das Licht der Offenbarung sind verschiedene Quellen: die Theologie ist aus der Schrift, die Philosophie aus der Vernunft herzuleiten. — Es ist ebenso thöricht, die Principien des Erkennens aus der Schrift herzuleiten, als die Geheimnisse des Glaubens, welche über der Vernunft sind, als philosophische Hypothesen zu behandeln. Die „christliche" Philosophie, welche die Philosophie auf die Theologie anwendet, ist dem Christenthum immer schädlich gewesen; und die Philosophie, welche aus theologischen Hypothesen philosophische Schlüsse zieht, verwirrt die Grenzen der Philosophie und Theologie. Der Zweck der Philosophie ist das irdische Wohlsein des Menschengeschlechts, der Zweck der Theologie das himmlische." — Das ist überhaupt der Grundsatz, auf den Thomasius immer zurückkommt: nur diejenige Gelehrsamkeit hat Werth, welche sich gemeinnützig macht. Mit souveräner Verachtung aller scholastischen Spitzfindigkeiten wendet er sich ausschließlich an den gesunden Menschenverstand, d. h. an das bereits fertige Gemeingefühl der Menge. Er leitet sie, nicht vermöge einer höheren Erkenntniß, sondern durch den Muth und die Entschlossenheit, mit der er ausspricht, was sie im Stillen fühlt.

Dies Streben mußte ihn endlich dahin bringen, sich der deutschen Sprache zu bedienen: die Trennung zwischen einem Priester- und Laienstand war hauptsächlich aus der Exclusivität der Gelehrtensprache hervorgegangen. In den lateinischen Schulwörtern war manches ein leerer Schall, dessen Nichtigkeit man sofort einsah, wenn man es in verständliches Deutsch übersetzte. Aber es war schwer, gegen diesen Unfug aufzukommen, da die Lehrer nichts Anderes gelernt hatten, als ihre lateinischen Definitionen, ihre Syllogismen und ihre Tropen

---

l'église peut accorder des polygamies et de véritables divorces propter duritiem cordis, comme dans le vieux Testament. — 20. Jan. 1692: — Une suite de cette belle doctrine attribuée à l'église (von der Unauflösbarkeit der Ehe) est la sotte invention de l'infamie du cocuage, chose inconnue aux anciens Juifs, Grecs, Romains et Orientaux, que les Chrétiens postérieurs ont bien voulu se mettre sur le dos (avec des cornes sur la tête) le plus ridiculement du monde; persuadés par les songes creux des prêtres prevenus, pour ne dire ignorans ou malicieux. Je crois qu'un jour la postérité, quand elle se sera délivrée de ces chimères, tiendra nos gens pour de grands sots d'avoir fait dependre l'honneur d'un honnête homme de l'honnêteté d'une femme. Mais c'est une suite nécessaire de l'indissolubilité du mariage. — Solche Ansichten konnten sich die Fürsten propter duritiem cordis wohl gefallen lassen: auch des Landgrafen berühmter Ahn, Philipp der Großmüthige, hatte Bigamie getrieben.

der Rhetorik.*) Selbst in den Briefen unter den Gelehrten galt es für unanständig, sich einer anderen Sprache zu bedienen als der lateinischen, während die Weltleute nur französisch correspondirten.

Oct. 1687 ließ Thomasius an das schwarze Brett ein Programm anschlagen, in welchem er der studirenden Jugend zu Leipzig ein deutsches Collegium über Gratian's Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben, ankündigte. An dies Programm schloß sich ein „Discours, welchergestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll.“ „Alle Welt klagt darüber, daß in Deutschland alles, sogar die Krankheiten französisch seien, und daß ein alter Deutscher, wenn er von den Todten wiederkehrte, sich nicht würde überreden lassen, er sei in seinem Vaterland. Was aber nicht zu ändern steht, soll man zum Besten kehren. Die Franzosen sind doch die geschicktesten Leute und wissen allen Sachen ein recht Leben zu geben; die Deutschen sollten ihnen darin nachahmen, und sich ebenfalls auf honnette Gelehrsamkeit, beauté d'esprit, bon goût und galanterie befleißigen. Aber wer dem Alexander nachahmen will, braucht nicht eben den Kopf so schief zu tragen, sondern jeder muß das Handwerk ergründen, durch welches sich derjenige, so nachgeahmt wird, seine Hochachtung erworben. Das Hauptverdienst der Franzosen ist, daß sie aus einem überaus klugen Absehn nicht allein ihre Werke mehrentheils in französischer Sprache herausgeben, sondern auch den Kern von den lateinischen und griechischen Autoren in ihre Muttersprache übersetzen: denn dadurch wird die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt, wenn ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird, in seiner Landessprache lesen kann, und es sich nicht erst, um fremde Sprachen zu erlernen, sauer werden lassen muß. Wir dagegen, anstatt daß wir uns befleißigen sollten, die guten Wissenschaften in deutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus und bemühen uns die lateinischen und griechischen terminos technicos mit dunkeln und lächerlichen Worten zu verhängen, oder aber wir kommen in die andere Ecke und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zum gemeinen Leben nutz, oder schicke sich, wenn es auf's Höchste kommt, zu nichts mehr als Histörchen und neue Zeitungen darin zu schreiben, nicht aber die philosophischen oder

*) In Pommern ward 1690 die Kirchenordnung von 1535 wieder in Erinnerung gebracht, welche bestimmt: „die Praeceptores sollen mit ihren Discipulis alle Wege lateinisch und nicht deutsch reden, als welches an sich leichtfertig und bei den Kindern ärgerlich und schädlich ist“; und kurze Zeit darauf anderweit: „die Schüler sollen in der Schule, in der Kirche und an allen Orten lateinisch sprechen, und wenn sie dawider handeln, gestraft werden.“ —

der höhern Facultäten Lehren und Grundregeln in selbiger vorzustellen.*) — Man lasse diejenigen, so Lust dazu haben, und die vom Studiren Profession machen, Latein und Griechisch genug lernen, denen aber, so man im gemeinen Leben gebrauchen will und denen das Studiren wegen des Lateinischen sauer und verdrießlich wird, helfe man ohne Verdrießlichkeit mit dem fort, was sie gelernt haben. Sprachen sind wohl Zierathen eines Gelehrten, aber an sich machen sie Niemand gelehrt. Nicht als ob die lateinische Sprache die Gelehrsamkeit hindern sollte, sondern weil durch die gewöhnliche Lehrart viel ungegründet und unnöthig Zeug nebst dem Latein in die Gemüther der Lehrlinge eingeprägt wird, welches hernachmals so fest klebt, daß das Tüchtige und Gescheidte nicht haften will." — Uebrigens wurde der Hochmuth der Franzosen verspottet.

Der Erneuerer der deutschen Prosa zeigt vorläufig kein großes Geschick in der Handhabung der Sprache: Stil und Gedanke erinnert an Chr. Weise, der in der That Thomasius' Vorbild ist. Aber der Anstoß war gegeben.

Mit raschem Entschluß setzte Thomasius seine Angriffe auf den Zunftzwang fort: er wurde Journalist, nicht als objectiver Berichterstatter, wie die Verfasser der Acta Eruditorum, sondern indem er seine frische, volle Persönlichkeit einsetzte und das Publicum mit seinen unmittelbaren Einfällen und Erlebnissen unterhielt. Ernste Dinge mit muntrer Laune vorzutragen und dadurch die Menge anzulocken, war sein Zweck, und wenn er dabei mehr Behagen als Witz entwickelte, so schadete das dem unmittelbaren Erfolg nicht im Mindesten. Bald fühlten auch die Zunftgelehrten sich genöthigt, ihm seine Kunststücke abzusehn, um auf seinem eignen Boden mit ihm streiten zu können.

„Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, vornehmlich aber neue Bücher," so hieß die neue Zeitschrift, in der man fast allerwärts Chr. Weise herauszuhören glaubt: nur spricht diesmal statt des Schulmeisters der geriebene Jurist.

Das Januarheft 1688 ist den Herrn Tartuffe und Barbon — dem

*) Leibnitz beklagt einmal, daß wir „bei Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laster und vieler Beschaffenheiten, so zur Sittenlehre und Regierungskunst gehören, ferner bei den noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkenntnissen, so die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denkkunst und in der allgemeinen Lehre von den Dingen auf die Bahn bringen," oft zu fremden Worten greifen müßten: es habe den Gelehrten an gutem Willen gefehlt, und darum sei die Sprache der Deutschen nicht „durchgehends erhoben" worden. — Hundert Jahre später machte Möser der deutschen Sprache den entgegengesetzten Vorwurf: er beklagte ihre Armuth in sinnlichen und Handwerks-Ausdrücken: so hatte sie sich in dieser Zeit geändert!

Scheinheiligen und dem Pedanten gewidmet. — „Ich bin ein wenig delicat in Ceremonien, und habe anfangs einen wichtigen Zweifel wegen der Herrn ihre Präcedenz empfunden. Denn soviel euch, M. Tartuffe, betrifft, schiene es wohl das Ansehn zu haben, als wenn ihr den Rang über M. Barbon von Rechtswegen verdientet, weil ihr vielfältig mit Beten und Singen umgeht, dieser arme Tropf aber mehrentheils mit Informirung kleiner Knaben zu thun hat. Nichts destoweniger habe ich für M. Barbon auch das andere Ohr offen behalten, der mir durch einen Syllogismum in Camestres gleichsam zu sagen schien, daß auch er ein vornehmer Mann wäre und sich gar zuweilen bei Hofe aufhielte, und daß, wenn ihr in einem Subject anzutreffen wäret, er seine Residenz im vornehmsten Theil desselben hätte, denn es wäre nicht zu leugnen, daß die Pedanterie im Gehirn säße, die Heuchelei aber im Herzen. Ob ich nun gleich wieder bedacht, daß ihr, M. Tartuffe, vielleicht ebensowohl als M. Barbon in dem Palast des Gehirns einen Sitz hättet, indem die Neoterici gemeiniglich davor halten, daß das Herz nur ein Muskel sei, unfähig, euch eine Wohnung zu gestatten, so habe ich leicht zuvorgesehn, daß ich mir eine unerträgliche Last würde auf den Hals laden, wenn ich mich unterstehn wollte, diesen Streit privata auctoritate zu schlichten, weil ich sodann die Seufzer der Alten, die cor pro sede animae halten, auf mich bringen würde; oder wenn ich gleich dieses nichts achtete, ich mich ohnstreitig in einen neuen Streit verwickeln müßte, weil alsdann M. Barbon angeben würde, daß ihm die Präcedenz gehöre, weil er in dem Cerebello oder, wie die gemeinen Leute sprechen, im Poetenkasten sein Quartier genommen; da hingegen M. Tartuffe nur in dem Cerebro logirt wäre; hingegen M. Tartuffe sein Logement für das vornehmste herausstreichen würde, nicht sowohl weil es zu oberst gelegen, sondern weil die beschrieene glandula pinealis Cartesii (welche für diesen generis masculini gewesen und unter der Regel mascula sunt panis etc. mit begriffen worden) in dem Cerebro anzutreffen. Hier würde ich nun wahrhaftig zwischen Thür und Angel stehn, wenn ich auf diese beiden Objectiones respondiren sollte. Denn verderbte ich's mit denen Cartesianern, so müßte ich gewärtig sein, daß man mich, M. Barbon, vor euresgleichen hielte; wollte ich aber, M. Tartuffe, auf eure Seite treten, so würde man mich gar für einen Epikureer, ich will nicht sagen für einen Atheisten ausrufen, mit Fingern auf mich weisen und sagen: seht seht, das ist auch ein Cartesianer! Was soll ich nun thun in diesen Aengsten?" — Und so geht es weiter fort; es gehört viel guter Wille dazu, sich an dieser Heiterkeit zu erbauen.

Das Gespräch findet in einer Postkutsche statt, die zuletzt im Schnee umwirft, und wird von einer Reihe Müßiggänger geführt, der Träumende, der Schläfrige, der Schnarchende, in welchen Masken die Leipziger bekannte Per-

sönlichkeiten zu erkennen glaubten. — Das Recht der Satire wird vertheidigt, besonders Boileau gerühmt: das deutsche Publicum lege nur Alles gleich als Pasquill aus. Die Romanlectüre wird gerechtfertigt und Abraham a St. Clara gelobt, schon weil er Spaß macht; Heiterkeit sei an sich selbst etwas Gutes: die Pruden lesen doch heimlich den Petron und andere fleischliche Werke, und entschuldigen sich mit dem Interesse an der Sprache. Auf Lohenstein wie auf Chr. Weise hält Thomasius große Stücke; doch spottet er darüber, daß man in der Poeterei, Musik u. s. w. etwas Göttliches suche: lieber solle man die raptus poeticos von einem Glas Branntwein oder einem Tertianfieber ableiten. — Die Freiheit der niederländischen Schriftsteller wird den Deutschen als Muster vorgehalten; die Politik solle nicht mehr von Complimenten, sondern von Staatsgeschäften handeln. — Die Pedanterie oder das „conservative Princip“ wird in jeder Weise lächerlich gemacht. Alle vier Facultäten müssen daran. „Ich bin kein Theologus, denn ich kann nicht predigen, viel weniger mit Ketzern disputiren. Kein Jurist bin ich auch nicht, dieweil ich durch die auream praxim Zeit meines Lebens nicht viel erworben, auch die wunderliche Einbildung habe, daß die meisten Theile der Jurisprudenz von Triboniano und den alten Glossatoribus nebst denen Pragmaticis so verhunzt worden, daß man sich gar nicht wundern darf, wenn heutzutage ein Rabula so leicht in diesem studio fortkommt als ein gelehrter Mann. Viel weniger bin ich ein Medicus, denn ich habe mich von Jugend auf gehütet, daß ich nicht mit anderer Leute Schaden klug werden möchte, und halte von einem Trunk Rheinwein mehr als von der besten Perlessenz. Am allerwenigsten aber bin ich ein Philosophus. Denn erstlich glaube ich in der Logik nicht, daß fünf praedicabilia zehn praedicamenta und drei figurae syllogismorum seien. Ich halte dafür, daß die Logik, die wir in Schulen und Academien lernen, zur Erforschung der Wahrheit je so viel helfe, als wenn ich mit einem Strohalm ein Schiffpfund aufheben wollte. Von der Metaphysik bilde ich mir ein, daß die darin enthaltenen Grillen fähig sind, einen gesunden Menschen solchergestalt zu verderben, daß ihm Würmer im Gehirn wachsen, und daß dadurch der meiste Zwiespalt in Religionssachen entstanden ist.“

Die Facultät reichte April 1688 eine Klage ein, wurde aber abgewiesen, weil Thomasius in Dresden mächtige Gönner besaß.

Im April folgte ein Roman über das Leben des Aristoteles (der als Repräsentant der scholastischen Philosophie aufgefaßt wird): er hat in der Jugend sein Vermögen durchgebracht, sich durch Fabrik von Fleckkugeln, Schminke und Puder erhalten; dann unter Plato studirt, denselben aber durch bunte Halstücher geärgert; am Hof von Macedonien das l'Hombre erfunden, der Königin Olympias erst die Schuhe geknüpft, dann ist er ihr Liebhaber gewor-

den — und ähnliche Albernheiten. — Dagegen wird Epikur sehr gelobt. Tschirnhaus' Mystik und Morhof's Polyhistorie werden mit Mißfallen erwähnt: ein Loth Judicium wiege mehr als ein Pfund Gedächtniß, und es wäre kein Schaden, wenn alle heidnischen Dichter und Philosophen ins Feuer geworfen würden.

Am ernsthaftesten wurde der Streit mit den Orthodoxen. Der dänische Hofprediger Masius (geb. 1653, † 1709) hatte behauptet, daß nur die lutherische Confession den Fürsten eine sichere Regierung gewähre, weil sie ihre Gewalt von Gott ableite und keiner auswärtigen Hierarchie unterworfen sei. Daß Thomasius diese Ansichten verspottete, wurde nicht blos in Kopenhagen durch Verbrennung seiner Schriften durch Henkershand gerügt, sondern erregte auch in Dresden Aergerniß. —

Dieser ausgemachte Spötter und Epikureer nun kam auf eine sonderbare Weise in Verbindung mit den Pietisten. Die gleiche Gegnerschaft führte sie zusammen. Die Facultäten hatten schon lange an Spener's Paradoxien Anstoß genommen: aber er gehörte doch immer zur Zunft, er war Hofprediger: nicht dulden konnten sie es dagegen, daß auch die Privatdocenten zu reformiren anfingen.

Diese pietistischen Unruhen in Leipzig knüpfen sich an eine bedeutende Persönlichkeit, die resoluter als Spener, gegen die Unwiedergebornen das Schwert statt das Oelzweigs ergriff.

---

Aug. Herm. Francke wurde 12. Merz 1663 zu Lübeck geboren, wo sein Vater Justizrath war. Die Familie siedelte 1666 nach Gotha über, der Vater starb 1670.

„Kleine Gesellschaft und tägliche Conversation außerhalb des Hauses verursachte meinem Gemüth nicht wenig Schaden, da es durch die vermeinte zulässige Kinderlust gar sehr von Gott abgewendet wurde, bis ich in meinem eilften Jahr durch ein gar schönes Exempel meiner christlichen Schwester zu allem Guten gereizt wurde. Solches war bei mir so durchdringend, daß ich bald anfing, das eitle Wesen der Jugend, in welches ich mich schon durch das böse Beispiel anderer Kinder ziemlich verliebt und vertieft hatte, daß es von mir fast vor keine Sünde mehr geachtet wurde, ernstlich zu hassen, mich der unnützen Gesellschaft, Spielens und andern Zeitvertreibs zu entschlagen und etwas Nützlicheres und Besseres zu suchen. Daher mir auch von den Meinigen ein Zimmer eingeräumt ward, darin ich täglich meiner Andacht und Ge-

bets zu Gott herzlich pflegte, und Gott bereits zu der Zeit gelobte, ihm mein ganzes Leben zu seinem Dienst aufzuopfern."

Schon im 14. Jahr erklärte ihn das Gymnasium für reif zur Universität; doch hielt ihn die Familie noch zwei Jahre zurück.

„Wenn man nicht allein durch Gottes Wort einen wahren Grund der Gottseligkeit in mein Herz zu pflanzen gesucht, sondern mich auch vor zukünftiger Verführung gewarnt, und mir die listigen Anläufe der Welt mit lebendigen Farben abgemalt hätte, so würde das öffentliche Schulgehn, welches an sich keineswegs zu verwerfen, mir nicht eine Gelegenheit zu meiner abermaligen Verführung gewesen sein. Denn da ich erst in das Gymnasium gesetzt war, suchte ich noch im fleißigen Gebet das Angesicht des Herrn, und erinnere mich, daß ich Gott mit großem Ernst angerufen und gebeten, daß er mir solche gute Freunde geben wollte, die mit mir eines Sinnes wären ihm zu dienen. Aber da ich so viel böse Exempel sah, verlor sich nach und nach der vorige Eifer, hingegen bequemte ich mich der Welt gleich zu stellen, Ehre bei der Welt groß zu achten und um deswillen nach Gelehrsamkeit zu streben, um es Andern zuvor zu thun. Das Beste für mich war, daß ich von den meisten wegen meiner geringen Jahre verachtet ward, welches mir Gott nicht wenig zu meiner Demüthigung dienen lassen. Jemehr aber die Verachtung wegfiel, jemehr war die Thür zu meiner Verführung geöffnet."

„In den Studiis ließ ich mich wol nichts hindern, sondern suchte immer mehr darin zuzunehmen. Aber solches geschah schon nicht mehr aus einer rechten Absicht, zur Ehre Gottes und zum Dienst des Nächsten, sondern vielmehr um eigner Ehre und Nutzens halber. Daher ich mich in der lateinischen Sprache mit einer leichten und natürlich fließenden Sprache nicht behelfen wollte, sondern diejenigen Autores am meisten liebte, die fein hochtrabend schrieben, und solche mit Fleiß imitirte, absonderlich da ich von Andern darin gelobt und also noch weiter aufgebläht ward; bis mir endlich von einem dieser Fehler entdeckt, und des Cicero Schriften wieder in die Hände gegeben wurden. Wiewohl auch darin dem bereits verdorbenen Gemüth gar sehr geschadet ward, daß ich die heidnischen Dinge ohne Unterschied ergriffen, und also mehr einen heidnischen als christlichen stylum führen lernte, indem heidnische Reden und heidnische Laster sowohl aus meinen, als aus der Heiden Schriften, welche ich mir zur Regel gestellt, hervorblickten."

Apr. 1679 bezog er die Universität Erfurt, wo er außer dem Hebräischen auch scholastische Philosophie trieb: „dabei aber wohl des rechten Zwecks am wenigsten gedacht ward. Vielmehr ward mein Gemüth immer mehr in die Welt und deren Eitelkeit verwickelt, daß ich mich andern Studiosis, mit welchen ich conversirte, gleich stellte, und große Beförderung, Ansehn für die

Welt, zeitliche Ehre, hohe Wissenschaft und gute Tage zu meinem Zweck setzte. Indessen fand ich auch in meinem Gemüth wenig Ruhe und Vergnügung, weil ich wohl erkannte, daß ich von dem ehemaligen guten Anfang eines wahren Christenthums, den ich in der Kindheit gehabt, weit abgewichen."

Im Herbst desselben Jahres wurde er mit einem Familienstipendium nach Kiel geschickt, wo er drei Jahre blieb, und hauptsächlich die Vorlesungen des verdienten Kirchenhistorikers Chr. Kortholt*) hörte, bei dem er auch den Tisch hatte. „Ich kann dem werthen Mann das Zeugniß geben, daß er die Studiosen fleißig und ernstlich von dem ärgerlichen Weltwesen abgemahnt und die schwere Verantwortung eines Predigers ihnen wohl fürgestellet. Wodurch dann geschehen, daß der gute Funke, der noch in meinem Herzen war, ziemlich oft aufgeblasen ward. Daher ich wohl manchmal den Vorsatz faßte, mich von der Welt und ihrer Eitelkeit zu entreißen, sah und erkannte wohl, daß das Leben der Studiosen, wie es gemeiniglich geführt ward und wie ich's selber führte, nicht mit dem Wort Gottes übereinstimmte, fing auch wohl dann und wann an mich zu ändern. Aber der große Haufe riß mich bald wieder dahin. Also war ich bei all meinen Studiis nichts als ein grober Heuchler, der zwar mit zur Kirchen, zur Beicht und zum heiligen Abendmahl ging, sang und betete, auch wohl gute Discurse führte und gute Bücher las, aber in der That von dem allen die wahre Kraft nicht hatte, nämlich zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste. Meine Theologie faßte ich in den Kopf und nicht in's Herz, und war vielmehr eine todte Wissenschaft als eine lebendige Erkenntniß. Ich wußte zwar wohl zu sagen, was Glaube, Wiedergeburt und Rechtfertigung sei, wußte auch wohl eins vom andern zu unterscheiden und es mit den Sprüchen der Schrift zu erweisen, aber von dem allen fand ich nichts in meinem Herzen, und hatte nichts mehr als was im Gedächtniß und Phantasie schwebte. Ja ich hatte keinen andern Begriff vom theologischen Studium, als daß es darin bestehe, daß man die theologischen Bücher wohl im Kopf hätte und davon erudite discuriren könnte. Wenn ich die heilige Schrift las, war es mehr, daß ich der guten Gewohnheit ein Genügen thäte, als zur Erkenntniß des göttlichen Wesens und Willens zu meiner Seligkeit."

Bei Morhof nahm Francke Privatstunden im eleganten Latein, und

---

*) Geb. auf der Insel Femern, 15. Jan. 1632, stud. zu Rostock; 1660 Magister in Leipzig, disputirt mit den Katholiken, 1662 Prof. der griechischen Sprache in Rostock, 1665 der Theologie in Kiel, † daselbst 1. April 1694 als Rector magnificus. — De origine, progressu et antiquitate philosophiae barbarorum, i. e. chald., aegypt., pers., ind. etc. — Historia ecclesiae Novi Testamenti a Christo nato usque ad saec. 17. — Ob der Papst das römische Reich von den Griechen an die Deutschen gebracht? — Creuz- und Geduldspiegel; weiblicher Tugendspiegel u. s. w.

hörte seine Vorlesungen über Physik und Literaturgeschichte. „Mein Vetter erkannte wohl, daß ich mich zu sehr darin vertiefte, aber ich hielt dasjenige für absolut nothwendig, was doch auch nur von seinen Liebhabern für eine Zierde der übrigen Wissenschaften ausgegeben wird, und nach dem elenden Zustand meines Gemüths nur ad pompam von mir gerichtet war."

Pfingsten 1682 ging er, um das Hebräische gründlich nach der Grammatik zu studiren, zu dem berühmten Orientalisten Esra Edzardi*) nach Hamburg, wo er einen Freund in seinem Mitschüler Hermann von der Hardt fand (geb. 15. Nov. 1660 zu Melle in Westphalen), der bis dahin zu Jena studirte, und sich hauptsächlich deshalb auf die orientalischen Studien legte, um die Räthsel des christlichen Alterthums zu erforschen: was er später zu großem Aergerniß der Kirche durchgeführt hat. Er war im ganzen Kreise geistig der Geweckteste. Er hielt sich ein ganzes Jahr bei Edzardi auf und kehrte dann nach Jena zurück, während Francke nur zwei Monate den Unterricht des großen Lehrers genoß und dann seine Studien für sich im elterlichen Hause zu Gotha fortsetzte.

„Der Zustand meines Gemüths, da ich von Hamburg kam, war sehr schlecht und mit Liebe der Welt durch und durch befleckt. Gott gab mir auch zu erkennen, daß er seine Hand immer mehr von mir abgezogen, weil ich seiner kräftigen Vaterhand, die mich so nachdrücklich zur Bekehrung so manchmal gereizt, nicht Platz gegeben. Da fing ich nun gleichsam auf's Neue an, Gott mit Ernst zu suchen. Aber es bestand mein Suchen mehr im Aeußerlichen: ich sang und betete viel, las viel in der Schrift und andern geistlichen Büchern, ging viel zur Kirche, bereuete auch äußerliche Sünden und kam wohl mit Thränen zur Beichte, aber das blieb noch alle Zeit in meinem Herzen stecken, daß nach Ehre, Reichthum und guten Tagen trachten keine Sünde sei. Wenn ich auch alle Sünden bereuete, so bereuete ich den Unglauben nicht, der doch tiefe Wurzeln hatte in meinem Herzen. Doch war in solchen anderthalb Jahren, da ich zu Hause war, dem Aeußerlichen nach mein Zustand besser als vorhin. Meine Studien faßte ich in bessere Ordnung, wiederholte die Dinge, die ich auf Universitäten und sonst gefaßt, tractirte fleißig das alte und neue Testament in hebräischer und griechischer Sprache, daneben lernte ich Französisch

*) Geb. zu Hamburg 28. Juni 1629 (sein Vater war Pastor daselbst und eifriger Lutheraner), stud. zu Leipzig, Wittenberg und Tübingen, zuletzt unter Buxtorf in Basel. Er lebte in Hamburg als Privatlehrer des Hebräischen, hatte um seinen Tisch eine große Schule versammelt, und wirkte mit Eifer und Erfolg für die Bekehrung von Juden. Er starb 1. Jan. 1708; seine Söhne Eliezer und Sebastian setzten seine orientalischen Studien und sein Missionswerk fort; ein dritter schrieb zu London eine Geschichte der englischen Kirche.

und übte mich weiter im Englischen. Vor der Welt ward ich wohl für einen frommen und fleißigen Studenten gehalten, der seine Zeit nicht übel angewandt, aber in der That war ich nichts als ein bloßer natürlicher Mensch."

April 1684 kam er als Privatlehrer des Hebräischen nach Leipzig, hörte theologische Collegien bei Rechenberg, Olearius und Carpzov, übte sich fort im Englischen und Französischen und erlernte auch noch das Italienische. 1685 wurde er Magister und fing an Vorlesungen zu halten. Auch sein alter Freund v. d. Hardt habilitirte sich im folgenden Jahr in Leipzig (de orationis pondere); am nächsten aber trat ihm ein junger Magister Paul Anton (geb. 12. Febr. 1661 zu Hirschfeld, auf dem Gymnasium zu Zittau gebildet, in Leipzig seit 1680), der seit 1683 als Informator in Otto Mencke's Hause lebte und dort Francke's Tischgenoß wurde.

In einer Predigt ermahnte Carpzov die Studirenden, gemeinschaftlich die Bibel in der Ursprache zu lesen; Francke und Anton beschlossen sofort Hand an's Werk zu legen und 15. Juli 1686 ward das Collegium philobiblicum eröffnet. Spener ertheilte schriftlich Rath, wie die Sache am besten einzurichten sei, es fanden sich noch mehrere Magister und Studenten dazu ein, und da Anton bestimmt war, den Kronprinzen Friedrich August als Reiseprediger zu begleiten, gab Prof. Valentin Alberti 16. Febr. 1687 seine Wohnung dazu her und übernahm den Vorsitz. Anton reiste 26. April mit dem Prinzen ab; seine Stelle in der Freundschaft mit Francke vertrat der Magister Caspar Schad (geb. 13. Jan. 1666 im Hennebergischen), ein gedrückter Hypochonder, der auch bei ihm wohnte.

„Was mein Christenthum betrifft, erzählt Francke weiter, ist dasselbe, sonderlich in den ersten Jahren in Leipzig gar schlecht und laulicht gewesen. Meine Intention war, ein vornehmer und gelehrter Mann zu werden; in guten Tagen zu leben wäre mir auch nicht unangenehm gewesen, ob ich wohl das Ansehn nicht hätte haben wollen, als wenn ich danach trachtete. Die Anschläge meines Herzens waren eitel: ich war mehr bemüht, Menschen zu gefallen und mich in ihre Gunst zu setzen, als dem lebendigen Gott im Himmel. Auch im Aeußerlichen stellte ich mich der Welt gleich, in überflüssiger Kleidung und andern Eitelkeiten. In Summa: ich hatte im Bösen nicht ab, sondern zugenommen."

„Gott unterließ nicht mein Gewissen oftmals gar kräftig zu rühren, und mich durch sein Wort zur Buße zu rufen. Ich war wohl überzeugt, daß ich nicht im rechten Zustand wäre. Ich warf mich oft auf meine Knie und gelobte Besserung, aber der Ausgang bewies, daß es nur fliegende Hitze gewesen. Ich sah wohl, daß ich in solchen Principien, darauf ich mein Thun setzte, nicht

acquiesciren könnte, doch ließ ich mich durch die verderbte Natur immer mehr einschläfern, meine Buße aufzuschieben von einem Tage zum andern."

„Aber in solchem Zustand hat mein Leben der Welt gar wohl gefallen, daß wir uns mit einander wohl vertragen können. Denn ich liebte die Welt und die Welt liebte mich. Ich bin da gar frei von Verfolgungen gewesen, weil ich bei den Frommen dem Schein nach fromm und mit den Bösen in der Wahrheit böse zu sein und den Mantel nach dem Wind zu hängen gelernt hatte. Ich hatte sieben Jahre Theologie studirt, wußte wohl was unsere Thesis war, wie sie zu behaupten, was die Adversarii dagegen einwandten, aber das Wort Gottes war in mir unfruchtbar."

„Gleichwohl war ein solcher Grund in meinem Herzen, daß ich die Gottseligkeit sehr liebte, ohne Falsch ganz ernstlich davon redete, und guten Freunden meine Intention, hinfüro Gott zu leben, bezeugte. Wer wäre elender gewesen als ich, wenn ich in solchem Zustand blieben wäre, da ich mit der einen Hand den Himmel, mit der andern die Erde ergriff, bald dem einen, bald dem andern widerstrebte, und es also mit Keinem recht hielt!"

April 1687 besuchte Spener seine jungen Anhänger in Leipzig, auf die er einen tiefen Eindruck gemacht zu haben scheint. Francke's Stipendium wurde Oct. 1687 erneuert, mit der Bedingung, sich unter der Leitung des Superintendenten Caspar Sandhagen*) in Lüneburg in der Exegese auszubilden. Eben dahin begab sich H. v. d. Hardt, der sich vorher ein Jahr bei Spener in Dresden aufgehalten. Unterwegs in Magdeburg besuchte Francke den frommen Chr. Scriver.*)

„In Lüneburg waren nun die äußerlichen Hindernisse vom lieben Gott auf einmal weggenommen. Ich hatte mein Stübchen allein, darin ich nicht beunruhigt oder in guten Gedanken gestört ward, dazu speiste ich bei christlichen und gottseligen Leuten."

„Ich war kaum hingekommen, so ward ich um eine Predigt angesprochen, und zwar eine geraume Zeit ehe sie abgelegt werden sollte. Nun war doch bereits mein Gemüth in solchem Stand, daß ich nicht die bloße Uebung im Predigen, sondern vornehmlich die Erbauung der Zuhörer abzielte. Indem ich nun darauf bedacht war, gerieth ich über den Text: dieses ist geschrieben, daß

---

*) Geb. 1. Nov. 1639 im Westphälischen, stud. zu Rostock, wird aus Geldmangel Organist, dann Rector zu Bielefeld, 1672 Superintendent in Lüneburg. Er gab diese Stelle 1688 auf, was er später sehr bereute. Er starb 17. Juni 1697 als Generalsuperintendent zu Gottorp.

**) Damals 58 J. alt; durch Spener's Vermittelung 1690 Oberhofprediger in Quedlinburg, † 1693.

ihr gläubet, Jesus sei Christ, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen. Bei diesem Text gedachte sonderlich Gelegenheit zu nehmen, von einem wahren lebendigen Glauben zu handeln, und wie ein solcher von einem blos menschlichen Wahnglauben zu unterscheiden sei. Indem ich nun mit allem Ernst hierauf bedacht war, kam mir zu Gemüth, daß ich selbst einen solchen Glauben, wie ich ihn erfordern würde in der Predigt, bei mir nicht fände. Ich kam also von der Meditation der Predigt ab und fand genug mit mir selbst zu thun. Denn solches, nämlich daß ich keinen wahren Glauben hätte, kam mir immer tiefer zu Herzen."

„Ich wollte mich hier- und damit aufrichten, und gleichsam die traurigen Gedanken damit verjagen, aber es wollte nichts hinlänglich sein. Ich war bisher nur gewöhnt, meine Vernunft mit guten Gründen zu überzeugen, weil ich im Herzen vom neuen Wesen des Glaubens wenig erfahren hatte. Darum meinte ich mir nun auch durch einen solchen Weg zu helfen, aber je mehr ich mir helfen wollte, je tiefer stürzte ich in Unruhe und Zweifel."

„Ich meinte, an die h. Schrift würde ich mich doch halten; aber bald kam mir in den Sinn: wer weiß, ob auch die h. Schrift Gottes Wort ist? Die Türken geben ihren Alcoran und die Juden ihren Talmud auch dafür aus: wer will mir sagen, wer recht habe! Solches nahm immer mehr die Ueberhand, bis endlich von dem allen, was ich mein Lebelang von Gott und seinem offenbarten Wesen und Willen gelernt, nicht das geringste mehr übrig war, das ich von Herzen geglaubt hätte. Denn ich glaubte auch keinen Gott im Himmel mehr, und damit war alles aus. Es war nicht etwa bei mir eine solche Ruchlosigkeit, daß ich aus weltlich gesinntem Herzen die Wahrheit Gottes in den Wind geschlagen hätte. Wie gern hätte ich alles geglaubt, aber ich konnte nicht."

„Inzwischen ließ sich Gott meinem Gewissen nicht unbezeugt. Denn bei solcher wirklichen Verleugnung Gottes, welche in meinem Herzen war, kam mir dennoch mein ganzes bisheriges Leben vor Augen als einem, der auf einem hohen Thurm die ganze Stadt übersieht. Erstlich konnte ich gleichsam die Sünden zählen, aber bald öffnete sich auch die Hauptquelle, nämlich der Unglaube oder bloße Wahnglaube, damit ich mich selbst so lange betrogen. Und da ward mir mein ganzes Leben und alles, was ich gethan, geredt und gedacht hatte, als Sünde und ein großer Greuel vor Gott vorgestellt. Das Herz ward hart beängstigt, daß es den zum Feinde hatte, welchen es doch verleugnete und nicht glauben konnte. Dieser Jammer preßte mir viel Thränen aus den Augen, dazu ich sonst nicht geneigt bin. Bald saß ich an einem Ort und weinte, bald ging ich in großem Unmuth hin und wieder, bald fiel ich nieder auf meine Knie, und rufte den an, den ich doch nicht kannte. Doch

sagte ich, wenn ein Gott wahrhaftig wäre, so möchte er sich mein erbarmen. Und solches trieb ich oft und vielfältig. Wenn ich bei Leuten war, verstellte ich mein inneres Elend, so gut ich konnte."

Einmal unterhielt sich Sandhagen mit einem andern Geistlichen über die Frage: woraus der Mensch erkennen solle, ob er Glauben habe oder nicht? „Ueber solche Frage ward unterschiedliches unter ihnen geredet, so wohl einen Gläubigen hätte stärken mögen. Ich saß aber dabei, verwunderte mich anfänglich und gedachte, ob sie auch von Ungefähr auf einen solchen mir höchst nöthigen Discours kommen könnten, da doch Keiner von meinem Zustand das Geringste wußte. Ich hörte fleißig zu, aber mein Herz wollte sich dadurch nicht stillen, sondern ich ward vielmehr dadurch überzeugt, daß ich keinen Glauben hätte, weil ich gerade das Gegentheil von den Kennzeichen des Glaubens, so sie aus dem Grunde der Schrift anführten, an mir erkannte. Da wir uns trennten, offenbarte ich meinem Wirth mein Herz. Er erschrak und suchte alles hervor, mich aufzurichten. Ich legte mich dagegen mit meiner Vernunft, und sagte endlich zum Beschluß: was er angeführt, möchte ihn wohl stärken, aber mir könnte es nicht helfen."

„Inzwischen fuhr ich in meinem vorigen Thun fort und hielt an mit fleißigem Gebet, auch in der größten Verleugnung meines eigenen Herzens. Folgenden Tages, an einem Sonntag, gedachte ich mich gleich also in voriger Unruhe zu Bette zu legen, war auch drauf bedacht, daß ich, wenn keine Aenderung sich ereignete, die Predigt wieder absagen wollte, weil ich im Unglauben und wider mein eigen Herz nicht predigen, und die Leute also betrügen könnte. Ich weiß auch nicht, ob es mir würde möglich gewesen sein. Denn ich fühlte es gar zu hart, was es sei, keinen Gott haben, an den sich das Herz halten könne; seine Sünden beweinen, und nicht wissen warum, oder wer der sei, der solche Thränen auspresset, und ob wahrhaftig ein Gott sei, den man damit erzürnet habe; sein Elend und großen Jammer täglich sehen, und doch keinen Heiland und keine Zuflucht wissen oder kennen."

„In solcher großen Angst legte ich mich nochmals nieder auf meine Knie, und rief an den Gott, den ich noch nicht kannte noch glaubte, um Rettung aus solchem elenden Zustand, wenn anders wahrhaftig ein Gott wäre. Da erhörete mich der Herr, der lebendige Gott, von seinem h. Thron, da ich noch auf meinen Knien lag. So groß war seine Vaterliebe, daß er mir nicht nach und nach solchen Zweifel und Unruhe des Herzens wieder benehmen wollte, daran mir wohl hätte genügen können, sondern damit ich desto mehr überzeuget würde, und meiner verirreten Vernunft ein Zaum angeleget würde, gegen seine Kraft und Treue nichts einzuwenden, so erhörte er mich plötzlich. Denn wie man eine Hand umwendet, so war all mein Zweifel hinweg, ich

war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu, ich konnte Gott nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen, alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens ward auf einmal weggenommen, hingegen ward ich als mit einem Strom der Freuden plötzlich überschüttet, daß ich aus vollem Muth Gott lobte und preisete, der mir solche große Gnade erzeigt hatte. Ich stand gar anders gesinnet wieder auf, als ich mich niedergelegt hatte. Denn mit großem Kummer und Zweifel hatte ich meine Knie gebogen, aber mit unaussprechlicher Freude und großer Gewißheit stand ich wieder auf. Da ich mich niederlegte, glaubte ich nicht, daß ein Gott wäre, da ich aufstand, hätte ichs wol ohne Furcht und Zweifel mit Vergießung meines Blutes bekräftigt. Ich begab mich darauf zu Bette, aber ich konnte für großen Freuden nicht schlafen, und wenn sich etwa die Augen ein wenig zuschlossen, erwachte ich bald wieder und fing aufs neue an den lebendigen Gott, der sich meiner Seele zu erkennen gegeben, zu loben und zu preisen. Denn es war mir, als hätte ich in meinem ganzen Leben gleichsam in einem tiefen Schlaf gelegen, und als wenn ich alles nur im Traum gethan hätte, und wäre nun erst davon aufgewacht. Es durfte mir niemand sagen, was zwischen dem natürlichen Leben eines natürlichen Menschen, und zwischen dem Leben, das aus Gott ist, für ein Unterschied sei. Denn mir war zu Muth, als wenn ich todt gewesen wäre, und siehe, ich war lebendig geworden. Ich konnte mich nicht die Nacht über in meinem Bette halten, sondern ich sprang vor Freuden heraus und lobete den Herrn meinen Gott. Ja es war mir viel zu wenig, daß ich Gott loben sollte, ich wünschte, daß alles mit mir den Namen des Herrn loben möchte. Ihr Engel im Himmel, rief ich, lobet mit mir den Namen des Herrn, der mir solche Barmherzigkeit erzeiget hat! Meine Vernunft stand nun gleichsam von ferne, der Sieg war ihr aus den Händen gerissen, denn die Kraft Gottes hatte sie dem Glauben unterthänig gemachet. Doch gab sie mir zuweilen in den Sinn: sollte es auch wohl natürlich sein können? sollte man nicht auch von Natur solche große Freude empfinden können? Aber ich war gleich dagegen ganz und gar überzeuget, daß alle Welt mit aller ihrer Lust und Herrlichkeit solche Süßigkeit im menschlichen Herzen nicht erwecken könnte, als diese war, und sahe wohl im Glauben, daß nach solchem Vorschmack der Gnade und Güte Gottes die Welt mit ihren Reizungen zu einer weltlichen Lust wenig mehr bei mir ausrichten würde. Denn die Ströme des lebendigen Wassers waren mir nun allzu lieblich worden, daß ich leicht vergessen konnte der stinkenden Mistpfützen dieser Welt."

„Von der Zeit her hat es mit meinem Christenthum Bestand gehabt, und ist mir leicht geworden, zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste. Und da ich vorhin nur einen Götzen aus der Gelehrsamkeit

gemacht, sahe ich nun, daß Glaube wie ein Senfkorn mehr gelte als hundert Säcke voll Gelehrsamkeit, und daß alle zu den Füßen Gamaliel's erlernte Wissenschaft als Dreck zu achten sei gegen die überschwängliche Erkenntniß Jesu Christi unsers Herrn. Von da an habe auch erst recht erkannt, was Welt sei, und worin sie von den Kindern Gottes unterschieden sei. Denn die Welt fing bald an mich zu hassen und anzufeinden."

Die Erzählung ist sehr ausführlich geworden, aber sie erspart die Wiederholungen: was mit dieser starken Menschenseele geschah, das erneuert sich, nur schwächlicher, ungefähr bei allen Pietisten. Es ist ein ernstes Stück Menschenleben, und Francke war der eigentliche Führer der streitenden Kirche, die durch Spener nur angeregt war.

Der Drang nach unmittelbaren Erfahrungen des Geistes trieb die Pietisten, allen Mystikern ein offenes Ohr zu leihen, die sich ähnlicher Gesichte rühmten. Die Zeit war fruchtbar an solchen Erscheinungen: 1689 wurde der Schwärmer Quirinus Kuhlmann in Moskau verbrannt, der vorher Deutschland mit seinen Tollheiten angefüllt hatte; in Frankreich und Spanien regten sich gleichzeitig die Molinisten, die als das Ziel der Religion eine unbedingte Vertiefung des Willens und des Verstandes in die Ruhe Gottes ausgaben. „Es sind Chimären! schreibt Leibnitz 25. Mai 1688 an den Landgrafen: il faudrait prendre de l'opium ou boire un bon Rausch, pour parvenir à une telle quiétude ou inaction, qui n'est autre chose qu'une stupidité convenable aux brutes." Er ist ganz damit einverstanden, daß die Jesuiten dies Unwesen bekämpfen, und verspottet Spener, der sich bis zu einer gewissen Grenze ihrer angenommen hatte. „Je sais que ce Docteur fait grand état de la Théologie mystique, jusqu'à avoir fait naître des soupçons à ceux de ses confrères, qui sont plus inclinés que lui à la mondanité." Spener hatte die Contemplation über die Meditation gesetzt: „nur die wahre Meditation, erwiedert Leibnitz, führt zur Contemplation, d. h. zur Anschauung der Vollkommenheiten Gottes und zur Liebe zu ihm. Auch die Einfältigen meditiren, so gut es geht; kommt nicht viel dabei heraus, so begnügt sich Gott mit ihrem guten Willen, der doch bei der Liebe die Hauptsache ist." „Es hat auch früher Quietisten gegeben, aber Molinos ist darum gefährlich, weil er die Sache aus der bloßen Speculation ins wirkliche Leben überträgt."

Francke ging Febr. 1688 mit H. v. d. Hardt nach Hamburg, um Edzardi's Unterricht noch weiter zu benutzen, dem er aber jetzt seines schwärmerischen Wesens wegen sehr mißfiel. Hardt wurde bald darauf vom Herzog Rudolf August, der seine Gelehrsamkeit sehr hoch schätzte, als Bibliothekar nach Wolfenbüttel berufen; Francke blieb das Jahr durch in Hamburg,

und benutzte die Zeit, eine Reihe eifriger Anhänger zu werben (z. B. Elers), die ihm überall hin folgten. Dec. 1688 ging er über Celle, Wolfenbüttel und Leipzig, wo er 8 Tage blieb, nach Dresden zu Spener, in dessen Hause er sich Jan. und Febr. 1689 aufhielt, und den er seitdem als seinen Vater in Jesu verehrte.

Spener hielt für seine Pflicht, am Bußtag Febr. 1689 als Beichtvater dem Kurfürsten schriftlich Vorstellungen über den Zustand seines Gemüths zu machen. Der Kurfürst, im Anfang gerührt, aber durch seine Hofleute darauf aufmerksam gemacht, wie sehr so etwas gegen den Respect verstoße, gab eine weitläufige Antwort, in welcher er diejenigen, die Spener aufgehetzt, mit seiner Ungnade bedrohte. Ein zweites Schreiben Spener's wurde uneröffnet zurückgegeben. Fortan vermied der Kurfürst seine Predigten, und ging bei einem andern Geistlichen zur Communion: Spener fühlte, daß seine Stellung unhaltbar werde, aber er schlug eine, ihm in jener Zeit angetragene Predigerstelle in Berlin dennoch aus: er sei bereit hinzugehn, wohin ihn Gott senden wolle, sobald er nur über den göttlichen Ruf unzweifelhafte Gewißheit habe; er halte sich aber nicht für ermächtigt, aus eigener Bewegung seine Stelle, so sehr ihm die Wirksamkeit auch verkümmert sei, zu verlassen.

Febr. 1689 kehrte Francke nach Leipzig zurück, „brennend vor Verlangen, die lebendige Gotteserkenntniß, die erst jetzt in ihm die frühere buchstäbliche und todte verdrängt habe, auch in die Gemüther der jungen Theologen zu bringen." Er übernahm mit seinem Freunde Schad wieder das biblische Collegium, und hielt, unter Vergünstigung des Rectors Olearius, exegetische Vorlesungen, die bald von 300 Zuhörern besucht wurden. Einige Magister vereinigten sich außerdem mit ihm zur Privatlectüre der h. Schrift: auch in diese Versammlung strömten die Studirenden. Anton, der aus Wien zurückkehrte, schloß sich mit gleichem Erfolg diesen Bestrebungen an*), bis er als Superintendent nach Rochlitz berufen wurde.

Zu denjenigen Magistern und Studenten, die sich ihm diesmal in Leipzig enger anschlossen, gehörten J. H. Michaelis (geb. zu Hohenstein 26. Juli 1668) der zuerst zum Handelstand bestimmt war, aber 1688 nach Leipzig kam, um mit Hilfe der dortigen Rabbiner gründlich die orientalischen Sprachen zu

*) In Wien war er April 1689 im Gefolge seines Pflegebefohlenen, des Prinzen Friedrich August, dem Kaiser vorgestellt. Dieser hatte ihn versichert: „daß Wir kein hartes Herz gegen die Evangelischen haben. Der Zustand aber ist bekannt, daß Wir hernach nicht alles verhindern können, wenn sie sich nicht genug in Acht nehmen, sondern nur einen Schein geben, daß die Gegner sich bei Uns über sie beschweren können." — Er wurde 1692 Hofprediger zu Eisenach.

studiren, und Joachim Lange (geb. 16. Oct. 1670 zu Gardelegen in der Altmark, Sohn eines Rathsverwandten), der spätere Kampfhahn des Pietismus, und eine seiner unangenehmsten Persönlichkeiten. Von seinem ältern Bruder (später Pastor in Hamburg) war er in der Gottseligkeit unterrichtet; als 1685 ihr Haus abbrannte, hatte dieser Bruder ausgerufen: „laßt brennen! steht doch der Himmel noch!" und Lange selbst gewann dadurch ein starkes und bleibendes Bild von den Flammen der Hölle. Da die Familie dadurch verarmte, wurde Lange von Verwandten auf die Schule zu Quedlinburg gegeben, wo er bereits „die zartesten Bewegungen Gottes in seiner Seele verspürte;" dann nach Magdeburg, wo Chr. Scriver sein Beichtvater war. Sommer 1689 wurde er von seinem Bruder, der sich in Hamburg ganz an Francke angeschlossen hatte, nach Leipzig geschickt, wo er bei Francke wohnte: auch Schad und Michaelis waren in demselben Hause, bis Lange, der in sehr dürftigen Umständen war, bei Thomasius als Informator aufgenommen wurde. In dieser Zeit lernte er einen frommen Bauern kennen, der an Anfechtungen des Satan litt: Lange wurde davon angesteckt, und diese Ansteckung pflanzte sich nicht nur auf mehrere Pietisten fort, sondern wurde als gewisse Probe des Gnadenstandes angesehn. — Auch mit dem Teufel machte der Pietismus Ernst.

Die Sache fing an, bei der Facultät Aufmerksamkeit und Anstoß zu erregen. Die bisher am meisten besuchten Vorlesungen über Logik, Homiletik und Metaphysik wurden nun zum großen Verdruß der alten Professoren vernachlässigt. Die Anhänger Francke's entsagten dem wüsten Studentenleben, zogen sich in die Stille zurück, ergaben sich Uebungen der Frömmigkeit (Pietät) und gaben ihre Wiedergeburt auch äußerlich durch Kleidung, Sprache, Mienen und Geberden kund: sie legten die gestickten Halstücher und Perücken ab und verbrannten die nachgeschriebenen Collegienhefte. Diese Aeußerlichkeit erregte Aufsehen und zog ihnen den Spottnamen Pietisten zu. Von dem Verdacht der Heterodoxie (daß sie die Seligkeit auf die guten Werke gründeten und sich unmittelbarer Offenbarungen rühmten) rechtfertigte sich Francke zwar in einem Colloquium; doch äußerten die Prediger schon von der Kanzel ihre Bedenken, und bei dem Leichenbegängniß eines jungen Pietisten bemerkte Carpzov: es würden aus ihnen zwar ziemlich fromme, aber auch ziemlich ungelehrte Studenten hervorgehn; während der Professor Poeseos Joachim Feller*) bei

*) Geb. zu Zwickau 30. Nov. 1628, Lehrer an der Nicolaischule; schrieb u. a. de cygnorum cantu; de avibus noctu lugentibus; sein Dichtername war Cholander. Er stürzte 5. April 1691 im Schlaf aus einem Fenster und blieb todt. Sein Sohn wurde Secretär bei Leibnitz.

dieser Gelegenheit dichtete: „was ist ein Pietist? der Gottes Wort studirt, und nach demselben auch ein heilig Leben führt.“ — Es wurde nach Dresden berichtet, und die Einleitung einer Untersuchung beschlossen.

Sept. 1689 kam Spener in dieser Angelegenheit nach Leipzig: Alberti schlug ihm vor, die Unruhen dadurch zu beendigen, daß man Francke auf eine bessere Stelle versetzte. Spener nahm sich eifrig seiner Freunde an*), aber seine Autorität war bereits gesunken. Die Untersuchung, die Oct. 1689 abgeschlossen wurde, führte zu keinem Resultat; Francke reichte eine Apologie ein, die Facultät eine Gegenschrift; zuletzt handelte es sich um einen Formstreit, ob Francke berechtigt sei, theologische Vorlesungen zu halten; und ob jedes Collegium, welches sich mit der Religion beschäftige, theologisch zu nennen sei. Darüber wurde hin- und hergehandelt. — Der Streit nahm eine ernste Wendung durch die Einmischung des Thomasius.

Um Thomasius mit seinen eignen Waffen zu bekämpfen, hatte man ihm Jan. 1689 in der Person des Numismatikers Tentzel**) einen Gegner gesetzt, der in den „monatlichen Unterredungen“ (1689 — 98) in der durch ihn angebahnten Form für die Orthodoxie und das Zopfthum in die Schranken trat. Dieser Gegner war ihm freilich zur Erwiderung zu gering; desto rücksichtsloser neckte er jetzt die Facultäten und band Jan. 1689 mit Carpzov persönlich an: die pietistischen Händel kamen ihm ganz recht: es galt dem gemeinsamen Feind, der Facultät, und überhaupt war Thomasius jeder Inquisition abhold. Er stellte 7. Nov. 1689 nicht blos ein Rechtsbedenken aus, in welchem die ganze Inquisition gegen die Pietisten für unrechtlich und nichtig erklärt wurde, sondern er sprach seine Mißbilligung öffentlich in einer Vorlesung „über die Vorurtheile gelehrter Männer“, und zwar in sehr heftigen

*) Spener in seiner vermittelnden Weise war mit ihnen nicht ganz einverstanden; sie sollten wenigstens gegen Andre tolerant sein. „Metaphysica scripta, schreibt er an Rechenberg 15. Juli 1689, quosdam combussisse, non probo, sed multo minus illos, qui, nisi Metaphysicus sit, Theologum esse non posse, sibi imaginantur. Non excuso, si qui in cultu pietatis prudentiam non servent; doleo vero vicem saeculi, in quo pleraque minus pericula habere videntur quam pietas.“ — Kriegerischer lauten Francke's Briefe. So schreibt er 21. Aug. 1689 an Spener, indem er sich über Rechenberg's Furchtsamkeit beklagt: „Silent leges Christi inter arma Satanae. Sed nemo eorum omnium, qui hactenus aliquam lucis coelestis scintillam admisit, tumultuariis istis, quibus omnia aguntur, coactus, in priores regressus est tenebras.“

**) Geb. 11. Juli 1659 in Arnstadt in Thüringen, 1685 Lehrer und Münzaufseher in Gotha, 1696 hz. sächs. Historiograph, 1702 Rath in Dresden, aber schon im folgenden Jahre in Ungnaden entlassen, weil eine seiner numismatischen Auslegungen den Hof nicht befriedigt, † in großer Armuth 24. Nov. 1707.

Worten aus. — An der Sache selbst war ihm nicht viel gelegen; das schleichende kopfhängerische Wesen seines Hofmeisters, des jungen Lange, konnte dem kecken Humoristen nicht zusagen: aber wenn man eine Sache zunächst in formeller Hinsicht sehr eifrig verficht und ihretwegen verfolgt wird, so sucht man ihr auch gern die guten Seiten abzugewinnen. So ging es Thomasius in den nächsten Jahren mit dem Pietismus.

In seinem Gutachten bemerkt Spener: „wo Einige, so vorher sicher dahin gegangen, einmal aus dem Schlaf aufwachen, so ist allezeit das erste ein großer Eifer in dem, was man erkennt, ein Widerwille gegen seine vorige Unwissenheit, auch wohl gegen diejenigen, so daran Schuld haben, und die Begierde, Andre gleichfalls des Erkannten theilhaftig zu machen. Dabei aber mangelt es an der Erfahrung, und es mag leicht geschehn, daß sie aus Haß des einen Extrems auf die Grenzen des andern kommen. In solchem Stand wird von dem Predigtamt große Sanftmuth erfordert, daß sie sich ja hüten, solche Leute nicht zu ärgern, sondern daß sie gleichsam mit beitreten, was gut und recht ist loben und billigen, und vor Allem trachten, das gute Vertrauen gegen sich zu erhalten, als die selber das Gute nicht begehrten zu hindern, sondern zu fördern. Wo man in den Schranken bleibt, ist's unmöglich, daß eine Unordnung entstehn oder überhand nehmen kann, sondern das Werk des Herrn geht glücklich und gesegnet von statten; wo aber der geistliche Stand gleich einen Widerwillen gegen solche Anfänglinge spüren läßt, auf den Kanzeln sich dagegen legt und zu spotten anhebt, etwas dessen, so jene gut zu sein in ihrer Seele versichert sind, verwirft und unter dem Vorwand eines zu besorgenden Mißbrauchs in Verdacht zieht, da ist's verloren.“ Der Pietismus könne nicht als eine Secte betrachtet werden, der Name selbst sei nur aufgekommen als Spottname für solche Menschen, die es mit dem Christenthum recht ernst meinten und in ihren Versammlungen eine heilsame Erbauung suchten. Er wünschte, daß das Collegium philobiblicum unter der Aufsicht eines Professors wieder zu Stand käme; er billigte das Verbot der ungeregelten Conventikel, empfahl aber die Erneuerung derselben unter der Leitung eines Predigers. Die Facultäten hätten ihren Fleiß auf dasjenige zu richten, was gerade jetzt wegen des in der studirenden Jugend erregten Eifers nothwendig sei, auf biblische und die Frömmigkeit förderndе Vorlesungen.

Die beiden theologischen Facultäten dagegen beschlossen Merz 1690, man solle die der Theilnahme an den Conventikeln Verdächtigen nicht befördern, ihnen die Stipendien entziehn, u. s. w. „Die Prediger, zu denen wir die Studenten in die Kirche weisen, sollen sie fromm, wir, zu denen sie in die Vorlesungen kommen, sollen sie gelehrt machen.“ Der eifrigste unter den Leipziger Gegnern des Pietismus war der gelehrte Aug. Pfeiffer, der 1689

als Superintendent nach Lübeck berufen wurde († 11. Jan. 1698); er schrieb u. a.: de odio pietistarum contra scholas; de fanaticis, scholarum et humaniorum literarum infestissimis hostibus; de pietistis, inscitiae et barbariei patronis u. s. w. — Die Sache wurde aber bald aus dem wissenschaftlichen in das politische Gebiet gespielt. Die Veranlassung war Thomasius.

Als der lutherische Herzog von Zeitz 1689 die Schwester des Kurfürsten von Brandenburg heirathete, gab das am sächsischen Hof Anstoß; auf seine Veranlassung gab der jenaische Theolog Müller eine Flugschrift gegen die gemischten Ehen heraus, und Caspar Löscher, Professor in Wittenberg, versicherte, es werde von den Reformirten in ihrem Katechismus das für ihren einzigen Trost erklärt, daß Christus nicht für sie gestorben sei. Gegen beides erhob Thomasius seine Stimme: er führte aus, daß ein Reformirter in seiner Religion selig werden könne, daß aber sowohl ein Lutheraner als ein Reformirter, wenn er den durch die Liebe thätigen Glauben nicht besitze, sondern seinem Bruder alles gebrannte Herzeleid anthue, ihn verketzere und verleumde, in seiner Religion zum Teufel fahren könne. — Da nun der brandenburgische Hof Jan. 1690 Müller nach Spandau brachte, beschloß man in Sachsen Repressalien; die Facultäten von Wittenberg und Leipzig reichten eine Anklage gegen Thomasius ein: er habe einen wohlverdienten lutherischen Theologen beschimpft, den Reformirten geschmeichelt, das Kurhaus Sachsen einer (gegen den enthaupteten Kanzler Crell) verübten Ungerechtigkeit beschuldigt; er vertheidige ohne Scheu das pietistische Unwesen, und hechle, was von den Predigern auf der Kanzel dem Wort Gottes gemäß vorgetragen werde, nach seinem Brauch in deutscher Sprache durch, damit auch der gemeine Mann desto mehr dadurch geärgert werden möchte. Darauf erfolgte 10. Merz 1690 ein Decret des Oberconsistoriums, worin ihm alles Lesen, Disputiren und die Herausgabe von Schriften untersagt wurde; zugleich aber, unmittelbar vom Kurfürsten selbst, ein geheimer Haftbefehl. Thomasius, von dem letzteren in Kenntniß gesetzt, fand für gerathen, die Stadt zu verlassen (Lange begleitete ihn), und begab sich Mai 1690 nach Berlin, wo er sehr zuvorkommend empfangen und zum kurfürstlichen Rath ernannt wurde; als solcher hatte er die Kühnheit, sich gleich darauf in Leipzig zu zeigen, wo man seine Habseligkeiten mit Beschlag belegt hatte: sie wurden ihm auf brandenburgische Requisition ausgeliefert, und dem Verfahren gegen ihn überhaupt keine weitere Folge gegeben. Aber die Pietisten, als seine Mitschuldigen, mußten für ihn büßen. Da Francke in dieser Zeit Leipzig verließ, setzte Schad die Collegien in deutscher Sprache fort, aber der gedrückte schwächliche Mann wurde durch die beständigen Anfechtungen so geängstigt, daß er die Bürger selbst auf das Beweglichste bat, die Vorlesungen nicht ferner zu besuchen.

Francke, der das dringende Bedürfniß fühlte, für seine Ueberzeugungen im Reich Propaganda zu machen, begann Jan. 1699 seine Rundreise. Zuerst besuchte er Seckendorf auf seinem Gut Meuselwitz, wo er auch predigte; in Zeitz lernte er den Rector Cellarius kennen, damals einen der gelehrtesten Philologen Deutschlands: sehr günstigen Boden fand er in Jena, wie denn überhaupt der Eifer seiner Persönlichkeit etwas Bezauberndes hatte: hauptsächlich schlossen sich der Magister Wiegleb und der berühmte Historiker Caspar Sagittarius*) ihm an; auch Dr. Baier, obgleich er von seinen Ansichten abwich, kam ihm freundlich entgegen. In Erfurt besuchte er seinen alten Freund, den Senior Justus Breithaupt**) der mit ihm 1682 in Kiel unter Kortholt studirt, und ihn an Eifer für die Frömmigkeit fast noch überbot; dann ging er nach Gotha. Hier traf ihn der Ruf zu einer Predigerstelle in Wurzen; er schwankte zwar mit sich selbst, ob er ein geistliches Amt annehmen dürfe, ging aber doch nach Leipzig, um den Ruf des Herrn abzuwarten. Die Sache zerschlug sich, und Familienangelegenheiten bestimmten ihn, Febr. 1689 nach Lübeck zu gehn, wo er sich zwei Monate aufhielt und einige Male predigte, obgleich sein alter Gegner Aug. Pfeiffer, der von Leipzig als Superintendent nach Lübeck versetzt war, von der Kanzel gegen ihn donnerte, und Carpzov aus Leipzig den Lübecker Magistrat beschwor, diesen Störenfried nicht zuzulassen. In der Stadt gab es große Aufregung, aber Furcht kannte Francke nicht; sein Zeugniß wurde immer lauter, sein Eifer immer größer. — Von da ging er nach Hamburg, wo der Krieg bereits zum Ausbruch gekommen war.

---

*) Geb. zu Lüneburg, wo sein Vater Rector war, 23. Sept. 1643; giebt schon auf der Schule Anmerkungen zum Justin heraus, studirt zu Helmstädt, besucht auch Kopenhagen, Wittenberg, Leipzig, Jena und Altorf; 1668 Rector zu Saalfeld, 1671 Magister zu Jena, 1674 daselbst Professor der Geschichte. — Commentare zum Justin, Plautus, Terenz, Cicero; zahlreiche kleine Monographien über Alterthümer, über die Orakel, die Märtyrer; ferner über deutsche Specialgeschichte, überall auf tüchtigem Studium und unmittelbarer Anschauung beruhend. Sein Nucleus historiae Germaniae wurde 1676 ins Französische übersetzt. 14. Mai 1678 wurde er Dr. Theol. und heirathete an demselben Tage die Wittwe seines Vorgängers Bosius. Er machte verschiedene Reisen durch Deutschland und Dänemark, um Urkunden für die deutsche Geschichte zu sammeln. Ueber seinem Hauptwerk, Introductio in historiam ecclesiae starb er 9. Merz 1694. — Ein Namensvetter, Paul Sagittarius (1645—1694), Superintendent in Altenburg, zeichnete sich in der Münzkunde aus. —

**) Geb. zu Nordheim (bei Göttingen) 1658, stud. zu Helmstädt, 1680 Conrector zu Wolfenbüttel, dankt während der Pest ab, stud. unter Kortholt zu Kiel, geht von da nach Frankfurt zu Spener, dessen eifriger Anhänger er wird; 1685 Professor zu Kiel, 1687 Senior des Ministeriums zu Erfurt. — Er blieb unverheirathet.

Nach Hamburg war Spener's Schwager Horbius 1685 als Pastor gekommen, und hatte mit zwei befreundeten Predigern Collegia pietatis eingerichtet. Der Friede wurde gestört, als J. Fr. Mayer 1687 aus Wittenberg nach Hamburg berufen wurde.

J. Fr. Mayer war 6. Dec. 1650 zu Leipzig geboren, Sohn des Pastors zu St. Thomas, aus einer alten Leipziger Familie. Kaum 17 Jahr alt, wurde er in seiner Vaterstadt Magister, und 1672 Prediger, vom Superintendenten mit dem Spruch eingeführt: „Niemand verachte deine Jugend." An seinem Hochzeitstag, 29. Mai 1673, wurde er Licentiat der Theologie, und seiner Neigung gemäß, 1684 Professor zu Wittenberg. Extra academiam vivere, sagte er einmal, est pessime vivere. Seine Beredsamkeit und sein vielseitiges Wissen verschaffte ihm großes Ansehn. Im Anfang war er von Spener sehr begeistert, aber eine amtliche Rüge, die ihm derselbe ertheilte, machte ihn zu seinem leidenschaftlichsten Gegner. Es war ein schreibfertiger Herr: die Titel seiner Schriften, eng gedruckt, nehmen bei Jöcher sieben Spalten ein; darunter: num Joseph, Mariae maritus, tempore nativitatis Christi fuerit senex decrepitus? an diabolus Christum exinanitum pro filio Dei agnoverit? de poenitentia bestiarum ninivitica; cur Christus statim post Adami lapsum non fuerit incarnatus, sed mundi expectaverit senectutem? ob Pythagoras ein Jude oder ein Karmelitermönch war? — Auch hatte er nicht verfehlt, Melanchthon's zu große Nachsicht anzuklagen, und den Heiligen seiner Kirche in der mit 16 Kupferbildern verzierten Schrift: „liebreicher Rosengeruch des unbefleckten Wandels Lutheri" zu feiern.*)

Auf seinen Betrieb setzte der Senior des Hamburger Ministeriums Merz 1690 einen Convent an, in welchem den Pastoren folgender Revers vorgelegt wurde: man verbände sich nicht nur, auf keinerlei Weise von den symbolischen Büchern abzugehn, sondern auch die seit einiger Zeit bekannt gewordenen antiscriptuarios, pseudophilosophos, laxiores theologos und andere fanaticos, sonderlich Jacob Böhmen, auch chiliasmum tam subtiliorem quam crassiorem zu verwerfen, ihre Anhänger für keine Brüder zu erkennen, sie nicht zu entschuldigen, alle von den Vorfahren erhaltene Kirchenceremonien fortzupflanzen und dagegen alle Neuerung, sie habe Namen wie sie wolle, ob sie gleich das Ansehn gewinne der Verbesserung des Christenthums, solange

*) Als ihn auf seinem Sterbebett — er wurde 62 Jahr alt und starb an der Brustwassersucht — sein Arzt fragte, worin wohl die Glückseligkeit der Gerechten im ewigen Leben bestehe? so setzte er sich auf seinem Stuhl recht in Positur, als wenn er ihn gründlich unterrichten wollte, und sprach: das will ich ihm sagen. Aber in dem Augenblick erstickte er. — Die Anekdote erzählt der alte Jöcher.

die Kirche nicht ein Anderes veranlasse, eifrigst zu verhüten. — Sämmtliche Pastoren unterzeichneten diesen Revers, mit Ausnahme von Horbius und seinen beiden Freunden. Sie erhielten von Spener und einigen gleichgesinnten Theologen ein günstiges Gutachten: es sei eine schöne Larve, da man unter dem Vorwand des Eifers für die reine Lehre einen unschuldigen Satz der Ketzerei bezüchtigt, oder wo man nichts auch nur mit ziemlichem Schein verbürgen kann, auf's wenigste den Leuten einbildet, es sei ein heimliches, so subtiles Gift darunter verborgen, daß man's nicht sehn könne. Das Ministerium dagegen, von den Theologen zu Wittenberg, Kiel, Greifswald und Lübeck unterstützt, ließ von Mayer eine Schutzschrift ausarbeiten, in welcher Spener, dem „Patron aller Irrgeister", die ganze Unruhe schuldgegeben wurde. Die ganze Kirche nahm Theil an dieser Streitigkeit; in Hamburg wurde sie vorläufig dadurch beendet, daß die drei renitenten Prediger auf das Andringen des Magistrats sich fügten. — In diese Unruhen wagte sich Francke; Alles wurde gegen ihn erregt, und namentlich sein alter Lehrer Esra Edzardi sagte sich ganz von ihm los und schloß sich seinen bittersten Verfolgern an. — Unter diesen Umständen erhielt er April 1690 einen Ruf nach Erfurt, dem er Folge leistete, weil er in ihm eine göttliche Bestimmung sah, obgleich seine Umstände sich dadurch nicht besserten: sein Stipendium, das er noch genoß, betrug 180 Rthlr., die neue Stelle trug nur 70 fl. ein. —

Der Brand war in der Kirche, von Jahr zu Jahr wurde sein Umfang größer, das Ansehn drohender. Wir wenden die Augen wieder nach der andern Seite.

---

Heraldik und Genealogie waren die Lieblingsstudien der deutschen Geschichtsforscher: galt es doch den Preis der Allmächtigen dieser Erde! Es gab wenig hochfürstliche Häuser, deren Ursprung durch einen dienstwilligen Gelehrten nicht bis auf eine der altrömischen Familien zurückgeführt wäre. Als Herzog Ernst August sich 1685 in Venedig aufhielt, überraschte ihn ein dortiger Genealog mit der Entdeckung, daß er unmittelbar vom Kaiser Augustus abstamme. Zu gebildet, um von dieser Stammtafel besonders befriedigt zu werden, beauftragte der Herzog doch nach seiner Rückkehr 1686 seinen Hofgelehrten, genauere Untersuchungen anzustellen. Leibnitz war eben in historische Studien vertieft, da ihm Hiob Ludolf*) aus Frankfurt a. M. einen Plan einge-

*) Geb. 15. Juni 1624 zu Erfurt, legt sich nach den gewöhnlichen Vorarbeiten auf das Studium der orientalischen Sprachen, in Leyden 1645, in Frankreich 1647,

schickt hatte, die historischen Forschungen Deutschlands durch Vereine zu organisiren. Mit dem größten Eifer ging er darauf ein. Die Geschichtsschreiber sollten wie die Naturforscher das Geschäft unter sich vertheilen. „Während die Mitglieder an ihren Aufgaben arbeiten, gebe man täglich die Materialien heraus. Manchem kommen Urkunden, Chroniken und Fragmente in die Hand, welche für ihn werthlos, Andren ein Licht anzünden können, weil nur der in den Gegenstand Eingeweihte die richtigen Folgerungen zieht." „Ein Anderes ist es, ein zierliches und blühendes Geschichtsbuch liefern, ein anderes, ein umfassendes Werk, das nicht zum Zeitvertreib der Leser ausgearbeitet wird, sondern damit das gegenwärtige Zeitalter der Nachwelt einen sichern Schatz hinterlasse, aus welchem nachher Jedermann mit Gewißheit die Grundlagen der Geschichte entnehmen könne."

Um nun die Urkunden der braunschweigischen Geschichte an der Quelle aufzusuchen, begab sich Leibnitz mit Empfehlungen des Herzogs, Herbst 1687, auf die Reise. Unterwegs besuchte er seinen vieljährigen Gönner und Correspondenten, den Landgrafen Ernst. — Dieser zählte jetzt 64 Jahr. Nach einem wilden abentheuerlichen Leben hatte er sich auf seiner Veste Rheinfels zur Ruhe gesetzt, sammelte eine große Bibliothek, die leider kurz vor seinem Tode verbrannte, und führte eine Correspondenz von unglaublicher Ausdehnung, über politische und religiöse Angelegenheiten, in einem Französisch, wie es weder vorher noch nachher je geschrieben ist.

Seinen Correspondenten gegenüber hatte der alte Herr mit seinen Bekehrungsversuchen, so eifrig er sie fortsetzte, kein Glück: er hat keinen Einzigen zu seiner Kirche herübergezogen. Ein größerer Erfolg wurde ihm bei einer andern Klasse: junge Mädchen von 14 — 18 Jahren aus den niedern Ständen, die er 1671 — 1684 auf seinem Schloß hielt und zuweilen auch mit nach Venedig nahm. Er wünschte von ihnen caressirt zu sein, aber durchaus in Ehren, wie er einmal sehr ernsthaft versichert — auch hatte er in Venedig seine Kräfte erschöpft —; seine Tagebücher geben sorgfältige Beschreibungen ihrer Persönlichkeit; gewöhnlich entließ er sie, bekehrt und mit einer reichen

England 1648, Rom 1649: dort läßt er sich von einem abyssinischen Gelehrten in der äthiopischen Sprache unterrichten. 1651 in Schweden und Dänemark, 1652 Geh. Rath in Gotha, seit 1677 in Frankfurt a. M., wo er auch blieb, als er 1681 zum kurpfälzischen Kammerdirector ernannt wurde. Historia Aethiopica 1681; Grammatik, Wörterbuch u. s. w. dieser Sprache. Ueber diese Dinge verkehrte er viel mit Edzardi, auch stand er mit Jerusalem und Alexandrien in unmittelbarer Verbindung. Er verstand 24 Sprachen. Auch das Sammelwerk „Allgemeine Schaubühne der Welt" (1699) ist von ihm. 1686 untersuchte er in Wolfenbüttel die türkischen Handschriften. Er starb 8. April 1704.

Aussteuer versehen, in ihre Heimath. Zwei Jahre später (Febr. 1690) ließ er sich ein siebzehnjähriges. Fräulein zur linken Hand antrauen.

Leibniz machte auf ihn persönlich einen sehr guten Eindruck, obgleich er seinem Andringen, öffentlich das Bekenntniß des katholischen Glaubens abzulegen, auch diesmal widerstand. „Ew. Gnaden lassen sich nichts merken, schreibt der Landgraf 4. Dec. 1687 an den Kurfürsten von der Pfalz: er ist zwar in foro externo nicht katholisch, aber sonsten in controversiis fidei wohl erfahren, et non procul a regno Dei, und gewiß nicht vor die protestirende Partei gegen die unsrige, sondern vielmehr solcher wohl zugethan." In dem Empfehlungsschreiben an einen andern katholischen Fürsten macht der Landgraf geltend, daß Leibniz seit langen Jahren nicht zum Abendmal gegangen sei: er habe ihm zwar den Grund nicht mitgetheilt, aber es könne doch offenbar kein anderer sein, als daß er an der Befugniß der protestantischen Pfarrer zweifle, das Sacrament zu ertheilen!

In Frankfurt a. M. (19. Dec. 1687) machte er Ludolf's persönliche Bekanntschaft: sie studirten zusammen den Confucius und die chinesische Geschichte überhaupt. Die abyssinischen Zustände interessirten Leibniz hauptsächlich darum, weil er in ihnen ein treues Petrefact der kirchlichen Verhältnisse des 4. und 5. J. zu haben glaubte, wie er denn überhaupt die morgenländische Kirche im Ganzen für echter hielt, und sich in dogmatischen Streitigkeiten gern auf ihre Gebräuche berief. — Auch in der Politik verfolgten sie ein verwandtes Interesse. Während seines ganzen Lebens trug sich Ludolf mit der Idee, den Negus von Abyssinien im Verein mit den christlichen Fürsten zur Vertreibung der Türken aus Aegypten zu veranlassen; in diesem Sinn hatte er eben eine Denkschrift nach Wien geschickt; doch mit der Mahnung, für jetzt Waffenstillstand zu schließen, weil von Frankreich eine nähere Gefahr drohe. Das Buch enthielt nach Leibniz' Urtheil mehr Moral als Politik; doch gab er auch darin viel auf sein Urtheil und theilte ihm seine ehemaligen geheimen Unterhandlungen mit: jetzt würden sie vielleicht Erfolg haben, da der Untergang des türkischen Reichs so nahe bevorstehe, daß die einzelnen Provinzen nur auf denjenigen zu warten schienen, der sie erobern wolle. Die entschiedne Theilnahme der Brandenburger am Türkenkrieg seit Merz 1686 und namentlich der Sieg bei Mohacz 4. Aug. 1687 ließen ihn hoffen, daß er wohl gar noch die Eroberung Constantinopels erleben könne.

In Sulzbach traf er Dec. 1687 den gelehrten Kabbalisten Knorr von Rosenroth (geb. 1636), der sich mit Alchymie und talmudischen Studien abgab, und vielfach darüber verspottet wurde. „Ich bin andrer Meinung, schreibt Leibniz, und freue mich an dieser Verschiedenheit der Neigungen und Entwürfe, die es möglich macht, daß alle Seiten des Wissens ausgebildet werden, und

daß nichts zur Ehre Gottes vernachlässigt wird." Knorr hatte auch mystische Lieder und eine allegorische Komödie über die Vermählung Christi (Mamsuh der Gesalbte) mit der Seele (Nasime), um welche sich Welt (Dahar) und Selbstgerechtigkeit (Fedil) bewerben, ungefähr in der Weise der spanischen Autos geschrieben (Neuer Helicon, 1682); auch hatte er den Mystiker Helmont übersetzt. Er war, obgleich Protestant, pfalzgräflicher Kanzleidirector, und starb kurze Zeit nach Leibnitz' Besuch, 1689.

In seinen Reisebriefen an den Landgrafen verfolgt er sehr eifrig die Wendungen der Politik; er nimmt entschieden für den Papst gegen Frankreich, ebenso entschieden für den Kaiser gegen den Kurfürsten von Brandenburg Partei, der wieder sehr in Ungnade stand. 17. Mai 1688 kam er in Wien an, angeblich um die Bibliothek für seine projectirte Geschichte zu benutzen; auch hatte er für die Kurfürstin Sophie einige Familienangelegenheiten zu besorgen, die ungarischen Bergwerke in Augenschein zu nehmen, das Collegium historicum zu Stande zu bringen u. s. w. Nebenbei aber unterhandelte er über eine Anstellung in Wien, und wünschte auch dazu die Empfehlung des Landgrafen.

Es geht ihm (Aug. 1688) sehr im Kopf herum, woher es wohl zu erklären sein möchte, daß Ludwig 14. sich gar nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten einmischt? Viele sprechen schon von Frankreichs Verfall; dieser Meinung kann er nicht beipflichten. Großmuth und Zartgefühl bestimmen den König wohl auch nicht: vielleicht denkt er daran, seine Macht im Innern zu befestigen. — Er hatte nicht lange Zeit, sich mit diesen Untersuchungen zu beschäftigen: 24. Sept. 1688 erklärte Ludwig Krieg, um die „deutsche Freiheit" gegen die Uebergriffe Oestreichs zu schützen. Die Ehre, das Gegenmanifest zu schreiben, wurde Leibnitz zu Theil; er vollführte seine Aufgabe 18. Oct. und gebrauchte die Wendung, irgend ein schlechter Pamphletist habe Gesinnungen ausgesprochen, die unmöglich die des Königs sein könnten. Der Zweck der französischen Künste sei, die deutschen Fürsten von einander zu trennen, um sie einzeln zu zerbrechen. — Inzwischen überschwemmten die französischen Heere den Rhein.*)

Während seiner Anwesenheit in Wien besuchte er Spinola in Neustadt. Dieser zeigte ihm Papiere vor, aus welchen Leibnitz schließen zu dürfen glaubte, daß der Papst und die vornehmsten Kirchenfürsten ernsthaft

*) „La France, schreibt er einige Monate darauf an den Landgrafen, tache de faire des grands efforts, et c'est plûtôt pour cela que par une nécessité absolue qu'elle fait argent de tout. Car il ne faut point se tromper, ni s'imaginer, qu'elle est aux abois: je trouve plûtôt que ces resolutions vigoureuses sont conformes à la prudence, während unsre Unentschlossenheit uns ruiniren wird."

auf die Union eingingen. „Freilich glaube ich, schreibt er 22. Aug. 1688 an den Landgrafen, daß sein Zweck ist, mit der Zeit die Protestanten zur Anerkennung des Tridentiner Concils zu vermögen: mais il y va par degrés, conformes à l'humeur et à la portée des gens. En effet, à bien considérer ce concile, il n'y a guère de passages qui ne reçoivent un sens qu'un Protestant raisonnable pourrait admettre.“ Wenn die kirchliche Praxis so wäre, wie die Theorie mancher Schulen und wie die Absicht des gegenwärtigen Papstes, so hätten die Protestanten kein Recht zu klagen. So kommt man immer auf die große Frage zurück: combien il est permis de dissimuler les corruptions publiques, surtout lorsqu'il semble que les pas qu'on fait les approuvent tacitement. Vor Allem möge der Landgraf in Rom dahin wirken, daß man die Verdammung des Copernicanischen Systems aufgebe, denn da dasselbe von allen großen Astronomen anerkannt sei, so thue gerade so etwas der Kirche den größten Schaden. Die Schrift erleidet dadurch keinen Abbruch, Josua war ja kein Astronom, und auch Astronomen werden im gemeinen Leben sich des sinnlichen Ausdrucks bedienen: die Sonne geht auf oder unter. — Spinola selbst ermahnt er (9. Jan. 1689), dem Kurfürsten von Brandenburg deutlich zu machen, nur die Künste Frankreichs halten die allgemein gewünschte Union auf: die Fürsten könnten jetzt zeigen, wie sie aufrichtig am Reich hangen, denn die Einigung sei eine Reichssache.

Dies ist auch der Inhalt einer ausführlichen, für den Kaiser bestimmten Denkschrift, die einen Bericht über das bisher Geschehene enthält: noch niemals hätten sich die Protestanten den römischen Ansichten so genähert, als in dem hannöverschen Gutachten. Nach der katholischen Lehre hat Gott, indem er der Kirche seine Offenbarung gab, ihr auch die Auslegung derselben anvertraut und ihr auch dazu den Beistand seines heiligen Geistes bewilligt: de sorte que pour être catholique, il faut reconnaître ce pouvoir et s' y soumettre. Durch gründlicheres Studium der Augsburgischen Confession habe man sich nun überzeugt, daß die entgegengesetzten Grundsätze, que les protestans semblaient soutenir, venaient plutôt d'un mésentendu des particuliers que de leurs livres autorisés et symboliques, denn die Augsburger Confession bezieht sich ausdrücklich auf ein zukünftiges Concil en déclarant qu'on ne doit pas s'éloigner du sentiment de l'Eglise universelle dans ce qui regarde les vérités salutaires. Das sei also der von den Reformatoren selbst vorgezeichnete Weg, und auf diesem könnten ihnen die aufrichtigen Katholiken entgegenkommen: ohne weitere Formalitäten sollten diejenigen, welche den Grundsatz der allgemeinen Kirche zugäben, wieder aufgenommen werden; die scholastischen Spitzfindigkeiten möge man be-

seitigen, die wichtigeren unter ihnen dem zu erwartenden Concil vorbehalten. Was die Kirchenverfassung betrifft, so solle man zwar den Protestanten gegenüber auf seinem Recht bestehn und die Reformation nicht anerkennen: thatsächlich aber solle man soviel als möglich zugestehn. — Nun kommt die Hauptsache. — On dira peut-être que les bons sentiments qu'on vient d'expliquer ne sont pas encore assez reçus, avoués ni autorisés parmi les protestans. Cela est bien vrai, et en effet, si on les voulait proposer publiquement de but en blanc avant le temps, ils seraient rebutés d'abord, non pas tant à cause de fonds, qu'à cause de mille préventions et jalousies qui empêcheraient encore les mieux disposés de s'expliquer mal à propos sur une matière si délicate avant que de voir les esprits assez préparés. Wenn man aber erst einige Fürsten und bedeutende Geistliche gewonnen habe, so werde das Uebrige sich schon finden.

Jan. 1689 reiste Leibnitz weiter, über Venedig nach Rom, wo er im Oct. ankam, Bekanntschaften mit Gelehrten anknüpfte und in die naturwissenschaftliche Academie aufgenommen wurde. Da er höflich genug war, die Möglichkeit katholischer Wunder vom Standpunkt der Metaphysik zuzugeben, bot man ihm die Stelle eines Bibliothekars an, wenn er übertreten wollte: er lehnte es ebenso höflich ab. Dagegen suchte er seine Freunde zu vermögen, die Kirche zu größerer Duldung naturwissenschaftlichen Forschungen gegenüber zu bestimmen. „Es kommt nicht wenig darauf an, schreibt er 31. Dec. 1689, daß die Verleumdungen derjenigen zu Schanden gemacht werden, welche schreien, daß die Wahrheit unterdrückt werde, was dem Ansehen Roms bei höhern Geistern und Gelehrten der andern Parteien nicht wenig schadet.“ Ja er bemühte sich in vollem Ernst und mit dem größten Feuer, die Klöster zu systematischer gelehrter Arbeit zu organisiren. „Erst dann wird das menschliche Geschlecht große Fortschritte in der Erkenntniß der Natur machen, wenn die Wißbegierde bis in die Klöster dringen wird: in zehn Jahren würde mehr geleistet werden als sonst in ganzen Jahrhunderten!“ „Was ist doch der Frömmigkeit gemäßer als die Betrachtung der bewunderungswürdigen Werke Gottes und der Vorsehung, welche nicht weniger in der Natur als in der Geschichte hervorleuchtet! Diesen Studien die Frömmigkeit absprechen, hieße dieser die gediegene Nahrung entziehn und ihr nur die trockenen Meditationen übrig lassen, von welchen die unbefriedigte Seele leicht zu leeren Speculationen übergeht und dadurch in Gefahr der Illusionen verfällt.“

„Ich möchte die Klöster erhalten, schreibt er 21. April 1690 an den Landgrafen, aber besser anwenden. Wäre ich Papst, so vertheilte ich unter sie die Forschungen nach der Wahrheit, welche zum Ruhm Gottes, und die Werke der Milde, die zum Heil den Menschen dienen. Die Benedictiner, Cister-

cienser und andere reiche Orden sollten theils Nachforschungen in den drei Naturreichen anstellen, theils Gastfreundschaft ausüben. Die Bettelmönche hätten sich der Krankenpflege zu widmen, und zu diesem Zweck Medicin und Theologie zu studiren. Die Dominicaner und Jesuiten theilten mit den Augustinern und Karmelitern die öffentlichen Lehrstühle — mais avec quelque reforme pourtant: sie sollten Kirchen- und Profangeschichte treiben, und in den Kirchenvätern und der Philologie wohl bewandert sein. Die Missionäre cultiveraient particulièrement les langues orientales et autres et répareraient les ruines de la confusion de Babel, quant à la foi et quant à la langue. Outre qu'ils rendraient de fort grand services au genre humain, en eclaircissant la Géographie et en faisant passer jusqu' à nous les arts, connaissances simples et drogues des autres pays, portant en échange chez les autres et les lumières de la foi et celles des sciences: freilich mit Vorsicht, denn es scheint mir unüberlegt, die Chinesen vor ihrer Bekehrung in der Mathematik und Kriegswissenschaft zu unterrichten, wie es die Jesuiten thun, qui dépouillent l'Europe de ce qu'elle a de beau, sans songer à nous rapporter en échange les importantes connaissances des Chinois. — Ich habe noch die Karthäuser vergessen, die für die abstracten Wissenschaften brauchbar wären, für die Algebra, Geometrie, Metaphysik, die mystische Theologie und auch für die heilige Dichtkunst. Die Weltgeistlichen wollen wir für eine andere Zeit auffparen: si cette milice religieuse était bien employée et bien ordonnée, ce serait une chose admirable. — Ich zweifle nicht, fügt er hinzu, daß Ew. Hoheit lachen wird, wenn Sie dieses lesen, und ich gestehe zu, que ce ne sont que des idées divertissantes: mais aussi c'est de quoi nous avons bien besoin dans ces temps malheureux."

Es war ernster als er wahrhaben wollte; aus solchen Stellen lernt man das geheime Treiben seiner Seele besser kennen als aus manchen geschickter stilisirten Arbeiten.

Hatte er in Rom weiter nichts zu thun? — „Pour vous faire plaisir, schreibt ihm der Landgraf 30. Juni 1690, (car je ne suis, grace à Dieu! point contentieux ni incommode à personne), je vous veux tout croire; mais auprès d'autres que moi vous trouverez un peu de difficulté de leur vouloir faire croire, que par curiosité seulement et sans rien faire vous avez été à Rome et, qui plus est, pour un si long temps; et bien qu'on sait votre sage et secrète conduite, pourtant n'avez vous pu éviter les conjectures qu'on en a fait." — Man wußte, daß Ernst August sich um den Kurhut bewarb, und daß er auch damit umging, das Bisthum Osnabrück zu säcularisiren. Die Unterhandlungen mit dem Kaiser und den deutschen Fürsten waren im vollen Gange, und es lag in

Ernst August's Plan, für den Augenblick sich der Kirchenvereinigung geneigt zu zeigen.

In Rom hatte mittlerweile eine Thronveränderung stattgefunden: der milde, unionsfreundliche Innocenz 11. war gestorben, sein Nachfolger Alexander 8. war den Jesuiten ergeben. Auch darin wußte Leibnitz sich zu finden*): die zweideutige Moral der Jesuiten erschien ihm zwar verwerflich, und darin stand er ganz auf Seite Pascal's und der Jansenisten, nicht so in der dogmatischen Streitfrage, wo er die Jesuiten im Ganzen liberaler fand. Für die Einrichtung des Ordens selbst hegte er die größte Sympathie und versprach sich von demselben die größten Fortschritte für die Menschheit.**)

Zu den römischen Bekanntschaften gehörte der Jesuit Grimaldi, der, in das chinesische Missionswesen eingeweiht, Leibnitz zu chinesischen Studien zu begeistern wußte. Durch die Jesuiten waren überspannte Begriffe von der hohen Cultur dieses Reichs in Europa verbreitet, und schon während seines ersten Pariser Aufenthalts glaubte Leibnitz Frankreich zu ehren, wenn er es mit China verglich. Außerdem interessirte ihn die chinesische Charakteristik, von der er sich Aufschlüsse über die symbolische Bedeutung der Zahlen und Zeichen, und damit neue Elemente für seine Spécieuse générale versprach. „Es scheine ihm, schrieb er später, wenn er die in's Unermeßliche zunehmende Sittenverderbniß des Abendlandes betrachte, fast nothwendig, daß die Chinesen zu uns Missionäre abschickten, um uns den Zweck und die Uebung der natürlichen Theologie zu lehren, wie wir Missionen zu ihnen schicken, um sie in der

*) 21. April 1690: La morale du Pape defunct était scrupuleuse, à présent on penchera plutôt du côté du relachement; le Pape defunct ne faisait guère de bien aux particuliers: donc il n'était pas aimé dans le pays de sa dépendance, et surtout les Ecclésiastiques accoutumés à la mondanité en parlaient mal. Il faisait bien de grandes choses et manquait peut-être quelquefois dans les petits; mais celui d'à présent paraît maximus in minimis.

**) Schon 1680 schreibt er: ils auraient pu être fondateurs d'une philosophie digne de ce siècle éclairé et resuscitateurs d'une morale et pratique digne du siècle d'or de la primitive église, sans faire tort à leur religion. Er hatte schon in Paris mit ihnen darüber verhandelt, und ihnen seine Dynamik an Stelle der Cartesianischen empfohlen. Un ordre comme le leur qui a tant de grands hommes excellens en toute sorte de sciences, les faisant travailler de concert, pourrait établir des propositions aussi assurées que celles des élémens d'Euclide, qui seraient véritablement utiles dans la pratique des arts. — Ce projet parut si plausible que quelques Jésuites me promirent de faire sous main de sorte que cela pourrait être vu de leurs Supérieurs comme une curiosité jolie: — das erzählt Leibnitz selbst mit naiver Befriedigung!

Offenbarung zu unterrichten." Seitdem blieb er beständig mit den Jesuiten in Verbindung, um durch sie in Asien sprachliche sowie geographisch-physikalische Beobachtungen anstellen zu lassen: auch Asien sollte dem Forscher unterworfen werden. Die Weltklugheit, mit der sich der Orden jedem neuen Verhältniß acclimatisirte, war so recht in seinem Sinn; und er liebte es, gegen Bossuet und Pellisson, als es sich um die Kircheneinigung handelte, Argumente der Jesuiten auszuspielen.

Von Rom ging Leibnitz Ende 1689 nach Florenz, wo er sich hauptsächlich an den Bibliothekar Magliabechi*) anschloß; von da nach Bologna und Modena, dem eigentlichen Zweck seiner Reise. Bald fand er sichere Actenstücke, den Zusammenhang der Welfen mit dem Hause Este zu erweisen, und leitete eine Vermählung ein, die später wirklich zu Stande kam. Februar und Merz 1690 verweilte er in Venedig, in historische Studien vertieft, ohne darüber die Metaphysik und Naturwissenschaft zu vernachlässigen. „Da diese Reise, schreibt er 23. Merz 1690 an Arnaud, gedient hat, mich von den gewöhnlichen Beschäftigungen zu befreien und meinem Geist Erholung zu geben, so habe ich die Genugthuung gehabt, mit mehreren geschickten Personen auch über die Wissenschaft zu reden: und einige von ihnen, welchen die gemeinen Lehren nicht genug thaten, haben in meinen Ansichten äußerliche Befriedigung gefunden." Juni 1690 kam er wieder in Hannover an: in seine Bibliothek hatte man während seiner Abwesenheit eine italienische Oper einquartirt, die man hatte kommen lassen, um den Herzog von seinen beständigen kostspieligen Reisen nach Italien zurückzuhalten.

---

Während seiner Abwesenheit hatte sich viel geändert. Die Franzosen hatten 1689 durch ihre Mordbrennereien die Rheinlande in eine Wüste verwandelt; ihre Waffen waren glücklich: 1. Juni 1690 erfochten sie den großen Sieg bei Fleurus. — Bessern Erfolg hatte der Kaiser gegen die Türken, gegen welche ihn die deutschen Fürsten, namentlich der neue Kurfürst von Brandenburg treulich unterstützten: den Sieg bei Salankemen 19. August 1691 verdankte er hauptsächlich den brandenburgischen Truppen unter Barfus. —

*) Geb. 29. Oct. 1633 in Florenz von armen Eltern, die ihn erst zum Handwerker bestimmten; einer der größten Gelehrten Europas, dessen Arbeit hauptsächlich durch ein unverwüstliches Gedächtniß gestützt wurde. In seinem Aeußern war er nachlässig und schmutzig, denn um keine Zeit zu verlieren, kleidete er sich nie aus. Er starb 4. Juli 1714.

Die wichtigste Veränderung aber im europäischen Gleichgewicht war die große Revolution in England 22. Jan. 1689.

Die elenden Stuarts hatten England zu einem französischen Vasallenstaat herabgesetzt; sie fanden nach ihrer Vertreibung bei Ludwig 14. Zuflucht und Unterstützung. Nun stand Wilhelm von Oranien an der Spitze Englands, an politischer Einsicht Ludwig 14. völlig gewachsen und, ohne allen Ungestüm, fest entschlossen, das drohende Uebergewicht Frankreichs durch eine europäische Coalition zu bekämpfen. Von dieser Seite faßte auch der Kaiser das Ereigniß auf. Als Jakob 2. sich ihm als Märtyrer des katholischen Glaubens darstellte, antwortete er ihm 9. April 1689: „Wenn Ew. Durchlaucht unsern freundlichen Remonstrationen lieber als den betrüglichen Einschlägen Frankreichs hätte Glauben beimessen und Ihre Auctorität zur Aufrechterhaltung des Nymveger Friedens anwenden wollen, so zweifeln wir nicht, daß Sie die Gemüther Ihrer Unterthanen, welche aus Haß gegen unsere Religion vorher schon sehr schwierig waren, gar leicht würden besänftigt haben. Daß wir, wie jetzt die Sachen stehn, Ew. einige Hilfe sollten leisten, lassen wir Ew. selbst urtheilen, ja wir mögen Deroselben nicht enthalten, daß unserer Religion noch von Niemand größere Gewalt und Unrecht widerfahren ist, als von den Franzosen selbst, welche ihre bundbrüchigen Waffen mit dem Erbfeinde der Christenheit verbinden, die Städte, die sich an sie ergeben müssen, mit unsäglichen Contributionen erschöpfen, die erschöpften plündern, die geplünderten von Grund aus zerstören und niederbrennen, die Kirchen berauben, die Einwohner wegführen und vornehmlich in katholischen Ländern die türkische Tyrannei weit übertreffende Grausamkeiten verüben.“ —

Viel wichtiger aber wurde diese Thronveränderung durch den Umschwung des öffentlichen Geistes. Grotius, Pufendorf, Thomasius und ihre Anhänger hatten viel von einem Gesellschaftsvertrag gesprochen, welcher den Staaten zum Grunde läge, allein die Geschichte hatte wenig Spuren davon gezeigt, die Fürsten hatten sich nicht daran gekehrt und so war er eine leere Fiction geblieben. Nun aber trat der Gesellschaftsvertrag wirklich in die Geschichte ein: die britische Nation ordnete selbstständig ihre Thronfolge nach Grundsätzen der Zweckmäßigkeit, und legte dem neuen Fürsten ein Grundgesetz vor, auf das er sich verpflichten mußte. Dies konnte nicht ohne Einfluß auf die Wissenschaft bleiben.

Locke (geb. 1633, † 1704) der Philosoph, der mit einer Kühnheit ohne Gleichen alle bisherigen Voraussetzungen der Metaphysik von sich warf und seine Speculation durchaus auf das Zeugniß der Sinne und auf den gesunden Menschenverstand gründete, der in religiösen Dingen noch viel entschiedener als Spinoza das Princip der Freiheit vertreten hatte, wandte seine naturalistischen

Ueberzeugungen auch auf das Gebiet der Politik. 1690 erschien sein Werk On government, gewissermaßen das Manifest der modernen Politik. Auch Locke beginnt mit einem Naturzustand, in welchem Jeder thun kann, was er will, in welchem bei der allgemeinen Gleichheit von einer Unterordnung nicht die Rede ist. Das Bedürfniß der Ordnung führt den Menschen aus diesem Naturstand in die bürgerliche Gesellschaft, deren Gesetz aber die dem Menschen angeborenen und unveräußerlichen Rechte nicht aufheben kann. Die Majorität der bürgerlichen Gesellschaft hat in allen Fällen das Recht der Entscheidung; ihr kommt auch die Aufsicht über das Eigenthumsrecht zu, das sich nur über solche Gegenstände erstrecken darf, welche man zu verarbeiten im Stande ist. Der persönliche Austritt aus dem Staat steht Jedermann frei. Die vollziehende Gewalt muß nach festen, für Alle durchaus gleichen Gesetzen verfahren, die nur das allgemeine Beste bezwecken; sie darf ohne Beistimmung des Volks keine Steuern auflegen und keine Gesetze geben. Sobald die Regierung diese Schranken übertritt, hört die Pflicht des Gehorsams auf, und das Volk, von dem die Gewalt herrührt, nimmt sie wieder in seine Hände.

Gegen die wissenschaftliche Begründung dieser Idee läßt sich viel einwenden; daß sie aber ausgesprochen wurde, war für jene Zeit eine That. Wie weit das Widerstandsrecht des Volks sich erstrecke, wurde nun die große Frage des Jahrhunderts. Leibnitz entschied sie folgendermaßen: „Es ist gut, wenn die Fürsten davon überzeugt sind, daß ihre Völker das Recht des Widerstands haben, und wenn die Völker davon überzeugt sind, daß sie es nicht haben. Dennoch glaube ich, daß man in der Regel gehorchen muß, da die übeln Folgen einer Unruhe meist viel größer sind als ihre Veranlassung. Freilich kann es der Fürst zuweilen so weit treiben und den Staat so in Gefahr bringen, daß Widerstand nothwendig wird: aber dieser Fall ist äußerst selten, und der Theolog oder Philosoph, der diese Ideen empfiehlt, wird dadurch einen Geist des Trotzes nähren, dessen Uebermaaß viel gefährlicher ist als sein Mangel." —

Der Hintergedanke, mit welchem Leibnitz seine Reise angetreten hatte, eine Anstellung in kaiserlichen Diensten zu suchen, war nicht in Erfüllung gegangen, und mit Verdruß sah er sich wieder in der Lage, in einem kleinen Staat und unter engen Verhältnissen zu verkümmern. Er kam auf den Einfall, ob es sich nicht einigermaßen dadurch ausgleichen ließe, daß er mehreren Fürsten zugleich diente.

Mit den beiden Brüdern von Wolfenbüttel, namentlich mit dem jüngeren, Anton Ulrich, stand er durch Vermittelung des Landgrafen Ernst schon lange in Verkehr; nun wurde der bisherige Bibliothekar von Wolfenbüttel, der ohnehin mehr der Liebling des älteren Bruders gewesen war, Hermann

von der Hardt, Spener's Zögling und Francke's Freund, 1690 als Professor der orientalischen Sprachen nach Helmstädt versetzt. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel wurde durch die Municicenz der beiden Brüder immer wichtiger, namentlich für die Geschichte der Reformation. Seckendorf, der 1691 seine Geschichte beendigte (zur großen Befriedigung Leibnitzens, der seine Ansicht bestätigt fand, daß zu solchen Dingen ein Staatsmann viel geeigneter sei als ein Geistlicher), hatte hauptsächlich hier seine Studien gemacht; Hardt hatte bereits drei Bände Urkunden herausgegeben; es lag nahe, daß Leibnitz, schon im Interesse seiner Forschungen über die Geschichte des Hauses Braunschweig, mit dieser Bibliothek in eine nähere Verbindung zu treten wünschte.

Noch Sept. 1690 spricht er sich gegen den Landgrafen ziemlich geringschätzig über Anton Ulrich aus: er verschwende viel unnützes Geld an Lustbarkeiten und Schauspiele, während die Armuth des Volks und die öffentlichen Schulden zum Himmel schreien. Juni 1691 klingt es schon ganz anders: er spricht sich begeistert über die Gesinnungen Anton Ulrich's aus, und im September finden wir ihn als Bibliothekar Anton Ulrich's in Wolfenbüttel. — Wäre nun Leibnitz ein reiner Gelehrter gewesen, so hätte dieser doppelte Dienst nicht die mindesten Bedenken gehabt; aber sein Hauptzweck war, der Rathgeber seines Fürsten auch in Staatsangelegenheiten zu sein, und seine Stellung wurde sehr mißlich, als zwischen Ernst August und Anton Ulrich eine ernste Spannung eintrat.

Ernst August verfolgte sein Streben, seinem Haus dem Kurhut zu gewinnen, mit unabläßigem Eifer; der Kaiser, der seiner Hilfe dringend bedürftig war, zeigte sich immer geneigter. Dagegen machten sämmtliche Fürsten Opposition. Den größten Verdruß empfand Anton Ulrich, daß die jüngere Linie des Hauses der älteren an Rang vorgehn sollte, und als geschickter Intrigant benutzte er das Mißvergnügen der jüngern Söhne Ernst August's über die Einführung des Erstgeburtsrechts in Hannover, eine Verschwörung anzuzetteln, die ziemlich ernst gewesen zu sein scheint. Auch der brandenburgische Minister Danckelmann hatte sich an derselben betheiligt; die Kurfürstin von Brandenburg, Sophie Charlotte, Ernst August's Tochter, die dahinter kam, machte ihrem Vater Anzeige, und infolge dessen wurde der Vertraute der Prinzen, der Oberjägermeister Moltke, 5. Dec. 1691 verhaftet und einige Monate darauf hingerichtet. Der Landgraf erkundigte sich sehr eifrig nach dieser Sache, aber Leibnitz schwieg, ihm war nicht wohl zu Muthe. Die Spannung zwischen den beiden Höfen wurde noch dadurch gesteigert, daß Anton Ulrich auch wegen der celleschen Erbschaft dem Herzog von Hannover Fallstricke legte, und in Bezug auf die pietistischen Händel mit der Regierung von Celle eine Politik vereinbarte, die der hannöverschen entgegengesetzt war.

Trotz des allgemeinen Widerspruchs der Fürsten unterzeichnete der Kaiser 22. Merz 1692 den Vertrag, durch welchen die hannöversche Kurwürde anerkannt wurde; die wirkliche Vollziehung desselben wurde noch mehrere Jahre verzögert. „Welcher Protestant, schreibt Leibnitz an Hiob Ludolf, hätte vor zwanzig Jahren nicht frohlockt, wenn sich Hoffnung gezeigt hätte, eine neue protestantische Kurwürde zu erhalten.“ *) — „Freilich, erwidert Ludolf, würden sie frohlockt und jubilirt haben. Wenn ihnen aber Jemand gesagt hätte, daß auf diese Weise dem Kaiser die Befugniß zufallen würde, ohne Zustimmung des Reichs einen zehnten, eilften, zwölften Kurfürsten aus der Zahl der katholischen Fürsten zu ernennen und dergestalt die Mehrzahl der letzteren in das kurfürstliche Collegium zu setzen, sich selbst aber das Directorium desselben anzumaßen, so vermuthe ich, daß ihr Frohlocken und Jubeln sich in die äußerste Traurigkeit und in Klagelieder verwandelt haben würde.“ — Als die protestirenden Fürsten zu Regensburg ein förmliches Bündniß gegen die hannöversche Kurwürde schlossen, war Anton Ulrich wieder an ihrer Spitze.

Noch seltsamer ist ein anderer Vorfall. Graf Viviers machte Leibnitz förmlichen Antrag, in den Dienst Ludwig 14. zu treten. Nach einigem Bedenken lehnte Leibnitz es zwar ab, 1. Mai 1692, aber in einer Form, die durchaus nicht den Verfasser des Wiener Manifestes gegen den „Reichsfeind“ errathen ließ.

---

Die Bemühungen der lustigen Aebtissin von Maubuisson um das Seelenheil ihrer Schwester Sophie hatten ununterbrochen fortgedauert; sie erhielten einen neuen Schwung durch eine Vertraute, Schwester Marie de Brinon. Diese Dame hatte früher, als Oberin des Fräuleinstifts von St. Cyr, die biblische Tragödie ohne Liebe eingeführt; sie war aber, als ihr herrschsüchtiges Wesen Frau von Maintenon beleidigte, abgesetzt, und hatte sich nach Maubuisson zurückgezogen, wo sie nun das Geschäft der Bekehrung ganz in ihre Hände nahm. Ihr Eifer für das Christenthum war groß, ihre Rechtschreibung

---

*) „Ich erstaune, schreibt er Sept. 1692 an den Landgrafen, qu'on s'attache tant à ces sortes de choses, qui dans le fond ne sont que de pures formalités. Si l'Empire continue à aller en décadence, l'Electorat n'est qu'une ombre, qui coûte bien de réalités à Mgnr. le Duc mon maitre; on le devrait remercier de ce qu'il fait pour le public (für das Publicum!) en vue d'une dignité, grande en effêt, mais qui aujourd'hui n'est presque efficace qu'à proportion des moyens qu'on a de la soutenir.“ —

nicht ganz so befriedigend. Hauptsächlich hatte sie es auf die Herzogin Sophie abgesehn. Ihr schickte sie Pellisson's Reflexions sur les différences de la Religion. Pellisson, geb. 1624, Protestant und Günstling des Ministers Fouquet, hatte nach dem Sturz desselben fünf Jahre in der Bastille gesessen, war dann begnadigt und durch seinen Uebertritt zur alleinseligmachenden Religion und eine Lobrede auf den König (1670) zu hohen Würden gelangt und officieller Geschichtsschreiber Sr. Majestät geworden. Mit seiner Schrift hatte er es auf die Bekehrung seiner ehemaligen Glaubensgenossen abgesehn. Sophie gab sie Leibnitz zur Begutachtung. — Leibnitz giebt zu, daß man, pour être d'une religion et sourtout (setzt er hinzu) pour la changer, erhebliche Gründe finden muß: von diesen sind aber diejenigen, welche sich in die Form einer Beweisführung redigiren lassen, keineswegs die wichtigsten; daneben bestehn noch andere, die sich nicht erklären lassen, die in einer innern Wahrnehmung und in einer Gefühlserfahrung beruhn, welche man Andern, so wie sie ist, gar nicht mittheilen kann. Ganz so ist es mit dem Geschmack an einem Sonett, einer Person, einem Ragout. Auch die Katholiken verlangen außer den positiven Gründen der Glaublichkeit zur vollständigen Ueberzeugung noch ein Licht der Gnade vom Himmel; sie können also von denen, die sich auf das nämliche Licht berufen, nichts Anderes fordern, als daß sie ehrlich sind, daß sie wirklich das Licht zu empfinden glauben, dessen sie sich rühmen. Pellisson vertheidigt die Unfehlbarkeit der Kirche: le peuple a besoin d'une marque claire et infaillible qui soit à la portée de tout le monde. Dagegen bemerkt Leibnitz, es sei nicht nöthig, daß das Volk sich um alle Glaubensartikel kümmere; ja er fragt, ob überhaupt irgend ein Artikel der Offenbarung unbedingt nöthig sei, und ob man nicht in allen Religionen selig werden könne? vorausgesetzt, daß man Gott über alle Dinge liebt, par un amour d'amitié, fondé sur ses perfections infinies. Das ist zwar ein von den Protestanten verworfenes Argument, das aber mehrere scholastische Kirchenlehrer gelten lassen; auch manche Jesuiten gehn darauf ein. — Pellisson (4. Sept. 1690) giebt ein individuelles Licht zu, dessen man aber vor dem Tode niemals sicher sei; es könne nur ein mitwirkendes, nie ein bestimmendes Motiv sein. Das von der Kirche bewahrte Licht dagegen ist untrüglich: parce que Dieu ne peut être contraire à Dieu, ni la grâce à la grâce. Der untrügliche Prüfstein zur Unterscheidung der echten und falschen Gnade ist folgender. Die falsche Gnade, nicht blos des Wiedertäufers, des Fanatikers, sondern auch dessen, der, vernünftiger oder furchtsamer, sich eine Privatreligion für sich selbst ausmalt, kann alle Aeußerlichkeiten des Christenthums haben; sie kann sittenstrenge, keusch, gerecht, liebevoll, glühend sein: aber niemals demüthig. Im Gegentheil wird sie stets kühn, stolz, hochmüthig, herausfordernd sein; denn wie kann man Demuth zei-

gen, wenn man in Folge der guten Meinung, die man von sich selbst hat, sich gegen die allgemeine Gnade der Kirche auflehnt? Giebt es wohl etwas Unverschämteres, als der ganzen Erde zu sagen: ich habe den Geist Gottes und ihr habt ihn nicht! Der wahre Gläubige glaubt wohl auch den Geist Gottes zu haben, aber nur in Gemeinschaft mit der gesammten Kirche, nicht als besonderes Privilegium; er giebt nicht das Gesetz, er empfängt es und gehorcht, zu glücklich, daß seine Unterwerfung statt des Verdienstes gilt. (Leibnitz bemerkte am Rand: ihr seid wohl demüthig, wenn ihr die Ketzer zu ewigen Flammen verdammt!) — Die Kirche macht allerdings einen Unterschied zwischen den Irrthümern des Glaubens; aber jeder kann zur Hölle führen, wenn er mit Aufruhr gepaart ist. Auch gegen den König ist freilich nicht jedes Verbrechen gleich: mais il ne s'ensuit pas que de déchirer le moindre de ses édits ne soit un crime digne de mort. (Also auch, bemerkt Leibnitz am Rand, wenn ich aus Kurzsichtigkeit seine Livree nicht erkenne und den Gruß versäume!) Wie unglücklich ist der menschliche Geist, wenn er sich einmal von der einzigen Regel des Glaubens entfernt hat! (Die einzige Regel des Glaubens, sagt Leibnitz am Rand, ihr Herren von der römischen Kirche! ist: nichts zu glauben, als was bewiesen ist.) Sobald man zwischen Haupt- und Nebenpunkten des Glaubens zu unterscheiden anfängt, wird Alles Willkür, denn Jeder urtheilt dann nach Gutdünken. Endlich ist man gar zu der Idee gekommen, man könne selig werden durch bloße Liebe zu Gott! Wer sieht nicht in alledem die Unruhe und Unsicherheit derer, die einmal vom rechten Wege abgeirrt, nicht mehr wissen, wo sie sind! Es sind die Socinianer, Deisten und Spinozisten, welche das verwerfliche und neumodische Wort Toleranz erfunden haben. Si jamais les portes d'enfer pouvaient prévaloir contre l'Eglise, si jamais la religion chrétienne pouvait périr, ce serait par cet endroit qu'on lui porterait des blessures mortelles. Denn wenn man Jedem die Freiheit läßt zu glauben, was er will, (— nicht was er will, bemerkt Leibnitz, sondern was er für werth hält geglaubt zu werden! —), avec cette prétendue union à Dieu dont chaque particulier sera lui-même le juge et l'arbitre, so giebt es keine Religion und keine Kirche mehr; und wenn man selig wird, einerlei ob man viel oder wenig glaubt, so wird Jeder so wenig glauben als nur irgend möglich. — Ein König hat daher ganz Recht, gegen verstockte Ketzer Gewalt zu brauchen, wenn es geschehen kann, ohne den Staat zu zerstören.

Diesen Declamationen setzt Leibnitz eine große Mäßigung entgegen. Er gesteht zu, daß man der Kirche nach dem Willen Gottes Gehorsam schulde; aber keinen unbedingten. Ihre Rechtsansprüche sind nicht so sicher, daß man mit ruhigem Gewissen allen ihren Geboten Folge leisten könnte Die Miß-

bräuche sind in der That arg; und ohne ihre Abstellung wird man nicht zu einem dauerhaften Frieden kommen. Bossuet hat gezeigt, daß die Doctrin des Tridentiner Concils in einem leidlichen Sinne ausgelegt werden kann; es wäre zu wünschen, daß die andern Gottesgelehrten seiner Partei sich ähnlich aussprächen: aber was erträglich, ist deshalb noch nicht wahr. Freilich muß man, um seines Seelenheils willen, die wahre Kirche suchen, und ihr gehorchen, wenn man sie gefunden hat. Aber wenn es nicht gelingt? Nur der ist wirklich Ketzer, der im Princip die allgemeine Kirche nicht anerkennt; gegen den ehrlichen Willen, der nach dem Glauben strebt, muß man nachsichtig sein: la foi est morte sans la charité qui supplée au défaut de la connaissance. Unser Blick ist zu kurz, um die Tiefen der göttlichen Gerechtigkeit zu ermessen; seien wir also nicht so voreilig mit unserm Verdammen, und wehe denen, qui entretiennent le schisme par leur obstination à ne vouloir écouter raison, et à vouloir en avoir toujours. — Wozu diese spitzfindigen Unterscheidungen! ruft Pellisson. Es steht geschrieben: selig wird, wer glaubt! nicht: wer Alles thut, was er kann, um zu glauben! — Die ganze Kirchentrennung ging aus spitzfindigen Fragen hervor, deren man sich jetzt schämt, (elles ne sont pas si vaines qu'on pense, bemerkt Leibnitz am Rand;) die Fürsten haben geglaubt, weltlichen Vortheil daraus zu ziehn, sie sehn jetzt allgemein die Täuschung ein. Quand il plaira au Maître des coeurs de toucher celui d'une grande et incomparable princesse, en qui il a déjà mis toutes les lumières de l'esprit, et qu'il a peut-être laissée exprès jusqu'ici à la tête du parti protestant, elle rentrera en triomphe dans l'Eglise de ses pères, avec une suite de peuples et de nations, et pourra hardiment se promettre une couronne de gloire, non seulement dans le ciel, mais aussi sur la terre.

In seiner Antwort stattet Leibnitz Bericht über die bisherigen Verhandlungen mit Spinola ab. Die Hauptschwierigkeit liegt in den Bestimmungen des Tridentiner Concils, aber auch diese sind den Protestanten nicht so entgegen als man glaubt. Ses canons sont souvent couchés d'une manière à recevoir plusieurs sens, et les protestans se pourraient croire en droit de recevoir celui qu'ils jugent le plus convenable, bis zur Entscheidung in einem künftigen Concil, in welchem ihnen ebenso gut Sitz und Stimme zukommt als den übrigen Sonderkirchen. Die Italiener und Spanier, die ganz auf's Aeußere gerichtet sind, haben in der Kirche, und namentlich in Trient, zu viel Einfluß erlangt; die Deutschen hat man ausgeschlossen, sie haben deswegen protestirt: die Franzosen wären die geeigneten Vermittler. O möchte doch Gott das Herz des Einzigen rühren, der das Glück oder Unglück der Menschen in seiner Hand zu haben scheint! Dieser Monarch ist für sich

allein das Schicksal seines Jahrhunderts und aus einigen glücklichen Momenten seines Denkens könnte das Heil des Geschlechts erblühn. Er hat nur nöthig, die Fülle seiner Macht zu kennen: si cette prudence réservée et scrupuleuse qu'il fait paraître au milieu des plus grands succès dont un homme est capable, lui avait permis de croire qu'il dépendait de lui seul de rendre le genre humain heureux, sans que qui que ce soit ait été en état de l'empêcher et de l'interrompre (das war Leibnitz' aufrichtige Meinung!), je tiens qu'il n'aurait pas balancé un seul moment. Les éloges gatent les princes faibles: mais ce grand roi a besoin de comprendre toute l'étendue des siens pour faire ce qu'il peut et pour connaitre tout ce qu'il peut faire. Welche würdige Aufgabe für die unvergleichliche Beredsamkeit des Herrn Pellisson! — Dieser Herr ist mit seinem Latein vorläufig zu Ende: er schreibt an Schwester Marie, 23. April 1691, diese Heilige möge für den Theuren beten; Gründe können nichts helfen, denn die wisse er ja alle besser. Der Schreiber kenne diese Lage: auch er habe in dem nämlichen Wendepunkt dem Freunde, der ihn belehren wollte, zugerufen: je ne vous demande pas des raisons, mais des oraisons.

Das war nicht ganz, was Leibnitz wollte. Wichtiger war ihm die Notiz, König Ludwig habe seine Lobrede gelesen, sich nicht ungnädig darüber ausgesprochen, ja sogar erlaubt, sie drucken zu lassen*): denn Pellisson wollte die interessante Controverse dem Publicum nicht vorenthalten. Bis dahin war der Briefwechsel durch Schwester Mariens Hände gegangen: Galanterien, Citate aus Romanen, Witze hatten die trockne Theologie gewürzt; nun (Juni 1691) wagt sich endlich Leibnitz, dem großen Manne persönlich zu nahen. Der Deutsche thut es mit Bücklingen, die uns wehe thun. Er legt ihm seine Personalien vor, bekennt sich als Verfasser der Schrift de jure suprematus und bittet um literarische Beihilfe. Die Correspondenz wird gedruckt, Leibnitz ist außer sich über die Ehre, die seinen schwachen Versuchen widerfährt, neben den glänzenden Reden des berühmten Mannes zu stehn: — „O mein Herr!" schreibt Pellisson 23. Oct 1691, „Sie dürfen nicht zu bescheiden sein: nos meilleurs écrivains sont étonnés de vous voir écrire si français; ja noch mehr, (6. Nov.) ich versichere Sie, ils sont étonnés de vous la (notre langue) voir posséder presque plus que nous!" — Man sieht die stille Verklärung, die sich über des deutschen Philosophen ausdrucksvolles Gesicht verbreitet. Ich weiß, schreibt er 19. Nov., daß man in Frankreich gegen die Fremden sehr

*) Inzwischen ersucht später Leibnitz doch den Landgrafen sehr dringend, sie in Deutschland nicht zu verbreiten, sie könne leicht mißverstanden werden.

gütig ist, et que la protection que vous avez donnée à mon écrit, le fera toujours croire passable. Dies Lob tröstet ihn auch darüber, daß Pellisson sich manche Aenderungen erlaubt hat, z. B. die Ueberschrift: über die Mittel pour réunir une bonne partie des protestans! — Also nicht Kirche gegen Kirche, sondern Individuen, die in den Schooß der alleinseligmachenden zurückkehren wollen!

Aber das große Geschäft darf doch nicht ganz stocken. — Zunächst handelt es sich um die Frage, ob man das Tridentiner Concil umgehn darf. Leibnitz bekennt, seine Beschlüsse seien mit vieler Umsicht abgefaßt, aber deshalb sei es noch nicht ein ökumenisches, allgemein gültiges. Ueberdies, entschlüpft ihm, kommen in der Geschichte der alten (auch der ökumenischen!) Concile viele Dinge vor, die gar nicht erbaulich sind. Schwester Marie kommt immer auf die persönliche Bekehrung zurück; sie führt das Beispiel ihrer eignen Mutter an. Man muß gestehn, erwidert Leibnitz 16. Juli 1691, das menschliche Herz hat viele Falten, les persuasions sont comme les goûts, nous-mêmes ne sommes pas toujours dans une même assiette, et ce qui nous frappe dans un temps, ne nous touche point dans l'autre. Il y entre quelque chose qui nous passe. Oft geschieht es, daß die besten Beweise von der Welt uns nicht rühren, und daß, was uns rührt, nicht eigentlich ein Beweis ist. — Er theilt ihm die bisherigen Verhandlungen mit, und beschwört noch einmal die Franzosen und ihren großen König, zwischen den Deutschen und Italienern zu vermitteln. — Die Sachen werden an Bossuet geschickt.*)

Bossuet (29. Sept. 1691) stimmt sofort einen höheren Ton an: er ist nicht, wie Pellisson, ein theologischer Dilettant, er vertritt sein Amt, seine Kirche. „Derartige Unternehmungen gelingen nicht auf einen Wurf; man macht sich nicht so rasch von seinen Vorurtheilen los. Indessen ist der Anfang immer gut. Aber, um sich nicht zu täuschen, muß man mit Bestimmtheit vernehmen, daß die Kirche zwar, nach Zeit und Gelegenheit, in Nebensachen und in der Disciplin etwas nachgeben kann, niemals aber in irgend einem Punkt der beschlossenen Doctrin; nie in einem Punkt des Tridentiner Concils. — Jamais! Keine Capitulation, denn ohne Subordination wäre die Kirche nichts als un assemblage monstrueux, wo Jeder thäte, was er Lust hätte und nach Gutdünken die allgemeine Harmonie unterbräche." — Leibnitz ist betroffen, aber er giebt die Hoffnung nicht auf: „die Frage ist, ob man nicht unter folgenden Bedingungen eine vorläufige Gemeinschaft der Kirchen

*) Auch mit seinem alten Freund Huetius, der ihm Juni 1691 seine Concordia rationis et fidei einschickte, correspondirte er über die Sache.

herstellen kann: 1) den Protestanten werden einige Punkte der Disciplin nachgegeben, z. B. Abendmahl in beiden Gestalten, Priesterehe, Gebrauch des Deutschen beim Gottesdienst; 2) es werden ihnen über die streitigen Punkte, im Sinn der Exposition von Bossuet, Erläuterungen gegeben, qui font voir, du moins de l'aveu de plusieurs protestans habiles et modérés, que des doctrines prises dans ce sens, quoiqu'elles ne leur paraissent pas encore toutes entièrement véritables (wie zart ausgedrückt!), ne leur paraissent pourtant pas damnables non plus; 3) Abschaffung der schreiendsten, allgemein anerkannten Mißbräuche; 4) Entscheidung eines künftigen Concils über die noch streitigen Punkte; 5) bis dahin im Voraus Herstellung der Hierarchie und Gemeinschaft der Sacramente. — Von unserer Seite ist nun Alles geschehen, wir sind an der äußersten Grenze der Nachgiebigkeit angelangt, und haben das Recht zu erwarten, daß man uns entgegenkomme; wo nicht, so fällt der Tadel des Schisma ganz auf die andere Seite. — Um aber Bossuet in Stand zu setzen, das Geschäft vollständig zu übersehn, arbeitet Molanus auf der Grundlage des Abkommens von 1683 die Cogitationes privatae aus, welche Leibnitz Dec. 1691 an Bossuet überschickt: die obigen fünf Punkte bilden ihren wesentlichen Inhalt.

Der Briefwechsel mit Pellisson hatte inzwischen eine andere Wendung genommen. Auf die Frage, welcher Ansicht er in Bezug auf das Abendmahl sei, hatte Leibnitz (Juni 1691) sich für die Augsburgische Confession erklärt, welche die wahre Gegenwart des Leibes und Bluts annimmt, und im Sacrament etwas Geheimnißvolles findet. Das stimme am besten mit der Schrift, und er könne es auch philosophisch rechtfertigen, durch eine neue Dynamik, die an Stelle der mechanischen Bewegung von Körpern (Ausdehnungen), wie sie Cartesius lehrt, ein System der Wechselwirkung von Kräften (Substanzen) setze. Er habe darüber einen Aufsatz an das Journal des Savans eingeschickt, und hoffe, den so wichtigen Gegenstand noch weiter zu begründen. Pellisson ist sehr begierig darauf; die meisten seiner Freunde sind Cartesianer, er selbst aber ist neutral: „die Philosophie ist der Religion nicht wesentlich, die ganze menschliche Wissenschaft kann falsch sein, und die Religion doch wahr bleiben. Meinetwegen mag sich die Erde um die Sonne drehen, mit Josua ist doch irgend ein Wunder vorgefallen! Gott hat nicht die Absicht gehabt, uns die Physik oder Astronomie beizubringen; Substanz oder Ausdehnung, gleichviel, immer bleibt es wahr, qu'en l'Eucharistie, ou de telle sorte ou de quelque autre (man höre den Franzosen!) ce qui paraît être encore n'est plus et ce qui ne paraît plus commence à être. Ihm selber ist die Aristotelische Theorie am bequemsten: denn es wäre ja lächerlich, etwas für unmöglich auszugeben, qui s'accorderait avec les principes d'une philo-

sophie commune et reçue par toute la terre, quand même elle ne serait pas la plus véritable! Aber, fällt ihm ein, ich rede da wie der Blinde von den Farben. — Leibnitz setzt ihm nun seine Abweichungen von Cartesius näher auseinander, nicht ganz zur Zufriedenheit Pellisson's: denn durch seine Erklärung hebt er ja das Wunder auf und hält es daher am Ende doch nicht mit der Augsburgischen Confession? — Aber Leibnitz beruhigt ihn über dies Mißverständniß (18. Jan. 1692): und daher möge sein Freund doch dafür sorgen, daß die Abhandlung endlich gedruckt werde. Auch Bossuet liest sie mit Interesse (30. Merz): „in der Religion hasse ich alle Neuerungen, in der Philosophie freue ich mich darüber; und wenn ich auf dem Lande bin und etwas Muße habe, so widme ich mit Vergnügen und Nutzen diesen angenehmen Speculationen ein wenig Zeit. Uebrigens bin ich in Bezug auf diese Dinge ziemlich gleichgültig. Freilich habe ich meine kleine Meinung, aber ich lasse mich gern belehren." — Pellisson reicht das Manuscript (29. Juni) der Academie der Wissenschaften ein; „aber (19. Oct.) sie wird sich fürchten, ein Urtheil abzugeben. Sie ist uneinig: ein Theil verdammt Alles, was er nicht versteht, die Andern, aus lächerlichem Dünkel auf ihren Ruhm, nehmen es übel, wenn man sie etwas lehren will, was sie noch nicht wissen; eine kleine Zahl ehrlicher Leute sehn dies Elend wol ein, wissen aber nicht abzuhelfen. Ich bin überzeugt, daß bei neuen Entdeckungen von Gewicht nur das Publicum, das große und allgemeine Publicum, wahre Gerechtigkeit ausübt, weil in der allgemeinen freien Discussion zuletzt die Stärksten, d. h. die Einsichtsvollsten den Sieg davon tragen."

„Aber, mein Herr! (29. Juni 1692) Frau von Brinon, eifrig für die Religion und voll Liebe für Sie, tadelt mich fortwährend in Bezug auf unsre Briefe. Sie sagt, und ich glaube mit Recht, daß wir beiden uns so in die Dynamik vertieft haben, daß wir gar nicht mehr an Ihre Bekehrung denken, was doch die Hauptsache ist." — In der That war es Zeit, wieder einmal darauf zurückzukommen.

Wer in der traurigen Lage war, die ungeheuren Actenstücke der pietistischen Händel durchblättern zu müssen, wird ungefähr das Gefühl haben, als wenn er sich in einer Schenke befand, wo schlechter Tabak geraucht wurde, durch den Geruch von Bier und Branntwein gewürzt. Ganze „Mistkarren von Schimpfwörtern" fallen von links und von rechts, und der Eifer der wuthentbrannten Kämpen ist bei Weitem größer als ihre Vernunft; nur selten trifft man auf ein Wort von tieferer Einsicht, auf höhere, wahrhaft menschliche Gesichtspunkte. Beide Parteien poltern heraus, was sie gelernt; und man erinnert sich an die gleichzeitigen academischen Sitten, an die wüsten Unflätereien des Pennalismus. — Ganz anders wird die Atmosphäre, wenn

man Leibnitz' Briefwechsel aufschlägt. In Ausdrücken und Gedanken das feinste Parfum; die Gegner eröffnen das Duell mit den zierlichsten Complimenten; hin und wieder sitzt ein Stoß, aber das Fleuret ist ohne Spitze, man will nur seine Fechterkünste zeigen, nach den strengsten Regeln der edeln Kunst; hat man dem Gegner einmal die Klinge aus der Hand geschlagen, so beeilt man sich, sie bei der Spitze aufzuheben und mit einer Verbeugung ihm wieder zu überreichen. Nur selten ein hitziger Ausdruck; nie gemeine Roheit, man glaubt sich in eine andere Zeit versetzt. — Aber die Sache hat noch eine andere Seite. — Dort in der Schenke, so wüst es zugeht, hat man das Gefühl der Realität; es ist deutsches Leben, das verworren und unschön, aber doch mit Wärme, mit völliger Betheiligung des Gemüths, sich regt: hier im Salon wissen wir nicht, um was es sich eigentlich handelt. Dieser Aufwand von Geist und Scharfsinn und doch kein eigentlicher Zweck! —

Landgraf Ernst, dem Leibnitz diese Verhandlungen mittheilte, machte 18. Dec. 1691 den Unterschied zwischen formellen und materiellen Ketzern lächerlich. Nous autres Catholiques, c'est à dire ceux qui s'entendent à la religion et à son intérêt, tenons une tout autre conduite; à savoir de ne vouloir avoir l'enfant partagé ni fendu ou tué; je veux dire, il vaut et faut bien mieux, que tous les de nous devoyés (die von uns Abgeirrten) aillent je ne sais où (d. h. zum Teufel), que non, que pour une paix plâtrée, pour ne dire je ne sais quoi, prejudicier au reste et au principal d'auprès de nous (wie Spinola); laissons pour le dire franchement, plutôt aller les Protestans (puisqu' aussi bien ils le veulent ainsi et que s'en est déjà fait) là où ils veulent (d. h. wieder zum Teufel), que par un je ne sais quel plus mal que l'hérésie même maudit syncrétisme infecter ce qui nous reste du débris et naufrage de la moitié quasi de l'Europe. Gleichzeitig schrieb er gegen Leibnitz, Seckendorf und Ludolf eine Satire Trifolium Lutheranum, die er zum Aerger des Ersten in mehreren Abschriften cursiren ließ. Er gestand bereitwillig zu, daß namentlich fleischliche Sünden bei den Katholiken häufiger vorkämen als bei den Protestanten des Nordens; aber das sei doch Alles Nebensache: wenn er auf dem Sterbebett, um das Sacrament zu empfangen, zu wählen hätte zwischen einem frommen und gottesfürchtigen protestantischen und ruchlosen ungläubigen katholischen Priester, so würde er ohne Bedenken den letzteren nehmen: denn nur durch ihn empfange er das wahre Sacram nt.*) — Das

*) (20. Sept. 1691): Si je me trouvais en quelque village blessé à la mort, et qu'il n'y eût que deux Ecclésiastiques seulement, à savoir un pieux et sa-

Hülfsmittel eines allgemeinen Concils sei gar nichts werth: croyez-moi, mon cher M. de Leibnitz, qu'il n'y faut seulement penser.

Leibniz machte ihn (Dec. 1691) darauf aufmerksam, daß die Vereinigung zwischen Rom und Augsburg um so denkbarer sei, da die Kirche in ihrem Schooß doch auch die Jansenisten und Molinisten ertrüge, die weit mehr von einander abwichen: denn die (theoretischen) Streitigkeiten zwischen jenen seien nur speculativer Art; während diese sich auf das Wesen der Frömmigkeit bezögen. Denn ob die Liebe Gottes zur Seligkeit nothwendig sei, das zu wissen sei viel wichtiger, als die Frage, ob und wie viel Brod sich in Fleisch verwandle. Ueber solche Ausdrücke wurde der Landgraf etwas wild: „es ist nichts so absurd, schreibt er 18. Jan. 1692, als zu glauben, daß die einigen Lutheranern von Spinola gemachten Anerbietungen nur im kleinsten Punkt haltbar seien; man solle sich schämen daran zu denken, als könnten wir in einem Concil verheiratheten Superintendenten den Zutritt verstatten: à quoi songez-vous, mon bon Mr. Leibnitz, de croire qu'en cela je sois de votre sentiment et désir? — Desto schlimmer! antwortet Leibniz, wenn man um solcher Spitzfindigkeiten willen die Einigung verzögert, durch bloße Machtsprüche ohne Gründe. Freilich ist es von den Protestanten unhöflich, den Papst Antichrist zu nennen: soviel aber ist gewiß, daß es in der Kirche nichts Schlimmeres giebt, als einen schlimmen Papst. Freilich ist die Union zwischen Augsburg und Genf leichter als die zwischen Augsburg und Rom: denn dort handelt es sich nur um speculative Fragen, hier um praktische (jetzt endlich sieht es Leibniz ein!), und das will viel mehr sagen. Auf Chimären ist die römische Praxis gegründet, aber aus diesen Chimären sind wirkliche Uebel hervorgegangen, denen die Reformation wenigstens zum Theil abgeholfen hat, indem sie sich der alten Kirche wieder näherte. Rom

---

vant et même discret predicant Luthérien, qui me pût autrement, s'il était de la communion catholique seulement, bien mieux assister et consoler en cet si important article, que ne pût faire le curé catholique auquel tout cela manquerait et qui ne fût point de piété ni de science à cela requise, comme bien helas! j'en ai connu, et helas! connais de tels sacrilèges et méchants et point du tout même à cela capables; — si est ce que non obstant cela j'aimerais et aimerai bien mieux recevoir l'absolution sacramentale d'un tel, comme d'un véritable prêtre, que non de vouloir communiquer avec un, et quand ce serait même le plus honnête, savant et même discret ministre protestant; tant je crois être important qu'on n'ait aucune communion ecclésiastique avec ceux: 1) qui outre diverses de moi crues hérésies et erreurs, 2) usurpent selon nous le ministère et 3) vivent au schisme avec nous; — voilà comme le Landgrave Ernest est persuadé et intentionné.

ist nicht blos gegen die „Ketzer" hart, ich wollte z. B. Arnauld nicht rathen, nach Rom zu gehn; die Luft ändert sich dort zu rasch je nach der Laune der Päpste. — Die Katholiken, Lutheraner und Socinianer folgen jede zu einseitig einem Princip: der Tradition, der Schrift, der Philosophie; alle diese Principien sind gut, aber man kann sie mißbrauchen, und daher kommen die Irrthümer. — Das ist stark! antwortet der Landgraf 29. Febr.: mais ne doutez que je vous la paye avec usure en son temps, dann es seind brocken darinne, je veux dire des pillules d'une un peu trop dure digestion pour moi, quoique votre bon ami. — Da man seine Verhandlungen mit Spinola noch immer mißversteht, antwortet Leibnitz diesmal deutsch, 31. März: „Ob ich schon zweifle, daß die Sache gestalten jetzigen Umständen nach vollkommen thunlich, ja vielmehr das Gegentheil glauben müsse, so hielte ich sie doch dessen ohngeachtet vor nützlich und wichtig, weil damit ein Grund gelegt würde, darauf vielleicht die Nachwelt bauen könnte; und sei die Frage demnach nicht de praxi sondern de theoria; wenn nämlich die Gemüther der Menschen dazu geneigt wären, ob alsdann eine solche Art der Vereinigung mit gutem Gewissen geschehen könnte, und folglich (positis ponendis) den Gesetzen der christlichen Liebe nach geschehen sollte. Ohngeachtet ich mich nun zum öftern erklärt, daß dies die eigentliche Frage sei, so hilft doch alles nichts, man fällt immer wieder auf allotria und will mir mit Gewalt aufbürden, ich hielte die Sache anjetzo für practicabel und hoffbar; und disputirt angeblich dagegen, anstatt mit Ja oder Nein auf den Hauptpunkt zu antworten. — Wenn man sagt: „daß einige vornehme Doctores ganz milde Interpretationen des Tridentiner Concils gegeben, sei nicht dahin angesehn, als wollten sie solches alteriren, sondern allein um den Protestirenden den Weg zu erleichtern, damit sie sich demselben unterwerfen mögen," so finde ich solche Worte etwas dunkel und mißlich. Entweder die mildere Erklärung seynd dem wahren Verstand des Concils entgegen oder nicht: seynd sie dagegen, so folgt eins von beiden, entweder diese Doctores wollen das Concil alteriren, oder sie wollen die Protestirenden betrügen; seynd sie nicht entgegen, so muß man nicht sagen, sie gelten nur solang bis man den Zweck erreichte, sondern man muß sie unter den Römisch-Katholischen selbst ausbreiten und dadurch den Weg zur Einigkeit bahnen." — Der Gegensatz war zu stark geworden; die Briefe werden kühler und kürzer, doch dauern sie fort bis unmittelbar an den Tod des Landgrafen, 12. Mai 1693.

Mit der Antwort auf Molanus' Denkschrift ließ Bossuet lange warten; in der Zwischenzeit bemühte sich Leibnitz, ihn für die Ansicht zu gewinnen, daß die Reformation, wenn auch vom dogmatischen Standpunkt zu tadeln, doch praktisch ein Fortschritt gewesen sei. — Zugegeben, die Kirche

sei unfehlbar, fragt er 18. Jan. 1692: wer ist der Träger derselben? der Papst? das Concil? oder jener abstracte Begriff, den man Corpus ecclesiae nennt? — Soll das Concil die Kirche binden, so muß man doch erst darüber übereinkommen, was zu einem echten allgemeinen Concil gehört; sonst setzt man sich der Gefahr aus, die Wahrheit zu unterdrücken. — Offenbar gefällt ihm der schneidende Ton nicht, den Bossuet im Gegensatz zum höflichen Pellisson angeschlagen hat, und wenn er damit anfängt, sich zu freuen, daß man endlich die Ufer der Bidassoa überschritten hat, um sich auf die Insel der Conferenz zu begeben, so klingt das Folgende doch wie bittre Ironie: On a quitté exprès toutes ces manières qui sentent la dispute, et tous ces airs de supériorité que chacun a coutume de donner à son parti; cette fierté choquante, ces expressions de l'assurance où chacun est en effet, mais dont il est inutile et même déplaisant de faire parade auprès de ceux qui n'en ont pas moins de leur part. Ces façons servent à attirer de l'applaudissement de lecteurs entêtés; et ce sont ces façons qui gâtent ordinairement les colloques, où la vanité de plaire aux auditeurs et de paraître vainqueur l'emporte sur l'amour de la paix: mais rien n'est plus éloigné du véritable but d'une conférence pacifique. Der Vorwurf, das Schisma zu verlängern, falle nur auf diejenigen, die nicht Alles thun, was in ihren Kräften steht, um es zu heben. Jetzt, ihr Herren, erklärt euch rund und nett über folgende Frage, von der Alles abhängt: ist es den mit Rom vereinigten Kirchen moralisch möglich, in eine kirchliche Union mit denjenigen Kirchen zu treten, die im Princip die katholische Kirche anerkennen, und bereit sind, in die römische einzutreten, so bald ihr Gewissen über einige Entscheidungen, die sie nicht für gesetzlich halten können, beruhigt ist, und die eine Abschaffung der anerkannten Mißbräuche verlangen? — Schwer ist das Werk, aber es handelt sich, den ganzen germanischen Norden zu gewinnen; und wieviel hat man nicht ehemals den böhmischen Calixtinern nachgegeben! — Aber Bossuet (2. Mai) will im Punkt des Concils nichts nachgeben, an seinen dogmatischen Entscheidungen zu zweifeln, sei Ketzerei. — Nun verliert auch Leibniz die Geduld. Bossuet hatte die Nothwendigkeit der Reformation dadurch zu widerlegen gesucht, daß gute Katholiken bereits die Fehler der Kirche gesehn hatten. Aber es giebt ja nichts, ruft Leibniz 13. Juli, was die Reformation mehr rechtfertigt, que les suffrages de tant de bons auteurs, qui ont approuvé les sentimens qu'ils ont travaillé à faire revivre, lorsqu'ils étaient comme étouffés sous les épines d'une infinité de bagatelles, qui détournaient l'esprit des fidèles de la solide vertu et de la véritable théologie. Erasmus und Andere tadeln bei Luther nur die Form, in der Sache waren sie mit

ihm einig. Jetzt ist die wahre Lehre von der Rechtfertigung in der römischen Kirche wieder hergestellt, dafür sind andere Mißbräuche noch mehr angeschwollen, welche das Volk von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit abwenden: die Obern der Kirche billigen sie nicht geradezu, lassen sie aber geschehn. — Soweit war man gekommen, als Bossuet 26. August 1692 seine ausführliche Gegenschrift auf die Cogitationes privatae einsandte.

Diese Antwort mußte alle Illusionen niederschlagen, denn sie lehnte in schneidender Weise Alles ab, was Leibnitz, Molanus und Spinola unter einander ausgemacht hatten. Die Diplomatie trat vor der Dogmatik zurück. Was soll, fragte Bossuet, eine vorläufige Kircheneinigung, wenn man über die Hauptpunkte uneins ist? wie können die Protestanten den Papst als geistlichen Richter anerkennen, so lange sie mit ihm über den Glauben im Streit liegen? Mit der Union anfangen, um nachher die streitigen Punkte zu prüfen, heißt Ordnung und Vernunft auf den Kopf stellen. In Bezug auf das Tridentiner Concil könne die Kirche nicht nachgeben; wer also die Beschlüsse desselben nicht anerkennt, ist nicht blos materieller Ketzer, wie Leibnitz meint, sondern formaler d. h. halsstarriger Ketzer, und kann nicht zur Kirche gehören. Eine Einigung mit gegenseitiger Nachgiebigkeit zerstöre den Zusammenhang des Ganzen: die Lutheraner sollten sich über die dogmatischen Ideen von Molanus, die viel Lobenswerthes enthalten, einigen, und dieselben dann zur weitern Entscheidung dem Papst vorlegen. Alles Räsonniren helfe nichts, in Glaubenssachen müsse man, um klar zu sehn, die Augen schließen. Diesmal werden Sie nicht sagen, schreibt der Bischof etwas spöttisch an Leibnitz, daß der Dunst der Beredsamkeit die Sachen verhüllt. — Die Protestanten möchten unter dem Vorwand der Einfachheit alle Geheimnisse aus dem Christenthum ausmerzen, welche sie abstract und metaphysisch nennen, und es auf „populäre Wahrheiten" zurückführen. Diese Geheimnisse sind aber die Hauptsache, und die Einfachheit besteht nur darin, die apokryphischen von den authentischen zu sondern. Dies geschieht nach einer unwandelbaren und untrüglichen Regel: hier on croyait ainsi; donc aujourd'hui il faut croire de même. Nach diesem Grundsatz hat die Kirche stets entschieden; wer sich ihren Entscheidungen nicht fügt, sagt sich vom Christenthum los. — Ist das einfach? ist das klar?

Einfach und klar! antwortet Leibnitz 1. Oct.; aber auch richtig? haben die Concilien immer nur das als gültig sanctionirt, was gestern galt? bestand ihre Hauptthätigkeit nicht darin, neue Dogmen zu finden? Was gestern galt, soll heute gelten; aber wie ist es mit vorgestern? Darf man immer nur das Neueste canonisiren? Das ist ja der von Christus widerlegte Grundsatz

der Pharisäer! — Gegen Pellisson beklagte sich Leibnitz bitter über des Bischofs Unhöflichkeit, da sie doch immer in so guten Formen verkehrt. — Es thut mir herzlich leid, antwortet Bossuet 27. Dec., ich schätze Leibnitz als Geometer, Mediciner u. s. w. außerordentlich hoch; aber er hat mir eine bestimmte Frage vorgelegt, und ich mußte ihm eine bestimmte Antwort geben, nach Einsicht und Gewissen: wenn er sich dem Concil nicht unterwirft, so ist er ein halsstarriger Ketzer. – Jede beschönigende Ausflucht wäre unser beider unwürdig gewesen. — Uebrigens ist ja noch nichts verloren: eure Principien sind ganz richtig; zieht die richtigen Folgerungen daraus, und ihr seid katholisch. —

Dem französischen Prälaten lag nichts daran, die theologische Frage auf das politische Gebiet zu leiten, um die Einheit Deutschlands zu finden; andrerseits hatte sich der Eifer Ernst August's merklich abgekühlt: die Einwilligung des Kaisers für seine Kurwürde hatte er in der Tasche, der Widerstand ging jetzt von den Fürsten aus, und diesen hätte er sich durch katholische Neigungen nicht empfohlen; das Friedenswerk konnte gelassener betrieben werden. Bossuet's schneidender Ton hatte Leibnitz ernstlich aufgebracht; der Vermittler Pellisson starb 7. Febr. 1693, wie seine Feinde aussprengten, ungläubig, da er sich nur, pour avoir du crédit, katholisch gemacht: eine Verleumdung, die Bossuet nach Kräften abwehrte, und der auch Leibnitz keinen Glauben zu schenken versicherte. — Leibnitz! Löve-Nix (Glaube nichts!) nannten ihn die Hannoveraner, weil er nicht das Abendmahl besuchte.

Ein dritter Gegner, Abbé Pirot von der Sorbonne, Jesuit und Gegner Pascal's, hatte Juni 1692 in einem umfangreichen Werk nachzuweisen gesucht, daß die dogmatischen Beschlüsse des Tridentiner Concils auch von der gallicanischen Kirche einstimmig anerkannt seien. Leibnitz schickte seine Entgegnung 5. Juni 1693 an Bossuet; sie enthielt vortreffliche kirchenhistorische Studien, deren praktisches Resultat folgendes ist: das Concil hat eine Reihe von Lehrsätzen festgestellt, die vor ihm im Westen (diese Unterscheidung der römischen Kirche als einer Sonderkirche im Gegensatz zur alten allgemeinen, die auch den Osten umfaßt, wird von Leibnitz auch später stets hervorgehoben) zwar angenommen waren, aber doch nicht als Glaubensnorm galten. Grade deshalb sollten beide Parteien Anstand nehmen, ihnen beizutreten. Nous n' avons peut-être que trop de prétendues définitions en matière de foi, on devait se tenir à la tradition et à l' antiquité, sans prétendre de savoir et d' enjoindre aux autres, sous peine de damnation, des articles dont l'église s'était passée depuis tant de siècles. Pourquoi rendre le joug des fidèles plus pesant, et la réconciliation avec les protestans plus difficile? — Pirot, sagt Bossuet, hat viel unnütze Gelehr-

samkeit entwickelt; ob man das Concil annehmen soll oder nicht, das kommt gar nicht in Frage: es ist von der katholischen Kirche bereits angenommen. Macht man das zweifelhaft, so wird der ganze Grund der katholischen Kirche zweifelhaft. „Aber wie könnt ihr voraussetzen, daß ihr allein die katholische Kirche seid?" Allerdings setzen wir es voraus; anderwärts haben wir es bewiesen; hier genügt aber die Voraussetzung: denn wir haben es mit Leuten zu thun, die zu uns kommen wollen, denen wir also die Bedingungen mittheilen, unter welchen ihnen der Eintritt verstattet ist. Es ist absurd, sich einigen zu wollen, ohne ein Princip festzustellen; das einzige solide Princip aber ist, daß die Kirche nicht irren kann, daß sie also auch in Trient nicht geirrt hat. — Abstellung von Mißbräuchen, Besserung der Disciplin, das Alles ist recht gut, aber es kann nur auf Grundlage des anerkannten Concils geschehn. Sein Sie versichert, mein Herr (15. Aug. 1693), daß man davon niemals abgehn wird; ich könnte auf die Briefe, die Sie Sich die Mühe gegeben haben, mir zu schreiben, noch Manches sagen, mais il faut donner des bornes à ces disputes, quand les choses en sont venues à un certain point d'éclaircissement.

Das war denn doch auch für Leibniz' Geduld zu viel. In seiner Antwort bemühte er sich nicht mehr, seine Verstimmung zu verhehlen (23. Oct.). „Solche Voraussetzungen sind stark! Man ist ja von eurer Seite (Spinola) zuerst zu uns gekommen; wir konnten nur so weit gehn als unser Gewissen verstattet. Wenn ihr die Mißbräuche für gleichgültig haltet, so sind wir ganz und gar nicht dieser Ansicht; und man kann einer Kirche nicht beitreten, in welcher verderbliche, dem Wesen der Frömmigkeit nachtheilige Mißbräuche zum öffentlichen Aergerniß gestattet sind."

Bossuet war der Sache schon lange überdrüssig; aber die Frauen ließen ihn nicht so leicht los. Schwester Marie forderte ihn auf, sich unmittelbar an die Herzogin zu wenden, denn sie werde an Leibniz' Aufrichtigkeit irre; der edle Prälat solle doch sein Leben mit einem so großen Werk krönen; der Papst wolle es, die lustige Aebtissin habe ihr ganzes Gemüth daran gesetzt. Vos grandes princesses m'excuseront! schreibt er einmal ungeduldig. Leibniz versucht noch einigemale anzuknüpfen, hauptsächlich in Bezug auf seine Dynamik und deren Verbreitung in Frankreich; Molanus schickt eine neue, sehr ausführliche Entgegnung; aber mit Ausnahme eines kurzen Zettels, der nur auf die Dynamik eingeht, läßt Bossuet nichts von sich hören.

Leibniz kam inzwischen wieder auf den Gedanken, den er schon einmal vor acht Jahren ausgeführt: er schrieb unter der Maske eines Katholiken das Judicium doctoris catholici de tractatu reunionis, das er nach vorhergehender Berathung mit Molanus 5. Juli 1694 an Spinola überschickte, mit

der Aufforderung, seinerseits unter der Maske eines der Union geneigten Lutheraners eine ähnliche Schrift zu verfertigen, so daß die Rollen sich tauschten: je mehr sich nun in beiden die Ideen näherten, desto leichter würde für die Zukunft die Einigung werden. Das Project fand bei Spinola (22. Nov.) großen Beifall; aber er starb darüber 12. Merz 1695. Das Ganze war doch nur ein geistreiches Spiel. Ein humoristischer Brief an Sophie (6. Dec. 1694) läßt über die Stimmung des Philosophen keinen Zweifel, wie denn überhaupt, wo die beiden sich vertraulich unterreden, die heiligen Dinge ziemlich frivol behandelt werden; mitunter möchte man sagen faunisch.

Unter diesen Umständen hatten die wohlgemeinten Bemühungen Schwester Mariens wenig Aussicht auf Erfolg. „Wenn Sie zu uns träten," ruft sie ihm 11. Febr. 1694 zu, „so würden Sie durch die Kraft Ihres Geistes, von Gott geleitet, ganz Deutschland bekehren." Leibnitz lehnt (30. Mai) die persönliche Wendung entschieden ab, und fordert sie auf, Bossuet zur Antwort auf seine Frage zu bestimmen: dann würde für die künftige Einigung der Kirchen ein solider Grund gelegt sein. — Sie ist, fährt er fort, nur unter zwei Bedingungen möglich: 1) daß man uns nicht die Annahme von Glaubenssätzen zumuthet, die durch eine Kabale im vorigen Jahrhundert und wie zum Hohn der Deutschen eingeführt sind; 2) daß man die Mißbräuche abschafft, die dem Christenthum Schande machen. — Wenn Bossuet verlangt, man solle sich vom philosophischen Geist frei machen, so heißt das nichts Andres, als man solle sich von der Wahrheitsliebe frei machen. Wenn ich Lust gehabt, mich zu bekehren, so würde es geschehn sein, als ich katholischen Herren diente: aber ich hielt es für gefährlich für das Seelenheil. — Sie selbst, Madame! denken Sie an die Gefahr Ihres Zustands! Ihre Gaben gehn weit über das Maß Ihres Geschlechts; ich habe Sie abergläubische Dinge oft mißbilligen hören. Aber das genügt nicht: man muß dafür sorgen, den Irrthum abzuschaffen, oder wenn man die Hoffnung aufgiebt, muß man offen mit denen brechen, welche die Kirche Gottes entstellen, sonst nimmt man an ihrer Verdammniß Theil. — Im Gegentheil fügt man zu den alten Narrheiten noch neue: lesen Sie, Madame, selbst im Journal des Savans die abenteuerlichen Wundergeschichten, die ein Mensch von gesunden Sinnen sich schämen würde, in Gegenwart eines Protestanten zu erzählen! Spricht sich aber ein aufgeklärter Katholik über diese Fabeln aus, so verfällt er der Inquisition. Tout va à soutenir la bagatelle, et à étouffer les lumières qui sont encore restées parmi vous: *que serait-ce s'il n'y avait plus de protéstans dont l'appréhension oblige encore un peu vos gens d'aller bride en main!* Die Andacht des katholischen Volks ist ganz sinnlich; Geist und Wahrheit sind erdrückt. Wenn man bei euch vom

lieben Gott spricht, so meint der Pöbel damit ein kleines weißes rundes Gebäck, welches ein Priester trägt und der Anbetung ausstellt. Um Gotteswillen, Madame! ist das etwa das höchste Wesen, das allein Anbetung verdient, und das unsere ganze Seele fordert? ist es nicht eine Schmach für dieses Wesen, sich es auf eine so unwürdige Weise vorzustellen? Solche Dinge erklären die Verachtung der Mohammedaner gegen das Christenthum. — Bossuet irrt, wenn er glaubt, bei uns überwiege der Indifferentismus; im Gegentheil, die Eiferer herrschen bei uns. — Nicht wir sind die Schismatiker, sondern ihr! denn ihr hindert die Einigung. Der Sectengeist ist es, der eure Flüche gegen die Ketzer hervorruft. Das ist nicht die wahre Liebe zu Gott, wenn man seinen Nächsten nicht liebt; und man liebt ihn nicht, wenn man mit vorschnellem Urtheil ihn zum Teufel in die Hölle schickt, um dort ewig auf Gott zu lästern! Es ist ein Greuel und eine Schande, wenn man diese Lieblosigkeit erwägt!" — So hat Leibnitz endlich die Sprache gefunden, die ihm ziemt.

---

Diese eifrigen Verhandlungen über die kirchliche Union hatten Leibnitz' wissenschaftliche Arbeiten keinen Augenblick unterbrochen. — Zunächst setzte er seine Studien über vergleichende Sprachwissenschaft fort, und da er auf die Verwandtschaft des Persischen mit dem Deutschen aufmerksam geworden war, forderte er Jesuiten von Ansehn (Vota, Grimaldi, Kochanski) auf, in den Missionen und Gesandtschaften dafür zu sorgen, daß zunächst in jedem Idiom Hochasiens ein Vaterunser aufgesetzt werde. Er machte darauf aufmerksam, daß die Etymologie für die Urgeschichte der Völker eben so zu benützen sei, als die Versteinerungen für die Urgeschichte der Erde; daß die Sprache weder in ihren sinnlichen Elementen noch in ihrem geistigen Organismus ein Werk des Zufalls sei. Er verfolgte die Bedeutung der Worte historisch, und suchte auf eine Ursprache zu kommen: die spätern Entdeckungen der Indogermanischen Sprachverwandtschaft liegen wenigstens im Keim schon in seinen Werken. — Dann arbeitete er seine Protogäa aus, und legte den Grund zu seiner braunschweigischen Urgeschichte, deren Plan er 1692 seinem Kurfürsten vorlegte. Ueberall — auch in England, Frankreich und Italien förderte man sein Unternehmen, nur in Wien nicht, worüber er sich noch später bitter beklagte. — Endlich gab er 1693 den Codex juris gentium diplomaticus heraus: seltne, ausgewählte Actenstücke vom Anfang des 12. bis Ende des 15. Jahrhunderts, meist aus der Wolfenbüttler Bibliothek, die zum Theil dazu bestimmt waren, die Unhaltbarkeit der päpstlichen Ansprüche zu erweisen. — Basnage meinte, er beabsichtige eine vollständige Sammlung aller

vorhandenen Staatsurkunden: „davor bewahre mich Gott! erwiederte Leibnitz; ich habe nie Lust gehabt, den Abschreiber zu machen. In dem Punkt wenigstens werden Sie nicht den Hang bei mir antreffen, den man den Deutschen zuschreibt." — In diesem Werk führte er auch aus, daß die gewöhnlich in ein früheres Jahrhundert verlegte Barbarei erst mit der Mitte des 13. J. beginnt. „Im 10. J., welches von den meisten Schriftstellern seiner Barbarei wegen mit Schmähungen überhäuft wird, war die Finsterniß noch weit unter dem Gipfel. Damals ward der Papst noch nicht für Gottes Statthalter gehalten, und unerhört war der Traum seiner Unfehlbarkeit; das Ansehn der Kirche ward noch nicht durch Feuer und Blut bekräftigt. Deutschlands Bischöfe lehrten nach alter Sitte in den Kirchen, in den besten Klöstern blühten Schulen unter Leitung ausgezeichneter Männer. Alles dies stürzte zusammen, als die römischen Bischöfe sich der Kirche zu Herrn aufdrangen und die Bettelmönche sich der Schulen bemächtigten. Da traten lächerliche Spitzfindigkeiten an die Stelle der helleren Lehre; da ward von dummer Grausamkeit gegen Andersdenkende gewüthet; Deutschland ward herrenlos; mit dem Staat zugleich fiel die Gelehrsamkeit, und an die Stelle des Rechts trat, da der öffentliche Friede aufhörte, das Faustrecht, oder, häßlicher als Waffen, die Barbarei der heimlichen Gerichte." — „Warum könnte nicht nach Karl und Otto 1. ein großer Kaiser aus dem zur Erleuchtung der Völker vorherbestimmten Deutschland aufstehn, welcher Rom wiederum apostolisch machte? Die Finsterniß des Erdkreises ist durch das aufgesteckte Licht der Wissenschaften und der Geschichte zerstreut, und die meisten Katholiken, welche durch Gelehrsamkeit und Einsicht hervorragen, verschweigen mehr als daß sie nicht wissen, wie nothwendig diese Reformation sei. Aber kommen wird sie, kommen die Zeit, wo die heilbringende Wahrheit sich überall zeigen darf!" — Diese starken Ausdrücke verschloß Leibnitz damals noch im Pult für seine Annalen, — angedeutet aber war die Sache schon im Codex.

Der wichtigste Theil desselben war die Vorrede de actorum publicorum usu et de principiis juris gentium, in welcher Leibnitz seine Rechtsphilosophie zum Abschluß brachte: „für den Rechtsgelehrten ein Compaß, um sich auf dem unübersehbaren und klippenreichen Meer der besonderen Fälle zurecht zu finden." — „Weil das strenge Recht und die Billigkeit des höhern Bandes entbehren, so bewirkte, hinzutretend, Gott, daß was dem Allgemeinen nützlich ist, auch den Einzelnen nützlich werde; daß alles Gute nützlich, alles Böse schädlich ist. Das Dasein eines allweisen und allmächtigen Wesens ist das letzte Fundament des Naturrechts." — „Die letzte natürliche Gemeinschaft ist die Kirche Gottes. Ihr Absehn ist ewige, das Absehn der bürgerlichen Gesellschaft zeitliche Wohlfahrt. Natürlich nenne ich sie, weil uns Religion und

Trieb nach Unsterblichkeit von Natur eingepflanzt sind. — Diese Gemeinschaft der Heiligen verbindet das ganze menschliche Geschlecht. Sie hätte auch ohne Offenbarung unter den Menschen entstehn und durch Fromme und Heilige erhalten und fortgepflanzt werden können. Kommt indeß eine Offenbarung hinzu, so wird das ewige Band nicht zerrissen, sondern verstärkt.“ — Auch hier ging er wieder, als letzten Grund seiner Philosophie, auf die Liebe Gottes zurück.*)

---

Wir haben Thomasius nach seiner Flucht aus Leipzig in Berlin verlassen, wo man bald eine passende Stellung für ihn ausmittelte.

Gleich nach Erwerbung des Herzogthums Magdeburg 1680 hatte die kurfürstliche Regierung die Idee gefaßt, in Halle eine lutherische Universität zu gründen, da man bisher nur zwei reformirte besaß, Frankfurt a. M. und Duisburg. 1687 sammelte sich daselbst eine französische Colonie, für welche zunächst ein Exercitienmeister, dann 1688 eine Ritteracademie eingesetzt wurde. Dahin wurde Thomasius als Professor des Naturrechts geschickt. Er begann im Mai 1690 seine Vorlesungen: „von den Mängeln der heutigen Academien, sonderlich der Jurisprudenz;“ „wie ein junger Mensch, der sich ernstlich vorsetzt, Gott und der Welt dermaleinst im öffentlichen Leben zu dienen, und als ein honett und Galanthomme zu leben, binnen dreier Jahre Frist in der Philosophie und allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit zu informiren;“ „von der Freiheit der jetzigen Zeiten gegen die vorigen,“ u. s. w., aus welchen im folgenden Jahr die „Einleitung zur Vernunftlehre“ hervorging, „worin durch eine leichte, und allen vernünftigen Menschen, welcherlei Standes und Geschlechts sie sein, verständliche Manier der Weg gezeigt wird, ohne die Syllogistika das Wahre, Wahrscheinliche und Falsche von einander zu scheiden und neue Wahrheiten zu finden;“ mit einem Anhang für den Hausbedarf: „kurze Handgriffe, wie man in seinem Kopf aufräumen, sich zur Erforschung der Wahrheit geschickt machen, die erkannte Wahrheit Andern beibringen, Andere verstehn und auslegen und den Irrthum geschickt widerlegen soll.“ Das Buch, welches neben dem alten Spott über den Aristoteles und die Scholastik eine Art pä-

*) „Wie die Betrachtung schöner Dinge an sich selbst angenehm ist, und ein Gemälde von Rafael den Kenner entzückt, obschon es keinen Nutzen abwirft, so daß es gleichsam in das entzückte Auge übergeht, wie durch ein Abbild und Gleichniß der Liebe: so geht, wenn der schöne Gegenstand zugleich der Glückseligkeit fähig ist, der Affect in die wahre Liebe über.“

dagogisch-politischer Encyclopädie enthielt, einen Abriß der Menschenkunde, Psychologie, Physiologie, Anatomie u. s. w., erwarb sich durch den damals ganz neuen populären Ton so viel Beifall, daß es fünf Auflagen erlebte. Die jungen Leute strömten nach Halle, und der Kurfürst, den sein Minister Danckelmann bei einer Durchreise darauf aufmerksam machte, beschloß nun ernstlich die Gründung einer Universität.

Erst wollte man es äußerst wohlfeil machen: die alten Lehrer und Prediger in Halle sollten sämmtlich in die Facultät eintreten; aber sie lehnten ab, und man war genöthigt, sich nach andern Kräften umzusehn. Es lag nahe, an Thomasius' alte Leipziger Freunde zu denken. Noch immer wurde Thomasius als Rechtsbeistand der Pietisten angesehn, und Francke schreibt 21. Aug. 1690 aus Erfurt an Spener: „von Thomasius versichern mich gute Herzen, daß er gar merklich sich ändere und im Guten wachse." Die „Monatsgespräche,"*) die mit dem Oct. 1690 schlossen, beschäftigen sich fast nur mit der Theologie und gehn in der Opposition gegen die Facultäten mit dem Pietismus Hand in Hand.

Als der Senior Breithaupt in Erfurt darauf drang, Francke zu berufen, schickte die Leipziger Facultät (Carpzov) 26. Merz 1690 eine ernste Warnung ein: er sei ein unruhiger Geist, sehr geeignet, Schwarm zu machen, und habe sich außerdem unhöflich betragen. Noch aufgeregter schrieben Mayer und Edzardi aus Hamburg, 9. Mai: „Es wäre hoch zu wünschen, daß H. Dr. Spener erst die Geister recht prüfte, als daß durch gleißnerische Reden, Heuchelei, blendende Scheinheiligkeit er sich lasse verleiten und die arme Kirche, die über seine Leichtgläubigkeit hoch zu seufzen hat, in große Unruhen setzt." Dennoch ward Francke, obgleich die ganze Stadtgeistlichkeit Einspruch that, ordinirt und hielt 8. Juni 1690 seine Antrittspredigt, in der er seine Erfahrung vom allein wahren Glauben der Gemeinde vorlegte, und allen andern Glauben als bloßen Wahn und vergebliche Einbildung verwarf. Unmittelbar darauf richtete er andächtige Versammlungen ein, und trat mit verschiedenen schönen Seelen aus dem Adel und Bürgerstand in Verbindung. Seine Wohnung strömte von Besuchern, die sich über ihre Seelenzustände mit ihm unterhielten — darunter auch Kinder — und die Stadt nahm bald Anstoß an den Besuchen, die er erweckten oder durch Gewissensqualen geängstigten Mägden abstattete. Mehr und mehr wurden durch den Pietismus auch die Frauen in Thätigkeit gesetzt.

Verschiedene treue Anhänger waren ihm gefolgt, darunter Lange, der

---

*) Uebrigens wird in diesen letzten Heften Lohenstein überschwänglich gelobt: Thomasius' Geschmack war nicht der beste.

wieder bei ihm wohnte. Dieser war mit seinem Bußkampf noch nicht fertig, er hatte neue Anfechtungen, gerieth in Dürre des Geistes und in Zweifel an der Kindschaft Gottes. Da er wahrnahm, daß er am Studiren eine selbstständige Freude hatte, gab er es erschrocken auf, und wenn er auch wieder dazu zurückkehrte, so behielt er doch immer „einen großen Ekel an der Vanität und Ostentation der Gelehrten.“ Auch von andern Seiten strömten an Festtagen Freunde und Anhänger nach Erfurt, am lebhaftesten aus Jena, wo sich Sagittarius und Wiegleb offen zum Pietismus bekannten. Selbst die Katholiken besuchten Francke's Vorträge, so daß man in Mainz anfing, einen Abfall zu fürchten. „Viele Seelen, schreibt Francke 18. Dec. 1690 an Spener, bezeugen einen großen Durst, kommen auch noch immer viel neue Pflänzlein unsers himmlischen Vaters herfür. Ich habe am Sonntag den Greuel vom h. Christwesen fürgestellt, damit habe ich das Kalb in die Augen geschlagen, daß sich auch viele Scheinchristen offenbart. Das Lästern und Schmähen der Welt ist sehr groß, aber je ärger sie es machen, je mehr wollen wir gebrauchen die Macht, die uns Jesus Christus gegeben hat, zu predigen Buße und Vergebung der Sünden.“

Zu Ende des Jahres kehrte der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg 3., vom französischen Feldzug nach Dresden zurück, und klagte darüber, daß er um seines Oberhofpredigers willen in seiner Residenz nicht leben könne. Man suchte Spener zu bestimmen, seine Stelle freiwillig niederzulegen, und verhieß ihm eine ansehnliche Pension, aber er weigerte sich, ein Amt aufzugeben, das der Herr ihm anvertraut. Die Versuche der frommen Kurfürstin, ihren erzürnten Gemahl zu versöhnen, waren vergebens: Spener erhielt 31. Merz 1691 aus freien Stücken seine Entlassung, und der jüngere Carpzov wurde an seine Stelle berufen. Jetzt nahm Spener die Hofpredigerstelle in Berlin, die ihm 2. April förmlich angetragen war, an, und verließ Dresden 3. Juni nach einer rührenden Abschiedspredigt.

Der ältere Carpzov in Leipzig stattete im Oster- und Pfingst-Programm 1691 über die Leipziger Unruhen öffentlichen Bericht ab: man habe durch eine ungereimte Nachäffung der apostolischen Versammlungen und per pias fraudes die Leute betrogen; sich durch Gang und Kleidung von den übrigen Leuten unterschieden; nach Art aller frühern Ketzer heimlich gelehrt und öffentlich geleugnet; eine Secte gestiftet, das Amt gelästert, Proselyten gemacht, den vertraulichen Umgang der beiden Geschlechter begünstigt u. s. w. Er reichte sogar dem Landtag eine förmliche Denunciation ein, die aber keine Folge hatte; sein Programm wurde Ende des Jahrs von einem Anhänger in der Schrift: Imago Pietismi weiter ausgeführt. Am eifrigsten stand Val. Alberti auf seiner Seite.

Carpzov's Programm veranlaßte die Erfurter Stadtpfarrer, die ihren Groll gegen Francke lange im Stillen getragen, 19. Juni 1691 eine förmliche Klage einzureichen: er habe Sorge, Unruhe und Bekümmerniß über die Stadt gebracht. Kaum angelangt, seien ihm, wie dem Waiser die Bienen, die pietistischen Studiosi von Leipzig und andern Orten nachgezogen, er habe von Studenten, Bürgern, Weibern, Jungfern, Mägden und aus dem geringsten Haufen der Leute eine nicht geringe Anzahl, die sich von Tag zu Tag vermehrt, an sich gehängt, und hierauf seine Collegia pietistica sowohl des Tages als des Nachts gehalten, nicht allein in seiner ihm anbefohlenen Gemeinde, sondern ohne Unterschied, wo er nur in der Stadt hinkommen. Die pietistischen Studiosen sind schändliche Pharisäer; sie verrathen ihren Ungrund in der Theologie und wissen bei den Leuten nichts anderes zu reden als, ein Wiedergeborner müsse keinen Streit zwischen Geist und Fleisch fühlen; und da sie auf die Kanzeln kommen, so reden sie von keinem Glaubensartikel, sondern nur von moralibus. — Breithaupt erwiederte seinen Amtsgenossen: „laßt uns ja vorsehn, daß wir nicht wider den Stachel löcken, noch wider Gott streiten, da es allzu offenbar ist, und auch die Gottlosen es nicht leugnen können, welch ein Segen im Christenthum unter uns in weniger Zeit aufgegangen sei.“ — Aber auch seine Stellung wurde immer schwieriger, da er mit dem Rector des Gymnasiums in beständigem Krieg lag.

11. Juli 1691 gab Sagittarius seine „Theses über den echten Pietismus“ heraus, die Francke in Erfurt eifrig verbreitete; aber die Gegner wurden dadurch nur noch mehr erbittert, und eine Liste der „neuen Prophetenkinder,“ 34 an der Zahl (darunter neben Lange auch Freylinghausen), wurde öffentlich an den Galgen genagelt. Der Stadtrath faßte 27. Aug. den Beschluß, daß diejenigen Bürger, die dem sogenannten Pietismo anhangende Studiosos bei sich haben, dieselben sobald von sich lassen sollten; die kurmainzische Statthalterei, die zuerst Francke gegen die orthodoxen Lutheraner begünstigt, verbot an demselben Tag die Conventikel, „durch welche der Bürger Gemüther unter sich selbsten, ja auch gegen die Obrigkeit verhetzt, und unter gleißnerischem Schein des an andern Orten vorlängst gänzlich extirpirten und verdammten Pietismi viel Unheil, Zerrüttungen, Unthaten und andere Aergernisse verursachet und angestellet werden.“ Francke, der sich weigerte, freiwillig seine Entlassung zu nehmen, wurde 18. Sept. schimpflich abgesetzt (unter den kurfürstlichen Räthen hatte nur Hiob Ludolf dagegen protestirt) und 24. Sept. aus der Stadt ausgewiesen. Er ging 27. Sept. nach Gotha, mehrere seiner Anhänger wurden verhaftet, und Breithaupt, der 25. Sept. einen Ruf nach Halle erhielt, das weitere Predigen untersagt: er entfernte sich 14. Oct., von dem Hohn der Gassenbuben verfolgt.

Aehnliche Unruhen fanden allenthalben statt. So hatte in Gießen Prof. Majus 1689 ein Collegium pietatis eingerichtet; der Superintendent erließ dagegen ein Rundschreiben, in welchem er die Hausversammlungen als etwas Unschriftmäßiges verdammte. Die Regierung mußte wegen des dauernden Lärms eine förmliche Untersuchung einleiten, die aber zu Gunsten der Pietisten ausfiel. — In Gotha hatte der Generalsuperintendent selbst die neue Lehre vertreten; der Magistrat beschwerte sich, und als die von der Regierung eingesetzte Commission nichts Strafbares entdeckte, fand man es „nachdenklich," daß der Präsident derselben bald darauf starb. Schließlich wurde verordnet, daß, um Stadt und Land von dem fälschlich erregten Verdacht des Pietismus zu befreien, künftig keine Conventikel ohne Aufsicht gehalten werden sollten. — In Wolfenbüttel wurden drei der angesehensten Theologen des Pietismus angeklagt; die Regierung verdammte 1692 zwar das Vorgeben einer besondern Offenbarung und die heimlichen Conventikel, empfahl jedoch die Predigten allermeist zur lebendigen Erbauung einzurichten: „alle Glaubensartikel seien zugleich zur Gottseligkeit führende Geheimnisse und der Trost des Evangeliums gehöre für keine Anderen, als welche sich dadurch züchtigen lassen zur Verleugnung der Welt und sich befleißigen, züchtig, gerecht und gottselig zu leben." — Ebenso empfahl das Consistorium zu Halberstadt, sorgfältig zu beobachten, daß die Sache der wahren und ungeheuchelten Frömmigkeit mit schwärmerischen Offenbarungen nicht vermischt und das Gute mit dem Bösen verworfen werden möge.

---

Spener's Vertreibung aus Dresden war nur der letzte nothwendige Schluß der allgemeinen Bewegung, welche von der Leipziger Facultät ausgegangen war: das rechtgläubige Lutherthum hatte in Sachsen gesiegt. Seine neue Stellung in Berlin galt für lange nicht so ansehnlich, ihr Gewicht lag aber darin, daß der Landesherr einer andern Confession angehörte als die Mehrzahl seines Volks, und darum jedes Streben begünstigen mußte, welches diese Gegensätze auszugleichen versprach. Bisher hatte Spener trotz seiner ausgebreiteten Wirksamkeit immer nur die Stimmung seiner Amtsgenossen und des Volks anzuregen gewußt; im brandenburgischen Staat fand er einen Anhalt, was er wollte, zu organisiren.

Er wurde bei seiner Ankunft in Berlin 6. Juli 1691 vom Hof und von der Gemeinde mit großer Achtung empfangen; arbeitete sofort durch Verordnungen, durch Hausversammlungen, durch freundlichen Verkehr mit seinen Amtsgenossen und durch seinen persönlichen Einfluß auf junge talentvolle Can-

didaten, die er zahlreich in sein Haus aufnahm, an der Reinigung des kirchlichen Lebens. Die Milde und Schonung, mit der verfuhr, erwarb ihm bald das Vertrauen hochgestellter Staatsmänner in Berlin. —

Der große Kurfürst war 29. April 1688 gestorben. Seine alten Tage folgten nicht mehr dem großen Zug seiner Regierung: von einem bösen Weibe gequält und unterjocht hatte er Maaßregeln begünstigt, die das ganze Werk seines Lebens in Frage stellten. Kurfürst Friedrich, sein Sohn und Nachfolger, geb. 1. Juli 1657, hatte unter den Verfolgungen seiner Stiefmutter eine böse Jugend verlebt; weder körperlich noch geistig ein ebenbürtiger Sproß seines stolzen Hauses. Durch einen unglücklichen Fall in seiner Kindheit war ihm das Rückgrat gekrümmt; er hatte weder Neigung für den Staatshaushalt noch für kriegerische Unternehmungen, sein Ehrgeiz richtete sich ganz auf den äußern Schein; er suchte an Aufwand und Pracht mit Ludwig 14. zu wetteifern, und das höchste Ziel seiner Gedanken war die Königskrone. Da er diese nur durch den Kaiser erlangen konnte, so war enge Verbindung mit Oestreich der Leitfaden seiner Politik, worin er noch durch seine persönliche Abneigung gegen Frankreich bestärkt wurde. Mit einer Arbeitsscheu, die jedem Intriganten freies Spiel ließ, verband sich ein ungemessener Hochmuth, der es schwer machte mit ihm zu verkehren: nur durch grenzenlose Unterwürfigkeit konnte man ihn auf die Dauer beherrschen.

Die eigentliche Aristokratie des Landes bestand aus den alten Generalen, die in den Kriegen des großen Kurfürsten gefochten und zum großen Theil den alten Familien angehörten: den Barfus, Dönhoff, Dohna, Lottum, u. s. w. Der Kurfürst hütete sich wohl mit ihnen in Conflict zu kommen, aber er hatte auch kein Verhältniß zu ihnen, da er kein eigentlicher Militair war. Die Seele seiner Regierung in den ersten Jahren war ein Mann von großer Tüchtigkeit und großem Ehrgeiz, einer der fähigsten Minister, die der Staat überhaupt gehabt hat.

Eberhard Danckelmann, vom großen Kurfürsten bereits 1663 zum Erzieher seines Sohnes ernannt, hatte auf das Gemüth des jungen Prinzen einen großen Einfluß erworben und wurde gleich nach seiner Thronbesteigung mit Ehrenstellen und Reichthümern überhäuft; alle Geschäfte gingen durch seine Hand und auch seinen sieben Brüdern wurden wichtige Posten anvertraut. Er besaß eine liberale Bildung und eine richtige Einsicht in das, was dem Lande nöthig war; zwar mußte er, um die Prachtliebe seines Herrn zu befriedigen, tiefer in die Staatseinkünfte greifen als sich mit seiner Ueberzeugung vertrug, aber er suchte doch einigermaßen Ordnung zu halten. Der großen Politik war er vollkommen gewachsen und sein entschlossenes Vorwärtsgehn wurde durch keine Launen unterbrochen. Aber seine Stellung war unsicher, denn durch sein

hochfahrendes Wesen hatte er sich bald mit dem militärischen Adel verfeindet, und auch dem Herrn gegenüber, wo jeder Fehltritt gefährlich war, drängte er nur mit Mühe die angeborene Heftigkeit zurück. Obgleich ohne tieferes religiöses Bedürfniß, fand er an Spener doch viel Gefallen.

Die junge Kurfürstin Charlotte (so kürzen wir ihren Namen Sophie Charlotte ab, um sie von ihrer Mutter zu unterscheiden), die Tochter Ernst August's, war 20. Oct. 1668 geboren und im Alter von 18 Jahren vermählt. Sie übertraf an körperlicher Schönheit ihre Mutter, deren Vertraute sie war und die sie auf ihren Reisen, namentlich in Frankreich begleitet hatte: blaue Augen und schwarzes Haar, edle Züge und eine anmuthige, wenn auch kleine Gestalt; ihr Gemahl ließ jährlich oder noch häufiger ein Bildniß von ihr anfertigen. Sie hatte den sorgfältigsten Unterricht genossen, sprach geläufig französisch, italienisch und englisch, war auch im Lateinischen bewandert, wußte mit Gelehrten schulgerecht zu disputiren und lebte ganz in der Musik. Vor ihrem Mann hatte sie nicht die mindeste Achtung und verstand sich auch sein Vertraun nicht zu erwerben. Die alten Offiziere und Geheimräthe langweilten sie; auch Danckelmann hielt sich ihr gegenüber fremd und kalt. Für Luxus und Pracht war sie wohl empfänglich, aber der steife, leere und geschmacklose Prunk, der seit 1689 am Hof ihres Gemahls immer höher stieg, erfüllte sie mit Ekel. Am liebsten verkehrte sie mit den französischen Refugié's, die sich zahlreich in Berlin einfanden; mit ihnen hatte sie im Garten Montbijon zwanglose Gesellschaften, wo die Hoffitte ganz aufhörte. Einer derselben, von ihrer Unterhaltung ganz bezaubert, fragte einmal 1685, ob die Prinzessin auch wohl deutsch verstehe? Jedenfalls verstand sie es weniger als französisch, grade wie ihr Enkel, der große Friedrich.

Mit ihrer Mutter führte sie eine beständige Correspondenz, in der sich schon 1690 Briefe von Leibnitz finden; sie interessirte sich für die wissenschaftlichen Fortschritte und ging lebhaft darauf ein, ohne von der Anmuth ihres Wesens etwas einzubüßen. Mit ihren Hofdamen, namentlich mit Fräulein von Pöllnitz, verkehrte sie aufs Freundschaftlichste; von den Berlinern wurde sie ihrer Wohlthätigkeit wegen angebetet. Spener interessirte sie wie jede originelle Erscheinung, aber sie konnte sich schon darum mit ihm nicht verständigen, weil er zu heftig gegen ihr Lieblingsvergnügen, das Theater eiferte.

Ein ihr sehr bequemer Umgang war der Dichter v. Canitz und seine Frau. Geboren zu Berlin 27. Nov. 1654, verlor Canitz früh seinen Vater und wurde, da seine Mutter sich gleich darauf wieder verheirathete, von seiner Großmutter Fr. v. Burgsdorf erzogen. Aeußerlich wohlgebildet und von guten Anlagen, kam er 1671 auf die Universität Leyden, 1673 nach Leipzig, wo er Jura und Cameralia studirte und die üblichen Prüfungen bestand. Hier

lernte er Boileau's Satiren kennen und überzeugte sich von dem Unwerth der damaligen deutschen Poesie, deren Schwulst allem gesunden Menschenverstand Hohn sprach. Ohne Productivität im höheren Sinn gewöhnte er sich doch, auf Sinn und Rhythmus zu achten, und seinen französischen und lateinischen Vorbildern die Gesetze des guten Geschmacks abzulauschen. Einige gleichgestimmte gute Freunde verbanden sich mit ihm zum edlen Werk der Poesie; sie lasen sich ihre Gedichte vor und übten sehr strenge Kritik aus. Da sie nicht blos auf Schönheit, sondern auf Anstand und Sittlichkeit ausgingen, da ihr Verhältniß auch in der Folge durch einen sehr freundlichen Briefwechsel fortgesetzt wurde, so kann man diesen Leipziger Dichterverein als den ersten in jener Reihe bezeichnen, die 70 Jahre später eine so große Rolle spielen sollten.

Nach Ablauf seiner Universitätszeit begab sich Canitz auf Reisen; er ging 1675 über Augsburg und Venedig nach Rom, von da Jan. 1676 nach Neapel und wieder nach Rom zurück, wo sich damals um die Königin Christine von Schweden ein reich bewegtes Leben drängte. In Rom studirte er italienische Sprache und Literatur, kaufte viel seltene Bücher auf, sah sich die Kunstalterthümer an, machte angesehene Bekanntschaften und correspondirte mit den Leipziger Freunden halb in Versen, halb in Prosa. Ueber Genua und Turin ging er nach Genf und Lyon, von dort über Marseille und Bordeaux nach Paris, wo er Oct. 1676 ankam. Hier lebte er am Hof mit der großen Welt und mit den Gelehrten, lernte englisch und spanisch, und war von der französischen Luft so begeistert, daß er einen seiner Freunde aufforderte, „an's Tageslicht der edlen Freiheit zu kommen und nicht länger in der Nacht zu tappen; die kalten Geister, die in blinder Einfalt sich an den Dünsten vergnügen und in der Luft ein grillenvolles Haus bauen, zu verlassen, und an der Seine Sicherheit und freien Umgang zu genießen." — Von Paris ging er 1677 nach London, von da nach Leyden, wo er mit Gronovius und Steno verkehrte und nach Nymwegen, wo gerade der Congreß versammelt war.

Mittlerweile hatte sich seine Mutter von ihrem zweiten Mann scheiden lassen und sich durch Commission mit einem beliebigen Franzosen verheirathet, der 50 Jahre alt war und, wie sich schließlich ergab, nicht einmal von Adel. Die Großmutter, die ihm ihr Vermögen sicher stellte, hatte beide, ob mit Recht oder Unrecht, im Verdacht, daß sie ihren Liebling vergiften wollten.

Nach Berlin zurückgekehrt, machte er erst einige Feldzüge mit und heirathete dann Febr. 1681 Fräulein Dorothea v. Arnim Boitzenburg, 25 Jahr alt, eine hohe und schlanke Dame mit schönen Augen, die er nun als Doris in seinen Gedichten feierte und die sein eigentliches Publicum war. Im September desselben Jahres wurde er als Legations- und Hofrath nach

Potsdam berufen, wo seine Muse sich auch dem Dienst der öffentlichen Festlichkeiten widmete. Das beliebteste Vergnügen des Hofs und des Adels waren die sogenannten „Wirthschaften“, eine Maskerade, in welcher der Fürst und seine Gemahlin als Wirth und Wirthin auftraten, und wo durch mythologische, historische und phantastische Figuren Gelegenheit gegeben war, eine große Pracht in Garderobe und Decoration zu entwickeln. Für diese Wirthschaften machte Canitz den Text, wie er es denn auch bei Hochzeits- und Sterbefällen an passenden Gelegenheitsgedichten anderer Art nicht fehlen ließ. Viel kommt dabei nicht heraus und uns erscheinen jene Versuche völlig leer: damals aber waren sie von hoher Wichtigkeit, da sie zuerst den Ton der gebildeten Welt, wenn auch an einer fremden Sprache geläutert, in den Vers einführten. Gern benutzte Canitz schöne Stellen aus lateinischen, französischen und italienischen Dichtern, doch so, daß er sie in eine echt deutsche Wendung übersetzte und dem leitenden Ton des ganzen Gedichts einfügte. „Den wahren Kennern, sagt ein späterer Biograph, wächst ein ganz außerordentliches Vergnügen daraus zu, wenn sie in einem Gedicht die Fußtapfen finden, darin der Verfasser einem alten großen Dichter nachgegangen.“ Wer sich von dieser Art Poesie eine bestimmte Vorstellung machen will, lese Goethes Novelle in den Wanderjahren „der Mann von funfzig Jahren“, wo sehr anmuthig auseinander gesetzt wird, wie bei einem feingebildeten Mann das Gedächtniß gewissermaßen die Muse wird. In Zeiten, wo dem Volk bereits die Zunge gelöst ist, wäre diese Methode freilich verwerflich: wo es aber darauf ankommt, eine verwilderte Sprache erst an Form und Sitte zu gewöhnen, läßt sich nichts dagegen einwenden.

Canitz' Dichterruhm entspringt zum Theil auch aus dem Umstand, daß er nebenbei ein vornehmer Mann war. Wir finden ihn von Zeit zu Zeit auf diplomatischen Missionen, die zum Theil gar nicht unwichtig waren. So z. B. Febr. 1685 in Hamburg, um die dortigen Händel auszutragen, August 1687 in Wien, um wegen der Einnahme von Ofen Glück zu wünschen, Mai 1688 wieder in Wien, um den Tod des großen Kurfürsten zu melden; Febr. 1689 in Hamburg, wo er sechs Monate blieb; nach der Rückkehr enthielt er sich ein Jahr lang aller Staatsgeschäfte und beschäftigte sich auf seinem Gut damit, Satiren gegen das Hofleben, gegen die Erbärmlichkeit der Residenzen und gegen die Schulfuchserei zu schreiben, wobei überall Boileau als Muster durchklingt. Diese Gedichte waren damals nur in den Kreisen des Hofs bekannt: veröffentlicht wurden sie erst nach seinem Tode, und erst von da datirt sich seine Einwirkung auf die deutsche Literatur im Allgemeinen.

Bei der Kurfürstin Charlotte, die seine Frau sehr liebte und sie gern zur Begleiterin auf Reisen nahm, war Canitz ein gern gesehener Gast; mit

Spener, dessen religiöse Richtung einem tiefgefühlten Bedürfniß seines Gemüths entgegenkam, schloß er eine herzliche Freundschaft.

Eng befreundet war er ferner mit einem zweiten Berliner Hofdichter, der gewöhnlich mit ihm zusammen genannt wird, sich aber doch in vielen wesentlichen Punkten von ihm unterscheidet. Besser war 6. Mai 1654 in Liefland geboren, hatte zu Königsberg studirt, dort die Magisterwürde erlangt und bereits im 20. Jahr mehrere Disputationen geschrieben, von denen er jede irgend einem vornehmen Herrn widmete: er war arm und sein Streben von frühster Jugend darauf gerichtet, sich Gunst und Protection zu verschaffen. Als Gesellschafter eines jungen liefländischen Edelmanns wurde er 1675 auf die Universität Leipzig geschickt, wo dieser 15. Februar 1677 von mehreren Offizieren zu einem angeblichen Duell genöthigt wurde, welches sich aber in einen nichtswürdigen Meuchelmord verwandelte. Besser hatte dabei Gelegenheit, seine riesenhafte Stärke und seinen persönlichen Muth geltend zu machen. Er verfertigte ein Gedicht auf den Tod seines Zöglings, wurde aber doch von der Familie desselben im Stich gelassen. Dafür erwarb ihm sein Heldenthum die Liebe einer 14jährigen Amazone, des reichen und schönen Fräuleins Katharina Kühlwein, deren Hauptvergnügen im Reiten, Fahren und Schießen bestand. Er machte viele Verse auf sie, die zuweilen recht zierlich sind, obgleich im Ganzen noch in der blumenreichen Manier der schlesischen Schule. Die Verwandten widersetzten sich einer Heirath um so mehr, da Besser auch durch kleine literarische Gefechte mit Carpzov Anstoß erregte. August 1680 reiste er mit guten Empfehlungen nach Berlin, wo er durch seinen ansehnlichen Wuchs und durch den Ruf seiner Tapferkeit die Gunst des Fürsten von Dessau gewann. Der Hof ernannte ihn zum kurfürstlichen Rath und verwandte sich für ihn bei der Familie Kühlwein, die in Folge dessen ihren Widerstand aufgab. Die Heirath wurde Nov. 1681 vollzogen; Katharina, damals 18 Jahr alt, erregte die allgemeine Bewunderung Berlins. Sie beschäftigte sich um diese Zeit auch mit der Apokalypse und veranlaßte ihren Mann geistliche Gedichte zu machen. Mai 1684 schickte ihn der Minister v. Fuchs als Bevollmächtigten nach London, und benutzte seine Abwesenheit, um Katharinen den Hof zu machen. In Folge dessen Intriguen zwischen dem Gesandten und seinen Vorgesetzten, und Ungnade des ersteren, die er aber durch eine neue Heldenthat wieder beschwichtigte. Die Hauptaufgabe der damaligen Diplomaten war, die Reputation ihrer Herrn zu erhalten, und vor so viel als möglich andern Gesandten den Vortritt zu erwerben. Besser leistete darin durch seine Unverschämtheit große Dinge und so wurde er wieder zu Gnaden aufgenommen. Außerdem benutzte er seine Anwesenheit in London, um in der Ceremonialwissenschaft einen soliden Grund zu legen, in welcher er

bald eine so erstaunliche Gelehrsamkeit erwarb, daß seine Autorität als die erste in Deutschland galt. August 1685 ging er von London nach Paris; im December kehrte er nach Berlin zurück.

Bei dem neuen Kurfürsten stand er in großem Ansehn, da er auch Dankelmann's Gunst zu gewinnen wußte. Er legte sich jetzt ausschließlich auf das Gelegenheitsgedicht, welches ihm bald ungeheure Summen eintrug. Darin lag sein Unterschied gegen Canitz, von dem er für ähnliche Gedichte auch Geld nahm: — er war Hofdichter von Profession. Mit Recht hat man bemerkt, daß die Hofdichter an Stelle der Hofnarren traten; man muß nur hinzusetzen, daß das ein entschiedner Fortschritt war. Freilich war es kein Zeichen hoher Bildung, sich auf die unverschämteste Weise in's Gesicht loben und preisen zu lassen, aber es geschah doch meist in gebildeten Versen, und es war jedenfalls besser, als sich an den Zoten des Hanswurst zu erbauen. Auf den Inhalt kam es bei diesen Gedichten gar nicht an: eine geschickte, wo möglich feine Wendung zu finden, war die Hauptaufgabe des Dichters; und darin ließ sich Besser keine Mühe verdrießen: er feilte unablässig an seinen Werken und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß er sie im Schweiß seines Angesichts gearbeitet hat.

Den Anfang machte ein Gedicht in tausend Zeilen über die Thaten des großen Kurfürsten; bald aber fand Besser Gelegenheit, mehr in das Gebiet des Herzens überzugreifen. Noch nicht 27 Jahre alt, starb Katharina im Wochenbett Dec. 1688; sofort machte Besser am Begräbnißtage ein neun Seiten langes Trauergedicht, ja er fügte auch eins im Namen seiner 2jährigen Tochter hinzu, was denn doch Gottsched selbst für unnatürlich hielt. Von allen Seiten sammelte er Gedichte auf diese Begebenheit, auch von Pufendorf und Thomasius, und gab sie zu Ehren seiner verstorbenen Gemahlin in einem stattlichen Bande heraus.

Jan. 1690 mußte er seiner Muse eine andere Richtung geben. Es wurde wieder eine Wirthschaft aufgeführt, in welcher Danckelmann die Rolle eines Scheerenschleifers zugetheilt war. In seinem Auftrage nun schrieb Besser eine Reihe von Epigrammen, in welcher sämmtliche Personen der Wirthschaft verhöhnt und selbst die Zoten nicht gespart wurden. Danckelmann führte die Rolle mit viel Feuer durch, und machte sich dadurch nicht wenig Feinde. Dann begleitete Besser den Hof zur Erbhuldigung nach Königsberg, ordnete dort die Festlichkeiten, wurde dafür von allen Seiten reich beschenkt, zum Range eines Ceremonienmeisters erhoben und geadelt.

Da seine Poesie im Ganzen ebensowenig Anziehendes hat als sein Charakter, so mag hier doch eine Probe dafür stehn, daß er unter Umständen in

der That artig und fein sein konnte. Es ist ein Gedicht auf die Kurfürstin Sophie Charlotte.

Noch hat die deutsche Poesie
Vor Dir, durchlauchtigste Sophie,
Sich nimmer dürfen sehen lassen,
Noch hat ein Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Vor Dir in einen Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute nicht geschehn,
Allein nachdem sie wohl gesehn,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt sie: warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: hat sie mehr Lieblichkeit
Als sie bisher gehabt zu singen?
Nein, sie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor Deinen Ohren klingen.

Allein was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für Dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie Du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Sie spricht: ei! steht es Fremden frei,
Was trag' ich denn, ich deutsche, Scheu,
Sophiens Lob herauszustreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutsche Fürstin, Dir
Doch aller Völker Schönheit weichen.

Noch zwei Gelehrte von großem Ruf hielten sich in Berlin auf: Pufendorf, der 1686 als brandenburgischer Historiograph nach Berlin berufen war und hier die Geschichte des großen Kurfürsten schrieb: in der Form sehr nachläßig gearbeitet, aber voll von schätzbarem Material aus den Archiven. Er wurde bald darauf Geheimrath und geadelt. — Ferner Ezechiel Spanheim, der den Staatsmann mit dem Gelehrten verband. Geb. 7. Dec. 1629 zu Genf, hatte er, hauptsächlich zu Leyden, die orientalischen Sprachen studirt, und sich durch Herausgabe des Julian bereits einen Namen gemacht, als ihn der Kurfürst von der Pfalz in seinen Dienst zog. In dessen Auftrag ging er nach Italien, erfreute sich in Rom der Gunst der Königin Christine von Schweden; war auch in Neapel, Sicilien und Malta. Dann vertrat er den Kurfürsten 1668 bei dem Congreß zu Breda und hielt sich als Bevollmächtigter desselben abwechselnd in England und Frankreich auf. 1679 ging er in brandenburgische Dienste über, als Gesandter in Paris, 1680 bis 1689, wo er Besser in seinem Studium der Ceremonialwissenschaft behilflich war, seitdem in Berlin bis 1697. Sein langer Aufenthalt im Ausland hatte die Pedanterie der deutschen Schulen von ihm abgestreift; seine Anmerkungen zu Strabo, Aristophanes u. s. w. gehn mit Einsicht auf die Sache ein; sein Hand-

buch der Numismatik gilt für classisch. Auch zahlreiche theologische Schriften sind von ihm. Seine Bibliothek war eine der reichhaltigsten und gewähltesten jener Zeit, er begünstigte jedes liberale Streben in Wissenschaft, Religion und Politik, und stand darüber in Verkehr mit Leibnitz.

Dies waren die Männer, in deren Kreis Spener bei seiner Ankunft in Berlin eintrat. Gleich darauf verfocht er gegen J. F. Mayer: die Freiheit der Gläubigen von dem Ansehn der Menschen in Glaubensachen. Das Predigtamt habe keine Macht über irgend eines Menschen Glauben und Gewissen, sondern nur den Auftrag, die Lehre aus Gottes Wort nach empfangenem Maaß des Geistes der Gemeinde vorzutragen; den Gliedern der Gemeinde aber stehe das Recht und die Pflicht zu prüfen zu. Es sei ein Eingriff in die Freiheit der Kinder Gottes, wenn die Kirche sich der Herrschaft des Glaubens anmaße, oder wenn der geistliche Stand sich die Macht nehme, Dinge zu beschließen und sie Andern im Glauben und Leben vorzuschreiben, die in Gottes Wort nicht vorgeschrieben sind, oder streitige Fragen für sich auszumachen und die Gemeinde dazu zu verbinden. Die Facultäten hätten zwar das Recht, theologische Gutachten zu geben; wollten sie sich aber anmaßen, daß ihre Aussprüche der Sache den Ausschlag geben sollen, so rieche das nach dem Papstthum, davor Gott unsere Academien in Gnaden bewahre! Das rechte Herz des antichristlichen Papstthums sei eben diese Autorität der Menschen in geistlichen Dingen. Bei der steten Berufung auf das Alte und in den Klagen über jede Neuerung sei kein Fortschreiten möglich und selbst das Entstehen des Christenthums und der Reformation nicht denkbar, und man beschimpfe eigentlich damit die besten Menschen vergangener Zeiten, die jetzt gewiß mitwirken würden zu dem Guten, das damals noch nicht ins Werk gerichtet werden konnte. Viele werden von dem Neuen aus elender Menschenfurcht zurückgeschreckt, viele kämpfen gegen dasselbe, um die Leute in Unwissenheit zu erhalten und vor einer Prüfung ihres Lebens und ihrer Lehre sicher zu sein. Er erklärte sich entschieden dagegen, daß in der Kirche Alles genau bestimmt und geordnet werde. Wir wissen ja, wie unterschiedlich die Menschen, auch die Zeiten und Orte sind, ja wie viel Aenderungen unter denselben vorgehn: wie denn auch in andern Stücken nicht klüglich solche Ordnungen dürfen gemacht werden, welche auf alle Zeiten gültig bleiben müssen. Es können Menschen sein, deren Art mehrere, andere, deren Humor weniger Ceremonien erfordert; es mag bei einigen anstößig sein, was andern erbaulich ist; Einfältige kann verwirren, was bei Verständigen zur Beförderung der Andacht Vieles thut. Ja es kann eine Sache, die in sich indifferent und eine Weile ohne Nutzen gebraucht worden, mit der Zeit in einen Mißbrauch und dahin verfallen, daß sie anfängt mehr Schaden zu thun

und also billig abzuschaffen ist. Freilich darf weder ein einzelner Prediger noch der geistliche Stand noch die Obrigkeit für sich allein sich eine solche Aenderung herausnehmen, sondern die beste und der Ordnung Christi gemäßeste Art wäre, wenn bei jeglicher vorhabenden neuen Anstalt die gesammte Gemeinde gehört und derselben oder doch der Christlichsten und Verständigsten unter ihnen Bedenken zur Consideration gezogen würde. Weil indessen diese Einrichtung schon lange untergegangen und ebendeshalb zu besorgen ist, daß es in der Regel den Gemeinden an Erkenntniß dessen, was Noth thut, und an kirchlichem Interesse fehle, so sollten wenigstens die Obrigkeit und die Geistlichen gemeinschaftlich jede für den Gottesdienst nothwendige Aenderung berathen und dann die Gemeinen von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit derselben zu überzeugen und ihre Einwilligung zu erhalten suchen, damit diese nicht über eine bloße Aufdringung zu seufzen, sondern neben dem schuldigen Gehorsam gegen die Obern ihren eigenen Nutzen in der Sache zu erkennen haben. — Die Kirchenordnung ist ein menschliches Werk, welches, wiewohl nothwendig zur Erhaltung eines geregelten Kirchendienstes, doch die Wirksamkeit des heiligen Geistes nicht hemmen darf. — Was Jacob Böhme betrifft, dessen Lehren er nach Mayer's Anklage verbreiten sollte, so bezeugt Spener, er habe weder Zeit noch Lust noch hinlängliche Bekanntschaft mit seiner dunkeln Sprache und chymischen Terminologie, um seine Schriften zu studiren; das Wenige, das er gelesen, sei ihm unklar geblieben und habe ihn von einer weiteren Beschäftigung mit denselben zurückgeschreckt: — es sei aber eine unverantwortliche Vermessenheit, wenn man einen Schriftsteller ohne die genaueste Prüfung, ohne anhaltendes, tief in den Sinn eindringendes Studium, noch dazu durch eidliche Betheuerung verwerfen solle; so lange man die Stellen, in welchen Irrthümer sein sollten, nicht mit völliger Gewißheit verstehe, dürfe man ihn auch nicht verdammen. — Es ist eine schöne Larve, da man den Eifer für Gott und die reine Liebe zur Wahrheit vorgiebt, und unter diesem Vorwand diejenigen, so nicht weniger fest an solcher Reinheit halten, durch Lügen allerlei Ketzerei beschuldigt, oder wo man nichts auch nur mit einigem Schein vorbringen kann, aufs Wenigste den Leuten einbildet, es sei ein heimliches Gift darin verborgen, so subtil, daß man's nicht sehen könne, aber zu spät den Schaden erfahren werde.

Bald hatte Spener die Freude, einen großen Theil seiner alten Anhänger um sich versammelt zu sehn: Oct. 1691 wurde Caspar Schad, der sich bis dahin im Kampf gegen die Leipziger Orthodoxie aufgerieben, als Diaconus an der Nicolaikirche nach Berlin berufen; 15. Nov. kam Francke in Gotha an, der bei Spener wohnte, sich aber entschieden weigerte, einer Stelle in Halle wegen, über die man für ihn unterhandelte, bei den Behörden Besuche

zu machen; einige Tage darauf Seckendorf (gest. 65 Jahr alt), zum kurfürstlichen Geheimrath ernannt und seitdem mit Danckelmann auf's Engste befreundet. Nach einigem Zögern wurde Francke wirklich zum Pastor in Glaucha ernannt, einer Vorstadt von Halle, und reiste 6. Jan. 1692 dahin ab, von den Segenswünschen seines „Vaters in Jesu" begleitet.*)

Es war ein nicht unwesentliches Motiv für den Fortschritt des Pietismus, daß er auch dem weiblichen Geschlecht Gelegenheit gab, sich im religiösen Leben geltend zu machen. Der Pietist spürte zunächst in seiner eigenen Seele nach den Thatsachen des Glaubens, der Erweckung und Wiedergeburt, die in seinen Augen wirkliche Wunder waren, und es lag ihm daran, diese Thatsachen, gleichsam zum Zeugniß, daß er sich nicht geirrt, auch bei Andern wieder zu finden. Die weibliche Phantasie und das weibliche Nervensystem ist in dieser Productivität bei Weitem bevorzugt, und hatte das im vergangenen Jahrhundert zu seinem Schaden empfunden, da man nur an den Teufel glaubte, alle geistigen Phänomene dem Einfluß desselben zuschrieb und ihre Träger in die Marterkammer und auf den Scheiterhaufen schickte. Jetzt gewann zunächst die Einbildungskraft eine andere Physiognomie, und das war ein Vorzeichen, daß auch der Glaube seine Richtung verändern werde. Die Geister gewannen wieder ein süßes, ein freundliches Aussehen.

Solche ekstatische Zustände brachen hauptsächlich im Jahre 1691 aus: die Erfurtische Liese, eine Magd, die in Versen von der Seligkeit der Auserwählten, der Qual der Verdammten und dem tausendjährigen Reich weissagte; die Quedlinburgische Blutschwitzerin, die in ihren Gesichten mit der Dreieinigkeit verkehrte, von Christus mit seinem Blut gespeist wurde, und gleichfalls das Ende der Welt vor sich sah, und so noch Mehrere im Würtembergischen, in Lübeck, in Halberstadt. Halbverrückte Schwärmer schlossen sich als Jünger an sie an, darunter persönliche Anhänger Spener's und Francke's: so ein Prediger in Halberstadt und ein Superintendent in Wolfenbüttel. Alle diese Schwärmer kamen darin überein, die bisherigen Kirchengebräuche als fleischlich zu verwerfen. — Der Chorführer dieser ganzen Gesellschaft war ein höchst geistvoller Mensch; dessen „Stimmen aus Zion" (1696, prosaische Umschreibungen der Psalmen) verrathen, daß seine Mystik und Schwärmerei nichts Anderes war als unfertige Poesie.**)

*) Um diese Zeit äußerte Spener gegen Leibnitz, er würde eher Socinianer, als Katholik werden, was dieser sehr begreiflich fand.

**) Lessing spricht für Petersen eine große Theilnahme aus (6. S. 15—17), obgleich er sein Dogma von der Endlichkeit der Hölle bekämpfte; wie denn überhaupt

J. W. Petersen war 1. Juni 1649 zu Osnabrück geboren; seine Mutter hatte ihn an eifriges Beten gewöhnt. Schon als Knabe ging er einst, da es ihm an Geld fehlte, ein Buch zu kaufen, in die Marienkirche, setzte sich in die Stühle hinter dem Altar, und bat Gott, er möchte ihm doch etwas bescheeren. Als er ausgebetet, lag ein Häuflein Geld auf der Bank. „Als ich aber, setzt er in seiner Selbstbiographie (1719) hinzu, eine Weise daraus machen und wieder durch Gebet etwas erlangen wollte, da hab' ich nichts gefunden, nach der weisen Regierung Gottes, die nur alsdann uns erhört, wenn wir ohne Absicht, einfältig und kindlich vor ihm erscheinen." Von seinen Mitschülern wurde er sehr gemißhandelt, desto mehr Beifall fand er bei seinen Lehrern. Einmal recitirte er mit einem Mitschüler vom Katheder herab das Hohelied, „mit nicht geringem applausu der Gelehrten, die aus allen Ständen sich einfanden." In Gießen studirte er, lernte in Frankfurt Spener kennen, und that durch seine Hilfe tiefe Blicke ins Christenthum. Der Spott seiner Genossen bestimmte ihn nur, „immer freudiger und dürstiger die Wahrheit zu bekennen." Er wurde erst Professor der Rhetorik zu Rostock, dann Prediger zu Hannover, Superintendent zu Lübeck. Hier heirathete er ein adliges Fräulein, Eleonore v. Merlau, welche höherer Visionen gewürdigt wurde und mit ihm eifrig die Apokalypse studirte, um zu ermitteln, wann das tausendjährige Reich zu erwarten sei. 1688 wurde er an Sandhagen's Stelle als Superintendent nach Lüneburg versetzt, betheiligte sich 1690 mit seiner Frau an den Leipziger Unruhen, und hatte bald darauf Gelegenheit, die Wunder des Herrn in nächster Nähe zu beobachten.

Eine Frau von Asseburg hielt sich mit ihren drei Töchtern zu Lüneburg auf; die eine derselben, Rosamunde, hatte sie noch im Mutterleib dem Heiland gewidmet, und diese sah schon als Kind denselben in aller Herrlichkeit erscheinen. 18 Jahr alt, ein liebliches blasses Mädchen, fing sie im Sommer 1691 an Aufsehn zu machen, als sie auf versiegelte, in verschiedenen Sprachen abgefaßte Schreiben durch Eingebungen des Heilands Antwort zu ertheilen in Stand gesetzt wurde. Nicht immer gelang es ihr; einmal weinte sie bitterlich, weil die ihr versiegelt vorgelegten Fragen von unschicklichem Inhalt waren: der Heiland sei ihr zornig wie noch nie erschienen. Im Allgemeinen dagegen ging er sehr zart mit ihr um, und gebrauchte Ausdrücke, die sonst im Kanzleistil des Himmels nicht üblich sind: „meine Königin!" „mein Täublein!" u. s. w. Ihre Offenbarungen bezogen sich hauptsächlich auf das tausendjährige Reich; Petersen wurde deshalb bald aufmerksam auf sie, zog

---

diese Ketzer, die wenigstens auf eigne Hand zu denken und zu empfinden strebten, ganz in seinem Sinn waren (Vgl. 10. S. 327—8).

sie in sein Haus, „das durch ihre Gegenwart gesegnet wurde wie Obed Edom's," und gab ein Sendschreiben heraus: „ob Gott nach der Auffahrt Christi nicht mehr heutiges Tags durch göttliche Erscheinung den Menschenkindern sich offenbaren wolle?" Er selber war völlig überzeugt.

Die Sache machte ungeheures Aufsehn, besonders die Damen in Hannover und Celle waren neugierig, über das Wunderkind etwas Näheres zu erfahren. Leibnitz mußte wieder Rath schaffen: Molanus, den er gleichfalls auf diese Curiosität aufmerksam machte, gab umgehend, 12. Oct. 1691, den Rath, die jungen Prophetinnen nach Pyrmont zu schicken, pour leur nettoyer les entrailles, où se trouveront sans doute des obstructions terribles. — Das Consistorium nahm die Sache ernst und beschloß, gegen diesen Unfug einzuschreiten.

Anders urtheilte Leibnitz, an den sich Herzogin Sophie 15. Oct. 1691 um Auskunft wandte. „Ich bin freilich überzeugt, daß es in allem diesem ganz natürlich zugeht. Indessen ich bewundere die Natur des menschlichen Geistes, von welchem wir alle Kräfte und Anlagen nicht kennen. Wenn wir solche Personen antreffen, sollen wir, weit entfernt, sie schelten und ändern zu wollen, sie vielmehr in dieser schönen Verfassung des Geistes zu erhalten wünschen, wie man eine Seltenheit oder ein Cabinetstück aufbewahrt." Personen von starker Einbildungskraft können so lebhafte und deutliche Erscheinungen haben, daß sie ihnen als Wahrheit vorkommen; solche Visionen bezögen sich gewöhnlich auf ihr Naturell. Auch dem Geist wahrer Propheten habe sich Gott accommodirt, weil er keine überflüssigen Wunder thue. „Ich glaube, daß Ezechiel ein Hof-Ingenieur war, weil er prächtige Visionen hat und schöne Gebäude sieht. Aber ein Prophet vom Lande, wie Hoseas oder Amos, sieht nur Landschaften und ländliche Gemälde, während Daniel, welcher ein Staatsmann war, die Monarchien der Welt regelt. Dies Fräulein darf mit den Propheten nicht verglichen werden: indeß sie glaubt Jesus vor Augen zu haben, weil man keine andern Heiligen bei den Protestanten gebraucht. Die feurige Liebe zum Heiland, welche die Predigten und das Lesen in ihr erregt, hat ihr endlich die Gnade zuwegegebracht, die Erscheinung zu sehn. Denn warum sollte ich es nicht Gnade nennen? es thut ihr nur Gutes, sie ist freudig darüber, sie faßt darüber die schönsten Empfindungen von der Welt. Nicht alle Gnaden Gottes dürfen wunderbar sein. Wenn er die natürlichen Anlagen unseres Geistes anwendet, unserm Verstande Licht zu ertheilen oder unserm Herzen Wärme, so halte ich es für eine Gnade. Auch die wahren Propheten irren sich zuweilen: denn wie immer, handelte wohl ihr Naturell in ihren, aber die Dinge der Außenwelt entsprachen ihm nicht, weil die Vorsehung es anders geordnet." „Ich wollte nicht, daß man die Chiliasten wegen einer

Meinung, welcher die Apokalypse so günstig scheint, beunruhige: der Irrthum derjenigen, welche das Reich Christi auf Erden in Geduld erwarten, scheint mir sehr unschuldig." Ebenso die Pietisten. „Das Beste scheint mir, diese guten Leute gewähren zu lassen, solange sie nichts beginnen, was Folgen haben kann. Die Geschichte zeigt, daß die Secten gewöhnlich durch zu große Verfolgung entstehn. Am häufigsten verschwinden diese Dinge durch sich selbst, sobald sie den Reiz der Neuheit verloren haben; will man sie durch Lärm, Verfolgung und Widerlegung unterdrücken, so heißt das, Feuer mit einem Blasebalg auslöschen. Aus Furcht vor Mangel an Ketzern thun die Herrn Theologen zuweilen Alles, was sie können, um welche aufzutreiben." „Ohne die Excommunication des Papstes wäre Luther nicht so weit gegangen, und ohne die Leipziger Inquisition gegen gewisse Magister, welche Leute in ihr Haus zogen, wäre man nicht zu dem Lärm des sogenannten Pietismus gekommen. Wenn es wahr ist, daß dieser Krebs die edelsten Theile des Staats ergriffen hat, so wäre es nicht weise, ihn mit Gewalt ausreißen zu wollen: denn sollte man dem Fürsten rathen, die edelsten Theile des Staats zu zerstören?

Sophie, deren Neugier immer mehr geweckt wurde, ließ Rosamunde nach Ebsdorf kommen (ihre Mutter war eben gestorben); Leibnitz berichtet darüber an den Landgrafen, 18. Nov. 1691: die Einsegnung ihrer Mutter habe vielleicht auf ihre Einbildungskraft gewirkt; im Uebrigen sei Rosamunde ein ganz heiteres und zufriedenes Mädchen. Elle ne dit rien qui ne soit de bon sens. Pour de la fourberie il n'y a point d'apparence. Enfin Me. la Duchesse, qui ne donne nullement dans la credulité, est charmée de cette fille, j'ai vu de ses billets qui sont tous écrits du style de l'Apocalypse. Il y a de l'apparence que Ste. Thérèse, Ste. Catharine et autres personnes semblables étaient à peu près du même naturel. Si cette fille était en Italie ou Espagne, elle serait capable de fondre un Ordre nouveau. Comme les imaginations de ce pays-ci ne sont pas aussi échauffées, la rareté est d'autant plus grande. Und etwas später: c'est une imagination heureuse, de n'avoir que des belles visions.

Der Kurfürst von Brandenburg forderte Spener auf, ein Gutachten über diese Erscheinungen abzugeben, da bereits in Berlin wie an andern Orten die Geistlichen anfingen, von der Kanzel gegen Rosamunde zu predigen. Petersen schickte ihm einen ausführlichen Bericht ein, Dec. 1691, und kam darauf selbst mit ihr nach Berlin; er machte die Sache noch dadurch schlimmer, daß er mit seiner Frau, auf Rosamunde's Weissagungen gestützt jetzt öffentlich anfing, das tausendjährige Reich zu verkündigen. — Vor dem

Anfang desselben werde das Evangelium in der ganzen Welt gepredigt werden und hierauf eine erste Auferstehung folgen, nämlich eine leibliche der im Herrn gestorbenen Gläubigen, und zugleich eine Verwandlung und Hinaufrückung der zu jener Zeit noch Lebenden; damit werde die Rache Gottes über seine Feinde anheben und mit ihrer Vertilgung enden; hierauf werde das tausendjährige Reich beginnen, in welchem Christus sichtbarlich als Herrscher erscheinen und die durch den Kreuzestod gegangenen Seinen zur Mitregierung abholen werde; diese würden zwei Kirchen ausmachen: die obere, das himmlische Jerusalem, die Heiligen der ersten Auferstehung; die untere auf der Erde, die bekehrten Juden. Den Zustand nach Ablauf dieser tausendjährigen Herrlichkeit dachte sich Petersen so, daß der im Abgrund gebundene Satan wieder loskommen und mit den von ihm versammelten Heiden das Heerlager der Heiligen angreifen werde. Dies sei die Zeit des letzten Gerichts, bei welchem der Teufel endlich in den Feuerpfuhl geworfen, und nach der zweiten Auferstehung aller derer, welche während der tausend Jahre todt gelegen, die Feinde Christi in die Hölle verstoßen würden; Christus werde dann dem Vater das Reich überantworten, es werde ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehn und die Kinder Gottes würden regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die Rechtgläubigen geriethen über diese unzünftigen Wunder in die äußerste Aufregung. J. F. Mayer in Hamburg erklärte die Asseburgischen Offenbarungen für ein Werk des Satans; Winkler bewies, daß man nach geschlossenem Canon der Schrift keine unmittelbaren Offenbarungen mehr zu erwarten habe. Rückhaltender sprach sich Spener aus: seit der Apostelzeit hätten zwar die außerordentlichen Offenbarungen aufgehört, doch sei die Möglichkeit derselben um so weniger zu leugnen, als nach dem Zeugniß der Geschichte in allen Jahrhunderten ähnliche Erscheinungen vorgekommen wären; nur die vorsichtigste Prüfung könne das Falsche vom Wahren scheiden; so viel ihm von der Asseburg und ihrem gottseligen Wesen bekannt, könne er ihre Offenbarungen weder für ein Werk des Betrugs noch des Satans halten, getraue sich aber noch nicht zu entscheiden, ob sie aus göttlicher Eingebung oder nur aus den natürlichen Kräften der Phantasie herrührten, für die es aus der den Menschen noch sehr verborgenen Natur der Seele keine Erklärung gebe: — finde sich nun, daß jene Offenbarungen in Wahrheit alle Kräfte der Natur und Phantasie überstiegen, so könnten sie nur von Gott sein, und wären vielleicht dazu bestimmt, den zum Atheismus geneigten Menschen ein neues Beispiel göttlicher Wunder vor Augen zu stellen, auch zu zeigen, wie nahe die Erfüllung mancher Verheißungen sei; so lange dies Resultat noch nicht mit entschiedner Sicherheit aus der Prüfung hervorgegangen, finde er es am rathsamsten das Urtheil zurückzuhalten. — Das that er auch noch, als er

Rosamunde in Berlin kennen gelernt. — Was ihn hauptsächlich anzog, war doch, daß jene Offenbarungen seine eigne Ansicht über die bevorstehende Bekehrung der Juden und den Untergang Roms bestätigten; in diesem Sinn schrieb er 1692 die „Behauptung der Hoffnung künftiger besserer Zeiten," zum großen Entsetzen der Rechtgläubigen. — Spener hatte von Jugend auf die Apokalypse studirt, und obgleich er selber eingestand, daß ihm trotz alles Grübelns die Sache immer unklarer werde, hielt er doch an gewissen Hauptpunkten fest. Nur wünschte er, daß man diese Geheimlehre nicht auf dem Markt vortrüge. — Der principielle Gegensatz seiner Lehre gegen die Lehre der Rechtgläubigen lag darin, daß diese sowohl die individuelle Seligkeit als das Reich Gottes in's Jenseits verlegten, nach dem Weltuntergang; während er beides (wenn auch im Grad vom Himmel unterschieden) durch die Kraft des Glaubens schon auf Erden hoffte.

Petersen wurde mit seinen Damen zur Untersuchung nach Celle gefordert, und ob man gleich im Anfang nachsichtig gestimmt schien, Merz 1692 von seinem Amt abgesetzt, wobei wohl Mayer's Denunciationen sehr mitgewirkt hatten. Hof und Consistorium waren so aufgebracht, daß Molanus an Francke schrieb, es sollten alle Pietisten aus dem Lande vertrieben werden. Petersen, den in der Festigkeit seiner Ueberzeugung und in der Freudigkeit seines Gemüths nichts erschüttern konnte, hielt sich einige Tage in Berlin bei Spener auf; aber der Hof sah seinen Aufenthalt ungern, und er zog sich auf das Landgut seiner Frau in der Nähe von Magdeburg zurück, wo er fortfuhr, Zeugniß für das tausendjährige Reich abzulegen. Auch Rosamunden's „Bezeugungen" dauerten fort; doch war man, zu Spener's großer Freude, jetzt vorsichtiger in der Veröffentlichung derselben.

Auch Thomasius bemühte sich, der Sache auf den Grund zu kommen. Die Zeitschrift, welche er 1693 herausgab, enthält mehrere Abhandlungen, in welchen auffallende Erscheinungen in das Gebiet der Physik gezogen wurden. Er zeigte, wie leicht der Aberglaube die Sinne und Einbildungskraft täuscht; er theilte die Idee eines Naturforschers mit, mit Hülfe eines künstlichen Auges selbst die verkehrten Gesichte eines Wahnsinnigen nach optischen Gesetzen zu bestimmen; ferner die Beobachtungen eines Franzosen über das Nachtwandeln und das Reden im Schlaf, wobei bereits der Grund in einer gewissen Sympathie und magnetischen Kraft gesucht wurde. Das „Sprechen in Zungen" wurde wenigstens andeutungsweise nach demselben Maaß beurtheilt. „Meine Profession ist, daß ich danach trachte, wie ich mich unterweisen lasse, indem ich meine Dubia, nicht meine Resolutiones proponire." In allen übernatürlichen Dingen thue man am besten, das Urtheil zu suspendiren; der Teufel sei ein arger Schalk, er verkleide sich leicht in einen Engel des Lichts. Es ist

ebenso unchristlich, seinen Bruder für ein Werkzeug des Teufels auszugeben, als in einer unbegreiflichen Erscheinung sofort ein göttliches Licht zu suchen, dem man folgen müsse. Am sichersten ist es, den Finger auf den Mund zu legen, und in Demuth und Stille den Ausgang abzuwarten. Der Antichrist treibt uns, den Bruder zu richten, und wir haben in dieser Hinsicht den Papisten nichts vorzuwerfen.

Unvorsichtige Briefe Francke's über die inspirirten Frauen, die ohne sein Wissen veröffentlicht waren, veranlaßten eine „ausführliche Beschreibung des Unfugs, welchen die Pietisten zu Halberstadt Weihnacht 1692 gestiftet, dabei zugleich von dem pietistischen Wesen insgemein etwas gründlicher gehandelt wird:“ — die Pietisten (zu denen auch Thomasius gerechnet wurde) trachten nach einer Münster'schen Tragödie, ihr Endzweck sei das tausendjährige Reich, in welchem sie mit den Wiedertäufern die Könige und Potentaten der Welt unter die Füße zu treten suchten.

Spener selbst wurde in seinem Gewissen nicht wenig gequält, wenn die vermeintlichen Propheten offenbare Ketzereien lehrten, oder wenn die schönen Seelen mit der größten Zuversicht auf den nächsten Tag Dinge verkündeten, die doch nicht eintrafen. „Ich bekenne, schreibt er 11. April 1693 an Francke, daß dergleichen Dinge meine schwersten Anliegen sind, gegen die ich allerlei andere Leiden oder Gefahr geringer achte. Es scheint, Gott wolle uns mit Gewalt die gefaßte Meinung von den Ecstaticis und Bezeugungen hinwegnehmen und uns deren Ungrund zeigen. Er lasse uns ja seinen Willen ohne Trug und wahrhaftig erkennen!“ Francke ließ sich nicht irren, der Kreis der schönen Seelen um ihn wuchs zusehends.

„Es scheint, schreibt Leibnitz an die Kurfürstin Charlotte, daß wir jetzt in einer Zeit leben, wo das Aeußere der Frömmigkeit Mode ist, und der französische Hof, die Quelle der Moden, giebt darin gutes Beispiel, denn Alles drängt sich dort, fromm zu schreiben, selbst Boileau. Desto besser, wenn das Innere dem entspricht. Aber ich werde es glauben, wenn ich sehe, daß man sich wahrhaft in der Welt bessert, daß man die vergangenen Ungerechtigkeiten gut machen und sich enthalten wird, neue zu begehn; wenn ich sehn werde, daß der Stolz und die üble Nachrede aufhört, kurz wenn ich jene Liebe unter den Menschen werde herrschen sehn, welche der Prüfstein der wahren Liebe Gottes ist. Sonst ist es nichts als Bigotterie. Ich finde häufig eine dauerhaftere Tugend bei denjenigen, welche nur als rechtschaffene Menschen zu handeln vorgeben, als bei diesen Gascognern der Frömmigkeit, welche über Bagatellen außer sich gerathen. Ich schätze unendlich die Klugheit, welche Hr. Spener bisher in diesen Dingen an den Tag gelegt hat: und wenn die Uebrigen ihm glichen, würde man sich nur um die Ehre streiten, wohl zu handeln.“

Der Pietismus hatte nun seinen festen Sitz in Halle gefunden, und mit großem Eifer arbeitete man an der weitern Organisation. Zunächst war man darauf bedacht, die theologische Facultät den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Breithaupt's Berufung hatte Spener durchgesetzt — er kam Dec. 1691 als Professor der Theologie, Domprediger und Director des theologischen Seminars in Halle an (mit ihm eine Reihe von Anhängern aus Erfurt, darunter Lange, der auch hier wieder von Privatunterricht lebte), eröffnete seine Thätigkeit durch die Antrittsrede de reformationis evangelicae natura et indole und gewann bald ein ansehnliches Auditorium. Nun sollte aber auch die entgegengesetzte Richtung vertreten werden. Zu diesem Zweck berief man J. W. Baier aus Jena, einen humanistisch und philosophisch gebildeten Rechtgläubigen, als ersten Professor. — Allein die beiden Gegensätze konnten nicht zusammen bestehn. Baier verlangte zum Schutz gegen allen Synkretismus, daß die theologische Facultät gleich anfangs durch ordentliche Statuten an eine sichere und zugängliche Norm gebunden werde, auf Grundlage der im Herzogthum Magdeburg einmal angenommenen Symbole; daß den Professoren der Theologie anbefohlen werde, nichts Dawiderlaufendes zu lehren und auszustreuen. Wer nicht zu den gedachten Symbolen mit Herz und Mund sich bekenne und auf andere fremde Opinionen verzichte, der solle in die Facultät nicht aufgenommen noch in derselben geduldet werden. Er verlangte ferner von den Studirenden, bevor sie an die theologischen Collegien gingen, die Anfangsgründe der (scholastischen) Philosophie. — An ihn schloß sich die gesammte Stadtgeistlichkeit (Olearius an ihrer Spitze) und der Rector des Gymnasiums, während Breithaupt und Thomasius mit Predigt und Spott den neuen Amtsgenossen verfolgten, der ihnen an Energie nicht gewachsen war.

Zum Neujahrsgeschenk 1692 bot Thomasius seinem Landesherrn die „neue Erfindung einer wohlgegründeten und für das gemeine Wesen höchst nöthigen Wissenschaft, das Verborgene des Herzens anderer Menschen auch wider ihren Willen aus der täglichen Conversation zu erkennen;" er erbot sich, durch diesen Schlüssel jede Menschenclasse zu erforschen: nur für eine reiche er nicht aus, für die echten Christen, weil dazu eine übernatürliche göttliche Wissenschaft erfordert werde. — Diese angebliche Wissenschaft — der erste Versuch der psychologischen Zerfaserung, die später so weit um sich griff — blieb immer sein Steckenpferd; die Proben, die er davon mittheilt, sind aber nicht sehr einladend. In solchen Dingen reichte der ungeschulte Mutterwitz doch nicht aus.

In derselben Denkschrift untersucht er, woher es komme, daß die Deutschen im Fortschritt der Wissenschaften so weit hinter den Niederländern, Engländern

und Franzosen zurückgeblieben? — Es liege nicht in der Gleichgültigkeit der Großen: „denn die Weisheit ist nicht interessirt; sie ist an sich viel höher zu schätzen als alle fürstliche Munificenz;“ nicht an der Schwerfälligkeit des Volks: „der Deutsche hat vielleicht mehrmals der Schwere seines Geistes leichte Flügel gemacht, als der Franzose seine Flatterhaftigkeit durch die gehörige Geduld fixirt;“ — sondern in dem Mangel an Freiheit. „Die Freiheit ist es, die allem Geist das rechte Leben giebt, und ohne welche der menschliche Verstand todt und entseelt zu sein scheint. Der Verstand erkennt keinen Oberherrn als Gott, und daher ist ihm das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität als Richtschnur vorschreibt, unerträglich, oder er wird zu allen Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muß oder sich ihm aus Antrieb eitler Ehre oder eitler Furcht freiwillig unterwirft.“

In demselben Jahr schrieb er die Einleitung zur Sittenlehre: „von der Kunst, vernünftig und tugendhaft zu lieben, als dem einzigen Mittel, zu einem glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen,“ die in wenig Jahren acht Auflagen erlebte; als Ergänzung fügte er hinzu: „von der Arznei wider die unvernünftige Liebe, und der zuvor nöthigen Erkenntniß seiner selbst.“

Die Partei Breithaupt's und Thomasius' (denn auch dieser wurde z. B. in Spener's Briefen immer dazu gerechnet) wurde sehr verstärkt, als Wiegleb aus Jena (er verheirathete sich Oct. 1692), J. H. Michaelis der Orientalist aus Erfurt (Francke's Anhänger in den Leipziger Unruhen; er wurde 1694 Magister) und Francke selbst (7. Jan. 1692) in Halle ankamen: der letztere als Pastor in Glaucha und Lehrer der orientalischen Sprachen. Er fand in Glaucha (sein Vorgänger war wegen fleischlicher Sünden abgesetzt) eine sehr verwilderte Gemeinde, die er sofort mit schonungsloser, eiserner Energie in die kirchliche Ordnung zwang, obgleich die Renitenten an den übrigen Pfarrern Schutz fanden. Sehr ernst nahm er es mit der Zulassung zur Beichte, wo sich keine echte Bußfertigkeit zeigte: „er würde ihnen nicht so leicht die Hände auflegen, noch Leib und Blut Christi vor die Säue werfen.“ Immer setzte er sein Stück doch nicht durch, und war zuweilen unsicher, ob er es auf die Länge werde ausstehn können.

Seine Amtsgenossen empfingen ihn nach dem Ruf, der ihm von Erfurt vorausging, mit äußerstem Mißtrauen; der Senior Olearius versicherte gleich bei seiner Ankunft, er werde Jeden aus der Stadt treiben, der da lehrte, daß man nur immer beten und nicht arbeiten solle. Von den Kanzeln wurde gegen die „Winkelprediger“ geeifert, die den ordentlichen Predigern ihre Beichtkinder abspenstig machten. Aber Francke griff durch; er hielt trotz aller Widersprüche seine Hausversammlungen, und schreibt schon Anfang Merz 1692

an Spener: „In den vorigen Wochen haben wir fast alle Tage etwas Ungewöhnliches erfahren von einigen Studiosen, deren einer nach dem andern in einen sonderlichen Zustand gesetzt worden, einige mit ungemeiner und übernatürlicher Freude überschüttet, andere mit scharfer Contrition und vielen Thränen, mit Bezeugung, daß ihnen ihr ganzes Herz gleichsam im Leibe zerschmolzen wäre, oder daß es wäre, als wollte ihnen das Herz aus dem Leibe springen, oder wenn etwas Kräftiges vom Wort Gottes geredet worden, als führe es wie ein Blitz durch alle Glieder. Nun gehn sie in einem stillen Wesen fort, zum Theil freudig, theils aber ängstlich, doch so, daß es sich so sonderlich nicht äußerte, lassen sonst genug spüren, daß es ihnen ein großer Ernst mit ihrer Gottseligkeit sei. . . . Ein kleines Mägdlein, so noch nicht communicirt, hat sich in einigen Predigten sehr bewegen lassen, und da sie zum Gebet geflohn, viele Gnade und Kraft von Gott erlangt, daß wir uns herzlich darüber gefreut.“ U. s. w.

An den Festtagen strömten von allen Seiten die alten Freunde herbei: Petersen und die Asseburgs; Anton, Rechenberg, Schad; von den Jüngern besonders bemerkenswerth Arnold.

Indeß wurden die Klagen der Stadtpfarrer immer lauter: Spener warnte seinen Freund beständig, soviel als möglich nachzugeben, und sich namentlich nicht zu tief mit Thomasius einzulassen, der es zwar gut meine, aber ohne alle Rücksicht immer gerade durchfahre und leicht in's Extrem gerathe. Endlich wurde Seckendorf auf Danckelmann's Betrieb mit der Untersuchung der Sache beauftragt: schon ein großer Erfolg, da er einige Monate vorher im Verein mit Spener eine Widerlegung der Leipziger Imago Pietatis herausgegeben hatte; zugleich wurde er zum Kanzler der Universität ernannt, und beauftragt wöchentlich eine Assemblee zu geben, um den Glanz der Universität zu erhöhen. Er kam Mitte August 1692 in Halle an, und schickte gleich darauf eine für Breithaupt und Francke sehr günstige Relation ein. Nach längern Verhandlungen kam die Sache 27. Nov. zum Austrag: von beiden Seiten wurde etwas nachgegeben, und so das Aergerniß wenigstens vorläufig beseitigt.

16. Dec. 1692, an demselben Tage, an welchem die Aussöhnung mit den Stadtpfarrern von allen Kanzeln verlesen wurde, hielt der neue Director der Universität, Geh.-Rath Samuel Stryk*) „mit Pauken und Pfeifen und unter einem schrecklichen Zulauf des Volks“ seinen feierlichen Einzug in

*) Geb. 22. Nov. 1640 in der Priegnitz, studirt zu Wittenberg erst Theologie, dann die Rechte, macht Reisen durch England und Holland; 1665—1690 Professor in Frankfurt a. O., dann nach Wittenberg berufen, doch von der brandenburgischen Regierung nur unter Vorbehalt seiner Rückberufung entlassen.

Halle: damals anerkannt der gelehrteste Jurist Deutschlands: man war bereit gewesen, ihm 3000 Thlr. Gehalt zu geben, bekam ihn aber für 1200. Die Pietisten sahen ihm zuerst mit Mißtrauen entgegen, aber er besuchte Francke's Predigten, führte ein frommes Leben und ließ es zu, daß sein Sohn, der sich zugleich als Privatdocent habilibirte, auf's Eifrigste für sie Partei nahm. Thomasius empfing ihn mit dem Programm: de causis inutilium doctrinarum in studio jurisprudentiae und fuhr auch später fort, sich an ihm zu reiben: seine Schüler schilderten ihn als einen Pedanten, einen geizigen Pharisäer, einen Mantelträger u. s. w. Vorläufig wurde er um so mehr die ansehnlichste Person der Universität, da Seckendorf bereits zwei Tage nach seiner Ankunft starb, zur tiefen Betrübniß Spener's und Danckelmann's. 1. Jan. 1693 constituirte sich die Juristenfacultät (Stryk, Thomasius) durch Ankunft eines dritten Professors als Spruchcollegium.

Auch Stryk wurde von einem Gefolge älterer Schüler begleitet, darunter der ansehnlichste Ludewig (geb. 15. Aug. 1670 zu Schwäb. Hall), der in Tübingen und Wittenberg Theologie studirt, aber sich unter Stryk's und Schurzfleisch' Anleitung mehr auf Geschichte und Humaniora gelegt hatte. Er wurde sogleich Adjunct der philosophischen Facultät, gab die Theologie auf und legte sich mit außerordentlichem Fleiß auf das Studium der Jurisprudenz, in der er später eine so bedeutende Rolle spielen sollte. Vorläufig wurde er, zwei Jahre nach seiner Ankunft, Professor der Poesie und theoretischen Philosophie.

Thomasius hatte zwar die „Monatsgespräche" aufgegeben, aber der journalistische Drang war doch zu mächtig über ihn. Er forderte 30. Sept. 1692 „alle Weisheitsliebenden" auf, ein neues Unternehmen, die „Geschichte der Weisheit und Thorheit" zu unterstützen.

„Gleich wie alle menschliche Weisheit in kluger Betrachtung des menschlichen Thun und Lassens besteht, also ist die Historie gleichsam das rechte Auge eines Weisen, die tägliche Erfahrung das linke." Die Profangeschichte bedarf keiner Empfehlung: „aber die Kirchengeschichte und, die mit derselben genau verbunden ist, die Historia Philosophica, wird nicht so sorgfältig ausgebessert als nöthig. Die Profangeschichte giebt uns fast nichts als Exempel der Laster zu betrachten, nur mit dem Unterschied, daß etlichen von denselben das falsche Lustre einer Scheintugend angestrichen wird, welches um desto gefährlicher ist, weil dadurch die Menschen falsche Ideen von Tugenden sich eindrücken lassen, und also von der wahren Glückseligkeit zu ihrem unwiederbringlichen Schaden immer mehr abgeleitet werden. Da hingegen die Kirchengeschichte dem Menschen auf die angenehmste Art die rechte Beschaffenheit der Weisheit, den Ursprung und Fortgang der Irrthümer und der daraus entstandenen Laster,

und also das wahre Mittel beibringt, beides zu scheiden. Daß man bisher so wenig um dies edelste Stück der Historie bekümmert gewesen, ist wohl dem Joch menschlicher Autorität zuzuschreiben, unter welchem das gute Deutschland auch nach der Reformation geschmachtet. Denn wer die Kirchengeschichte ohne vorgefaßte Meinung aus den rechten Quellen holt, der wird gezwungen, das verdammte Verketzern, das bisher auch unter den Evangelischen fast zu einem Handwerk werden wollen, lange nicht mehr so hoch zu halten, und den Antichrist nicht mehr durch Schaugläser in der Ferne, sondern in, um und neben sich mit offnen Augen durch seinen Schaafpelz durch und durch zu sehn. Und wer die Historiam Philosophicam recht zusammen sucht, der wird gar bald gewahr, daß alle heidnische Philosophie von der wahren Glückseligkeit zu Irrthümern und Scheintugenden abführe, daß keine Secte dem Christenthum oder der Wahrheit (denn wo ist Wahrheit außer demselben?) mehr Schaden gethan als die scholastisch-aristotelische; daß die heidnische Philosophie der Ursprung aller Ketzereien gewesen; daß sie auch heute eine von den vornehmsten Ursachen sei, warum unter den Gelehrten in allen Stücken der Weisheit tausendmal mehr Irrthümer und schädliche Laster im Schwange gehn, als unter den Ungelehrten. Ich kann es mit meinem eignen Beispiel bekräftigen, daß, da ich nun in die 15 Jahr docirt, und mich auch meine Feinde stets für keinen ungelehrten Mann passiren lassen, dennoch kaum vor 3 — 4 Jahren, da ich durch eine wunderbare Schickung ohne meinen Vorsatz nur ein wenig in diese Historie unparteiisch eingesehn, mir es von den Augen meines Verstandes gleichsam wie Schuppen gefallen, und ich nicht allein die gemeinen Irrthümer, sondern auch mein eigen Elend deutlich zu erkennen angefangen; und ob ich wohl wegen andrer Geschäfte in diesem Studio noch nichts Rechtschaffenes gethan, sondern dasselbe nur als Confect brauchen müssen, so spüre ich doch täglich mehr und mehr, daß das Licht dieser Historie, wenn man es mit offnen Augen ansieht, in einem Jahr unsern Verstand mehr erleuchte, als wenn man noch so lange Zeit dasselbe durch verfälschende Gläser betrachtet."

„Wer sich vornimmt, die Secte, darin er lebt, in dieser heiligen Historie allein zu finden; wer das Leben und die Lehre Christi, seiner Apostel und der ersten Christen nach dem Leben und der Lehre des Volks, unter welchem er geboren, richten will; aus der Kirchenhistorie nur dasjenige aussucht, was ihm ansteht, das Andere aber übergeht und durch Sophistereien Pflaster auf die verzweifelt bösen Schäden zu schmieren bemüht ist; wer den Antichrist erst im 6. oder 7. Jahrh. sucht, und nicht erkennt, wie er allbereit zu der Apostel Zeit eingeschlichen, mitten unter den Verfolgungen nebst dem guten Weizen als das Unkraut mitgewachsen, zu Zeiten Constantin's sich auf den Thron gesetzt, und nicht nur diesem guten Kaiser, sondern allen seinen Nach-

folgern, die sich von ihm bei der Nase herumführen lassen, den Zunamen des Großen beigelegt; wer sich einbildet, daß das Christenthum unter diesem Kaiser und seinen Nachfolgern in einem florirenden Zustand gewesen sei; wer die Meinung hat, daß die ersten Reformatoren allem Unflat und Uebel auf einmal abgeholfen und daß in der Kirche Christi nach ihrem Absterben bis zu unsern Zeiten ein recht guter Zustand gewesen sei, es also keiner Reformation brauche: — der wird in diesem Studium wenig zunehmen. — Wer aber das andere Papstthum, das unser sel. Luther prophezeit, um sich sieht, und wer die Geschichte Christi, seiner Apostel und der ersten Christen mit Einfalt liest, und gleichsam seines Volks und seines Vaters Hauses so lange vergißt, — bei dem wird die Wahrheit in kurzer Zeit mit Gewalt durchbrechen."

Wie soll nun aber dieses Studium gefördert werden?

„Soll man eine Gesellschaft der Gelehrten dieserwegen aufrichten, Kaiser, Könige, Fürsten und Herrn um derselben Protection anflehn? So dürfte man wohl etliche Jahr hinbringen, und wenn sie einmal angefangen werden, dürften so viel Vorurtheile mit unterlaufen, als man vermeiden wollen. Die Weisheit braucht keine menschliche Protection, sondern dies ist ihr Protection genug, wenn man ihre Freiheit nicht hemmt und unterdrückt; und soviel gelehrte Societäten in Europa sind angefangen worden, so viel Vanitäten sind in kurzer Zeit mit untergelaufen." — Vielmehr muß Jeder nach Kräften Hand anlegen.

„Durch die Weisheitliebenden, an die mein Schreiben gerichtet ist, verstehe ich nicht eben Doctores, Licentiatos, Magistros, Baccalaureos, oder mit einem Wort die Kabale, so sich Gelehrte nennen (wiewohl ich diese auch nicht ausschließe); sondern alle diejenigen, die ihre von Gott verliehene Vernunft zu seinen Ehren und dem gemeinen Heil rechtschaffen anwenden, wenn es auch Soldaten, Kauf- und Handwerksleute wären: wenn sie nur die schädlichen Präjudicia los werden, und der Erhaschung der Wahrheit mit einfältiger Klugheit nachstreben."

Von dem Inhalt dieser Zeitschrift ist schon Einiges erwähnt. Sie ist zunächst gegen den Schlendrian der Universitäten gerichtet. Thomasius theilt einige Stellen aus Luther's Schriften mit, in denen sich dieser sehr stark darüber ausspricht, und fährt dann fort: „Zu Luther's Zeit war das Vorurtheil menschlicher Autorität der Grund der hohen Schulen. Daraus entstanden Monopole der Scheinweisheit, Unterdrückung der Wahrheit, Verfolgung derer, so der Jugend den Weg zur wahren Weisheit zeigen wollten, Hochmuth und Geldgeiz der Lehrer, Ueppigkeit und lüderliches Leben der Studenten. Nun müssen wir uns umsehn, wie es heutzutage mit den evangelischen Universitäten beschaffen sei: ob dieses grundlose Wesen darin noch über-

hand habe, oder ob es ausgetilgt sei?" — Die Antwort läßt sich errathen. — Wie der Zunftzwang alle Freiheit unterdrückt, wird an Schneider's Annalen der Universität Leipzig nachgewiesen, und den Verhandlungen mit der Censur 1659. Das Spießbürgerliche dieser Maßregeln und Verordnungen übersteigt in der That allen Glauben.

Dann werden einige Processe gegen Ketzer und Mystiker (David George und Esaias Stiefel) mitgetheilt, die Willkür und Grausamkeit dieses Verfahrens an den Pranger gestellt, und ihr Andenken gegen die Verunglimpfungen ihrer Gegner gerettet, obgleich über ihre Visionen selbst der Verfasser sehr spöttisch berichtet. Ueberhaupt würde man Thomasius das größte Unrecht thun, wenn man seinen Redensarten auf's Wort glauben wollte: er ist durchweg Humorist, und setzt die heiligste Miene auf, wenn er den Gegner gerade am empfindlichsten treffen will. Hinter der Ironie versteckt sich meistens glühender Haß. — Den Grund der Ketzerverfolgungen findet Thomasius meist in der scholastischen Theologie.

„Luther hat sie für dasjenige gehalten, was sie in Wahrheit ist, nämlich für eine Erfindung des Satans, die denen, so sich darauf legen, Saft und Kraft der göttlichen Wahrheit aus dem Herzen reißt, und die Seele des Menschen mit mürrischen, elenden und verdammlichen Dingen anfüllt. Ich lasse jeden Laien, der kein Interesse an dem theologischen Gezänk hat, urtheilen, was Luther bei den jetzigen Zeiten zu gewarten hätte? ob man ihn für einen reinen Lutheraner passiren, oder ihm nicht vielmehr, wenn man auf's Glimpflichste mit ihm handeln wollte, den Weg zum Lande hinaus weisen dürfte."

„Gleichwie nun andere Christen von der mystischen Theologie mit großem Leidwesen des Satans geschrieben, also ist für die, welche Gottes Gnade darauf führt, wohl in Acht zu nehmen, daß sie diesen Weg behutsam wandeln. Es befinden sich auf demselben viele Abweiche und Versuchungen. Wenn die armen Menschen durch göttliche Gnade die Bosheit der Welt, die Gottlosigkeit der Schultheologie und ihr eigenes Elend zu erkennen anfangen, und Gott sie einen Augenblick in das wahre Licht von Ferne blicken läßt, so vermeinen sie, Christus habe sich allbereits mit ihnen gänzlich vereinigt. Anfänglich so wird ein solcher Mensch dahin verführt, daß er die von der Viehischheit, darin er zuvor stak, gesäuberten natürlichen Kräfte, die nur ein wenig anfangen menschlich zu werden, alsbald für göttlich hält; ja, weil er noch nicht völlig gereinigt ist, die noch anklebende Bosheit und Viehischheit ebenfalls für die Wirkung des h. Geistes ausgiebt, welches gewiß ein erbärmlicher Zustand ist." —

Auch Leibnitz hat einen Aufsatz in die Monatsschrift geliefert: von dem

Glauben und den Gebräuchen der heutigen Christen in Griechenland, um nachzuweisen, wie willkürlich man mit dem Begriff der Orthodoxie umgeht. Zu demselben Zweck werden mehrere Handlungen der Reformatoren auseinandergesetzt, in denen es auch nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, z. B. das rechtswidrige Verfahren gegen die Wiedertäufer.

Eine interessante Abhandlung ist ferner „von den Brüder- und Schwesternamen in der alten christlichen Kirche" (Sept. 1693), von einem gelehrten Kirchenhistoriker, der sich nicht genannt hat. Es wird gezeigt, daß die erste Brüderschaft sich nicht auf das gemeinsame Bekenntniß, sondern auf die gemeinsame Wiedergeburt bezog, daß nicht das Sacrament oder die Rechtgläubigkeit, sondern die Gottseligkeit den Christen macht. „Daher hielt der Liebesprediger Johannes die Liebe so nöthig, daß er in seinem höchsten Alter in der Gemeine nichts anders redete als dieses: Kindlein, liebet einander! Man führte aber die Liebe aus dem Glauben her, und lehrte, das sei die eine unverfälschte allgemeine Kirche, in welcher nicht allein ein Glaube, sondern ein Glaube mit der Liebe erhalten werde." *) „Wir leben, setzt Thomasius hinzu, unter Leuten, die sich Christen nennen, da aber beinahe von nichts als von einer Saufbrüderschaft gehört wird, während die Geistlichen die wahre christliche Brüderschaft verketzern. Wahrhaftig müssen wir uns schämen, und zugleich über die Bosheit erstaunen, die der Satan durch seine in der Gestalt gottseliger Lehrer verkappten Werkzeuge ausübt, da zu unsern Zeiten mit dem alten Brudernamen auch das Christenthum und die thätige christliche Liebe verloren gegangen." **) —

In derselben Zeit gab Thomasius das Leben des Xenophontischen Sokrates heraus: „Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen," nach dem Französischen bearbeitet. — Noch einmal auf das Wesen der Mystik einzugehn, veranlaßten ihn die Hamburger Händel.

Hier hatte J. F. Mayer fortgefahren, Zeugniß gegen Spener und seine Anhänger abzulegen, so daß die eifrigen Pietisten schon daran dachten, aus der Kirche auszutreten, und sich nur durch Spener davon abhalten ließen. Am Neujahrstag 1693 vertheilte Horbius einen Tractat „die Klugheit der Gerechten, die Kinder nach den wahren Gründen des Christenthums von der

---

*) Man vergleiche Lessing 10. S. 39—46.

**) In dieser Zeit erschien zu Frankfurt a. M. ein merkwürdiges Buch: „das entdeckte Judenthum" von Eisenmenger (geb. zu Mannheim 1654, stud. zu Amsterdam die orientalischen Alterthümer, 1693 in Frankfurt, † in Heidelberg 20. Dec. 1704), worin der Verfasser aus den rabbinischen Schriften nachzuweisen suchte, daß die Gräuel, die man im Mittelalter den Juden vorgeworfen, nur zu begründet wären.

Welt zum Herrn zu erziehn" aus dem Französischen des Poiret übersetzt*); Mayer donnerte von der Kanzel gegen diese Schrift und denuncirte alle darin enthaltenen Pelagianischen u. s. w. Ketzereien; die übrigen Prediger folgten, und obgleich sich der schwache und höchst erschrockene Horbius — den man auch fleischlicher Sünden beschuldigte — zu Allem verstand, was man nur verlangen wollte, wurde er mehrmals vom Pöbel, der ganz in den Händen Mayer's war, insultirt, 1. Nov. öffentlich in der Kirche beschimpft, und durch einen organisirten Aufstand 24. Nov. aus der Stadt getrieben. Er ging nach Holstein; aber noch ruhte sein Gegner nicht; im Jan. 1694 wurde, nach einem blutigen Kampf zwischen den beiden Parteien, auch seine zurückgelassene Familie verjagt. Er starb 26. Jan. 1695.

Thomasius, jederzeit streitfertig, hob auch diesen Handschuh auf; er übersetzte Poiret's de eruditione solida, superficiosa et falsa in's Deutsche, und sprach sich in der Vorrede mit großer Wärme für die echten Mystiker aus: „solche Schriftsteller, die nicht sowohl eine gelehrte und scharf überdachte Religionswissenschaft, als vielmehr eine durch Gebet, Betrachtungen und andere gottselige Uebungen erworbene, auch in den lebhaftesten innern Empfindungen fühlbare und wirksame Erkenntniß des Christenthums zu ihrem Eigenthum machen." — Er that es als geschickter Advocat, und mochte wohl heimlich lächeln, wenn man ihn deshalb selbst für einen Mystiker nahm: bald genug mußte ihn von den pietistischen Bundesgenossen seine satirische Ader entfernen.

Während Thomasius die streitende Kirche nach außen vertrat, war für die innere Organisation ihres Mittelpunkts, der Halle'schen Hochschule, viel geschehn. Die Sorge Danckelmann's beschränkte sich nicht auf die beiden obern Facultäten: überall war er darauf bedacht, bedeutende und noch rüstige Kräfte zu gewinnen, und wo möglich die verschiedenen Richtungen einander ergänzen zu lassen. — So wurde die Medicin 1693 durch zwei sehr geistvolle Männer vertreten, die aber in der Theorie einander entgegengesetzt waren. — Fr. Hofmann (geb. 1660 zu Halle, vorher Stadtphysicus zu Halberstadt), Leibnitz' Freund und von ihm sehr geschätzt, vertrat die rationalistische Ansicht; er war ein bedeutender Anatom und las über Physik so gut, daß auch seine ältern Collegen bei ihm hörten. — Ernst Stahl (geb. 21. Oct. 1660 zu

*) Darin u. a.: „Man muß den Kindern beibringen, daß Alles, was wir in der Kirche oder sonst hören, all unser Studiren, Nachsinnen und vernünftiges Ueberlegen von selbst nicht das geringste Fünklein der lebendigen Erkenntniß Gottes giebt... Jetzt werden sie auf eine unchristliche und teuflische Art erzogen, auch in den Schulen, wo man ihnen das tödtliche Gift des Lobes ins Herz prägt, welches in ihnen die jämmerliche Hoffart einpflanzt, und sie zu Feinden Gottes macht."

Anspach, in Jena gebildet, seit 1687 Leibarzt in Weimar) suchte dagegen den organischen Zusammenhang des Lebens und den Einfluß der Seele zu erörtern; er ist der Erfinder der Lebenskraft (vis vivens), welche die endliche und letzte Quelle aller Veränderungen im Körper sei, und des Phlogistons, eines Stoffs, welcher den Körper, mit dem er sich verbindet, leichter mache und bei der Verbrennung entweiche. Während sich früher Chemie und Physiologie auf einzelne Entdeckungen beschränkt hatten, suchte er ein vollständiges System aufzustellen, welches trotz seiner gewagten Hypothesen bis auf Lavoisier in allgemeiner Geltung blieb: in der That soll er einige tiefe Blicke in die Natur des Organismus gethan haben. Leibnitz war gegen ihn, wie er denn überhaupt in der Medicin von einem auf ein fertiges Princip gebauten System nichts hielt, sondern nur eine methodisch geregelte Beobachtung verlangte. Bei seiner Vorliebe für die Mystik ging Stahl in manchen Stücken bis auf Campanella zurück; er unterstützte Thomasius — mit dem er die Neigung theilte, der schwächern Partei beizutreten — in seinen Zeitschriften, und neigte sich zu den Pietisten, wie denn sein Hauptwerk, Theoria medica vera, 1707, in der Buchhandlung des Waisenhauses erschien (Physiologie und Pathologie).

Als Professor der Beredsamkeit wurde 1693 Chr. Cellarius gewonnen (geb. 22. Nov. 1638 zu Schmalkalden, 1668 Lehrer zu Weißenfels, 1673 zu Weimar, 1676 zu Zeitz, 1688 Rector zu Merseburg), dessen Handausgaben der Classiker berühmt waren. Er las die alten Schriftsteller und alte Geschichte in Verbindung mit der Geographie (daraus ging 1701—1706 die Notitia orbis antiqui hervor). Für neuere Geschichte hatte er keinen Sinn; mit der juristischen Facultät stand er schlecht, und nicht weniger mit den Pietisten, über deren schlechtes Latein er sich nicht selten lustig machte. — Ein jüngerer Gelehrter, Franz Buddeus (geb. zu Anklam 1667, Sohn des dortigen Superintendenten, 1689 bis 1693 in Wittenberg), aus einer berühmten französischen Familie, erlangte seine volle Bedeutung als Reformator der Kirchengeschichte und Dogmatik erst später; vorläufig las er über Moralphilosophie und Politik, und hielt sich im Ganzen zu den Pietisten, die er aber an Gelehrsamkeit bedeutend übertraf.*) —

Selten ist eine Universität mit einer solchen Reihe stattlicher Kräfte in's Leben getreten; und, was die Hauptsache ist, es wurde durch sie ein ganz neues Element in die Bewegung des deutschen Lebens eingeführt. — 1. Jan. 1693 beginnen die Inscriptionen der Studirenden: die Zahl stieg gleich auf

*) In seine Hallische Zeit fallen: Historia juris naturae et synopsis juris naturae et gentium 1695. Introductio ad philosophiam Ebraeorum 1702. Elementa philosophiae instrumentalis 1703.

449, wozu nicht wenig die französische Colonie beitrug, welche Manchen veranlaßte, nach Halle zu gehn, um sich im Französischen auszubilden: auch wurde für sie 1695 ein eigner Professor der Philosophie angestellt, der Cartesianer Sperlette (vorher Director des französischen Gymnasiums in Berlin, † 1725), der seine Vorlesungen französisch hielt, und bis 1706 auch über Mathematik las. Die Collegien waren überhaupt nicht blos nach dem gemeinen Bedürfniß eingerichtet: so las Thomasius über den Religionsfrieden von 1555; über das jus decori; Stryk über die goldne Bulle; Francke über Arnd; Ludewig noch speciellere Sachen. — 14. Oct. 1693 setzte Danckelmann in Wien das kaiserliche Privilegium durch, nach großen Schwierigkeiten, und mit der Bedingung, daß es kein Präjudiz für die benachbarten Universitäten sein sollte: denn Kursachsen hatte sehr energisch protestirt. — 12. Juli 1694 wurde die neue Universität feierlich eröffnet; die Ceremonien wurden von Besser angegeben und beschrieben.*)

Eins der ersten Erkenntnisse, welche das Hallische Spruchcollegium zu fällen hatte, betraf die Hexenprocesse. Schon hatten sich Stimmen erhoben, welche dies Unwesen bekämpften; so die Cautio criminalis des Jesuiten Spee und die „bezauberte Welt" des Holländers Balthasar Bekker. Der letztere († 1698) hatte nachgewiesen, daß der Teufel in der Hölle angeschlossen sei und daher nicht auf der Erde spuken könne; er hatte die Unzuverlässigkeit der Hexen- und Gespenstergeschichten an schlagenden Beispielen dargethan und die betreffenden Bibelstellen bildlich ausgelegt. Das Buch war in Holland unterdrückt worden und hatte seinem Verfasser schwere Verfolgungen zugezogen; da es aber sehr anziehend geschrieben war, so wurde es in mehrere Sprachen übersetzt; 1693 auch ins Deutsche. Indeß war das Vorurtheil so tief gewurzelt, daß man diese Ansichten nur als Paradoxien auffaßte, und die Verkehrsmittel waren noch so geringfügig, daß Viele von denen, die es am nächsten anging, noch gar nichts davon wußten.

Zu diesen gehörte Thomasius. Als ihm 1694 das Referat in einem Hexenproceß übertragen war, erkannte er, obgleich gar keine bestimmten Indicien vorlagen, nach den Regeln Carpzov's auf Folter, und war nicht wenig erstaunt, als seine Amtsgenossen entschieden, die Beklagte sei ohne Weiteres frei-

---

*) Einige Störung machten schon damals die Militärverhältnisse. „Wegen der Werbungen, schreibt Spener an Francke 3. Merz 1695, habe durch H. v. Danckelmann erhalten, daß nochmal Befehl ergangen, keinen stud. zu forciren, und wo solche weggenommen wären, sie wieder frei zu lassen. Weiter ist nichts zu erhalten, und connivirt man, weil sich kaum Jemand mehr freiwillig werben läßt, zu mancher Injustiz, so aber wenig Segen bringt."

zulassen. Daß er in der Ueberwindung von Vorurtheilen von einem Pedanten wie Stryk sich hatte den Rang ablaufen lassen, erregte sein Schamgefühl auf's Tiefste, und er warf sich nun mit Eifer auf das Studium der einschlagenden Bücher, durch die ihm ein neues Licht aufging. Am meisten überraschte ihn, daß ein Katholik, ja ein Jesuit bereits gegen dies Vorurtheil angekämpft haben sollte, und er war geneigt, Spee für einen verkleideten Protestanten zu nehmen. So weit hatte sich bereits das Bedürfniß der Aufklärung ausgedehnt, daß man es für unglaublich hielt, die Protestanten sollten in dieser Hinsicht ärger gewüthet haben als die Katholiken, doch dauerte es noch einige Jahre, ehe Thomasius mit seiner Ueberzeugung öffentlich hervortrat.

Spener hatte 1676 in einem Hexenproceß die Verdienstlichkeit anerkannt, dem groben Laster der Zauberei zu steuern; 1684 hatte er ein Gutachten über einige Kinder abgestattet, über welche der Teufel durch Hexen Gewalt gewonnen; erst 1697 trat er entschieden gegen das Zeugniß angeblich Mitschuldiger auf. „Der Teufel kann seine Freude daran haben, unschuldige Leute in Lebensgefahr zu bringen, und dahin seine eignen Werkzeuge verleiten: sogar auf ihren Zusammenkünften Gestalten christlicher Personen repräsentiren, als wären sie unter ihnen. Aufs Wenigste ist solches der Art des Mörders und Lügners nicht ungemäß. Daher ich sorge, sobald man dergleichen Denunciationen schlechterdings Glauben zustellt, daß alsdann sehr viele Unschuldige, weil sie die Folter zu falschem Bekenntniß bringt, verbrannt werden. Wie ich mich von Vielen versichert halte, daß sie unschuldig gestorben. Wie u. a. eine junge Braut, den Tag ehe sie sterben mußte, ihrem Bräutigam ihre Unschuld bezeugte, und freudig in den Tod ging, eine von solchem Laster reine Seele ihrem Heiland darzubringen; wollte auch nicht, daß er es der Obrigkeit anzeigen sollte, denn sie nichts Andres als nochmalige Folter und dennoch den Tod, weil sie die Folter nicht aushalten könnte, zu erwarten hätte.“ An die Sache selbst glaubte er also ganz fest.

Leibnitz war schon durch den Gönner seiner Jugend, den Kurfürsten von Mainz, auf diese Mißbräuche aufmerksam gemacht worden; in seinem Verstand war er nicht im geringsten Zweifel, und er rühmte öfters Spee und Balthasar Bekker wegen ihres Kampfes gegen den Hexenproceß. Aber noch in der Theodicee 1710 (2, §. 156), wo er des letzteren Ueberzeugung anführt, qu'on ne devait point donner une puissance et une autorité au Diable qui le mettait en parallèle avec Dieu, setzt er zwar hinzu, das sei richtig, aber Bekker gehe doch in den Consequenzen zu weit. Sein Wissen war groß, aber seine Stimme nicht laut: um auf die Menge zu wirken, waren robuste Naturen wie Thomasius nöthig, denen es mitunter an Einsicht, aber nie an Muth fehlte.

---

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Höfe. — Kurfürst Johann Georg 3. von Sachsen starb auf dem französischen Feldzug, 12. Sept. 1691, an einer Seuche, 45 Jahr alt. Er hinterließ zwei Söhne, Johann Georg 4. (geb. 18. Oct. 1668) und Friedrich August (geb. 12. Mai 1670), die sich gleich nach seinem Tod bemühten, dem gespannten Verhältniß mit Brandenburg ein Ende zu machen. In Folge dessen hielten Kurfürst Friedrich und Charlotte zu Anfang des Jahres 1692 mit ihnen eine Zusammenkunft zu Torgau, wo sie einen Freundschafts-Orden stifteten, aus 12 sächsischen und 12 brandenburgischen Rittern, und begleiteten sie dann nach Dresden, wo die beiden sächsischen Brüder sich mit zwei Prinzessinnen von Anspach vermählten. Die — beiderseits unglückselige — Ehe wurde durch Carpzov eingesegnet. — Bereits war der neue Kurfürst in einer heftigen Liebe zu einem schönen Mädchen entbrannt, Sibylle von Neidschütz, damals erst 17 Jahr alt, die ihn so beherrschte, daß er ihr heimlich die Ehe versprach und sie zur Reichsgräfin von Rochlitz erhob. Es fand sich ein Jurist — man hatte Stryk im Verdacht — der um dieses Falls willen offen die Polygamie vertheidigte. Ihre herrschsüchtige Mutter besetzte die wichtigsten Stellen mit ihren Creaturen, und wußte sich ansehnliche Reichthümer zuzueignen.

Dec. 1692 reiste die Kurfürstin Charlotte mit Doris von Canitz nach Hannover, wo eben die neu erlangte Kurwürde mit großen Festen verherrlicht wurde. Den 8. Dec. 1692 hatte Ernst August's Botschafter O. Grote in Wien die Belehnung durchgesetzt. Es machte ungeheure Kosten und hatte vorläufig keinen Erfolg, denn die protestirenden Fürsten unter der Leitung Anton Ulrich's hatten ihren Bund 26. Jan. 1693 zu Regensburg erneuert, und vereitelten den Eintritt Hannovers ins Kurcollegium. Nur Brandenburg hielt entschieden zu Hannover; Kursachsen schwankte. Diese Angelegenheit beschäftigte die Höfe weit mehr als der französische Krieg, mit dem es doch mißlich genug aussah, denn 29. Juli 1693 hatten die Franzosen wiederum bei Neerwinden gesiegt.

Der Hof von Hannover hielt es für schicklich, der neu gewonnenen Würde auch durch äußere Pracht einen angemessenen Ausdruck zu geben. Die Kosten des Hofhalts stiegen auf 350,000 Thaler: alljährlich mußte ein eigner Bevollmächtigter in Paris für Sophie alle Neuigkeiten der Mode aufkaufen. Der Ton des Dresdner Hofs wurde nachgeahmt, doch bewegte sich die Geselligkeit durch Sophiens Einfluß in freieren und heiteren Formen. Ernst August war im Alter eben so corpulent geworden, wie sein verstorbener Bruder; einige Jahre später wurde er ganz hinfällig und erblindete. Obgleich er immer auf äußeren Anstand hielt, waren seine Sitten schlecht: er hielt eine

regierende Maitresse, die Gräfin Platen, ein ehrgeiziges Weib, jetzt bereits einige 40 Jahr alt, der fast ebenso viel Ehren erwiesen wurden als der Kurfürstin. Ihre Schwester war die Maitresse des Kurprinzen Georg, der trotz seines schwerfälligen und verdrießlichen Wesens doch für schicklich hielt, diese Sitten mitzumachen. Mit großer Feinheit wußte sich Sophie in diesen Verhältnissen zu bewegen: sie beglückte ihre Nebenbuhlerin zuweilen durch beißende Epigramme; im Allgemeinen aber stand sie sich gut mit ihr und nahm sie sogar öffentlich in Schutz. Viel drückender empfand ihre Schwiegertochter Sophie Dorothea, die Tochter Eleonoren's, die Roheit ihres mürrischen Gemahls, der weder den Willen noch die Fähigkeit hatte, seine Unsitte durch schickliche Formen wieder gut zu machen. Auch an Sophie, die immer kalt gegen sie blieb, fand sie keinen Halt. Da sie an ihrem väterlichen Hof zu Celle gewohnt war nur Liebe zu finden, so war es begreiflich, daß sie auf Mittel sann, sich ihrer unerträglichen Lage zu entziehn.

Aus diesen Voraussetzungen entspannen sich gleichzeitig 1694 in Dresden und Hannover zwei Tragödien, die denn auch dazu dienen, die gute alte Zeit zu charakterisiren.

In Dresden starb 4. April 1694 plötzlich die Geliebte des Kurfürsten, die schöne Sibylle, erst 19 Jahr alt; drei Wochen darauf folgte ihr Johann Georg 4. in seinem 26. Jahr. Wahrscheinlich war es Ansteckung durch die Pocken, indeß man hielt es für passender, an Zauberei zu glauben. Es wurde ein Proceß eingeleitet, in welchem in der That viel Scheußlichkeiten zu Tage kamen. Sibyllen's Mutter wurde gefoltert, ihre eigenen Gebeine ausgegraben und auf den Schindanger geworfen. Der so die deutsche Sittlichkeit zu Ehren brachte, war der neue Kurfürst Friedrich August der Starke, jetzt 24 Jahr alt; ein Jüngling von seltener Körperkraft und Lebensfülle, der auf seinen großen Reisen 1687—1689 durch Frankreich, England, Spanien, Italien, Ungarn die sinnlichen Genüsse in einem unerhörten Grade ausgekostet hatte und unersättlich nach neuen strebte. In seiner Persönlichkeit lag ein großer Zauber; er war gutmüthig, wenn auch ohne sittlichen Halt, und wenn auch treulos, doch kein Heuchler. Keine Figur jener Zeit ist so geeignet, das Verderbliche der Kleinstaaterei für begabte Fürsten selbst zu versinnlichen, als Friedrich August. Er war nicht ohne bessere Regungen, er hatte sogar etwas Ritterliches, freilich nur soweit die Ritterlichkeit sich in einer Zeit geltend machen kann, die das höfische Ringelstechen an Stelle der Turniere gesetzt hatte. Was sollte er nun mit seiner überschäumenden Lebenskraft in Verhältnissen machen, die jede größere Kraftentwicklung ausschlossen, in Sitten, die allen Halt verloren hatten? So hatte man z. B. in Wien einem Ehemann, der sich über das Verhältniß seiner Frau zum Prinzen

August beschwerte, geantwortet, in alten und neuen Zeiten hätten es sich die Männer zur Ehre gerechnet, ihre Frauen den Souverainen zu überlassen. Unter diesen Umständen ist es bemerkenswerth, daß August nicht der gemeinen Lüderlichkeit fröhnte, sondern in jedem Verhältniß noch etwas von Leidenschaft zeigte: im Taumel stürzte er zwar von einer Geliebten zur andern, aber in jedem dieser Verhältnisse war im Anfang etwas Wahres, und jede von seinen Geliebten beherrschte ihn eine Zeitlang.

Damals, in der Blüthe seiner Jugendkraft, war die Sache noch nicht so schlimm als später: damals bestand das Verhältniß zur Gräfin Aurora Königsmark, der schönsten, geistreichsten, und edelsten von allen Frauen, denen er gehuldigt hat.

Dies Verhältniß hätte ihn beinah in offene Spannung mit Hannover gebracht. Der ältere Bruder der Gräfin, ein frecher, aber genialer Abentheurer, stand in Diensten Ernst August's und wurde außerdem von der alten Maitresse desselben, der Gräfin Platen, mit einer wilden Gluth geliebt. Seit einigen Jahren aber hatte er ein Verhältniß mit der jungen und schönen Kurprinzessin angeknüpft, die von ihrem Gemahl so schmählich gemißbraucht wurde. Sophie Dorothea scheint entschlossen gewesen zu sein, mit seiner Hilfe an den Hof ihres Vaters zu fliehen, der übrigens, so sehr er sie liebte, egoistisch und träge genug war, sich ihrer nicht anzunehmen. In der Nacht vom 2. Juli 1694 gab sie Königsmark ein Stelldichein, nach welchem er verschwand. Ein Jahr lang kreuzten sich die wunderbarsten Muthmaßungen, ob er todt sei oder in enger Gefangenschaft noch lebe. Seine Schwester Aurora bot Alles auf, den Kurfürsten von Sachsen zum Einschreiten zu bewegen, und Anton Ulrich von Wolfenbüttel war sehr erfreut, diese romantische Episode mit verschiedenen Verschönerungen in seine „römische Octavia" aufzunehmen. Sophie Dorothea, die sich sehr leidenschaftlich aussprach, wurde der Proceß gemacht, sie wurde gerichtlich von ihrem Gemahl geschieden und als Gefangene nach dem Schloß Ahlden gebracht, wo sie noch 32 traurige Jahre verlebte. Es ist jetzt kaum mehr einem Zweifel unterworfen, daß Königsmark in jener Nacht auf Befehl Ernst August's umgebracht war und daß die eifersüchtige Platen irgendwie die Hand dabei im Spiel hatte. Alles Weitere ist Ausschmückung späterer Novellisten. Leibnitz, der in jenen Tagen in Hannover anwesend war, hütet sich wohl, in seinen Briefen von der Sache irgend etwas zu erwähnen.

Der Kurfürstin Charlotte war verhältnißmäßig immer noch das günstigste Loos gefallen: hatte sie mit ihrem Gemahl nichts gemein, so legte er ihr auch nichts in den Weg. — Höchstens hatte sie mit den Geistlichen Händel wegen ihrer theatralischen Neigungen. Als sie Juni 1695 im Schloß von vornehmen Damen eine Operette aufführen ließ, predigte der Hofprediger

Cochius dagegen; der Kurfürst verbot die Wiederholung. Als einmal Hanswurst sich mit zwei Heiligen und zwei Teufeln prügelte, verließ zwar der Hof das Theater vor Ende der Aufführung, aber die Geistlichkeit nahm doch Anstoß daran. Als di Scio's Bande den Faust aufführte, verlangte sie, zum Theil auf Spener's Antrieb, daß „wegen der Narretheydungen und repräsentirten reizenden Liebesgeschichten, auch wegen des Mißbrauchs heiliger Namen bei Beschwörungen, wodurch viel Aergerniß, herzliche Betrübniß und Seufzen erregt werden," das Theater gänzlich abgeschafft werde. Der Kurfürst lehnte den Antrag ab, versprach aber über die Ehrbarkeit der Schauspiele zu wachen. Leibnitz spöttelt in seinen Briefen öfters über diese Feinde des Theaters: au siècle où nous sommes, sagt er in einem Epigramm Oct. 1694, un Molière édifie autant que vos leçons: er meinte aber das französische Theater, Spener das deutsche, welches keinen Molière hatte.

Spener's Anhang hatte sich in den höhern Kreisen Berlins bedeutend verstärkt. Der vornehmste unter seinen Freunden, Hildebrand Frh. v. Canstein war 4. Aug. 1667 geboren. Sein Vater, brandenburgischer Oberhofmeister und Kammerpräsident, ein Mann von großer Frömmigkeit und Herzensgüte, starb 1680; unmittelbar darauf heirathete seine Mutter in dritter Ehe einen hannöverschen General. Canstein studirte zu Frankfurt a. O. die Rechte, und hielt sich, nachdem er unter Stryk promovirt, zwei Jahre hindurch im Ausland auf, in Holland, England, Frankreich, Italien und Oestreich. Der Tod des großen Kurfürsten rief ihn nach Berlin zurück, wo er zuerst Kammerjunker wurde, dann 1692 den französischen Feldzug mitmachte. In einer schweren Krankheit gelobte er, wenn er gerettet würde, Gott allein zu dienen. In dieser Stimmung wurde er mit Spener bekannt, dessen Persönlichkeit so gewaltig auf ihn einwirkte, daß er von diesem Jahr (1694) seine völlige Wiedergeburt rechnet. Es war für die Pietisten ein großer Erfolg: ein vornehmer, sehr reicher Herr, noch jung (27 J.), von auffallender Schönheit und Würde; ganz unabhängig; gemessen in seinem Betragen, weltkundig und dabei so voll Eifer für die Sache des Herrn, daß er allmälig sein ganzes Vermögen dabei zusetzte. (Friedrich Wilhelm 1. sagte später einmal von ihm: wer von seinen Renten lebt, für den ist Frömmigkeit eine leichte Sache!) Zwei Fräulein aus seiner Familie, die nur „um in der Stille sich Gott zu heiligen," katholisch geworden waren, sahen an seinem Beispiel mit Staunen, wie auch in der protestantischen Kirche die Gottseligkeit sich wohl anlasse. Er blieb dauernd in Berlin, da er aber in Westphalen ein Stammgut besaß, reiste er jährlich dahin über Halle, und stand zu den dortigen Pietisten, namentlich zu Francke, in sehr genauer Beziehung. Er verheirathete sich erst spät, im 40. Jahr (8. Jan. 1707), und die Ehe blieb kinderlos; dagegen unterhielt er einen leb-

haften Briefwechsel mit Frau von Gersdorf in Dresden, einer frommen Christin und Dichterin, der Großmutter Zinzendorf's.

v. Canitz, der Dichter, sein Schwager, stand mit ihm und Spener in genauer Verbindung, die noch dadurch verstärkt wurde, daß Lange 1693 bis 1696 sich als Hofmeister in seinem Hause aufhielt. Der junge Mann (damals 23 bis 26 J.) setzte seine christliche Entwickelung eifrig u. A. dadurch fort, daß er jeden Maleficanten zum Richtplatz begleitete, um sich selbst auf den Tod vorzubereiten. — Canitz hatte das Unglück, 9. Apr. 1695 seine geliebte Doris zu verlieren (39 J. alt); Spener, der sie in der Krankheit getröstet, hielt ihr die Leichenrede, und ihr bekümmerter Gemahl, der selbst zu angegriffen war, erbat sich von Besser ein Trauergedicht. Es dauerte sehr lange Zeit, ehe Besser damit zu Stande kam, so gewissenhaft übte er die Feile: einmal hatte er für eine Strophe einen geistreichen Einfall, fand dafür aber nicht die passenden Ausdrücke und Reime; er wandte sich in seiner Noth an Canitz, der, behender als sein Freund, sofort drei verschiedene Wendungen ersann. Aber Besser wollte es noch immer besser haben, und es gelang ihm wirklich. Sein Gedicht wurde 45 Strophen lang; dann machte Canitz selber noch ein längeres. Viel Inhalt ist in keinem von beiden. — Uebrigens entschloß sich Canitz noch in demselben Jahr, 29. Dec., zu einer zweiten Heirath mit einem Frl. v. Schwerin: in der Wahl folgte er dem Wunsch, den seine Doris auf dem Todbett ausgesprochen.

Viel geschah in dieser Periode in Berlin für das Aufblühen der bildenden Kunst, hauptsächlich durch Schlüter (geb. 1662 zu Hamburg, gebildet in Danzig), der 1694 nach Berlin berufen wurde, und als Architekt (Charlottenburg, königl. Schloß) und Bildhauer (Großer Kurfürst, Figuren am Zeughaus u. s. w.) gleich würdige Denkmale hinterließ.

Pufendorf war 6. Oct. 1694 zu Berlin gestorben, 65 J. alt, mitten in seiner Arbeit über die Geschichte des jetzt regierenden Kurfürsten. Leibnitz, der mit seinen historischen Arbeiten ebensowenig zufrieden war als mit seinen rechtsphilosophischen, aber doch ihren großen Nutzen eingestand, da sie aus den Archiven geschöpft waren, hoffte nun diese Stelle mit denen in Hannover und Wolfenbüttel zu verbinden; mit der Kurfürstin Charlotte stand er bereits in lebhaftem Briefwechsel, schickte ihr Fossilien zu, deren Bedeutung für die Geschichte der Erde er ihr erläuterte u. s. w. Nun trat er in eine nähere Verbindung mit dem reformirten Hofprediger zu Berlin, Daniel Jablonski*),

*) Geb. 26. Nov. 1660 zu Danzig, stud. 1677 zu Frankfurt a. O., 1680—1683 zu Oxford, 1685 Rector zu Lissa (wo die böhmischen Brüder angesessen waren, die ihn später zu ihrem Bischof machten), 1690 Hofprediger zu Königsberg, 1693 zu Berlin.

der sich gleich ihm für die kirchliche Union interessirte, die Unterhandlungen wurden auch ziemlich lebhaft geführt.

Noch immer leitete Danckelmann unumschränkt die Geschäfte, noch immer war Besser sein erklärter Günstling. So eifrig seine Gegner gegen ihn arbeiteten, wußte er Mai 1695 durchzusetzen, daß dem Gouverneur des Kronprinzen, Graf Dohna, ein ihm ganz ergebener Mann zur Seite gestellt wurde, Cramer, ein tüchtiger Staatsgelehrter, der gegen Bouhours' unverschämte Frage: s'il était possible qu'un Allemand eût de l'esprit? die Ehre der deutschen Nation in Schutz genommen (Vindiciae nominis Germanici contra quosdam Germanorum obtrectatores Gallos): er vertrat in der Erziehung des Prinzen das deutsche Element.

Am meisten machten der Regierung die pietistischen Händel zu schaffen.

---

Samuel Schelwig in Danzig, der schon „von der Austreibung des Schwarmteufels" gepredigt, machte im Sommer 1694 eine Reise nach Pyrmont über Wittenberg, Leipzig, Jena und Halberstadt, und zurück über Hamburg, Kiel, Lübeck und Rostock, um die bestehende Verbindung der Leipziger und Wittenberger Theologen gegen Spener zu befestigen und zu erweitern, und gab nach Abschluß derselben das Itinerarium antipietisticum heraus, in welchem er alle umlaufenden Gerüchte über seine Gegner aufzählte. Zugleich beschuldigte Carpzov Spener des Spinozismus, nannte ihn den Sturmwind der Kirche, den Verwirrer und Störer des Friedens; und Mayer warf ihm vor, er verführe die Lehrer mit sonderbaren Vorreden zu ketzerischen Schriften, und neige sich zu socinianisch-päpstlichen Ansichten. Er denuncirte ihn auch gradezu beim Kurfürsten von Brandenburg. Die Wittenberger Theologen endlich gaben 1695 ein Bedenken heraus, in welchem sie Spener nicht weniger als 283 Irrlehren nachwiesen. Er habe das Amt der Kirchenlehrer allen Christen zugeeignet und durch seine Collegia pietatis die Predigten verächtlich gemacht; er sehe die symbolischen Bücher blos für menschliche Schriften an, erkläre die Gläubigen frei von allem Ansehn der Menschen in Glaubenssachen, halte die Kirche nicht für die alleinige Hüterin des Worts; er sei kein treuer Diener der lutherischen Kirche, weil er ihren Lehrern so viel schimpfliche Vorwürfe gemacht habe und Alles nach seinem Kopf reformiren wolle, ja, den Irrgläubigen außer der Kirche den Glauben, die wahre Liebe, den heiligen Geist und die Seligkeit zueigne. Durch das unmäßige Dringen auf die Heiligkeit des Lebens werde die Reinheit der Lehre in den Hintergrund gestellt und gefährdet. — In der Consequenz des Widerspruchs ging man immer weiter; so behauptete

Schelwig: auch die Unwiedergebornen könnten durch die Gnadenwirkung des h. Geistes eine wahre geistliche und übernatürliche Kenntniß Gottes haben; jede Erkenntniß aus der Schrift, möge sie sich in Kain oder in Abel, in Paulus oder in Judas Ischarioth finden, sei für eine wahrhafte Theologie zu halten. Auch die gottlosen Diener des Worts und Theologen, welche außer dem Mangel des lebendigen Glaubens, der Liebe und der Gottesfurcht, und außer einer unmäßigen Liebe und Begierde der weltlichen Dinge noch den Vorsatz behalten, ein schändliches Leben fortzuführen und diese und jene Verbrechen zu begehn, sind vom Geist wahrhaft erleuchtet. *)

In allen diesen Streitigkeiten beobachtete Spener, auch den unwürdigsten Angriffen gegenüber, Milde und Anstand. Seine Anhänger hielten nicht immer Maaß, und ihre Uebertreibungen wurden von den Gegnern immer ihm zugerechnet. — So erregte Francke großen Anstoß, als er Jan. 1695 anfing in monatlichen Heften seine Anmerkungen über die h. Schrift herauszugeben, worin er Luther's Uebersetzung mit dem Grundtext verglich und zeigte, daß sie nicht immer den richtigen Sinn getroffen habe. Schon im nächsten Monat erhob sich aller Orten ein Zetergeschrei: die Pietisten wollten Luther vom Katheder stoßen und die ganze von ihm geschaffene Theologie umstürzen. Der Satan, behauptete Mayer, suche wiederum unter dem Schein der Andacht und Heiligkeit die arme bedrängte und verfolgte Kirche ins Unglück zu stürzen; schon habe man angefangen die symbolischen Bücher gering zu achten und den Religionseid zu verlassen, und nun treibe der Teufel die Pietisten so weit, daß sie auch das Palladium der Kirche und ihre Hauptwehr gegen die Papisten verdächtig machten. Noch habe sich Niemand unterstanden, Luther's Uebersetzung vor den Augen des gemeinen Mannes so zu behandeln. Aus Francke's Anmerkungen, großentheils aus ketzerischen Büchern entlehnt, lasse sich recht der hochtrabende, vergallte, wider Luther und die reinen Theologen verbitterte und unruhige Geist der Pietisten erkennen. — Spener stimmte zwar mit seinem Freunde in der Sache überein, aber er mißbilligte die schroffe Form und erschrak über das neue Aegerniß.

Aehnlichen Schrecken verursachte ihm Petersen's „freudiges Zujauchzen der auserwählten Fremdlinge“: in allen Ländern und Städten sei Alles wider das lutherische Babel erregt und falle Spener zu; die Ketzermacher

---

*) Um die Sache recht wissenschaftlich zu geben, stehe hier eine orthodoxe Definition von 1700: Pietista est homo in externa ecclesiae Lutheranae communione degens, fanaticis favens erroribus, pietatem callide simulans, illam autem per Pharisaicum aliorum hominum contemtum et internecinum odium erga diversa sentientes exercens atque libellis famosis pietatem suam defendens.

seien aus dem Sattel geworfen, die Hülfe aus Zion werde über das verderbte Israel kommen, es sei Zeit der Hure die Schminke abzustreifen u. s. w. Einen bittern Sieg nannte Spener diese Schrift, nach dem ihn nicht gelüstet habe.

Febr. 1695 gewann Francke eine Hilfe an Freylinghausen (geb. 11. Dec. 1670 im Wolfenbüttelschen), der ihm adjungirt wurde. Der junge Mann, der sich auch als geistlicher Liederdichter auszeichnete*), hatte unter seiner Leitung zu Leipzig und Erfurt studirt; seine Eltern hatten ihn anfangs gewarnt: „er möge sich doch ja von dem Umgang der verdächtigen Leute losmachen, die im Christenthum zu weit gingen; er sei ja immer ein frommes und gehorsames Kind gewesen, er werde doch jetzt nicht durch Ungehorsam sein Glück verscherzen und sich der künftigen Beförderung im Vaterland verlustig machen wollen.“ Aber Freylinghausen blieb seinem Lehrer treu, und diente ihm unter den dürftigsten Umständen, denn erst im 45. Jahre erhielt er eine Besoldung und heirathete gleichzeitig Francke's Tochter, dessen Nachfolger im Waisenhaus er wurde.

Gleichzeitig sah der Primarius Baier, der bis dahin vergebens gegen den Pietismus gekämpft, durch die fortgesetzten Angriffe Breithaupt's und Thomasius' sich bewogen, 14. Juli 1695 seine Entlassung zu nehmen (er starb bereits Oct. 1695); an seine Stelle kam Paul Anton, Francke's alter Freund aus den Leipziger Händeln (bisher in Eisenach).

Francke, der sich an jedem Gegner freute, weil es neuen Kampf versprach, war um diese Zeit durch Petersen ganz zum tausendjährigen Reich bekehrt. „In unsern Gemeinden, schreibt ihm Spener 19. Oct. 1695, achte ich, haben wir fast lauter Leute, denen wir nichts als Christum den Gekreuzigten vorzupredigen, und bis dieses recht verdaut, mit keiner härtern Speise sie mehr zu beschweren, oder ihren vorwitzigen Gelüsten ein Genüge zu thun haben. Welchen aber solche Erkenntniß dienlich, denen kann sie bei andern Gelegenheiten beigebracht werden. — Ich will doch nicht glauben, daß geliebter Bruder auch die Reinigung der Seelen und Vergebung nach dem Tode statuiren werde! Wäre zwar eine Lehre, die man lieber wünschen sollte, aber die Stellen der Schrift kommen mir nicht genugsam vor, eine so wichtige Materie zu begründen. — Wenn Frau Dr. Petersen diese Meinung veröffentlicht, so wird ein Feuer und Unheil ausbrechen, dessen Ende nicht zu übersehn. — Ich bekenne, es ist dies eines meiner schweren Anliegen, und erfahre so oft, daß ich mehr Kum-

*) Sein „geistreiches Gesangbuch“ 1704 ist eine für jene Zeit werthvolle Sammlung, die aber doch verräth, wie sehr damals der productive Geist des Kirchenliedes bereits im Abnehmen war.

mer und Sorge von liebsten Freunden ausstehe, als von Feinden, deren Angriffe mich noch nie in Angst gesetzt haben."

Spener wurde nicht müde, seine übereifrigen Freunde, gegen welche fortwährend Klagen einliefen, um Vorsicht und Gelassenheit anzuflehn. „Mein theuerster Vater, erwidert ihm einmal, 7. Merz 1696, der ungeduldige Francke, halte mir ein Wort zu Gute, wiewohl ich ihn ehre als ein Kind seinen Vater, und dahero schuldig bin in Niedrigkeit und Demuth zu reden. Wenn er solche ängstliche und sorgliche Briefe schreibt, wie fast allezeit geschieht, wenn sich nur etwa vor Menschenaugen eine geringe Gefahr zeigt, wundre ich mich nicht, daß solche, die ohnedem noch mehrerem Regiment der Vernunft unterworfen sein und mehr sich mit der Vernunft nach Menschen als mit dem Glauben nach Gott richten, dadurch sehr verhindert werden, daß sie nicht das Werk des Herrn mit freudigem Glauben treiben. Ich meines Orts kann nicht leugnen, daß ich dergleichen sorgliche Briefe manchmal mit Furcht gelesen, weil ich dadurch mehrmals eine Niederschlagung der Kräfte des Glaubens und dessen Freudigkeit inne worden, und an mir zu thun gehabt, daß meine Seele sich wieder in Lauterkeit in Gottes Regiment einergeben. Gott aber sei Dank, der mir in allen Dingen, die ich im Glauben vorgenommen, Sieg gegeben hat. Er wird's auch ferner thun, und mir geben, daß ich mich ferner nur durch sein Wort und Geist regieren lasse, und dabei freudig und getrost bin. Ich habe meine Arbeit um Menschen willen nicht angefangen, um Menschen willen will ich's auch nicht unterlassen."

Spener — sehr im Gegensatz zu Luther, der in solchen Fällen in Zorn entbrannte, suchte sich nur zu entschuldigen. „Gefahr also zu scheuen, daß man Böses thut oder das ganz nöthige Gute unterläßt, streitet wider den Glauben und ist aus fleischlicher Vernunft eingegeben. Mit dem Glauben aber steht allerdings, die Gefahren, so man vorhersehen kann, solang zu vermeiden, als keines gedachter Dinge geschehn muß; auch das Gute also einzurichten, wie es am wenigsten Gefahr bringt." — Am gefährlichsten unter den Freunden wurde ihm Thomasius.

Die Controversen der Rechtslehrer über die Grenzen des fürstlichen Rechts in der Beaufsichtigung der Kirche hatten noch immer kein Ziel gefunden. Schon 1695 hatte Thomasius' Schüler Brenneisen unter seiner Leitung über diesen Gegenstand disputirt; 1696 gab er selber eine Schrift heraus, welche die fürstlichen Gerechtsame noch mehr auf die Spitze trieb als Pufendorf. Er ging davon aus, daß die Geistlichen die schlimmsten Feinde der Freiheit wären und daß jede Beschränkung ihres Einflusses, gleichviel durch welche Macht, der Sache der Freiheit zu Gute kommen müsse. Wenn Fürsten darauf fielen, Ketzer zu verfolgen, so wäre das nur eine Laune, die

vorüber gehe; bei den Geistlichen dagegen liege es in ihrem Stande selbst. Zunächst also stellte er die Person des Fürsten über alle Kirchenzucht; er schrieb ihm das Recht zu, den Cultus nach Gutdünken abzuändern und Geistliche, welche den Frieden störten, ohne Weiteres aus dem Lande zu weisen: ebenso aus demselben Grunde die allzufreisinnigen Lehrer. Dann setzte er freilich hinzu, der Fürst habe ebenso wenig die Aufgabe, für die Seligkeit der Unterthanen zu sorgen, als die Facultäten, Synoden oder Concilien; es sei nicht nöthig, daß alle Unterthanen gleichen Glauben hätten; man sollte alle Religionsformen dulden und das Gewissen jedes Einzelnen als den Richter seiner Ueberzeugungen anerkennen. Nicht Christus und die Schrift, sondern die Liebe Gottes und des Nächsten sei der Grund des Glaubens. Er vertheidigte für Ausnahmsfälle das Concubinat und äußerte, man hätte bei der Reformation nicht blos die Klöster, sondern auch die Waisenhäuser und andere gottseligen Häuser einziehn und in Zuchthäuser verwandeln sollen: ein Zuchthaus nutze dem Staat mehr als zehn fromme Häuser, durch welche der Staat nur mit Mönchen d. h. mit einem scheinheiligen und aufrührerischen Volk angefüllt werde.

Es versteht sich von selbst, daß die Orthodoxen diese Behauptungen nicht ohne Erwiderung ließen. Carpzov trat als ihr Vorkämpfer auf und suchte zu erweisen, das allgemeine Priesterthum sei durch Mangel an Licht in der Gemeinde verloren gegangen; seine Befugniß müsse den Geistlichen überlassen werden, und das Amt im Verein mit den Facultäten habe über die Kirchenzucht zu bestimmen. Aber ebenso wenig waren die Pietisten mit Thomasius zufrieden; sie nahmen hauptsächlich an dem Anstoß, was Thomasius über die Waisenhäuser sagte, und Breithaupt und Lange (seit Nov. 1696 Prediger in Cöslin) traten ziemlich lebhaft gegen ihn auf.

Ganz aber mochten sie mit ihm nicht brechen, theils weil er noch immer in kritischen Fällen ihr juristischer Rathgeber war, theils weil er nicht wenig dazu beitrug, den Ruf ihrer Lieblingsuniversität zu erhöhen. Halle wurde nicht blos von Deutschen besucht, sondern es strömten auch aus dem Ausland Lernbegierige dahin zusammen, und die Schüler des Thomasius hielten sich in der Regel auch zu Francke. Einer der merkwürdigsten dieser Schüler war in jenen Jahren ein liefländischer Edelmann, Patkul, damals einige 30 Jahr alt. Eine wilde leidenschaftliche Natur, hatte er in seiner Jugend manche Frevelthat verübt, hauptsächlich an den niedern Ständen; er hatte dann Kriegsdienste gethan und war seit 1692 als Führer des liefländischen Adels gegen die schwedische Krone aufgetreten. Seine Leidenschaftlichkeit hatte ihn schon in manche Processe verwickelt, endlich wurde er auf Hochverrath angeklagt und 2. Sept. 1694 zum Verlust der Hand verurtheilt. Er entfloh zuerst nach Polen und kam dann nach Halle zu Thomasius, um von ihm ein Rechts-

gutachten einzuholen; durch ihn wurde er auch mit Francke bekannt. Gerade eine so leidenschaftliche Natur, die sich mancher Sünden bewußt ist, eignet sich, wenn der richtige Moment getroffen wird, zur religiösen Erweckung. Francke machte einen sehr großen Eindruck auf ihn, und einen noch größeren Spener, den er gleich darauf in Berlin besuchte. Danckelmann wurde für ihn gewonnen, auch der brandenburgische Hof sprach sich günstig aus; doch fürchtete er noch immer an Schweden ausgeliefert zu werden und ging daher erst nach der Schweiz auf ein Gut Danckelmann's; dann nach Oberitalien und Frankreich, bis die Ereignisse ihn wieder nach Deutschland zurück riefen.

Mehr und mehr bemühte man sich, was die Pietisten einzeln ausgesprochen, in ein System zusammenzufassen, woraus ihre Ketzerei erhellen sollte. Der erste große Controverspunkt waren die Adiaphora.

Die Pietisten gingen von dem Satz aus, daß Alles, was ein Unwiedergeborner thue, weil es aus einem fleischlichen Princip komme, verwerflich sei. Wenn aber Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, Sünde ist, so kann der wahre Christ, der für seine Seele sorgen soll, zu dergleichen Eitelkeiten keine Zeit haben. Ein Wiedergeborner finde keine wahrhaftige Lust und Ergötzung des Gemüths, als wenn er mit Gott und mit göttlichen Dingen umgehe; keine Creatur und keine Lust an derselben könne mäßig begehrt und geliebt werden, und vermöge des durch den Sündenfall verderbten Willens sei jedes Begehren der Creatur Sünde, man möge sie viel oder wenig lieben. „Welcher Lehrer die Liebe der Welt und Lust an etwas außer Gott behält und nicht Sünde zu sein behaupten will, ist irrig und ketzerisch, wenn er schon von allen andern Glaubensartikeln richtige und der heiligen Schrift gemäße Meinungen hätte; wer für vergönnte weltliche Lust streitet und deren Verleugnung nicht nöthig zu sein meint, hebt Buße und Bekehrung auf und irrt also im Grunde: dies ist eine kurze, deutliche und gewisse Ketzerprobe."

Dagegen riefen die Orthodoxen: „der Pietismus wolle seine Heiligen zu einem Stein oder Klotz machen, der keine Empfindung noch Lust habe, oder zu einem Geist, der keinen Leib und leibliche Qualitäten habe, wodurch gewiß Viele zu gottlosen Heuchlern oder desperaten Verächtern der Gottseligkeit gemacht werden, die christliche Freiheit in eine Tyrannei verwandelt, und das sanftmüthige Bild des gütigen und freigebigen Herzens Gottes in einen Sauertopf nach den Bildern des schwarzen und dicken Geblüts der wunderlichen Heiligen verkehrt wird. Das Reich Gottes wird nicht mit Lügen gebaut, sie seien so scheinheilig als sie wollen; was der heilige Geist selbst gepredigt, dürfen wir der Welt nicht verhalten, und wenn sie darüber zum Teufel führe."

Mit Recht konnten sie sich auf Luther berufen, der in seiner freien Le-

bensauffassung erklärt hatte: „weil es Landessitte ist, gleichwie Gäste laden, schmücken, essen und trinken, so weiß ichs nicht zu verdammen, ohne die Uebermaß, so es unzüchtig oder zuviel ist. Wo es aber züchtig zugeht, lasse ich der Hochzeit ihr Recht und Gebrauch, und tanze immerhin.“ „Solches Alles läßt Christus gehn, und man soll es auch gehn lassen, daß man nicht Gewissen darob mache; sie sind darum nicht des Teufels gewesen, ob etliche dieses Weins haben ein wenig über den Durst getrunken und sind fröhlich worden; sonst wirst du Christo die Schuld geben müssen, daß er Ursach mit seinem Geschenk dazu geben hat, und seine Mutter hat darum gebeten; daß beide, Christus und seine Mutter, hier Sünder sind, wo die sauersehenden Heiligen sollten urtheilen.“

Der Streit über die Adiaphora entbrannte am heftigsten 1697, als ein pietistischer Prediger im Altenburgischen Jeden vom Abendmahl ausschloß, der sich nicht des Tanzens enthielt. Er verlor darüber mit einigen andern Gleichgesinnten das Amt; von Seiten der Gegenpartei ging man so weit, daß man auf der Kanzel die Lehre von den Mitteldingen ein theures Kleinod der evangelischen Kirche nannte, und daß ein angesehener sächsischer Geistlicher Gebetsformulare für Spieler aufsetzte.

Gleich darauf, 1698, gab ein Diaconus Böse in Sorau einen Tractat heraus über „die von Gott in seinem geheimen Rath gesetzte Gnadenzeit, worin der Mensch, so er sich bekehrt, kann selig werden, nach deren Verfließung aber nachgehends keine Frist mehr gegeben wird.“ Seine Absicht war, die ihre Bekehrung aufschiebenden Sünder durch die Vorstellung von der Ungewißheit des ihnen gesetzten Gnadenziels zu schleuniger Buße zu bewegen. Die Facultäten von Leipzig, Wittenberg und Rostock verwarfen die Lehre als ketzerisch; man klagte darüber, daß die Pietisten die Menschen zur Verzweiflung bringen.

Schon in Frankfurt hatte Spener die Privatbeichte eine Last und Marter für gewissenhafte Prediger genannt, weil sie so vielen Unwürdigen und Unbußfertigen Vergebung der Sünden ankündigen müßten und so die Menschen in ihrem sündlichen Wesen bestärkten. Gleichwohl hatte er tausend Bedenken gegen die Abschaffung. Das Beste sei die Einführung von Aeltesten in ein Kirchengericht zur Entscheidung über den Ausschluß Unwürdiger vom Sacrament. Da aber daran nicht zu denken sei, so bleibe den Predigern nur übrig, die Absolution immer nur als eine durch die Bußfertigkeit des Sünders bedingte darzustellen. — Leidenschaftlicher nahm sich Francke der Sache an; am unglücklichsten fühlte sich der hypochondrische Casp. Schad über diese Gewissenszweifel. Sie raubten dem unverheiratheten Mann alle Ruhe; von Jahr zu Jahr fand er es unerträglicher, Allen, die zur Beichte kamen, die Absolution zu sprechen, da es ihm bei ihrer wachsenden Zahl immer unmöglicher

wurde, zur Beruhigung seines Gewissens ihre Würdigkeit zu prüfen. Zwar that er was er konnte, besuchte und prüfte seine Beichtkinder, aber immer größer wurde seine Gewissensangst. Endlich 1696 entlud er sich derselben in einer Schrift, in der die harten Worte vorkamen: „Beichtstuhl, Satansstuhl, Feuerpfuhl!“ Auf seine Veranlassung gingen seine Beichtkinder nicht mehr einzeln wie vorher, sondern alle zusammen in die Sacristei, wo er sie beweglich ermahnte, mit ihnen knieend Gott anrief, die Beichte vorsprach, nach derselben die Prüfung anstellte und sie dann mit dem Segen entließ. Diese Neuerung erregte großen Anstoß; Spener, selbst heftig erschrocken, redete 3. Merz 1697 zur Sühne; auf Antrag des Magistrats wurde 17. Mai eine Commission ernannt, die Sache zu untersuchen. Vor derselben erschien eine Anzahl von Bürgern mit dem Antrag, die Privatbeichte abzuschaffen. Ueber diesen Verhandlungen starb Schade, 21. Juli 1698, erst 32 Jahr alt; im November entschied die Regierung, daß es auch ohne Beichte erlaubt sein solle, das Abendmal zu genießen.

Der Pietismus hatte in der Halle'schen Facultät einen sichern Halt, aber noch fehlten ihm die Mittel zur Propaganda. Ihm diese zu verschaffen, war das Werk Francke's, der dabei eine Energie entwickelte, die jedem Reformator Ehre gemacht haben würde. Francke erkannte sehr richtig, daß mit dem alten Geschlecht auf die Dauer nichts anzufangen sei, daß man ein neues schaffen müsse: und dies konnte nur geschehn, wenn man sich der Erziehung bemächtigte.

Wie sehr die Erziehung im Argen lag, hatte Spener oft genug ausgesprochen; aber mit Predigten allein war es nicht gethan; es galt sofort Hand ans Werk zu legen, so geringfügig auch die Mittel sein mochten. Die verwilderten Zustände der Gemeinde Glaucha machten es Francke dringend nöthig, sich des Armenwesens anzunehmen. Mit 4 Rthlr. 16 Gr. fing er April 1695 an eine Armenschule zu gründen; bald folgten Geschenke auf Geschenke von frommen Gebern, Juli 1695 das erste bedeutende von 500 Thlr. Arme Studenten wurden als Lehrer beschäftigt; es wurde für sie ein Freitisch eingerichtet und sie zugleich damit entschädigt, daß ihnen Francke den Hausunterricht in adligen Familien verschaffte. Sie wurden unter sehr strenger Aufsicht gehalten und mußten nicht blos ein heiliges Leben führen, sondern wo möglich über Zeugnisse des Geistes in ihrem Innern zu berichten wissen. Es war das sicherste Mittel, wenn nicht für das Wesen, doch für den Schein Propaganda zu machen. Oct. 1695 wurden die ersten 4 Waisen aufgenommen. April 1696 zwei Stuben angebaut. In dem festen Glauben, daß Gott das ganze Werk regiere, sorgte Francke nicht um die Mittel. Er fing seine Unternehmungen ohne viel Besinnen an, und daß sich zur rechten Zeit immer

das Nöthige fand, war für ihn der unumstößliche Beweis von seinem göttlichen Beruf. Im folgenden Jahr schickte er einen Bevollmächtigten nach Holland, um sich die dortigen Anstalten ähnlicher Art anzusehn; denn auch in den Resultaten nach außen mußten die alten Schulen geschlagen werden: das hatte er von den Jesuiten gelernt.

Mit seinen Plänen wandte er sich auch an Leibnitz, der sich 7. Aug. 1697 sehr zufrieden aussprach: er habe den richtigen Weg eingeschlagen, der zugleich zur Tugend und zur Gelehrsamkeit führe. Sane etsi nullum alium fructum percepissem opello meo, quam quod te ad cogitationes meis similes extimulavit, videor mihi satis abundeque profecisse, nec in vanum laborasse. Er empfahl ihm die Sendung evangelischer Missionen, hauptsächlich nach China, und versprach, bei Peter dem Großen dahin zu wirken, daß durch ganz Rußland Schulen nach seiner Methode eingerichtet würden, die einmal als Pflanzschulen zu dem Missionswerk dienen könnten. Leibnitz hatte schon nach andrer Seite hin für diese Sache eifrig gewirkt.

Erhard Weigel in Jena, sein ältester Lehrer in der Mathematik, der schon viel zur Verbesserung des Unterrichtswesens gethan, machte noch in seinem 70. Jahr zu diesem Zweck eine Rundreise durch Deutschland, und wandte sich an Vinc. Placcius*) in Hamburg um Rath; dieser verwies ihn an Leibnitz, gegen welchen Weigel eigentlich ein Vorurtheil hatte. Leibnitz aber ging sofort, 21. Febr. 1696, mit großer Begeisterung auf die Sache ein: es sei die wichtigste Angelegenheit für die Menschheit, und diese nicht dem Zufall preiszugeben, sondern müsse nach einem strengen Plan organisirt werden: das System der Jesuiten könne in mancher Beziehung zum Vorbild dienen, auch müsse man die Fürsten gewinnen, ohne die sich einmal nichts thun ließe. Er selber habe viel darüber nachgedacht und auch manches aufgezeichnet, aber noch nichts veröffentlicht (scilicet qui me non nisi editis novit, non novit). — Ueber diese Entwürfe unterhandelte er auch mit Magliabechi in Florenz und mit Burnet in London. Der Letztere übersandte ihm auch Locke's Schriften (on human understanding 1688), und fragte ihn um sein Urtheil; Leibnitz arbeitete eine französische Abhandlung darüber aus, worin

*) Geb. zu Hamburg 4. Febr. 1642, Sohn eines Arztes, stud. erst in Helmstädt und Leipzig, dann auf italienischen, französischen und niederländischen Academien; 1664 Bibliothekar zu Padua, 1665 Licentiatus Juris zu Orleans, 1667 Advocat zu Hamburg, 1668 Professor am dortigen Gymnasium, starb 6. April 1699, unverheirathet: aus Hypochondrie hatte er die 12 letzten Jahre nur von Milch gelebt. Seine Hauptschriften: „Sittenarzneikunst“; „christliche Sittenpflege“; „de augenda scientia morali“; „gründlicher Beweis aus dem Licht der Natur von der menschlichen Seelen Unsterblichkeit.“ —

er die „angeborenen Ideen“ gegen die Behauptung Locke's zu retten suchte: quod non fuerit in sensu, non est in intellectu; die Abhandlung wurde auch (1696) Locke zugetheilt, der aber nicht viel daraus zu machen wußte. — Auch über Regelung des Armenwesens und Beschäftigung des Bedürftigen in nützlicher Arbeit von Seiten des Staats arbeitete er nach allen Seiten Denkschriften aus.

„Wie außerordentlich zerstreut ich bin, schreibt Leibniz um diese Zeit an Placcius, läßt sich nicht sagen. Ich suche Verschiedenes in den Archiven, nehme alte Papiere vor Augen und suche ungedruckte Manuscripte zusammen, mit deren Hilfe ich für die Geschichte des Hauses Braunschweig Licht zu gewinnen hoffe. Briefe empfange und erwiedre ich in großer Anzahl. So viel Neues aber habe ich in der Mathematik, so viel Gedanken in der Philosophie, so viel andre literarische Beschäftigungen, welche ich nicht umkommen lassen möchte, daß ich oft nicht weiß, was ich zuerst thun soll ... Zwanzig Jahre sind es her, daß die Franzosen und Engländer meine Rechenmaschine gesehn haben. Jetzt ist, mit Hilfe von Arbeitern, welche ich mir habe kommen lassen, die Maschine fertig geworden ... Ich möchte meine Dynamik vollenden, in welcher ich endlich die wahren Gesetze der materiellen Natur gefunden zu haben glaube*) ... Meine Freunde treiben mich, meine Wissenschaft des Unendlichen herauszugeben. Dazu kommt eine neue Characteristica situs und noch viel allgemeinere Dinge über die Erfindungskunst. Aber alle diese Arbeiten, die historischen ausgenommen, geschehen wie verstohlen: Sie wissen, an den Höfen sucht und erwartet man ganz andere Dinge! Daher habe ich von Zeit zu Zeit Fragen aus dem Völkerrecht und aus dem Recht der Reichsfürsten zu behandeln. So viel habe ich jedoch durch die Gnade des Fürsten erlangt, daß ich nach Ermessen mich der Privatprocesse enthalten kann. Inzwischen habe ich über die Religions-Controversen verhandeln müssen: es läßt sich kaum sagen, welch' eine Masse von Briefen und kleinen Schriften dies Geschäft mir aufgebürdet hat. Außerdem bringe ich mit Hilfe eines jungen Mannes**) einige meiner juristischen Schriften in Ordnung.“ — Auch seine theologischen Spe-

---

*) Ein Specimen dynamicum und de primae philosophiae emendatione et de notione substantiae war in den Actis Eruditorum; ein système nouveau de la nature et de la communion des substances im Journal des Savans, 1694, erschienen: das letztere enthielt seine Idee von der prästabilirten Harmonie. Bald darauf arbeitete er nach einer bisher unbekannten Urkunde eine Lebensbeschreibung des Papst Alexander 6. aus: es sei, schreibt er einem katholischen Freund, der Kirche selbst daran gelegen, nachzuweisen, wie hoch die jetzigen Päpste an Tugend über ihren Vorgängern ständen.

**) Joach. Feller aus Leipzig, geb. 1673.

culationen ließ er nicht liegen, namentlich grübelte er über den Logos und die Substanz: „über alle diese Dinge, schreibt er an Burnet, ließe sich viel sagen; man muß aber mit diesen Meditationen zurückhalten, denn das Nothwendigste ist bekannt, und was tiefer geht, kann nur ausgewählten Geistern nützen: margaritae non sunt objiciendae porcis. — Wenn mir der Tod alle die Zeit gestatten will, die nöthig ist, um die Vorsätze, welche ich bereits gefaßt habe, auszuführen, so will ich dagegen versprechen, keinen neuen zu beginnen, und sehr fleißig an denjenigen arbeiten, welche ich bereits habe. Aber der Tod kümmert sich nicht um unsere Entwürfe noch um den Fortschritt der Wissenschaft."

„Alles was mich körperlich oder geistig beengt, schreibt er an Burnet, kommt daher, daß ich nicht in einer Stadt wie Paris oder London lebe, welche an gelehrten Männern Ueberfluß hat, von denen man lernen und von denen man sich auch helfen lassen kann. Denn es giebt Vieles, was nicht durch Einen ausgeführt werden kann. Doch hier trifft man kaum auf Jemand, mit dem man sprechen mag; oder vielmehr, man gilt in diesem Land für keinen guten Hofmann, wenn man von gelehrten Sachen redet; und ohne die Frau Kurfürstin würde man noch weniger davon sprechen."

Zwar wurde er 1696 Geh. Justizrath, aber die gehoffte Würde eines Kanzlers erhielt er nicht. — Zum Theil geht seine Unzufriedenheit auch aus einer gewissen Unstätigkeit seines Geistes hervor: er hatte nie daran gedacht, sich eine Häuslichkeit zu gründen; einmal, gerade 1696, kam ihm die Lust, zu heirathen (er war nun 50 J. alt), sie verging ihm aber bald wieder. Eine Spur von ernster Liebe ist in seinem Leben nicht anzutreffen, so sehr der Umgang mit Damen ihn fesselte und so zahlreich seine Freundschaftsverhältnisse waren: theoretisch dachte er sehr eifrig über eine zweckmäßige Ehe nach.

Burnet sollte ihm auswirken, daß er wenigstens periodisch sich in London aufhalten könne; ernsthafter waren seine Absichten auf Berlin. Zu diesem Zweck sandte er ein Projet de l'éducation d'un Prince an die Kurfürstin Charlotte ein, das er für einen andern Zweck drei Jahre vorher abgefaßt. — „Was sollen, heißt es darin, Reisen für einen jungen Fürsten? Es ist ein Wahnsinn unsrer Nation, die Weisheit jenseits des Rheins oder der Alpen holen zu wollen, und auf Kosten unsrer Habe und Gesundheit Chimären zu kaufen, welche den Geist nur auf Bagatellen wenden. Niemals sind die Deutschen mehr gereist, und niemals ist Deutschland seinem Untergang näher gewesen. Die nützlichen Geheimnisse und guten Maximen des Auslands kennen zu lernen, wird nicht das Bestreben eines jungen Menschen sein. Ich billige ganz den Gebrauch in Frankreich, wo die jungen Leute beim Abgang von den Gymnasien und Academien in die Garnison gehn oder den

Feldzug mitmachen*); so fangen sie früh an, den Dienst für's Vaterland zu lernen. Einen Herzog Ernst von Gotha, welcher in seiner Jugend Soldat gewesen, dann sich auf die Bewirthschaftung und Aufsicht seines Staats legte, welcher durch die Kriege zu Grunde gerichtet war, und welcher vor Allem Frömmigkeit und Gerechtigkeit vor Augen hatte: einen solchen würde ich dem geschicktesten Fürsten vorziehn, welcher alle Wissenschaften und Künste aus dem Grunde verstünde, alle Sprachen redete, alle schönen Manieren der Ausländer angenommen hätte, in der Unterhaltung glänzte, aber nachlässig in der Sorge für die Geschäfte und das Wohl derjenigen, deren Leitung Gott ihm anvertraut, um seine Vergnügungen nicht zu unterbrechen, sich vor dem Geschrei der Elenden die Ohren zustopfte, und den Staat in Verfall gerathen ließe — wovon ein „großer König" uns ein beklagenswerthes Beispiel geliefert hat." —

Sehr aufmerksam verfolgte Leibnitz mit seinem weltbürgerlichen Blick, was unter Peter dem Großen in Rußland geschah. Wenn dieses mächtige Reich für die Cultur gewonnen werden konnte, so war die Verbindung des Abendlandes mit dem Morgenlande wieder hergestellt. Seine Briefe aus dieser Periode, namentlich an Hiob Ludolf, sind voll von diesen Plänen, und sein Kopf war sofort geschäftig einen Entwurf auszuarbeiten, wie die wissenschaftliche Arbeit durch Rußland bis nach China hin im Großen und zusammenhängend organisirt werden könne. Am meisten freute es ihn, daß Peter der Große die Türken angriff und Juli 1696 Asow besetzte.

Deutschland sollte nun Gelegenheit haben, diesen merkwürdigen Menschen in Person kennen zu lernen. Nachdem Peter Febr. 1697 eine der zahlreichen Verschwörungen gegen sein Leben mit Strenge unterdrückt, beschloß er nach

---

*) Schon 4. Aug. 1683 schreibt er an den Landgrafen: L'imprimerie ayant rendu les études faciles, tout le monde veut étudier, et souvent la fainéantise est cachée sous un prétexte honnête. Car de la manière qu'on étudie vulgairement, c'est la chose du monde la plus aisée, puisqu'il ne s'agit que d'apprendre à jaser avec méthode, au lieu qu'il faut que les gens de métier prouvent leur conscience par des effets. Surtout en Allemagne cette folie de vouloir toujours faire étudier les enfans regne encore au grand préjudice du public, au lieu qu'on en est presque guéri en France, où il faut qu'un jeune homme de condition, qui n'est pas d'église, sache les armes et fasse une campagne au moins, s'il y a guerre. Mais nos jeunes gentilshommes croient avoir fait quelque chose, quand ils reviennent d'une université, et ils s'imaginent avoir fait plusieurs campagnes, quand ils ont consumé quelques années et bien de l'argent dans ces voyages. Un jeune Français portant l'épée, oserait-il paraître en compagnie, s'il se tenait chez lui, pendant que l'état serait menacé d'un danger aussi grand que celui dans lequel se trouve maintenant l'empire?

Saardam zu gehn, um dort die Schiffsbaukunst zu erlernen. Er reiste nicht als Souverain, sondern im Gefolge seiner eigenen Gesandtschaft April 1697. Der Kurfürst von Brandenburg schickte ihm erst nach Königsberg eine Gesandtschaft entgegen, an deren Spitze der Oberceremonienmeister von Besser stand. Die glänzende Livree und namentlich die kolossale Perücke dieses stattlichen Mannes, den er für den Hofnarren hielt, belustigte den russischen Barbaren so, daß er ihm die letztere vom Kopf riß und damit Fangball spielte. Offenbar verstieß dieser Act gegen alle Regeln der Ceremonial-Wissenschaft, aber Herr v. Besser war ein zu großer Diplomat, um aus seiner Gravität gebracht zu werden. Im Mai kam der Kurfürst selbst mit allen seinen Würdenträgern und einem glänzenden Gefolge nach Königsberg. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich eine unbedeutende Scene, die aber sehr ernste Folgen hatte: Danckelmann ließ sich durch seine Heftigkeit verleiten, Barfus und den andern Generalen eine öffentliche Beleidigung zuzufügen, die ihm bald vergolten werden sollte. —

Die Damen unserer Geschichte waren im höchsten Grade begierig, von diesem Wilden etwas zu hören, der zwar ein Barbar, aber auch ein Mann war. Der Minister Fuchs mußte an Charlotte ausführliche Berichte schicken. In Berlin erzeigte der Czar Danckelmann die Ehre, bei ihm zu speisen. Im Juli sah er Charlotte in Hannover, und machte einen ganz außerordentlichen Eindruck auf sie. Er war damals 25 Jahr alt, in der Vollblüthe seiner Kraft; der Wilde zeigte der schönen Frau gegenüber sogar eine gewisse Schüchternheit; er war so aufmerksam gegen sie, sich in ihrer Gegenwart nicht zu betrinken, und schenkte ihr zum Abschied eine Tabaksdose, die sie sehr freute: — leider schnupfte Charlotte. Einen ähnlichen Eindruck machte er auf ihre Mutter Sophie; den größten aber auf Leibnitz, der ihn damals doch nur sah, ohne ihm vorgestellt zu werden. Seine Briefe sind von der Zeit an ganz voll von russischen Plänen: er machte 7. August den brandenburgischen Minister darauf aufmerksam, die Protestanten seien im Gegensatz gegen die römische Kirche auf Rußland angewiesen, er freute sich, wenn bei all den wilden Völkerschaften sprachliche Nachforschungen angestellt, wenn durch das ganze unermeßliche Reich von Station zu Station astronomische Posten, zugleich um die Abweichung der Magnetnadel zu erforschen, errichtet würden. — Vorläufig hatte Peter, der Sept. 1698 nach Rußland zurückkehrte, noch andere Dinge zu thun; er hatte wieder einmal die Strelitzen zu strafen, von denen er einige 50 vor den Fenstern seiner Schwester Sophie aufhängen ließ. Er war ein großer Mann, aber doch ein Barbar.

Ueber den russischen Beziehungen vergaß aber Leibnitz nicht das Näherliegende. Charlotte hatte einmal geäußert, es sei doch Schade, daß in

Berlin keine Kalender gemacht würden und keine Sternwarte existire; Jablonski und Danckelmann waren auf diese Idee eingegangen, und Leibnitz ergriff sie sofort mit leidenschaftlichem Feuer. Seit Jahren hatte Erhard Weigel beim Corpus Evangelicum dahin zu wirken gesucht, daß der verbesserte Gregorianische Kalender, gegen den sich die lutherische Bigotterie bisher gesträubt, allgemein eingeführt werde: dies durchzusetzen schrieb Leibnitz 7. Oct. 1697 nach Berlin, sei die schöne Aufgabe des brandenburger Hofs. Nur müsse man die Sache im Großen und Ganzen auffassen: die Zeit sei ganz geeignet, auch in dieser Beziehung mit den Franzosen in Wetteifer zu treten. Zu diesem Zweck schlug er die Gründung einer Academie vor, welche die Organisation der geistigen Arbeit in ihre Hand nehmen solle. Die Hauptsache sei, einen Fonds zu finden, der ihr eigen angehörte und von dem Wechsel der politischen Zustände unabhängig sei. Auch darüber machte er verschiedene Vorschläge, z. B. die Cultur der Seidenraupe: es ist unglaublich, wie der Späherblick des Mannes, nach allen Seiten gerichtet, Alles, was er sah, seinem Lebenszweck einzufügen wußte.

Vorläufig wurde die Sache durch eine neue Veränderung in Berlin unterbrochen, durch Danckelmann's Sturz. — Die mißvergnügten Generale hatten einen mächtigen Beistand an einem neuen Günstling des Kurfürsten gewonnen, Kolbe v. Wartenberg, einem frechen Abentheurer, der aber recht dazu gemacht war, durch eine Mischung von Demuth und Unverschämtheit das eitle und schwache Gemüth des Fürsten zu beherrschen. Zudem hatte er eine schöne Frau — eine Schankwirthstochter aus Cleve, die erst an einen Kammerdiener verheirathet seine Maitresse gewesen war und die er dann nach dem Tod ihres Mannes geheirathet hatte. Der Kurfürst mochte schon lange fühlen, daß Berlin, um mit Versailles zu wetteifern, außer der Krone und der Academie noch eine anerkannte Maitresse fehlte. Katharina Kolbe geb. Rückert war sehr schön; zwar gemein, aber hochmüthig und prunkliebend genug, um sich für diese Rolle zu eignen — die sich übrigens darauf beschränkte, daß der Fürst mit ihr feierlich eine Stunde promenirte. — Kolbe war 1698 zum Oberkämmerer ernannt, und wußte sehr geschickt den Kurfürsten auf die Anmaßung seines Ministers aufmerksam zu machen. Danckelmann beging den Fehler, über die ungeheuren Ausgaben seines Herrn sich ärgerlich auszusprechen, und Friedrich, dem dies hinterbracht wurde, rief zornig aus: „Danckelmann will den Kurfürsten spielen: Ich will ihm aber zeigen, daß Ich der Herr bin!" Seitdem kalte, frostige Gesichter, und Danckelmann beging den zweiten Fehler, Nov. 1697 um seine Entlassung zu bitten. Sie wurde ihm in Gnaden gewährt und ihm erlaubt, in Berlin zu bleiben: aber der Mann war zu gefährlich; einen Monat darauf saß er in der Festung, dann wurden

ihm seine Güter eins nach dem andern, unter den nichtigsten Vorwänden, genommen, das letzte Dec. 1698, und er selbst in der strengsten und härtesten Haft gehalten. Die von Fuchs angefertigte Anklageschrift war ganz abgeschmackt, auf die Scheerenschleifwirthschaft war großes Gewicht gelegt; man konnte dem Angeklagten nichts Ernsthaftes nachsagen; aber die Untersuchung schleppte sich Jahre lang hin. Mit Danckelmann fiel auch sein Schützling Cramer, der Erzieher des Kronprinzen; an seine Stelle kam der Franzose Rebeur.

An die Spitze der Geschäfte trat dem Namen nach General-Feldmarschall Barfus, ein alter Soldat, in zahlreichen Feldzügen hart geworden;*) aber ohne die Geschmeidigkeit, sich das Vertrauen des Kurfürsten zu erwerben; ein extremer Feind der Franzosen, der damit anfing, eine hohe Steuer auf die französischen Perücken zu legen. Der Mann hatte keine Lebensart und wurde bald auf das Militärdepartement eingeschränkt; Fuchs hatte die Justiz, Kolbe, zum Reichsgrafen von Wartenberg ernannt, die Finanzen; bald war er allmächtig — trotz des Einspruchs des Königs von England, dem er zuwider war — und nun beginnt eine Willkürherrschaft und eine Verschwendung, über die uns noch heute die Haare zu Berge stehn. Daß Kolbe für seine Person jährlich etwa 123,000 Thlr. einnahm, war noch das Geringste! — Den Hof nennt Graf Dohna selbst, einer von Kolbe's Anhängern, une cour d'intrigues, de fourberies et de cabales.

Herr v. Besser hatte sich beeilt, den alten Gönner im Stich zu lassen und sich vor dem neuen Günstling zu beugen, der den brauchbaren Mann mit Geschenken überhäufte. — Auch Leibnitz wußte den veränderten Umständen Rechnung zu tragen. Gleich nach Danckelmann's Sturz setzte er eine Denkschrift auf, es sei von der größten Wichtigkeit, zwischen der Kurfürstin von Hannover und ihrer Tochter einen dauernden Zusammenhang herzustellen, pour maintenir un pouvoir dans les deux cours qui soit digne d'elles et qui serve à employer leur grand esprit et leurs talents extraordinaires au bien des deux maisons. Das Geschäft erfordere die größte Delicatesse, um nicht die Eifersucht des Kurfürsten zu erregen: denn auch Danckelmann sei wohl aus keinem andern Grunde gefallen, als weil er demselben zu mächtig geworden sei. Eine Person, die keinen Verdacht errege, müsse zwischen beiden Damen hin und hergehn. Pour cet effet je ne saurais nommer un autre que moi. Die Errichtung einer Academie in Berlin sei für ihn das unverdächtigste Mittel, sich in Berlin aufzuhalten und dort im Sinn Sophiens zu wirken. — Aber Sophie Charlotte hatte nicht den

*) Geb. 1635, hauptsächlich im Türkenkrieg, z. B. bei Salankemen ausgezeichnet; in seiner Heftigkeit zu Duellen und andern Streitigkeiten sehr geneigt.

Ehrgeiz, sich politischen Einfluß zu erwerben; es war ihr interessanter, sich mit Leibnitz über die beste Welt, die Monaden und die präſtabilirte Harmonie zu unterhalten, womit dieser denn endlich auch zufrieden war.

Im Anfang schien die Palastrevolution günstig für Charlotte auszuschlagen; ihr Gemahl näherte sich ihr mehr als sonst. Bald aber erfuhr sie, was es heißt, ein gemeines und hochmüthiges Weib zur Nebenbuhlerin zu haben. Mit ihr zu kämpfen war ihr unmöglich; sie zog sich ganz nach Charlottenburg zurück, wo die Gräfin Wartenberg keinen Zutritt hatte. Dort ließ sie Schäferspiele aufführen, vom Abbate Mauro gedichtet und von ihrem Capellmeister Attilio Ariosti — der in die Tonfolge kühne Neuerungen einführte — componirt; und erfreute sich an ihrer philosophischen Correspondenz mit Leibnitz. In ihrer Abwesenheit hatte die Gräfin bei Hofe den Vortritt.

Lebhafter als für die Berliner Intriguen interessirte sie sich für das, was im väterlichen Hause vorging. Zwei jüngere Söhne Sophiens, Max und Christian, durch die von Ernst August errichtete Primogenitur von der Thronfolge ausgeschlossen, und im Einverständniß mit Anton Ulrich in beständiger Opposition gegen ihren Vater, standen in kaiserlichen Diensten; man meldete schon Merz 1695, Max sei in Italien katholisch geworden. In einem Schreiben an seine Schwester, die Kurfürstin von Brandenburg, 5. Sept. 1697, stellt er es in Abrede. Il est vrai que j'aime fort le changement, mais ce n'est pas dans la religion où je le cherche. S'il y aurait des couronnes de reste, ou quelque grand avantage à faire, peut-être qu'on aurait raison d'avoir de semblables soupçons, puisqu'il ne serait pas blâmable que je songe à mes affaires le mieux que je puis, et que je cherche les moyens pour me bien établir. Mais ce bruit n'a pour but que la seule religion, et je ne suis pas assez dévot pour donner dans ce panneau sans savoir pourquoi ni pour quelle fin. Si vous m'auriez dit que je gagnerais par là 50,000 écus de revenu, je vous aurais donné toute la raison du monde de croire ces sortes de bruits, mais, cela n'étant point, je ne sais ce que je vous y dois répondre. Ne savez-vous pas que l'intérêt et la religion ont toujours été de si fidèles compagnons qu'on ne peut pas les séparer? . . Mais, pour finir mon discours, je vous assure et vous promets que je vivrai autant pauvre luthérien jusqu'à ce que je puisse devenir riche catholique. Das Interessanteste an diesem Briefe ist, daß — Maximilian wirklich übergetreten war!! — Ehrbarer drückt sich der jüngere Sohn (11. Oct. 1697) gegen seine Mutter Sophie aus, die ihn scheint zur Rede gestellt zu haben: ce ne seraient jamais les biens ni les couronnes qui me feraient catholique, à moins que je ne fusse bien per-

suadé de faire plutôt mon salut en cette religion qu'en celle où je suis. Ce n'est pas que je ne croie qu'on peut aussi aisément être sauvé dans une religion qu'en l'autre, mais c'est que j'offenserais le bon Dieu en changeant mes manières de l'adorer purement pour de l'argent.

Auch an Sophien's Bekehrung wurde um dieselbe Zeit lebhaft gearbeitet; Schwester Marie machte es dringender als je; aber diesmal erfolgte eine ganz spöttische Antwort. „Man muß leider," schreibt Sophie, „auf dem Weg zum Paradies bleiben, den uns die Vorsehung angewiesen, wenn man weder Geist zu einer bessern Wahl noch Muße hat, Alles, was für und wider geschrieben ist, zu lesen. Und ich denke, daß die Geistesruhe, die mir der liebe Gott gegeben, eine zu große Segnung ist, als daß ich mich unter die Zahl der Verstoßenen rechnen sollte. Auch David wollte ja nur Thürsteher im Hause Gottes sein; wie käme es mir zu, größere Ansprüche zu machen? Diejenigen, die reifer sind als ich, werden ohne Zweifel glänzendere Stellen einnehmen, denn Christus sagt, daß in seines Vaters Hause mehrere Wohnungen sind. Wenn Sie nun Ihr Gemach einnehmen und ich das meinige, werde ich nicht verfehlen, Ihnen die erste Aufwartung zu machen, und hoffe, daß es dann ohne religiöse Dispute abgehn wird. Ich glaube nicht, daß der liebe Gott dem Teufel den Ruhm lassen wird, den größern und schönern Hof zu haben, und das geschähe doch augenscheinlich, wenn blos die Anhänger des Papstes selig werden sollten, unter denen, wie ich höre, auch nicht lauter Heilige sind. Uebrigens haben Sie eine bewundernswürdige Art, sich auszudrücken, und ich freue mich, daß Ihr Glaube Ihnen Trost giebt." Noch einmal wiederholt Schwester Marie ihren Versuch. „Liebste!" antwortet die alte Dame, „es handelt sich um den Glauben, und da hat die Vernunft keinen Theil: was Sie glauben, das wissen Sie nicht; wie wollen Sie denn Andere davon überzeugen? Wenn St. Paulus, wie Sie erwähnen, nach allen seinen guten Werken noch nicht wußte, ob er Liebe oder Haß verdiene, so ist das nicht sehr tröstlich; wenn man über dergleichen zu viel grübelt, so wird man unklug. Gott sei Dank, ich traue auf Gottes Güte! Es ist mir nie eingefallen, daß er mich geschaffen haben könne, um mir Böses zuzufügen; und wie würden wir ihn den lieben Gott nennen, wenn er uns gemacht hätte, um auf ewig verdammt zu werden! Ich habe grenzenloses Zutrauen zu ihm; und da ich mich bemüht habe, nach besten Kräften zu handeln, so glaube ich, daß, wenn er mich anders gewollt, er mich auch anders geschaffen hätte. Was mir von den Katholiken eine ziemlich schlechte Meinung giebt, ist die Art, wie man jetzt in Frankreich gegen unsre Glaubensgenossen verfährt. Das muß eine schlechte Religion sein, die so schlechte Handlungen veranlaßt wie die Bartholomäus-

nacht, die Pulververschwörung, die Ermordung von Heinrich dem Dritten und Heinrich dem Vierten. Sind das etwa die guten Werke, die aus dem rechten Glauben entspringen? Steht nicht geschrieben, daß der Glaube todt ist ohne die guten Werke? Ganz Deutschland, England und Holland, die von Flüchtlingen wimmeln, sind Zeugen dieser schönen Religion! Der Himmel fragt nach unsern Werken, nicht nach unsern Worten."

---

Während dies in Hannover verhandelt wurde, erfolgte in Sachsen eine Religionsveränderung von durchgreifender Bedeutung.

Friedrich August der Starke hatte bereits einen Luxus eingeführt, der den früheren weit hinter sich ließ, ohne durch die Kunstliebe geadelt zu werden, die später Dresden einen so hohen Rang unter den Hauptstädten verschaffte. Seine Maitressenwirthschaft drückte die Ehre des Adels herab, und seine Verschwendung lastete mit schrecklicher Wucht auf dem Volk, das noch durch das militärische Preßsystem ausgesogen wurde. Denn schon beginnt die Lust am Soldatenspiel, die bei Friedrich August durch seinen ungemessenen Ehrgeiz noch die böse Wendung nahm, ihn und sein Land in unsinnige Streitigkeiten zu verwickeln.

Der Tod Sobieski's 17. Juni 1696 lenkte seine Aufmerksamkeit auf die erledigte Krone Polen. August der Starke focht eben als Reichsfeldherr in Ungarn gegen die Türken, mit außerordentlicher persönlicher Tapferkeit, aber ohne Glück: er wurde 27. August bei Olasch geschlagen und legte im Verdruß seine Stelle nieder. Um das Hinderniß zu heben, welches ihm die Aussicht auf die polnische Krone verschloß, ging er nach Wien und wurde daselbst 2. Juni 1697 katholisch. Darauf wurde er 27. Juni wirklich — freilich nur vermittelst ungeheurer Geldopfer — in Warschau zum König gewählt, und hielt 12. Sept. in Krakau einen glänzenden Einzug. Den getreuen Unterthanen meldete er: „Nachdem Wir durch göttliche Schickung schon längsthin Uns entschlossen, zu dem Schooß der allgemeinen römisch-katholischen Kirche, worinnen vormals Unsere in Gott ruhenden Voreltern gewesen, zu treten, und dahero, nicht etwa aus Consideration einiger Würden und Nutzens, sondern allein Gott vor Augen haltend" u. s. w.*); er versicherte aber, daß er sie „bei dero augs-

*) „Man sagt, schreibt sein Hofcavalier v. Loën, er habe seine Religion verändert. Ich würde es zugeben, wenn ich wüßte, daß er vorher eine Religion gehabt hätte. Es ist aber bekannt, daß er von Jugend auf ein kleiner Freigeist war, der nichts mehr glaubte, als was unsere Fürstenkinder insgemein zu glauben pflegen, näm-

burgischen Confession, hergebrachten Gewissensfreiheit, Kirchen, Gottesdienst, Ceremonien, Universitäten, Schulen und fort allem andern, wie dieselbe anitzo besitzen, allergnädigst kräftigst erhalten und handhaben, so auch denn Niemanden zu der itzt angenommenen katholischen Religion zwingen, sondern jedwedem sein Gewissen freilassen." — Spener erfuhr die Nachricht zu Lichtenburg bei der verwittweten Kurfürstin, mit der er in beständigem Verkehr blieb; er zitterte vor den Folgen dieses Schritts, den er für ein gerechtes Gericht über die verderbte lutherische Kirche ansah, für die Erfüllung jener von ihm oft ausgesprochenen Weissagung, daß die römische Babel alles von ihr Ausgegangene wieder unter ihr tyrannisches Joch bringen und dann endlich ihr letztes Gericht finden werde. Er forderte dringend die Kurfürstin auf, wenigstens das Seelenheil des Kurprinzen zu retten, der noch nicht übergetreten war.

Der Religionswechsel hatte nicht die Folge, das Lutherthum zu unterdrücken oder auch nur zu schwächen, König August versuchte zwar im Anfang, auf die Geistlichkeit einzuwirken und sie zur Duldung gegen die andern Confessionen zu bestimmen, aber ihr einmüthiger Widerstand ließ ihn diese Versuche bald aufgeben. In evangelischen Sachen wurde der Geheime Rath bevollmächtigt, und August beschränkte sich ganz auf seine Liebeshändel und auf die Politik. Einen bedeutenden Einfluß gewann bei ihm Patkul, der ihm Januar 1698 eine Denkschrift über die europäische Politik einreichte, in welcher ein russisch-polnisches Bündniß gegen Schweden befürwortet wurde, August 1699 in sächsische Dienste trat und gleich darauf den Vertrag mit Rußland wirklich zu Stande brachte.

Für das Land hatte der Religionswechsel keine Folgen, aber die Frivolität desselben in dem Fürstenhause, das sich zuerst der Reformation angeschlossen, machte einen tiefen Eindruck. Die lebendige Einheit zwischen Dynastie und Volk war zerstört und der deutsche Protestantismus mußte sich nach einem andern Führer umsehen.

„Ihr großer Kurfürst, schreibt Leibnitz 4. Juni 1697 nach Berlin, ist jetzt das Haupt der Protestanten im Reich. Man muß daran arbeiten, jenes eitle Phantom der Trennung zwischen den beiden protestantischen Parteien zu zerstören." „Die Sache, setzt er 7. Oct. hinzu, ist nothwendiger als je, und auch ausführbarer als je." Zunächst käme es auf eine politische Einigung an, unter der Direction Brandenburgs; in kirchlicher Beziehung dürfe man nur gegenseitige Toleranz empfehlen. Die völlige Einheit dagegen sei kaum

---

lich daß ein Gott im Himmel ist, sie aber als Fürsten auf Erden thun können, was sie wollen.

durchzuführem. „Gewiß ist, daß man sich über das Abendmahl nicht leicht einigen wird, weil eine wahre Meinungsverschiedenheit stattfindet; und obgleich der Streit über die Prädestination nur von Mißverständnissen herrührt, so giebt es doch Unzählige, die man niemals davon überzeugen wird. Ich glaube aber, daß diese Verschiedenheit in den Meinungen diejenige Einheit, welche man wünscht, nicht hindert: man muß nur den aufgeklärtesten Geistlichen zu verstehen geben, daß der Unterschied im Wesen nicht so groß ist, als er in den Formen erscheint. Die Politiker müssen den Anstoß geben, aber man braucht der Theologen, um auf das Volk zu wirken und auf die Vorurtheilsvollen, die auch in den höhern Kreisen nicht selten sind." Aber in Berlin wollte man weiter gehn. Hier, wo der Hof reformirt und das Volk lutherisch war, hatte man ein lebendigeres Interesse an der Union, und der Kurfürst beauftragte seinen Hofprediger Jablonski, sofort die Präliminarien einer vollständigen Union aufzusetzen. Jablonski's Gutachten ging dahin, daß in den wichtigsten und nöthigsten Grundwahrheiten der christlichen Religion zwischen beiden Kirchen kein Unterschied und keine Ursache zur Trennung sei; dies Gutachten brachte Ezechiel von Spanheim, der als brandenburgischer Gesandter nach Paris ging*), Dec. 1697 nach Hannover, und die Facultät erklärte es für eine „fromme, orthodoxe, genaue, gründliche, mäßige und für den Zweck des Kirchenfriedens geeignete Schrift."

Leibnitz hatte sein Bedenken, die Sache ging ihm zu eilig, von einem Religionsgespräch hoffte er nicht viel Gutes. Aber Jablonski, der auf festerem Boden stand, bemerkte, „es werde zwar die höchste Prudenz, sowohl theologische als politische gefordert; je herrlicher ein Werk sei, desto mehr sei Satan beschäftigt es zu hintertreiben. Nur müsse man, indem man vorsichtig sein wolle, nicht gar stille sitzen, indem damit gar nichts ausgerichtet werde."

Leibnitz war darum nicht wohl zu Muth, weil er zweien Herren diente, in Hannover dachte man an eine Einigung der protestantischen Kirchen, in Wolfenbüttel an eine Annäherung an Rom. Im Auftrag Anton Ulrich's hatte Leibnitz den Helmstädter Abt Calixt d. J. 26. Nov. 1697 aufgefordert, seines Vaters Abhandlung de tolerantia ecclesiatica mit einer Vorrede in gleichem Sinn neu herauszugeben; er hatte seine Gewissensscrupel durch die Autorität des Herzogs beschwichtigt, und brachte 10. Dec. 1697 die Abhandlung — mit der er doch nicht ganz zufrieden war — fertig nach Hannover mit.**)

---

*) Er wurde zugleich in den Freiherrnstand erhoben, blieb in Paris bis 1702, und starb 7. Nov. 1710, 81 J. alt.

**) Sie hatte zugleich Bezug auf die projectirte Vermählung Amaliens, der

Die Universität Helmstädt war so recht für seine Doppelrolle geeignet, da sie von Hannover und Wolfenbüttel gemeinschaftlich erhalten wurde. Sie hatte noch die alte Stimmung bewahrt. Calixt, Abt zu Königslutter „jetzt 75 Jahr alt († 13. Jan. 1701) — in der Pietät stärker als im Latein —; Herrm. v. d. Hardt, der sich eifrig damit beschäftigte, die aenigmata prisci orbis, d. h. die Zurückführung der jüdischen Sagen auf Naturalismus, namentlich nach dem Propheten Jonas und der Apokalypse auszuarbeiten; noch jung und voll Eifer (37 J.); dann zwei neu eingeführte Professoren, Joh. Fabricius*) und Andr. Schmid**), beide Calixtiner und mit Leibnitz im engsten Verkehr, bildeten einen festen Stamm; nur daß sie oft unsicher waren, welcher Direction sie eigentlich zu folgen hätten, um so mehr, da Leibnitz nicht blos auf Hannover und Wolfenbüttel, sondern auch auf Wien und Berlin Rücksicht zu nehmen hatte.

---

Der Krieg gegen Frankreich war ohne Nachdruck fortgeführt und 9. Mai 1697 trat zu Ryßwick wieder der Friedenscongreß zusammen. Oestreichs größter Feldherr und ein Menschenalter hindurch sein guter Stern, Prinz Eugen von Savoyen***), wurde aus seiner bisherigen subalternen Stellung als commandirender General gegen die Türken geschickt, wo er gleich darauf 11. Sept. 1697 den glänzenden Sieg bei Zentha erfocht. Die Niederlande schlossen 20. Sept., der Kaiser 30. Oct. 1697 mit Frankreich Frieden; die letzten Reunionen mußte Ludwig 14. zwar herausgeben, aber Straßburg und die elsassischen Reichsstädte wurden ihm förmlich abgetreten. Am schlimmsten war eine Clausel, welche die französischen Gesandten noch die Nacht vor

Tochter Johann Friedrichs und Benedicten's, mit dem römischen König Joseph, die ein Jahr darauf wirklich erfolgte.

*) Geb. 11. Febr. 1644 zu Altorf, stud. zu Helmstädt, macht 1670 große Reisen, eröffnet 1678 seine Professur zu Altorf mit der Rede: de utilitate, quam theologiae studium ex itinere possit capere Italico; neue Reise durch Frankreich 1682; nach Helmstädt berufen 1697, † 29. Jan. 1729.

**) Geb. 18. Aug. 1652 zu Worms, stud. zu Jena, wo er 1679 in die philosophische Facultät eintritt; nach Helmstädt 1695 als Professor der alten Kirchengeschichte berufen, † 12. Jan. 1726.

***) Geb. 18. Oct. 1663 zu Paris, Sohn der Olympia Mancini; verläßt den französischen Dienst, weil Ludwig 14. dem petit abbé keine militärische Stelle geben will, 1683, mit der Drohung, Frankreich nur mit dem Degen in der Hand wieder zu betreten, und wird kaiserlicher General.

Abschluß des Friedens ertrotzten: es solle die katholische Religion in den dem Reich wiedergegebenen Orten in dem Zustand, in welchem sie jetzt sei, verbleiben; eine Clausel, gegen welche sich freilich der Kaiser, trotz des Protestes der Reichsstände, nur mäßig sträubte.*)

Die Schmach dieses Friedens von Ryßwick hebt Leibnitz in einem Schreiben an Ludolf, 19. Sept. 1697 hervor. „Wir Deutsche verdienen dies, da wir in den größten Gefahren immer noch Zeit zu kleinlichen Händeln haben und nie etwas zur rechten Stunde thun können. Wenn ich sehe, mit welcher Wärme, ja mit welchem Feuer die römische Kirche für ihre Sache die Waffen führt, welche Kälte dagegen, beinahe sagte ich Erstarrung, sich der Protestanten bemächtigt hat, so kann ich für die Kirche nur traurige Ahnungen fassen. Dies zwar wollen wir Gott anheimstellen. Aber doch möchte man glauben, daß auf das Licht unsrer Zeit eine vielleicht langwierige Verfinsterung folgen wird, indem das Reich des Dunkels neue Kräfte sammelt und das Menschengeschlecht zwischen Aberglauben und Unglauben sich theilt. Nie ist ein für Deutschland unwürdigerer und für die Protestanten gefährlicherer Friede als der zu Ryßwick geschlossen."

Schon früher — das Jahr ist nicht mit Bestimmtheit auszumachen — hatte Leibnitz eine „Ermahnung an die Deutschen" aufgesetzt, „ihren Verstand und Sprache besser zu üben, sammt beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Genossenschaft." Diese Denkschrift, die glänzendste, die wir in deutscher Sprache von Leibnitz haben, bekämpfte hauptsächlich die Nachahmung der Franzosen. „Das Uebel, heißt es darin, ist so hoch gestiegen, daß es nicht mehr mit Reimen und Lustsprüchen zu übermeistern, sondern ander Zeug von mehr Gewicht und Nachdruck vonnöthen. Denn gleichwie auch ein starker Arm eine Feder so weit nicht werfen kann als einen Stein, also kann der herrlichste Verstand mit leichten Waffen nicht genugsam ausrichten. Muß also der Nutzen mit der Annehmlichkeit vereinigt werden, gleichwie ein Bolzen, so von einer stählernen Armbrust in die ferne Luft getrieben werden soll, so wohl mit Federn versehen als mit Metall gekrönt zu sein pflegt; daher weil die meisten derer, so sich die Ehre der deutschen Sprache angelegen sein lassen, der Poeterei vornehmlich anhängten, und also gar selten etwas in Deutsch geschrieben worden, so einen Kern in sich habe, auch Alles gemeiniglich in andern Sprachen besser zu finden, so ist kein Wunder, daß es bei der eingerissenen Verachtung der unsrigen verblieben. Zwar es wäre wahrlich gut, wenn man deren viele wüßte, so nur ein deutsches Klinggedicht also fassen

*) Der Türkenkrieg wurde 26. Jan. 1699 durch den Frieden von Carlowitz beendigt, in welchem Siebenbürgen gewonnen wurde.

könnten, daß es andrer Sprachen Zierlichkeit entgegenzusetzen: allein das ist nicht genug, unsrer Heldensprache Ehre bei den Fremden zu retten oder deren unartigen Landeskinder Neid und Leichtsinn zu überwinden. Woraus dann folgt, daß keine Verbesserung hierin zu hoffen, so lange wir nicht unsre Sprache in den Wissenschaften und Hauptmaterien selbst üben, welches das einzige Mittel ist, sie bei den Ausländern in hohen Werth zu bringen und die undeutschgesinnten Deutschen endlich beschämt zu machen."

Freilich hätte Niemand mehr für diese Sache wirken können, als Leibniz selbst, wenn er deutsch geschrieben hätte. Wie dem auch sei, die Schmach des neuen Friedens machte ihm die alten Ideen wieder rege, und er schrieb die „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache." — Die deutsche Nation habe vor allen christlichen den Vorzug, wegen des heiligen römischen Reichs, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht. Derowegen haben die Deutschen sich desto mehr anzugreifen, daß sie sich dieser Würde würdig zeigen und es Andern nicht weniger an Verstand und Tapferkeit zuvorthun mögen, als sie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhaupts vorangehn. Nachdem die Wissenschaft zur Stärke kommen, und die Kriegszucht in Deutschland aufgerichtet worden, habe sich die deutsche Tapferkeit zu diesen Zeiten gegen morgen- und abendländische Feinde durch große von Gott verliehene Siege merklich gezeigt. Nun sei zu wünschen, daß auch der Deutschen Verstand nicht weniger den Preis erhalten möge. Die rechte Verstandesübung aber fände sich nicht nur unter Lehrenden und Lernenden, sondern im gemeinen Leben unter der großen Lehrmeisterin, der Welt oder Gesellschaft, vermittelst der Sprache, so die menschlichen Gemüther zusammenfügt.

„Ich habe es (im Anti-Barbarus) zu Zeiten unserer ansehnlichen Hauptsprache zum Lob angezogen, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne. Daher ich bei den Italienern und Franzosen zu rühmen gepflegt, wir Deutschen hätten einen sonderbaren Probirstein der Gedanken, und wenn sie dann begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsere Sprache selbst sei: denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das sei wirklich was Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken sei, nehme die reine deutsche Sprache nicht an." In der Bezeichnung sämmtlicher Dinge, in Kunst- und Handwerkssachen, sei ihr Wortreichthum vortrefflich; dagegen müsse sie im Ausdruck der Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laster und vieler Beschaffenheiten, so zur Sittenlehre und Regierungskunst gehören, ferner bei den noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkenntnissen, so die Liebhaber

der Weisheit in der Denkkunst und Wesenlehre auf die Bahn bringen, oft zu fremden Sprachen ihre Zuflucht nehmen. Doch liege das nicht in ihrem Unvermögen; es habe unter den Gelehrten und Hofleuten, die hier eingreifen müssen, nur an gutem Willen gefehlt, und darum sei die deutsche Sprache nicht durchgehends erhoben worden.

„Anitzo scheint es, daß bei uns übel ärger werde, und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Canzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französischen sein Deutsches verderbt; mithin es fast das Ansehn gewinnen will, wenn man so fortfährt und nichts dagegen thut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verloren gehn als das Engelsächsische in Engelland! . . Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsere Haupt- und Heldensprache dergestalt durch unsere Fahrlässigkeit zu Grunde gehn sollte, so fast nichts Gutes schwanen machen dürfte, weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geführt!“

„Gleichwie nun gewaltsamen Wasserschüssen und Einbrüchen der Ströme nicht sowohl durch einen steifen Damm und Widerstand, als durch etwas, so anfangs nachgiebt, hernach aber allmälig sich setzt und fest wird, zu steuern; also wäre es auch hier anzunehmen gewesen. Man hat aber gleich auf einmal den Lauf des Uebels auch sogar hemmen, und alle fremden, eingebürgerten Worte ausbannen wollen. Eine solche Scheinreinigkeit, da man mit abergläubischer Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als Todsünde vermeidet und dadurch seiner Rede den Nachdruck nimmt, ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister solange feilt und bessert, bis er sie endlich gar verschwächt.“

„Derowegen, wenn wir nun etwas mehr als bisher deutsch gesinnt werden wollten, und den Ruhm unserer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreißig Jahr her in diesem gleichsam französischen Zeitwechsel geschehen, so könnten wir das Böse zum Guten kehren, und selbst aus unserm Unglück Nutzen schöpfen, und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Deutschen wieder hervorsuchen, als solchen mit dem neuen, äußerlichen, von den Franzosen und Andern gleichsam erbeuteten Schmuck ausstaffiren.

„Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere junge Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigne Heimath nicht gekannt und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen, und einen Ekel der deutschen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren

und Verstand behenken blieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bei einigen nicht gefehlt, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehn und fürnehmen Aemtern gelangt, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regiert, und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (daran es auch gar nicht gefehlt), doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht."

Auch in dichterischer Form drückte Leibnitz seine Ueberzeugung aus — freilich immer in einigem Widerspruch gegen seine Praxis.

Wenn der Franzosen Schaum die teutschen Häupter ehren,
Und unsre Nation das Joch zu tragen lehren
Vor denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen sein, und sie uns äffen müssen,
Wenn Keiner wird gehört, er muß französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lobt das teutsche Geld, wenn man des Teutschen lacht,
Wenn manche Höfe sich der teutschen Sprache schämen,
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib,
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib:
Was ist es Wunder denn, daß auf der Teutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden!
Bei Herren wird der Schad' am allergrößten sein,
Der Bürger lernt französch weit leichter als Latein.

Leibnitz stand in der Empfindung dieser Uebelstände keineswegs vereinzelt; eine in Berlin herausgegebene Schrift, „deutsch-französischer Modengeist", drückt sich noch stärker aus. „Es ist leider mehr als zu sehr bekannt, daß, solange der Franzosenteufel unter uns Deutschen regiert, wir uns an Leben, Sitten und Gebräuchen also verändert, daß wir mit gutem Recht naturalisirte Franzosen sein und heißen können. Sonsten wurden die Franzosen bei denen Deutschen nicht estimirt, heut zu Tage können wir nicht ohne sie leben, und Alles muß französisch sein, französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrath, französisch Tanzen, französische Musik, französische Krankheiten. Der lüderliche Franzosengeist hat uns durch liebkosende Worte und schmeichelnde Reden also eingeschläfert, wie die Schlange unsern ersten Eltern im Paradiese gethan, um uns nach und nach um unsere liebe

deutsche Freiheit zu bringen. Die meisten deutschen Höfe sind französisch eingerichtet, und wer an denselben versorgt sein will, muß französisch können, und besonders in Paris, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeit ist, gewesen sein. Von den Höfen ist es bis zu dem Pöbel gekommen. Wenn die Kinder in ihrer Sprache kaum ausgekrochen sind, und nur 4—5 Jahre zurückgelegt, so werden sie dem französischen Moloch aufgeopfert und zu den französischen Galanterien angeführt" u. s. w. — Eine zweite Schrift, Politia vere beata, von „Treuherz Wahrmund, der göttlichen Schrift und wahren Staatsklugheit Beflissenen" 1700 zu Stettin herausgegeben, ging noch ernsthafter auf die Sache ein und stellte Forderungen, die man erst hundert Jahre später wieder aufnahm. — An Zeugnissen für die Wahrheit fehlte es nicht, es gab nur keinen, der sie hörte.

In Leibnitz dienstliche Stellung — zwischen Hannover und Wolfenbüttel — geschah um diese Zeit ein starker Riß. Ernst August starb 23. Jan. 1698, 69 Jahr alt, seit einigen Jahren erblindet und sehr verfallen. — Es ist lange von der deutschen Poesie nicht die Rede gewesen; hier als Probe derselben ein Leichencarmen auf den Kurfürsten (19 Jahr nach dem Tode des großen Pan): „Die Säule so gesetzet, gesetzet so geätzet, geätzet so gewetzet, gewetzet unverletzet, mit Perlenglanz genetzet, genetzet sehr ergötzet, ergötzet hochgeschätzet, erwächset in dem Streben zum auserwählten Reben, zum Reben zum Erheben, zum Reben, Heben, Weben, zum Heben, Weben, Schweben, zum Pfeiler in dem Leben, dem Weben festzukleben, er immer gleich und eben das Leben, und daneben die Klarheit wird gegeben" u. s. w. — Es ist das auch eine Erläuterung zu Leibnitz „unvorgreiflichen Gedanken."

Zu Ernst August's Nachfolger, dem mürrischen und mißtrauischen Georg (damals 38 Jahr alt und seit neun Jahren von seiner Gemahlin geschieden), hatte Leibnitz gar kein Verhältniß; es ist natürlich, daß vorläufig der Einfluß Anton Ulrich's überwog. Im besondern Auftrage dieses Fürsten verlangt er von Fabricius 22. Febr. 1698, „majoris charitatis causa" in die Helmstädter Denkschrift folgenden Passus einzuschieben: „Da Gott ein Gott der Ordnung und die Einheit der Leitung und Hierarchie der Einen katholisch-apostolischen Kirche göttlichen Rechtes ist, so folgt daraus, daß ebenfalls göttlichen Rechts ein geistliches Oberhaupt sei, innerhalb gerechter Schranken, directoria potestate omniaque necessaria ad explendum munus pro salute Ecclesiae agendi facultate instructus, tametsi locus et sedes hujus potestatis in metropoli Christiani orbis Roma ex humanis considerationibus placuerit." Sollte Calixt sich sträuben, so habe er dem Herzog ausführliche Gründe vorzulegen. In dieser ganzen Correspondenz beträgt sich Leibnitz als Bevollmächtigter des Herzogs.

Auch der Kaiser mahnt wieder wegen der Kircheneinigung; er hat einen Nachfolger Spinola's bevollmächtigt. Leibnitz läßt eine neue französische Denkschrift von Molanus unterzeichnen, 27. Aug. 1698. Sie geht vom alten Standpunkt aus, ist systematischer ausgearbeitet als die frühern, und bietet große Zugeständnisse, denen sich die Helmstädter Theologen unbedingt anschließen. Auch mit einem römischen Cardinal (Dec. 1698) verhandelt Leibnitz, und hebt in einer lateinischen Denkschrift, wieder unter der Maske eines Katholiken, hervor, daß den protestantischen Pfarrern die Priesterweihe durch Handauflegen fehle, die in der ersten Kirche seit der Apostelzeit in ununterbrochner Folge sich fortpflanze, und daß sie daher keine echten Priester seien. Der beständige Refrain dieser fast lyrisch gehaltenen Apotheose des Friedenswerks ist das apokryphische Wort des hl. Johannes: „Kindlein, liebet einander!"

Es ist schwer diesen Proteus zu fassen: er tastet nach allen Seiten, und scheint über das Ziel seiner Experimente selber nicht klar geworden zu sein. In einem Brief an Fabricius, 1698, erklärt er seine Ueberzeugung, es sei ein eitles Unternehmen, die Doctrinen vermitteln zu wollen. Er habe nur für die bürgerliche Duldung gearbeitet, denn das werde man nie erreichen, daß sich die Doctoren der beiden Parteien nicht gegenseitig verdammen. „Wenn es nur ohne Beleidigungen geschähe! Ich selber bekümmere mich wenig um die Doctrinen; ich habe immer geglaubt, das Werk sei von den Politikern, nicht von den Theologen auszuführen: man lasse diesen ihre Sitten und Gebräuche, aber zwinge sie zum Frieden." — An Hiob Ludolf schreibt er, 26. Juni 1698: „unsre Hoffnungen sind gering; und doch, wenn 5 — 6 Menschen wollten, so wäre es geschehen! Vielleicht geschieht es im folgenden Jahrhundert."

Nach langer Unterbrechung 16. Oct. 1698 schreibt Leibnitz an Bossuet, durch den französischen Gesandten am braunschweiger Hof, Du Héron. Er knüpft an die alten Verhandlungen an, und lobt Bossuet wegen seines Kampfs gegen die falsche Mystik: es ist zeitgemäß, denn die Krankheit greift immer mehr um sich; unsere Pietisten erregen ebenso viel Lärm als eure Quietisten.*) — Dieser Brief soll nur eine Einleitung sein; es ist mehr im Werk.

Leibnitz setzt, 8. Nov. 1698, dem Herzog Anton Ulrich einen Brief für Ludwig 14. auf, in welchem der König von den bisherigen Unterhandlungen unterrichtet und um die Wiederaufnahme derselben ersucht wird. Doch wäre es zweckmäßig, die Sache nicht blos den Geistlichen zu überlassen, da

*) Auch mit der alten Dame Scudéry, die für unsern Philosophen schwärmte, wird in dieser Zeit ein lebhafter Briefwechsel geführt; Leibnitz gibt sich u. a. dazu her, den Tod ihres Papagei's zu besingen.

Bossuet vor vier Jahren ohne Grund abgebrochen habe; man möge ihm einen Staatsmann, einen von den Vorkämpfern der gallicanischen Kirche zugesellen. Die Herren von der Kirche — allen Respect vor ihnen! — seien zu sehr an das Predigen gewöhnt. — Frankreich, gleichfalls durch ultramontane Intriguen bedroht, habe die Aufgabe, zwischen Deutschland und Italien zu vermitteln. — Der Brief wurde durch Du Héron an den französischen Minister Torcy geschickt, und dieser gab ihn an einen, für den er am wenigsten geschrieben war, an Bossuet. — Der Prälat bewahrte eine sehr gute Haltung (11. Jan. 1699): die Verhandlungen seien nur durch den Krieg unterbrochen, er sei bereit, sie unter den von Leibniz gestellten Bedingungen, die er ganz zweckmäßig finde, wieder aufzunehmen. Anton Ulrich sprach sich (25. Jan.) sehr glücklich darüber aus; Leibniz selbst war nicht ganz ohne Verlegenheit.

Der französische Gesandte nämlich hatte beiläufig bemerkt, König Ludwig behalte sich vor, in die zu eröffnenden Verhandlungen selbst Einsicht zu nehmen: — also eine Correspondenz mit Ludwig 14. — Molanus fand doch nöthig, den Freund zu erinnern, ob er nicht erst bei seinem Landesherrn um Erlaubniß einkommen wolle? — In diesem Sinn beschied Leibniz in der That den französischen Prälaten: es sei ihm übrigens eine große Ehre, den Briefwechsel wieder aufzunehmen, noch dazu unter den Augen eines Monarchen, „der fast Alles kann, was Menschen überhaupt können." Humanum paucis vivit genus: un petit nombre de grands princes contient éminemment pour ainsi dire le reste du genre humain. — Aber er zögerte lange, ehe er wagte sich an den Kurfürsten zu wenden: es sind mehrere Brouillons da. In dem einen (datirt 28. Febr. 1699) will Leibniz „nur dieses anführen, daß, ob zwar wenig Hoffnung zu Wiedervereinigung zu unserer Zeit, dennoch dienlich sein würde, zuvörderst seine gute Neigung zu zeigen und alle Schuld der ferner anhaltenden Trennung von sich zu wälzen . . . auch zu verhüten, daß die römische Partei künftig solche unbedingte Reuniones, wie anjetzo geschieht, erhalten möge;" in einem andern wird auf die Nothwendigkeit hingewiesen, Anton Ulrich den Vorsprung bei Ludwig 14. abzugewinnen. Beide Schreiben enthalten die unrichtige Behauptung, die Unterhandlung sei von französischer Seite aufgenommen. An den französischen Gesandten schreibt Leibniz 24. Merz 1699: „ich darf die Erlaubniß, von Zeit zu Zeit dem Herzog Anton Ulrich aufzuwarten, nicht mißbrauchen, weil man sie mir sonst ganz und gar entzöge. Meinem Kurfürsten gegenüber bedarf es der größten Vorsicht. Schon habe ich mir einen scharfen Verweis wegen einer ähnlichen Uebereilung zugezogen."

Es spielte noch etwas Anderes hinter den Coulissen. — Unmittelbar nach Ernst August's Tode hatten die jüngeren Söhne, der lustige Max voran,

auf Anstiften Anton Ulrich's, gegen die Thronfolge ihres Bruders protestirt, sich beim Kaiser beschwert und Sept. 1698 ein Bündniß mit Dänemark geschlossen, dem Anton Ulrich 23. Mai 1699 seine Unterschrift gab. Derselbe Anton Ulrich war die Seele der „correspondirenden Fürsten“, welche die Kurwürde Hannovers rückgängig zu machen suchten; er hatte unter Vermittlung Du Héron's, 28. Sept. 1698, mit Ludwig 14. ein Bündniß auf drei Jahre abgeschlossen, das deutlich gegen Hannover gerichtet war, und dem 4. April 1699 auch August der Starke beitrat. Wegen ähnlicher Zweideutigkeiten war vor sieben Jahren Moltke hingerichtet: Leibnitz stand auf einem sehr schlüpfrigen Boden.

Mit dem Tode ihres Gemahls war der Einfluß Sophien's auf die hannöverschen Geschäfte geringer, dagegen die Beziehung zu ihrer Tochter, der Kurfürstin von Brandenburg, inniger geworden. Unter der Vermittlung dieser beiden Frauen hatte Leibnitz seine Bemühungen um Gründung einer Akademie in Berlin begonnen; zugleich hatte er sich an den Unionsplänen zwischen den beiden protestantischen Kirchen wieder betheiligt. Er hatte mit Molanus und Jablonski ausgemacht, daß die Irrthümer, welche ein Theil dem andern vorzuwerfen pflege, den Glaubenspunkt nicht berührten und daher geduldet werden könnten; die Ceremonien sollten freigestellt werden und die beiden protestantischen Kirchen im Gegensatz zur katholischen zusammen die evangelische heißen. Auch hier stellte sich die Eifersucht zwischen den beiden Höfen von Berlin und Hannover in den Weg.

In dieser Zeit beginnen Leibnitz' Streitschriften gegen Bayle, den großen Skeptiker, der zur Zersetzung aller bestehenden Autorität mehr gethan als irgend ein Schriftsteller vor der Revolution — sehr gegen Leibnitz' Neigung, der in allen Dingen das Positive suchte. — Für seine historischen Arbeiten (die Accessiones historicae, neue Urkunden mit kritischem Bericht, erschienen 1698) gewann er, nachdem Joach. Feller (geb. 1673) wegen Untreue entlassen war*), einen neuen Mitarbeiter an Eckard (geb. 1674), der ihn auch in seinen etymologischen Studien unterstützte.

---

In Berlin trat mehr und mehr neben Spener der Freiherr von Canstein als Haupt der Partei hervor, der sie namentlich nach oben zu

*) Er trat jetzt in Hiob Ludolf's Dienste und sammelte die Materialien zu dessen „Schaubühne.“ 1701 machte er eine Reise nach Frankreich, wurde 1704 Canzleisecretair zu Weimar und starb 1726.

vertreten hatte; er war mit Francke jetzt in enger Verbindung und veranlaßte 1698 die Berufung Lange's aus Cöslin als Rector des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums nach Berlin. Lange führte in diese Anstalt, die sehr verwildert war, eine strenge Sittenzucht ein; den abgehenden Schülern empfahl er stets die Universität Halle. So weit ging er nicht, die heidnischen Autoren durch christliche ersetzen zu wollen; doch wahrte er die Moral durch gereinigte Ausgaben. — Unmittelbar nach seiner Berufung heirathete er: die Grabschrift, welche er 15 Jahre später seiner Frau setzte, charakterisirt die Ansichten des Pietismus von der Ehe.

„Diese, nachdem sie 1674, 31. Aug., an diese mühselige Welt geboren und ihrem Heiland in der heiligen Taufe einverleibt worden, hat sie demselben als eine lebendige und fruchtbare Rebe schon in ihrer Jugend beständig angehangen. Denn der Geist Jesu Christi verleidete ihr diese Welt schon in ihrem zartesten Alter. Und daher wurde ihre Liebe zu ihrem Heiland so brünstig, daß sie ihn noch in den Spieljahren um eine selige Heimholung sehnlich gebeten, und zuweilen gemeint, sie würde gegen diese und jene Zeit ihrer Bitte gewährt werden. Wenn sie zu den gewöhnlichen Weltlichkeiten von Andern angelockt wurde, ließ sie sich, vermöge der in ihr wohnenden züchtigenden Gnade Gottes, nicht darin verwickeln und damit beflecken. Und wie konnte sie auch an dem ihr Vergnügen finden, was ihr von der Liebe Jesu immer bitterer gemacht wurde? Dieser lautere Sinn nahm mit den Jahren merklich zu, und anstatt dessen, daß sie ihre Sinne auf das, was der Welt gefällt, sollte gerichtet haben, erweckte sie dieselben bei müßigen und Gott gewidmeten Stunden mit einem geistlichen Loblied und Harfenschlage und in der deutschen Poesie: und zwar, wie aus gutem Triebe, also nur in solchen Materien, darin ihr Glaube, Liebe und Hoffnung ihre Weide und Nahrung fänden . . Sie hat Zeit ihres Lebens keinen schwerern Kampf gehabt als diesen, da sie bei erreichten mannbaren Jahren Versuchungen zum Heirathen von solchen Personen hatte, welche mit ihr in der Liebe zu Christo und Verleugnung der Welt nicht eines Sinnes waren. Daher bat sie Gott herzlich, daß er sie, wenn sie nach seinem wohlgefälligen Willen sich verehelichen sollte, keinem Andern als einem solchen, der mit ihr zu einem Hauptzweck harmonirte, zuführen möchte. Und da der ihr sonach von Gott zugesellte Ehemann mit Gott gleichfalls den festen Schluß gemacht hatte, keine andere als eine Christo vermählte Seele zu seiner Ehegenossin zu erwählen, mit der er es in den Wegen des Christenthums nicht erst auf das so mißliche Versuchen dürfte ankommen lassen, sondern mit der er in der Gemeinschaft des Sinns, gleich von der ersten Zeit der ehelichen Verlobung an, seine Knie vor Gott beugen könnte, so erbat er sich eine solche von Gott, und da er sie suchte, siehe,

so fand er solche edle Perle zu Perleberg und führte sie Sept. 1698 heim." U. s. w. — Sie starb den 25. Febr. 1715; 1. Merz setzte ihr betrübter Gatte das Epitaph, von dem Obiges der Anfang ist, und das er mit einigem Selbstgefühl 1744 wieder abdrucken ließ.

In enger Verbindung mit Spener, Lange und Canstein stand der Dichter Canitz, den der Kaiser Jan. 1698 zum Reichsbaron erhob: er starb 11. Aug. 1699 in ihren Armen: Spener hielt ihm die Leichenrede, Lange gab seine Gedichte heraus („Nebenstunden"), die nun eine mächtige Einwirkung auf die deutsche Literatur übten, da sie dem Lohensteinschen Schwulst das Muster einer einfachen und correcten, wenn auch nüchternen Schreibart entgegensetzten, und Canstein, der Erbe seiner Bibliothek und seiner Güter, schrieb dazu eine Vorrede. In demselben Jahr starb zu Berlin der Mystiker Helmont, 81 Jahr alt — jener Mann, dessen Wort zuerst Spener erweckt hatte; er war einige Zeit vorher in Hannover mit Leibnitz in engem Verkehr gewesen, und dieser ehrte ihn durch eine lateinische Grabschrift. — Lange erhielt neben seinem Rectorat auch das Pfarramt an der Dorotheenkirche; die Verhandlungen, ihn nach Halle zu ziehn, zerschlugen sich diesmal.

Mit Francke hatte Spener noch immer seine Noth. Als er 1698 in die theologische Facultät aufgenommen wurde (die orientalische Professur erhielt sein Schüler J. H. Michaelis, der im April von Hiob Ludolf in Frankfurt sich auch im Aethiopischen unterrichten lassen, und bald darauf eine hebräische und chaldäische Grammatik schrieb), gebrauchte er gegen „unwiedergeborene" Geistliche sehr anzügliche Ausdrücke, und steigerte das Aergerniß noch dadurch, daß er nebst Freylinghausen die Formel des Exorcismus wegließ und beim Abendmahl wirkliches Brod brach. Spener gerieth (11. Merz 1699) in große Angst: „wie dann den widrigen Laurern nichts angenehmer sein würde, als wo sie dergleichen eine Sache finden sollten, nach der sie wohl lange mögen verlangt haben, da sie zeigen könnten, wie ihre Sorge bis dahin nicht vergebens gewesen, und man nun mit solchem Beginnen ausbreche, das die ganze Kirche und deren Ordnung umkehrte." Aber Francke wies (15. Juli) jede Mahnung von der Hand: „Der Herr ist meines Lebens Kraft, für wem sollte mir grauen! Ich habe gesagt: wehe auch denen, welche solchem Aergerniß wehren könnten und sollten, und thun es nicht!" Das gelte aber nicht dem Landesherrn, sondern dem Magistrat, „daß man bis auf die Stunde der Vorbereitung zum Bußtag den Marktschreier agiren und schändliche Narrentheidung treiben, unsere Predigten auf der Narrenbude durchziehn, ja refutiren, des Waisenhauses auf das schnödeste spotten lassen, unsers vielfältigen nachdrücklichen Vorstellens ungeachtet: zu verschweigen, daß man von dem Bußtag 16 Tage nacheinander, da kein Markt gewesen, die

Komödianten die schändlichsten Hurenkomödien spielen lassen, wodurch unsre studirende Jugend sehr verführt worden."

Auch der alte Streit der Stadtpfarrer gegen die pietistischen Professoren brach mit verdoppelter Heftigkeit wieder los: es wurde von Neuem nöthig, eine Commission einzusetzen, die erst Juni 1700 ihr Friedenswerk vollendete: ein Erfolg, der von allen Kanzeln durch ein allgemeines Dankfest gefeiert wurde.

Allmälig starben die alten Pfarrer aus (Olearius, 9. Dec. 1699, 53 J. alt), und die Pietisten blieben im Alleinbesitz. Ein kurfürstlicher Erlaß, 22. Sept. 1700, belehrte die Regierung zu Magdeburg, es sei durch die Untersuchung dargethan, daß alle Beschuldigung der Heterodoxie wegfalle. „Und wie Wir der Universität zu Halle und sonderlich der dortigen theologischen Facultät aufrichtigen Reinigkeit in der evangelisch-lutherischen Religion, wie auch ihres Eifers, dem Evangelio gemäß zu wandeln und die ihr anvertraute Jugend in Lehr und Leben dazu anzuführen, aus vielfältigen Gründen versichert sind, auch die sämmtliche evangelische Kirche, bei den hin und wieder über sie anbrechenden Gerichten Gottes, ernster Aufmerksamkeit in wahrer Buße und rechtschaffener Gottseligkeit höchst bedarf, also u. s. w. Wenn Wir Nachricht haben, daß einige Prediger mit erdichtetem Namen der Pietisten, neuen Heiligen u. s. w. in den Predigten um sich werfen, damit aber unchristliche Spaltungen machen, so sollen sie nochmals bei Strafe der Remotion gewarnt werden, sich des Ketzermachens zu enthalten, und ist der Advocatus Fisci angewiesen worden, sein Amt wider solche Verbrecher ohne Ansehn der Person zu verrichten."

Die Hauptthätigkeit Francke's concentrirte sich jetzt auf das Waisenhaus, über dessen Einrichtung er außer Leibnitz auch den Grafen Tschirnhaus zu Rathe zog. 13. Juli 1698 wurde der Grundstein gelegt, ohne daß irgendwelche Mittel vorhanden waren. Diese flossen aber bald so reichlich, daß April 1700 das Haus bereits bezogen werden konnte. Fortan stellte Francke seinen Wahlspruch auf: „wie herrlich ist es doch, wenn man nichts hat und sich auf nichts verlassen kann, kennt aber den lebendigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, und setzt auf ihn allein sein Vertrauen, dabei man auch so ruhig sein kann." — Diese Ueberzeugung, daß der allerdings erstaunliche Erfolg ein unmittelbares Werk der göttlichen Vorsehung sei, setzte sich bei Francke so fest, daß alle Gegner seiner Unternehmung ihm als lästernde Pharisäer erschienen. „An meinem Theil bekenne ich frei, daß mich Gott so hineingeführt hat, daß ich nicht weiß wie; und daß die Sache nicht zuvor aus meinem Vorsatz, ob auch gleich derselbe aus Gott möchte gewesen sein, als aus einer verborgenen Handleitung Gottes hergerühret; welche mir auch eben

dadurch das Werk leichter gemacht, daß es vom Geringen und Kleinen angefangen und also mit dessen Wachsthum auch die dazu gehörige Erfahrung gleichsam unter der Hand zugenommen." — „Ich habe daraus recht gelernt, wie eine betrügliche Sache das menschliche Herz sei. Es sollte diese wunderbare Vorsorge Gottes dazu dienen, daß die Menschen nur auf ihn sehen lernten und ihr Vertrauen nicht auf Menschen setzen möchten, welches ein Götzendienst und Greuel ist vor dem Angesicht Gottes: Aber das menschliche Herz kehrt es um und wendet sich nicht zu dem Ursprung und zu der Quelle, sondern zu diesen und jenen Brünnlein, die doch selbst kein Wasser haben, als wenn sie es von jener Quelle empfangen." —

Diese Stelle steht in den „Segensvollen Fußtapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen Gottes zur Beschämung des Unglaubens und Stärkung des Glaubens entdeckt durch eine wahrhafte und umständliche Nachricht von dem Waisenhause Glaucha," mit welcher Schrift Francke das neue Jahrhundert eröffnete. Sie war hauptsächlich gegen diejenigen gerichtet, welche das Wachsthum der Anstalt aus irdischen Mitteln herleiteten. Und in der That hatte Francke trotz seines Glaubens mit großer Umsicht und Klugheit dahin gearbeitet, seine höheren Zwecke auch der Welt deutlich zu machen. Er hatte die Behörden darauf aufmerksam gemacht, daß durch diese Anstalt das Land von Vagabunden und Bettlern gesäubert werde, und dabei sehr erhebliche Privilegien erhalten; er legte eine Apotheke an, welche namentlich einige wunderthätige Medicamente zu einem hohen Preise verkaufte; ferner eine Buchhandlung, in welcher die ganze Partei ihre Schriften drucken ließ: nicht blos die Theologen und die mit ihnen verbündeten Mystiker, sondern sämmtliche Juristen und Mediziner der Universität mit Ausnahme von Thomasius. Zu Anfang 1702 waren bereits 200 Kinder im Hause; ein Pädagogium wurde damit verbunden, und die Facultät sorgte dafür, daß alle öffentlichen feierlichen Acte der Hochschule irgend wie mit dem Waisenhause in Zusammenhang gebracht wurden. In den Lehrern und Schülern des Waisenhauses hatte nun der Pietismus eine treue Schaar gewonnen, welche gleich Aposteln seine Botschaft durch ganz Deutschland verbreiteten.

Mehr und mehr war es ihm gelungen, sich in die Zunft selbst einzuführen: die Gegner betrachteten ihn mit der geheimen Furcht, daß es ihm allmählig gelingen werde, sich zum Träger der Kirche zu machen. Sein Einfluß war eben so gefährlich für Wissenschaft und Kunst, als für das öffentliche Leben, denn wenn dieses unter seinem krankhaften Hauch verkümmerte, so hatte er für jene nicht den geringsten Sinn, und war sehr geneigt, sie als eine Verlockung des Teufels zu fliehen. In sehr vielen Fällen erweckte er eine wirkliche Wiedergeburt, ebenso häufig blieb es beim Schein.

Noch aber war der Geist, der ihn zuerst ins Leben gerufen, zu mächtig in ihm, als daß er nicht mit seinen Angriffen gegen die Zunft hätte fortfahren sollen, ja die stärksten Angriffe beginnen erst um diese Zeit.

Der neue Geist der Theologie mußte auch die Geschichte des Christenthums in einem ganz neuen Licht anschauen. Bisher hatte man in der erscheinenden Kirche, wie sie sich durch die Concilien und Symbole allmählig entwickelt, die wahre Kirche gesucht: jetzt forschte man nach den Offenbarungen des Geistes, die im Verborgenen geschehen. Die alte Auffassung verdammte alle Ketzer; der neuen war es nahe gelegt, jeden Empörer gegen das Reich dieser Welt — gegen die verweltlichte Kirche — als echten Zeugen Gottes zu begrüßen. Dies Streben nach der echten, ursprünglichen Kirche historisch zu entfalten, war Arnold's Werk.

Arnold, geb. 5. Sept. 1665, Sohn eines Schullehrers zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge, auf dem Gymnasium zu Gera vorgebildet, studirte seit 1685 zu Wittenberg Theologie. Schon dort überkam ihn eine tiefe Abneigung gegen das wilde Studentenleben, da man „unter den heidnischen Philosophen und Studenten zu Athen schwerlich ein so ungezogenes, fleischlich gesinntes, lasterhaftes Wesen jemals gefunden habe als unter unsern sogenannten christlichen Academien." Sein Fleiß ging ins Unmäßige. 1689 kam er als Hofmeister nach Dresden, wo er Spener's Collegia Pietatis besuchte; von da in gleicher Stellung nach Quedlinburg. Die Zerrüttung des christlichen Lebens lenkte sein Auge auf die Urzeiten des Christenthums, das er sich in glänzenden aber träumerischen Bildern ausmalte: „das erste Marterthum" 1695; „die erste Liebe" 1696. Spener hielt das Buch so hoch, daß er es in Berlin nach dem Gottesdienst vorlas; die Orthodoxen tadelten es, weil es das Wesen des Christenthums in die Liebe und nicht in den Glauben setzte und an den ersten Christen Alles ohne Rücksicht auf die Reinheit ihrer Lehre gelten ließ. Immer mehr versenkte er sich in eine beschauliche Mystik, die er als eine über alle Sinnlichkeit und bildliche Erkenntniß erhabene unmittelbare Anschauung Gottes beschrieb, welche nur durch Tugend und Erfahrung gewirkt werde, dem Menschen stets neue Kraft zu heiligem Wandel gebe und in ihrer Ausübung nichts Anderes sei als lauter göttliche Liebe. In ihr erscheine erst das Christenthum in voller Pracht, und sie werde Gott aus der Beschaulichkeit des Verstandes und der reinen Liebe des Willens einst wieder erneuern. („Göttliche Liebesfunken" 1698). Auch einzelne schöne Lieder (z. B. „O Durchbrecher aller Bande!") athmen diesen Geist.

1697 wurde er als Professor der Geschichte nach Gießen berufen, legte aber schon im folgenden Jahr diese Stelle nieder und rechtfertigte diesen Schritt durch ein offenes Bekenntniß: er habe an sich erfahren, daß die Beschäftigung

mit den Wissenschaften seinem Seelenheil eher hinderlich als förderlich gewesen sei. Er zog sich ins Privatleben nach Quedlinburg zurück.*) — Auch das erregte bei den Zünften großes Aergerniß.

Schon 1697 war ein Fragment der „Unparteiischen Kirchen- und Ketzergeschichte“ erschienen; vollständig wurde das Werk 1699 — 1700 herausgegeben. Auch für die Geschichte der deutschen Prosa ist es von hoher Bedeutung: die Sprache ist bei weitem reiner als bei Thomasius oder Spener.

In der Einleitung legt sich Arnold die Fragen vor: ob nicht meistentheils die Verketzernden in ordentlichen Aemtern gesessen, um derselben willen von Allen Unterwerfung prätendirt, hingegen die Gemeinden ihres Rechts beraubt und sonderlich den Laien nur das Nachsehn gelassen? ob sie nicht von der allgemeinen verderbten Natur verleitet worden, sich und die Ihrigen bei Ehren und untrüglicher Autorität, Bequemlichkeiten, Einkünften und andern Vortheilen zu erhalten? und ob ihnen nicht der leichteste Weg geschienen, Andern, so wider die gemeinen Irrthümer und Greuel gezeugt, oder der Lehrer böses Leben selbst gestraft, als Ketzer zu unterdrücken, ihre eignen Laster aber mit einem vorgegebenen Eifer für die Wahrheit zu beschönigen? ob die alte Clerisei zu entschuldigen, wenn sie wieder solche Leute, die sonst mit der göttlichen Wahrheit würden durchgebrochen sein, von der Gegenpartei einseitig Concilien oder Conferenzen angestellt, dieselben entweder nicht oder nur als Angeklagte zugelassen, daß sie nothwendig verdammt werden müssen? ob nicht dieser Proceß bei den geistlichen Gerichten mit Ausschließung der ganzen Gemeinde und Beraubung ihres desfalls von Gott habenden Rechts auf die ungerechteste Art an so Vielen wahrgenommen und mit unersetzlichem Schaden der Wahrheit vollstreckt worden? ob es recht, daß man über und neben der Schrift noch gewisse Symbole, Bekenntnisse, Artikel und Sätze aufgesetzt, sie als Kennzeichen der wahren Kirche angepriesen und durch Hilfe der Obrigkeit und durch Bannflüche Allen aufgedrungen?

Die Gesichtspunkte waren handgreiflich und zeitgemäß, aber etwas einförmig; und die nach ihnen geordnete Darstellung um so ermüdender, da Arnold es mit der Kritik nicht genau nahm, und jedem Ketzer, d. h. jedem mystischen Sonderling ohne Ausnahme, von vornherein Recht gab. In den Schriften

---

*) 1700 wurde er als Hofprediger der verwittweten Herzogin von Sachsen-Eisenach nach Altstädt berufen: 1705 kam er als Prediger nach Werben in der Altmark, 1707 nach Perleberg in der Priegnitz, wo er 30. Mai 1714 starb. Seine spätern Schriften: „das Geheimniß der göttlichen Sophia“ 1700, „das Leben der Gläubigen“ 1701; „Historia et descriptio theosophiae“ 1702 verherrlichen durchweg die Mystik; ebenso seine geistlichen Lieder.

derselben hatte er eine außerordentliche Belesenheit. Auch er schrieb, wie früher die Orthodoxen, als Anwalt einer Partei. In der Ueberzeugung, daß niemals die sichtbare die wahre Kirche ist, daß diese vielmehr nur in dem innern Leben der Frommen wohnt, verweilte er überall mit Neigung, wo neues und ungewohntes Herzensleben sich regte; und verfolgte die Gegner derselben mit einem Haß, der dem Todten überhaupt galt. Noch nie seit der Reformation waren die Blößen der Kirche so schonungslos enthüllt: der Unwille blieb aber nicht bei der alten Kirche stehn, er wandte sich mit noch größerer Heftigkeit gegen die neue lutherische Orthodoxie, die wiederum den Geist zu ersticken suchte.*)

Thomasius, der Arnold zu seinem Werk angeregt hatte, erklärte dasselbe für das beste und nützlichste Buch nach der heiligen Schrift, und rieth seinen Zuhörern es zu kaufen, auch wenn sie das Geld erbetteln müßten. Noch immer stand er auf dem Boden der Mystik, wie seine Schrift „vom Wesen des Geistes" (1699) zeigt; den Gegensatz von Natur und Gnade fand er am besten in solchen Schriften gelöst, „die nicht sowohl eine gelehrte und scharf überdachte Religionswissenschaft als vielmehr eine durch Gebet, Betrachtungen und andere gottselige Uebungen erworbene, auch in den lebhaftesten innern Empfindungen fühlbare und wirksame Erkenntniß des Christenthums zu ihrem Eigenthum machten." Dieser Sinn waltet auch noch in einer Zeitschrift, zu der er sich 1700 mit Stahl und Buddeus vereinigte, und welche sich den Kampf gegen alle Vorurtheile und die Vertheidigung aller Ketzer zur Aufgabe machte.

Noch ungestümer sprach Petersen sein Entzücken aus, dessen Frau zu Spener's Verdruß eben 1699 das „ewige Evangelium der allgemeinen Wiederbringung aller Creaturen" herausgab, welches in der Kirche einen großen Sturm erregte, und in mehreren Ländern confiscirt wurde. Nach Verlauf einer gewissen Zeit sollten alle Dinge wieder in den ursprünglichen Zustand kommen, wo es keine Sünde und kein Uebel gegeben habe, und auch der Teufel und die Verdammten von ihrer Qual befreit werden.**)

---

*) Unter der Rubrik Lutheraner enthält das Register: Ob sie recht also heißen. Fallen bald wieder zurück. Sind in Grund verdorben. Ob ihr Verfall zu entdecken sei. Ist allgemein und durchgängig. Ihr ärgerliches Leben. Ihr Hochmuth und babelische Verwirrung. Ob sie das Evangelium haben. Der Meisten äußerste Bosheit. Sind ärger als Papisten, als Heiden. Ihre Heuchelei, Sicherheit und Frechheit u. s. w. — Aehnlich geht es über die Reformirten her.

**) 1708 schrieb Petersen „von der himmlischen Menschheit Christi": die göttliche Natur sei von Ewigkeit, die menschliche durch Maria hervorgebracht. Er starb 1727.

Als Spener*) von dem Inhalt der „Ketzergeschichte" in Kenntniß gesetzt wurde, enthielt er sich der Lesung derselben durchaus, um nicht durch öffentliche Anfragen zu einem Urtheil genöthigt zu werden und auf der einen oder andern Seite anzustoßen. Doch tadelte er Arnold wegen seiner Heftigkeit Aehnlich verfuhr er noch in andern Fällen: doch ein Zeichen dafür, daß sein Drang nach Erkenntniß an dem praktischen Bedürfniß eine feste Grenze hatte.

Immer mehr wuchs die Zahl der Schwärmer, die sich eines unmittelbaren Lichts rühmten und sich, obgleich von ganz andern Voraussetzungen ausgehend, im Ganzen der pietistischen Bewegung anschlossen. Einer der leidenschaftlichsten war Hochmann, geb. 1670, der, ein Schüler J. Böhme's und Gichtel's, ganz Deutschland durchstreifte, und nicht blos Erbauungsstunden hielt, sondern auch in die Kirchen ging, um die Prediger zu widerlegen. Er schalt die gegenwärtige Kirche ein Babel, nannte die Ehe eine Entheiligung des Geistes und empfahl als Nothbehelf die Civilehe. Seine Anhänger sammelten sich hauptsächlich im Berleburgischen, wo Graf Casimir allen Schwärmern ein Asyl eröffnete.

Lästiger fiel der Kirche ein Anderer, der nicht blos ein Schwärmer, sondern auch ein arger Spötter war, und in seinen Schriften eine Art wilder Genialität zeigt. — Dippel, Sohn eines Predigers, wurde 10. August 1672 in der Nähe von Darmstadt geboren. Noch nicht 16 Jahr alt, kam er auf die Universität Gießen, wo er neben der Theologie auch Medicin und Anderes studirte, und sich der herrschenden Partei der Rechtgläubigen anschloß. „Ich frequentirte den Pietisten zu Trutz alle lüderlichen Gesellschaften, Fechten und Springen, in Summa, ich zeigte auf alle Weise, daß ich echt lutherisch wollte bleiben und durch eingezogenes Leben mich keiner Ketzerei verdächtig machen." Freilich schlug ihn das Gewissen, und er suchte Nachts durch Beten und Singen dem Himmel abzukaufen, was er Tags gesündigt; aber wenn ihn Jemand beim Beten überrascht hätte, so würde er sich mehr geschämt haben, als über der größten Lasterthat ertappt zu werden. Im 19. Jahr wurde er Magister, nachdem er „über das Nichts" disputirt; zugleich schrieb er eine Abhandlung: „wie weit der seligmachende Glaube einen Irrthum in der Lehre zulassen könne?" die bei seinen Vorgesetzten Beifall fand, ihm aber doch die gesuchte Anstellung in Wittenberg nicht verschaffte.

So ging er nach Straßburg, um gegen die Pietisten zu kämpfen; als er darin keinen Anklang fand, wollte er in einer Disputation erweisen, daß alle erschaffenen Geister ihrem Wesen nach materiell wären, in welcher Sache er

---

*) Sein Gegner Carpzov starb 1699; an dessen Stelle trat Spener's Schwiegersohn Rechenberg.

sowohl die alten Platoniker, als auch einige Kirchenväter auf seiner Seite habe. Als auch diese nicht zu Stande kam, hielt er vor einigen Vertrauten ein Collegium chiromanticum, über die Wahrsagekunst und die gerichtliche Astrologie; auch predigte er mit Beifall. Dabei lebte er ziemlich ausschweifend, in Duellen und Schlägereien, stürzte sich in Schulden und wurde mehrmals wegen verschiedener Händel in Haft gebracht, auch von seinen Gläubigern verfolgt, bis er endlich nach einem ziemlich argen Strauß 1696 aus Straßburg entfloh.

Nach verschiedenen Irrfahrten wandte er sich nach Darmstadt, wo er seinem Landesherrn eine Abhandlung de conversione relapsorum einreichte, die nicht mehr ganz orthodox war, denn er hatte mittlerweile Spener's Schriften und den h. Augustin studirt, und durch einen Vergleich der Schrift mit den symbolischen Büchern gefunden, daß nicht alle Artikel der Kirche haltbar seien. Vorläufig aber dachte er noch nicht daran, ein Märtyrer seiner Ueberzeugungen zu werden; es kam ihm auf eine fette Pfründe an, und er war nicht abgeneigt, nach damaliger Sitte eine ihm zugewiesene Ehehälfte mit in den Kauf zu nehmen. Aber die Unterhandlungen darüber in Gießen zerschlugen sich mit einigem Skandal, und im Eifer schrieb er 1697 seine Orcodocia Orthodoxorum, die sich zwar dem Pietismus zuneigte, aber durch ihren Humor (er nannte sich Christianus Demokritus) den Kopfhängern nicht genehm war. Von Natur neigte er sich mehr dazu, über die Thorheiten der Menschen zu lachen als zu weinen.

Seitdem fuhr er in seiner Schriftstellerei unermüdet fort. 1698 erschien das „gestäupte Papstthum der Protestirenden," worin er die orthodoxe Lehre von der Rechtfertigung angriff: Gott als unveränderlich könne nicht zürnen; es sei also auch nicht nöthig, ihn zu versöhnen. Nicht Gott soll versöhnt werden mit uns, sondern wir mit Gott. Der Tod Jesu war ein Act der Liebe Gottes, nicht eine Folge seines Zorns. Nur wenn wir Christum selbst in uns aufnehmen, kann uns sein Verdienst zu Gute kommen: denn dadurch, daß der Arzt die bittere Arznei verschluckt, wird der Kranke nicht gesund; er muß sie selbst nehmen. „Wenn wir den Katholiken vorwerfen, daß sie in ihren Crucifixen einen hölzernen Gott anbeten, so kann man uns vorwerfen, wir hätten einen papiernen Gott. Allerdings ist das Wort Gottes in der Schrift enthalten; aber es ist schon vor aller Schrift dagewesen in alle Ewigkeit." „Die Erlösung ist nur vollendet, wenn der Mensch völlig von der Herrschaft der Sünde befreit ist. Taufe und Abendmahl sind keine Mittel zur Seligkeit, sondern nur äußerliche Zeichen, die bei den Vollkommenen abgeschafft werden müssen."

In einer neuen Schrift: „Anfang, Mittel und Ende der Ortho- und Heterodoxie; oder kurzer theologischer Entwurf, aus was Ursachen das ver-

worrene Religionsgezänk in der Christenheit entsprungen, durch was Mittel es fortgeführt und auf was Art es endlich zernichtet möge werden: in christlicher Freiheit und aufrichtiger Liebe aus dem Licht von Oben verfaßt," 1700, wurde die Liebe Gottes und des Nächsten als der hauptsächliche Glaubensartikel dargestellt, durch welchen auch Heiden, Türken und Juden selig werden können. — Auch auf die Politik ging Dippel in seiner Weise ein: „Christenstadt auf Erden ohne gewöhnlichen Lehr-, Wehr- und Nährstand, oder kurze doch eigentliche Abbildung der aus dem Reich der Natur entstandenen und im Zorn Gottes bestätigten Ordnungen unter den Menschenkindern zu Babel, die Christi Namen führen, im Gebet, Fürbitte und Danksagung ausgefertigt auf Gottes Befehl und Handreichung."

Einige Jahre darauf erschien: „Wegweiser zum verlornen Licht und Recht, oder entdecktes Geheimniß beides der Gottseligkeit und Bosheit, in einer schriftmäßigen Abbildung der Gemeine des neuen Bundes, nach ihrer innern und äußern Beschaffenheit, und des Abfalls in dem Reich des Antichrist." Ein Theil handelte von dem „Geheimniß des Segens und Fluchs in dem natürlichen Körper zum wahren Grund der Arzneikunst." Es wurde darin der Stand der Unschuld geschildert, wo man genoß ohne Befleckung des Geistes und im steten Gefühl der Lust die Natur beherrschte. In diesem Stand war es dem Menschen möglich sich fortzupflanzen, ohne die geringste Gefangenschaf seiner Imagination an die äußere Welt und deren sinnliche Lüste. „Seele und Geist stunden gegen die äußere Natur ganz indifferent, wußten nicht was in derselben böse oder gut sei; denn wie das Böse noch nicht offenbar war, so konnte auch noch keine anziehende oder gefangennehmende Idee von einem scheinbaren oder wahrhaften Gut stattfinden; auch keine Reflexion der sich umsehenden Vernunft."

Auf solche Voraussetzungen baute Dippel seine „ohnfehlbare Methode, alle Secten und Religionen zu einer einigen Kirche zu bringen, und ohne einigen Synkretismo beständig zu vereinigen." — „Die wahre Kirche des neuen Bundes erfordert wesentliche und gründliche Heiligkeit in allen geistlichen Kräften. Das bekennen auch alle Secten, aber sie machen den heillosen Unterschied zwischen einer sichtbaren und unsichtbaren Kirche, zwischen einer Gemeinde der Berufenen und der Auserwählten."

Der natürliche und von Gottes Geist noch nicht in den Gehorsam des Glaubens gebrachte Mensch kann die Geheimnisse göttlicher Wahrheit oder was des Geistes ist, gar nicht begreifen. Ihm mit Katechismen, symbolischen Büchern und Sacramenten zu Hilfe zu kommen, ist so viel, als wenn man einem Blindgebornen durch die Optik das Sehen beibringen wollte. Er gehört gar nicht zur Kirche."

„Fragst du aber: was soll man dann für eine Erkenntniß zu Grunde legen? da doch der Wille unmöglich ohne einiges Wissen kann zum Gehorsam des Glaubens gebeugt werden, so sieh dich um nach den alten Wegen, und betrachte, was Christus im Fleisch von seinen Jüngern verlangt. Hier findest du keine Geheimnisse vom Wesen Gottes, von seiner Person, von Sacramenten, sondern lauter Axiomata practica, die was zu thun und zu verleugnen fordern, und der Vernunft und dem bösen Willen des Menschen, oder dem eignen Leben den Tod verkündigen. Denn es wußte der Heiland wohl, daß der Geist in keinem verkehrten Herzen wohnen könne. So war nun die wahre Sinnesänderung und die gründliche Verleugnung damals der erste Grund zum Christenthum. Man spannte die Pferde nicht hinter den Wagen, und wollte erst gelehrte und fertige Schwätzer machen; sondern der Heiland sagte zu den Schriftgelehrten, die mit ihrer Orthodoxie seine Aussprüche nicht reimen konnten: so jemand will den Willen thun des, der mich gesandt hat, der wird inne werden und erfahren, ob diese Lehre von Gott sei."

„Es gilt hier kein Schwätzen und Wünschen, sondern Suchen: wer sucht, ist allein auf das bedacht, was er sucht. Es brennt ein heimlich Feuer im innersten Grunde deines Gemüths, welches dir keine Ruhe läßt in deinen sündlichen Vergnügungen, und dich immer nöthigt, bessere Ruhe und Speise zu suchen. Die züchtige heilsame Gnade wirkt in allen Menschen, so lange sie sich nicht selbst verstocken. Hier prüfe, was zu thun, und wo der Anfang liege zum Christenthum, die Thür zur Gemeinde Gottes, der eine selige Ruhe verheißen ist. Lernst du in dieser Schule nicht, so hat dich eine falsche Weisheit, und was durch dich in solchem Stande wiederum geboren wird, ist Schlangenart und Hurensamen. Ja selbst die Schrift, von Gott eingegeben, ist dir nun zum Gift und Fallstrick worden, der Teufel ist dein Führer in der Schrift, und wirst damit, wie Satan selbst, alle deine Falschheit und Irrwege rechtfertigen und beschönigen wollen."

„Die böse Vernunft und der eigne Wille, welcher ohne Buße und Glauben sich über die Schrift gemacht, hat den Secten schon längst zur Freude des Teufels gezeigt, wie sie Christen können sein und Christo angehören, ob sie schon nicht thun noch thun wollen, was er ihnen anbefohlen. Sie stecken sich unter Christi Pupurmantel."

„Ein närrischer Trost für Gottsuchende Seelen, wenn sie die Stricke des Teufels und die große Macht der Finsterniß in sich fühlen, und jemand sie mit einer äußerlichen Zurechnung befriedigen wollte. Sollte der, der in seinem Fleisch Tod, Teufel und Hölle besiegt, auch in mir nicht überwinden und herrschen können, so wäre er kein Heiland, er könnte sein Volk nicht selig machen von ihren Sünden. Siehe allhier, wie der Satan in seinen Dienern die

Schrift gebrauchen kann, und erkenne, daß es besser sei, gar keine Schrift lesen, als lesen und doch nicht thun wollen, was sie im Weg der Verleugnung fordert. Denn bei einem, der so die Schrift liest, entsteht nothwendig ein falsches System der Wahrheit, durch welches hernach viele Tausend ins Verderben geführt werden, und den breitgebahnten Weg zum vermeinten Heil lieber wandeln als in den Fußtapfen Christi. So sind die Secten von den heilsamen Worten Christi abgewichen, und liegen nun in größerer Verhinderung, Christum zu suchen und zu finden, als wenn dessen Namen nie unter ihnen wäre genannt worden."

„Nachdem man sich schon lange auf unnütze Spitzfindigkeiten gelegt, geschah es im zweiten Jahrhundert, daß der seligmachende Glaube und das Christenthum in einen Meinungsbegriff und dessen Beifall gefaßt, und das grausame Thier der Orthodoxie auf den Thron gesetzt wurde, welches Jedermann sollte anbeten. Indem aber nothwendig sovielerlei Orthodoxie mußte herauskommen, so viel gelehrte und verkehrte Bischöfe die Schriften der Apostel durchlasen und sich darin mit Speculiren ergötzten, so war ein jeder von diesen Meinungskrämern bedacht, viele Jünger auf seine Seite zu bringen, und durch weltliche Gewalt und Ansehn seine seligmachende Meinung prävaliren zu machen. Diese ärgerliche Unordnung der christlichen Gemeinde hat die heidnischen Kaiser zur Verfolgung gereizt. Und diese Früchte folgen nothwendig aus der Ketzerei der Orthodoxie: denn indem das Gemüth des verkehrten Christen nicht mehr im Gehorsam des Glaubens an Christum bleibt, so fällt er in das Gefängniß der Eigenliebe, für welche die verderbte Vernunft nunmehr einen andern Weg des Heils erdichtet; denn es will doch gern Jedermann selig sein."

„Solche Confusion wollte die Vernunft durch Concilien der eigensinnigen Bischöfe wiederum heben; man dachte nicht an den Ursprung des Greuels, daß natürliche Menschen nicht können auf eine Gott wohlgefällige Weise einig werden, sondern man wollte durch neubeliebte Formeln sich vergleichen, und damit nur der äußerlichen Unordnung steuern. Die Kaiser, als sie selbst sich zu diesem falschen Christenthum bekehrt, ließen sich zu solcher Thorheit von den Bischöfen überreden."

„Da man nun erfuhr, daß Concilien und deren Decrete nicht hinlangten, die Orthodoxie unter den Christen einerlei zu machen, so war nichts übrig als die äußerliche Gewalt. Welcher Bischof das Glück hatte, bei dem regierenden Kaiser Oberhofprediger zu sein, der führte, seine Orthodoxie zu vertheidigen, die Legionen ins Feld, unterdrückte Alle, die ihn und seine Meinung nicht wollten anbeten, raubte und mordete im Namen Christi getrost vor sich hin, solange er am Bret war; kam hernach ein andrer Kaiser und mit ihm ein

andrer Oberhofprediger sammt seiner Orthodoxie empor, so mußte jener mit seinem alleinseligmachenden Glauben laufen, so weit er konnte: dann hieß es, er leide um des Namens Christi willen."

„Die übrigen Sectirer stecken mit dem alten Papstthum in gleichen Grundsätzen, gründen den Religionsstaat in Meinungen und Satzungen, unterdrücken einander und verfolgen Alle, die es nicht mit ihnen halten. Sie alle regiert ein Geist, ob sie schon noch so mißhellige Meinungen und Satzungen einander entgegensetzen. Da man den Buchstaben der Schrift durch die Reformation wiederum unter die Leute gebracht, aber durch wahre Verleugnung des Geistes, der in alle Wahrheit leitet, nicht theilhaftig geworden, sondern sich eingebildet, die geistlosen Geistlichen wären durch ihre Schulgelehrtheit im Stande, die Religion wieder aufzurichten und das Evangelium zu verkündigen, so mußte man der Protestation, daß der Buchstabe der Schrift sich selbst auslege, durch die That entgegenhandeln, und wiederum neue Decrete und Concordienformeln machen, dieselben gar auf eine gotteslästerliche Weise mit dem Eid beschweren, und also die Schriftgelehrten unter einen Hut bringen. Nach der Hand fanden sich unter ihnen kluge Leute, die sich noch genauer zu verbinden gesucht: sie wurden von den Orthodoxen Synkretisten gescholten, die doch durch ihre Concordienformeln in denselben kretensischen Bund der Geistlosen und des Antichrist getreten waren."

„Die ersten Christen suchten in dem Maaß ihrer Erkenntniß von göttlichen Geheimnissen gar keine Einigkeit, ließen solche Erkenntniß dem Geist Christi überall frei, und wußten wohl, daß sie wegen dieser oder jener Meinung vor Gott nicht würden gerichtet werden, sondern wegen des Herrn Willen, den sie gethan oder gelassen hätten. Sie wußten nichts von jener Einigkeit im Glauben, da einer dem andern seine Vorschrift muß nachschwätzen und von göttlichen Dingen einerlei Worte führen; sie widersprachen wohl einander in Worten, und behaupteten doch einerlei Sinn des Geistes; es redete und schrieb Einer, was dem Andern schwer zu verstehn, wurde aber deswegen nicht zur Rechenschaft gefordert, eine Erklärung zu thun, ob kein heimlich Gift darunter verborgen wäre. So lange wir nicht wieder in diese selige und freie Schranke des Geistes kommen, so lange gehören wir unter die Irrsterne, die der Drache vom Himmel gerissen. Soviel der Mensch sich und den Lüsten der Welt abgestorben ist, so viel sieht er in göttlichen Geheimnissen; soviel er aber noch lebt in den Lüsten der Welt, so viel sieht er nichts. Bedenket das sonderlich ihr, die ihr euch jetzt bemüht, neue Glaubensformeln zu schmieden! — Denket doch einmal wiederum an die allerersten Wege des wahren Christenthums, legt den Grund zu einem Religionsgebäude, den Christus legte, da er die Leute zu seinen Jüngern machte; sucht eure Gemeinschaft in nichts

als in seinem Geist; laßt der Erkenntniß der Wahrheit ihren freien Lauf, nach dem Maaß, das der Geist Gottes in seiner Erleuchtung selbst giebt, denen, die ihn von Herzen in wahrer Buße suchen; heißt die Leute nicht glauben, wenn sie in Gott keine Gewißheit haben, so werdet ihr in Kurzem sehn, wie alles falsche Wesen von selbst dem Glanz der wahren Religion weichen wird."

Diese Schrift erschien in Berlin 1705, wo Dippel nach mannigfachen Verfolgungen und Irrfahrten eine vorübergehende Zuflucht fand. — Seine Lehre, die Seligkeit bestehe im Aufgehn in Gott, führte endlich zum Pantheismus: Gott wurde die Seele der Welt. — Dazwischen klingen, seltsam genug, wieder andere Töne durch, z. B. in dem folgenden Lied: „O Jesu, sieh darein und hilf mir Armen siegen! Mein Herz fühlt nichts als Tod, mein Geist muß unterliegen: das Wollen hab' ich wohl, doch das Vollbringen nicht, weil es dem matten Geist an aller Kraft gebricht. Die Sünd' hat mich bestrickt, der Tod hat mich gefangen; wohin ich geh und seh', nichts stillet mein Verlangen. Einst meint' ich hoch zu stehn, nun lieg' ich tief im Staub, und mein erträumter Ruhm wird nun des Spottes Raub. Zwar lauf' ich immerdar, doch kann ich Ruh' nicht finden, nichts kann das arme Herz von seiner Last entbinden: es deckt mir das Gesetz nur meine Sünden auf, und reicht mir doch nicht dar die Kraft zum Himmelslauf. Du Jesu, du allein kannst meinen Jammer wenden! Mein Können stehet nur in deinen starken Händen. Gießt du mir nicht die Kraft zu neuem Leben ein, so wird mein Sehnen selbst zu nichts als lauter Pein. Drum Herr, erbarme dich! ich liege dir zu Füßen; laß in mein schwaches Herz den Strom der Gnade fließen! Ich fleh, ich laß dich nicht, bis deine Segenskraft in mir den Tod besiegt, ein neues Leben schafft."

---

Leibnitz — der Ende 1699 Mitglied der Pariser Academie der Wissenschaften wurde — hatte die Gründung einer Academie in Berlin nie aus den Augen verloren. Seine Idee umfaßte das Gesammtgebiet der Wissenschaft, dem Hof kam es hauptsächlich auf die Kalender an, von deren Verfertigung man sich großen Vortheil versprach; außerdem hoffte der Kurfürst, wie sein Enkel spöttisch bemerkt, auf die Entdeckung zahlreicher Sternbilder, die alle seinen Namen tragen würden. Der Zeitpunkt war günstig: 23. Sept. 1699 nahm das Corpus evangelicum endlich den verbesserten Kalender an, und ließ diese Neuerung von allen Kanzeln veröffentlichen. — Erhard Weigel, auf dessen Betrieb es hauptsächlich geschehn war, hatte diesen glücklichen Erfolg nicht mehr erlebt. Am eifrigsten arbeitete Jablonski, den Kurfürsten

zu überreden, und da dieser einsah, was Ludwig 14. habe, könne er sich auch verschaffen, so gelang es endlich, seine Zustimmung zu gewinnen.

18. Merz 1700 beschloß der Kurfürst, auf Grundlage des ihm von Jablonski vorgelegten Entwurfs, eine Academie der Wissenschaften und ein Observatorium in Berlin zu gründen und das Protectorat derselben zu übernehmen. Charlotte, eben zum Besuch in Hannover, setzte Leibnitz davon in Kenntniß, der sich beeilte, zwei deutsche Denkschriften über die Stiftung nach Berlin zu schicken. „Solche Societät müßte nicht auf bloße Curiosität und Wißbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet sein, sondern man müßte gleich anfangs das Werk auf den Nutzen richten, und auf solche Specimina denken, davon der hohe Urheber Ehre und das gemeine Wesen ein Mehreres zu erwarten Ursache haben. Wäre demnach der Zweck, die Theorie mit der Praxis zu vereinigen, und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien, und mit einem Wort die Nahrungsmittel zu verbessern." Die Societät sollte sich deshalb mit allen Zweigen der Verwaltung in Beziehung setzen; zugleich aber auch die Verbreitung des Christenthums im Auge behalten, hauptsächlich nach China, „wodurch den Völkern, die noch im Finstern sitzen, das wahre Licht anzuzünden wäre, dieweil die Wissenschaften und der irdische Himmel bequem gefunden worden, die verirrten Menschen, gleichwie der Stern die morgenländischen Weisen, zu dem, so recht himmlisch und göttlich ist, zu führen... Dadurch ein Commercium nicht nur von Waaren und Manufacturen, sondern auch von Licht und Weisheit mit dieser gleichsam andern civilisirten Welt und Anti-Europa einen Eingang finden dürfte, so auch viele Fremde anlocken würde, des Kurfürsten von Brandenburg Protection dazu zu suchen, zumal bekannt, daß unter allen europäischen Naturalien fast nichts in China mehr gesucht und geführt wird als der Bernstein."

Leibnitz wurde nach Berlin eingeladen, und kam Mitte Mai 1700 daselbst an, kurz nach seiner Gönnerin Charlotte. Der Hof war mehr mit prunkenden Festlichkeiten als mit academischen Entwürfen beschäftigt: den 28. Mai sollte sich die älteste Tochter des Kurfürsten mit dem Erbprinzen von Hessen vermählen; ein glänzender Aufzug, Ball, Maskerade, Operette löste den andern ab; die Sänger und Tänzer waren zum Theil aus Dresden, Paris und Italien verschrieben; aber der berühmte Philosoph gehörte auch zur Decoration. „Ich bin hier von den Festlichkeiten fast ganz in Beschlag genommen, welchen ich von Zeit zu Zeit beiwohnen muß, nicht sowohl zu meinem Vergnügen als des Anstands wegen. Je fais ici une vie que Me. l'Electrice appelle ein lüderlich Leben. Me voilà donc bien derangé et bien hors de mon élément.

Endlich machte man eine kleine Pause, und den 11. Juli 1700 wurde die neue Academie feierlich eingeweiht.

„Solchem nach, heißt es in dem Stiftungsbrief, soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zier der deutschen Nation gereicht, absonderlich mit gesorgt werden, also daß es eine deutschgesinnte Societät der Scientien sei, dabei auch die ganze deutsche, und sonderlich Unserer Landen weltliche und Kirchhistorie nicht versäumt werden soll." Diesen Punkt hatte der Kurfürst als ein besonderes Hauptstück dem Stiftungsbrief einrücken lassen. „Und wollen, daß dieselbe sich angelegen sein lassen solle, daß vermittelst Betrachtung der Werke und Wunder Gottes in der Natur, auch Anmerkung, Beschreib- und Ausübung derer Erfindungen, Kunstwerken, Geschäfte und Lehren, nützliche Studien, Wissenschaften und Künste excoliret, gebessert, wohl gefaßt und recht gebraucht, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen, aber zerstreuten menschlichen Erkenntnisse nicht allein mehr und mehr in Ordnung und in die Enge gebracht, sondern auch vermehrt und wohl angewendet werden möge . . . und wollen männiglich in Unsern Landen, sonderlich aber die in Unsern Bedienungen stehn, auch die sonst Dependenz von Uns haben, zumalen aber Alle, die denen Studien ergeben, nach jeder Gelegenheit der Societät zu ihrem gemeinnützigen Zweck die Hand möglichst zu bieten, nachdrücklich angewiesen haben."

Der Tag nach der Gründung der Academie, 12. Juli 1700, wurde wieder durch ein großes Fest in Charlottenburg verherrlicht, von dem Leibnitz seiner Gönnerin in Hannover einen lustigen Bericht sandte*); der nach Paris an die Herzogin von Orleans ging.

*) On représenta une foire de village, où il y avait des boutiques avec leurs enseignes, et l'on y vendait pour rien des jambons, saucisses sc. . . . Mr. d'Osten faisant le docteur empirique avait ses arlequins et saltimbanques . . . Mais rien ne fut plus joli que son joueur de gobelets: c'était Monseigneur le Prince électoral (Friedrich Wilhelm), qui a appris effectivement à jouer l'hocus-pocus. Me. l'Electrice était la doctoresse . . . 'A l'ouverture du théâtre parut l'entrée solennelle de M. le docteur monté sur une façon d'éléphant, et Me. la doctoresse se fit voir aussi, portée en chaise par ses Turcs. Le joueur de gobelets, les bouffons, les sauteurs et l'arracheur de dents vinrent après; et quand toute la suite du docteur fut passée, il se fit un petit ballet de Bohémiennes, dames de la cour . . . On vit aussi paraître un astrologue, le téléscope à la main; ce devait être mon personnage; mais M. le comte de Wittgenstein m'en releva charitablement. Il fit des prédictions avantageuses à Mgr. l'Electeur. Me. la Princesse de Hohenzollern, principale Bohémienne, se prit à dire la bonne aventure à Me. l'Electrice le plus agréablement du

Im Ganzen wurde mehr gefeiert als gethan, für die Sache selbst geschah wenig oder nichts. Doch erfolgten mehrere Ernennungen: Leibnitz wurde immerwährender Präsident, Fabricius, Ancillon, Jablonski und einige Andere Mitglieder; Jablonski's älterer Brüder (geb. zu Danzig 15. Dec. 1654) wurde beständiger Secretär.*) Vielleicht die Hauptsache war die Berufung des Astronomen Kirch aus Guben nach Berlin.**)

Der Hof hatte an andere Dinge zu denken, und Leibnitz blieb Muße, theils die Mantissa zu seinem Codex Juris Gentium zu vollenden, theils seine Unionsverhandlungen mit Bossuet wieder aufzunehmen, wozu ihn Anton Ulrich drängte, der immer lebhafter daran dachte, sich mit der alten Kirche zu versöhnen.

Leibnitz fragte 11. Dec. 1699, ob die Offenbarung zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen sei oder immer fortdauere? durch wen der Umfang dessen, was zur Offenbarung gehöre, bestimmt werde? durch Concilien oder durch den Papst? das Tridentiner Concil habe mehrere biblische Schriften für kanonisch erklärt, die früher nicht dafür gegolten. — Bossuet antwortet 9. Jan. 1700 sehr ausführlich. — Die Offenbarung ist abgeschlossen: in der Schrift und in der mündlich aufbewahrten Tradition dessen, was der heilige Geist den Aposteln unmittelbar überliefert hat. Die zweite Frage ist gleichgültig; entschieden wird nur: sicut Ecclesia semper intellexit. Die vom Tridentiner Concil für authentisch erklärten Bücher haben immer in der Kirche gegolten; dafür werden 24 Thatsachen angeführt. — Die Schrift ist nicht das Höchste; es giebt christliche Völker, welche sie in ihre barbarische Sprache gar nicht übersetzen konnten, und der h. Augustin sagt selbst: der Mensch, welcher in Glaube, Liebe und Hoffnung lebt, bedarf der Schrift nur, um Andere zu unterweisen. Die christlichen Symbole waren nöthig, um uns eine deutliche Erkenntniß unserer Erlösung zu geben, die uns Gott durch das Wissen

---

monde, en vers allemands fort jolis, qui étaient de la façon de M. de Besser . . Enfin Mgr. l'Electeur descendit lui-même de sa loge, travesti en matelot hollandais, et acheta par-ci par-là dans les boutiques.

*) Später Reise-Informator des Kronprinzen; † 1731 als Hofrath; sein Bruder † 1741.

**) Geb. 18. Dec. 1639 zu Guben, Schneidersohn, stud. zu Jena unter Erh. Weigel, macht dann in Danzig und Königsberg Kalender; treibt auch etwas Astrologie; 1676 bis 1692 in Leipzig, † 25. Juli 1710. — Seine Frau, Margarethe, die er 1692 in Leipzig geheirathet, half ihm bei der Einrichtung des Observatoriums, und setzte nach des Mannes Tod das Geschäft fort; nachdem sie eine Zeit lang in Danzig gelebt, begleitete sie ihren Sohn, der gleichfalls in die Academie kam, 1716 wieder nach Berlin, wo sie 29. Dec. 1720 starb.

vermitteln wollte, nicht durch einen blinden Instinct. Zu dieser umfassenden Kenntniß gehört die ganze Dogmatik; die Kirche kann nicht zugeben, daß irgend ein Punkt derselben angetastet werde. Sie ist nachsichtig gegen die Irrthümer, solange sie sich nicht bestimmt darüber ausgesprochen hat; dann aber tritt unbedingte Verdammniß ein. Cyprian bleibt ein Heiliger trotz seiner Irrlehre, weil damals die Kirche darüber noch nicht entschieden hatte; seine Schule dagegen, die Donatisten, als verstockt, sind verdammt. Ferendus est error, non usque adeo progredi debet, ut fundamentum ipsum Ecclesiae quatere moliatur. Die Ordnung der Kirche ist die Hauptsache. — Auf Betrieb Anton Ulrich's antwortet Leibnitz (Mai 1700) noch ausführlicher: den 24 Thatsachen werden 122 Thatsachen entgegengestellt. Es ist eine tiefe und für die Wissenschaft höchst bedeutende kirchengeschichtliche Abhandlung, welche hauptsächlich die orientalische Kirche der lateinischen entgegenstellt, und der letzteren vorwirft, alle wissenschaftliche Strenge der bloßen Beredsamkeit geopfert zu haben. Der Begriff der Ueberlieferung wird einer kritischen Untersuchung unterzogen und nachgewiesen, daß ohne unaufhörliches Wunder dieselbe sich nicht rein erhalten konnte; daß der Begriff der allgemeinen Kirche, ohne bestimmtes Organ, bei dem man ihn fassen könne, viel zu schwankend sei; daß man eine Uebersetzung wie die Vulgata nicht für infallibel erklären könne, wenn das Original noch vorhanden sei; über die ersten Jahrhunderte des Christenthums werden Enthüllungen gemacht, die sehr viel Menschlichkeiten darin nachweisen; daß endlich die Neuerungen des Tridentiner Concils unannehmbar seien. Il n'y a que la force ou bien une indifférence peu éloignée d'une irréligion déclarée qui ne se fait que trop remarquer dans le monde, qui puisse le faire triompher. J'espère que Dieu préservera son église d'un si grand mal. — Bossuet, dem es jetzt hauptsächlich darauf ankommt, Anton Ulrich den Uebertritt zu erleichtern, fordert Leibnitz 1. Juni 1700 auf: sich noch einmal ernsthaft vor Gott zu prüfen, ob es ein Mittel gebe, d'empêcher l'église de devenir éternellement variable, wenn man voraussetzt, daß sie irren kann. Kann sie aber nicht irren, so dürfen wir auch ihre Beschlüsse nicht abändern, in der übrigens löblichen Absicht, ein Schisma zu endigen. — Für das Volk, antwortet Leibnitz 3. Sept., sind dergleichen Argumente recht gut. Mais quand il s'agit d'approfondir les choses et de parvenir à la vérité, ne vaudrait-il pas mieux convenir d'une autre méthode, qui approche un peu de celle des géomètres, et ne prendre pour accordé que ce que l'adversaire accorde effectivement, ou ce qu'on peut dire déjà prouvé par un raisonnement exact? C'est de cette méthode que je souhaiterais de me pouvoir servir. Elle retranche d'abord tout ce qui est choquant; elle

dissipe les nuages du beau tour et fait cesser les supériorités que l'éloquence et l'autorité donnent aux grands hommes (immer höflich, auch wenn er grob wird!), pour ne faire triompher que la vérité. Freilich ist die Kirche unfehlbar; aber stellt denn jede beliebige Versammlung, die sich Concil nennt, die Kirche dar? Hundertmal habe ich gefragt: wodurch legitimirt sich ein echtes Organ der Kirche? Und Sie antworten mir nur mit Allgemeinheiten. Derjenige untergräbt am meisten die Autorität der Kirche, der sie zu leichtfertigen Entscheidungen veranlaßt; der ewige Wechsel wird am besten verhindert, wenn man darin vorsichtig und besonnen ist. Wir sind die wahren Katholiken, die wir nicht zugeben, daß durch unbesonnene Entscheidungen der heilige Name der katholischen Kirche beeinträchtigt werde."

Die Sache lag ihm doch noch immer sehr am Herzen. „Ich hatte, schreibt er an Jablonski, mir einmal vorgenommen, eine Theodicee zu schreiben, und darin Gottes Güte, Weisheit, Gerechtigkeit und Allmacht zu vertheidigen. Aber es wird besser sein, wenn mir Gott einmal die Gnade verleihen sollte, solche Gedanken in mündlicher Conferenz zur Beförderung der Union glücklich anzubringen." — Statt seine Gedanken der Welt durch Bücher darzustellen, und Zanksüchtigen Aergerniß zu geben, sei er mehr geneigt, mit wohlgesinnten Theologen beider Theile persönlich zu conferiren, und dann erst, nachdem er ihnen und sie ihm Vergnügung gegeben, auch Andern zu Dienst damit vorzugehn. — Aug. 1700 hielt er sich bei Anton Ulrich auf, während die Höfe von Berlin und Hannover ihre großen politischen Entwürfe ins Werk setzten.

Durch die kluge Vermittelung ihrer Mutter hatte sich die Kurfürstin Charlotte so ziemlich mit Frau von Wartenberg verständigt — obgleich sie hin und wieder noch immer ihre Neckereien an ihr ausübte — und durch Wartenberg eine bedeutende Zulage für ihren Haushalt durchgesetzt. Mai 1700 besuchte sie ihre Mutter in Hannover, und machte mit derselben Sept. 1700 eine Badereise nach Aachen, wo den beiden Damen ausnahmsweise eine politische Mission anvertraut war. Sie kamen nämlich im Haag mit dem König von England zusammen, und mußten denselben zur Unterstützung der preußischen Kronansprüche zu gewinnen. Auch über die englische Thronfolge wurde verhandelt. Auf der Rückreise besuchten sie in Rotterdam 26. Oct. Bayle und Basnage, unterhielten sich längere Zeit mit ihnen, und war den besonders von dem Ersten sehr befriedigt.

Leibnitz hatte sie begleiten sollen, aber er mußte die Bäder in Teplitz gebrauchen und war außerdem vom Kaiser eingeladen, sich in Wien wiederum der Unionssache anzunehmen. Ende Sept. 1700 reiste er dahin ab, und blieb

bis zum Dec. Die Unionssache war nur ein Vorwand: es handelte sich diesmal um ernstere Angelegenheiten.

Durch den neuen französisch gesinnten Papst Clemens 11. bestimmt, machte der kinderlose König von Spanien 2. Oct. 1700 ein Testament, welches den Enkel Ludwig's 14. zum Thronerben einsetzte, und starb gleich darauf 1. Nov. Es waren von den Mächten vorher verschiedene Theilungspläne der Monarchie entworfen, Oct. 1698 und Merz 1700; man war aber nicht einig geworden, und nach einigem Zögern entschloß sich Ludwig 14., für seinen Enkel die Krone anzunehmen, während der Kaiser die Erbansprüche seines Sohnes Karl vertrat: die letztern wissenschaftlich zu rechtfertigen, war Leibnitz' Aufgabe.

Kurfürst Maximilian von Bayern, bis dahin gut kaiserlich gesinnt, hatte sich von Frankreich gewinnen lassen: sein Bruder, der Kurfürst von Cöln, schloß sich ihm an. Um so mehr sah sich der Kaiser genöthigt, den Beistand Brandenburgs um jeden Preis zu gewinnen, und gab so endlich, 16. Nov. 1700 feierlich seine Einwilligung, daß Kurfürst Friedrich sich in Königsberg als König in Preußen krönen lasse.

17. Dec. 1700 begann der Hof den Krönungszug, der 12 Tage dauerte. 30,000 Vorspannpferde mußten gestellt werden. Auch während der Reise wurde ein strenges Ceremoniell festgehalten: der Bruder des Kurfürsten, Markgraf Albrecht, mußte in sammtnem Kleide und in großer Perücke auf dem Kutschbock der Königin sitzen. 17. Jan. 1701 wurde der schwarze Adlerorden gestiftet, 18. Jan. erfolgte die Krönung. Sie war großartig: Besser hatte das Ceremoniell geordnet, Cosander v. Goethe, Schlüter's Nebenbuhler*), die Decorationen aufgestellt. Der Anzug Sr. Maj. des Königs war von Scharlach, reich mit Gold gestickt und mit Diamantknöpfen besetzt, von denen jeder 3000 Ducaten gekostet hatte. Darüber trug er den mit Kronen und Adlern gestickten Purpurmantel, in dessen Agraffe drei Diamanten glänzten, welche auf 100,000 Thaler geschätzt wurden. Das Haupt des Königs bedeckte die in vielen hundert Locken herabwallende Perücke, und auf ihr ruhte die Krone von purem Golde, deren Bügel lauter dicht an einander gefügte Diamanten bildeten. Noch kostbarer war der Putz der schönen Königin — die sich leider, im Culminationspunkt der Festlichkeit, verleiten ließ, aus der Dose, die ihr Peter geschenkt, eine Prise zu nehmen. Der König war tief verletzt, warf ihr unwillige Blicke zu und sandte einen Kammerherrn mit der Mahnung, sie solle des Orts eingedenk sein, wo sie sich befinde, und ihres

*) Durch ihn verlor Schlüter 1706 die Gunst des Königs, nachdem er vorher 1703 die Statue des großen Kurfürsten vollendet; er verließ Berlin 1713 und starb im folgenden Jahre in Rußland.

Ranges. — Es war Alles sehr großartig, zwei Bischöfe waren eigens für das Fest ernannt, ein reformirter und ein lutherischer; v. Besser wurde Oberceremonienmeister und verherrlichte die Begebenheit durch ein erhabenes Gedicht, wie durch eine gelehrte Beschreibung; Kolbe v. Wartenberg wurde Reichsgraf. 8. Merz 1701 erfolgte die feierliche Abfahrt aus Königsberg, 6. Mai der ebenso feierliche Einzug in Berlin. Erst am 22. Juni wurde die Feier, die sechs Monate gedauert, durch einen allgemeinen Buß- und Bettag geschlossen. 1. Merz hatte der neue König in einem feierlichen Dankschreiben an den Kaiser sich verpflichtet, ganz seinem Dienst zu leben.

Die Zeit drängte: im Febr. 1701 besetzten die Franzosen im Einverständniß mit Maximilian von Bayern die Niederlande.

10. Febr. 1701 schreibt Prinz Eugen, der sich mehr und mehr gegen die steifen alten Hofräthe festsetzte, und dessen Einfluß noch immer im Steigen war, an den Grafen Kaunitz: „Wir müssen es ja nicht der Freundschaft des Königs gegen unsern Hof zuschreiben, daß er eine Verbindung mit Frankreich dermalen abgelehnt hat; das Interesse des Hauses — innere Einrichtungen; die nordische Verwickelung — erfordern für den Augenblick Ruhe. Wir müssen mit ihm behutsam zu Werke gehn, denn im Grunde ist die Politik dieses Hofs gegen den unsrigen immer gespannt; wer sich einmal die Vergrößerung seiner Staaten in den Kopf gesetzt hat, kann es mit seinen Nachbarn niemals aufrichtig meinen."

8. April 1701 machte Leibnitz die Kurfürstin Sophie auf die Möglichkeit aufmerksam, daß sich Preußen, Bayern und die Ungarn in die östreichischen Staaten theilten: Preußen könne Schlesien nehmen. Sophie bedauerte nur, nicht so weit gerüstet zu sein, um auch von der Beute etwas zu erhalten. — Aber, fuhr Leibnitz fort, diese Vergrößerung würde der Ruin jener Staaten sein: car faisant cesser la balance en Europe par la ruine de la maison d'Autriche, ils seront engloutis comme les autres par la maison de Bourbon. — Alors comme alors! meinte Sophie. — C'est justement ce proverbe, entgegnete Leibnitz, qui nous a miné, et le peu de soin qu'on a de la postérité, pourvu qu'on contente présentement ses passions, ses vanités et ses caprices. — Was soll man aber thun? Je crois qu'on a attendu un peu trop longtemps, cependant je m'imagine qu'il y a encore de quoi tenter de se sauver, et les ennemis, quand ils seront un jour les maîtres de nos pays, et en tireront des sommes immenses, nous apprendront ce que nous aurions pu faire.

27. Apr. 1701 hielt der Papst eine Allocution gegen die preußische Königswürde; die preußischen Federn setzten sich dagegen in Bewegung. Voran Ludewig, Stryk's Schüler in Halle, der nun, 31 Jahr alt, ganz zur

Geschichte und zur Rechtswissenschaft überging: er hatte, um sich auch praktisch auszubilden, den Ryßwicker Verhandlungen beigewohnt, und schon dort Materialien für die preußischen Ansprüche gesammelt. Da man ihn in Halle de jure reges appellandi nicht disputiren lassen wollte, weil er noch nicht Dr. jur. war, so schickte er die Naeniae Pontificis unmittelbar nach Berlin ein, und wurde dafür Professor der Geschichte in Halle. Gleich darauf erhielt er auch die Doctorwürde und die Stelle eines Archivars, und sein Ruf stand schon so weit fest, daß er als Mitglied des Spruchcollegiums sich alle langweiligen Fälle verbitten durfte. Von der ganzen Schule war er derjenige, der am einseitigsten die territorialen Ansprüche gegen die Reichsgewalt vertrat.

Auch Leibnitz durfte nicht feiern. In den „monatlichen Auszügen aus Büchern", die sein Schüler Eckard 1700 bis 1702 herausgab, stehn eine Reihe von Aufsätzen aus seiner Feder, die sich meist mit der Rechtfertigung der preußischen Königswürde beschäftigen. — Dazu kamen die philosophischen Gespräche mit der Königin Charlotte. „Glauben Sie nicht, schrieb ihm diese gleich nach Beendigung der Festlichkeiten, daß ich diese Größe, von der man so viel Aufhebens macht, unsern philosophischen Unterhaltungen vorziehe." Endlich das Unionsgeschäft.

Bossuet hatte gewünscht, daß zu den Unterhandlungen auch ein protestantischer Geistlicher gezogen werde; Leibnitz (21. Juni 1701) versteht das so, als ob ihm Molanus nicht genüge; dagegen protestirt der Bischof 12. August: Molanus' Cogitationes privatae wären der beste Weg gewesen, eine Verständigung anzubahnen, aber dieser scheine sich ganz zurückgezogen zu haben. — Entgegenkommen können wir euch nur in Fragen der Disciplin; in den Dogmen ist es unmöglich. Les affaires de la religion ne se traitent pas comme les affaires temporelles, que l'on compose souvent en se relâchant de part et d'autre, parceque ce sont des affaires dont les hommes sont les maîtres. Mais les affaires de la foi dépendent de la révélation. Es würde zu nichts führen, wenn ich hier sehr zu unrechter Zeit den Gemäßigten spielen wollte. Die wahre Mäßigung besteht darin, daß man sich klar und bestimmt ausdrückt, um keine Zeit zu verlieren. Ihr schlagt uns, um der Kircheneinigung willen, Mittel vor, die uns in ein viel schlimmeres und unheilbareres Schisma treiben würden, als das, welches wir heilen wollen. Wir sollen die Beschlüsse des Tridentiner Concils suspendiren; wie können wir das? Wir haben sie alle unterschrieben, und sie sind die Regeln, nach denen wir urtheilen. Ihr gebt die Unfehlbarkeit der Kirche zu, aber ihr bestreitet uns jedes Mittel, sie kenntlich zu machen. Das neue Concil, das ihr vorschlagt, würde damit anfangen, alle bisherigen Lehren der Kirche in Frage zu stellen. Laissez nous donc en place comme vous

nous y avez trouvés, et ne forcez pas tout le monde à varier ni à mettre tout en dispute; laissez sur la terre quelques chrétiens qui ne rendent pas impossibles les décisions inviolables sur les questions de la foi, qui osent assurer la religion, et attendre de Jésus-Christ, selon sa parole, une assistance infaillible sur ces matières. C'est là l'unique espérance du christianisme. — Soll eine Annäherung stattfinden, so gebt ihr nach, prüft eure Dogmen von Neuem; ihr könnt es, wir können es nicht. Das ist ein Vortheil auf unserer Seite, aber dieser Vortheil liegt in der Natur der Sache; warum seid ihr abgefallen? — Daran schließt sich eine neue Darstellung der Kirchengeschichte in 62 Artikeln vom katholischen Standpunkt, damit Leibnitz nicht behaupten könne, er habe ihn widerlegt.

Nun wirft auch Leibnitz alle Rücksichten bei Seite. — Gut declamirt! ruft er aus; aber wir unsrerseits müssen euch bitten, de laisser sur la terre des gens qui s'opposent au torrent des abus, qui ne permettent point que l'autorité de l'église soit avilie par de mauvaises practiques et qui ne souffrent point qu'on abuse des promesses de Jésus-Christ pour établir l'idole des erreurs: autrement c'est rendre l'assistance de Jésus-Christ, unique espérance des chrétiens, très obscure et très incertaine. Also ihr könnt nichts zurücknehmen? — vergebens schmeichelt ihr euch, daß ihr darin einen Vortheil habt, comme s'il était permis à une bande de petits évêques italiens, courtisans et nourrissons de Rome, peu instruits et peu soigneux du vrai christianisme, de fabriquer dans un coin des Alpes, d'une manière désapprouvée hautement par les hommes les plus graves de leur temps, des décisions qui doivent obliger toute l'église si nous le voulons croire. Non, Monseigneur, un tel concile ne passera jamais. — Auf Bossuet's*) kirchengeschichtliche Darstellung sendet er 5. Febr. 1702 eine Entgegnung ein, die ein ausführliches Studium verdient. Er kommt zu dem Resultat: auch auf die heil. Schrift sind die Gesetze der gewöhnlichen Kritik anzuwenden; er sagt von Luther, daß ihm das Menschengeschlecht Hoffnung und Freiheit verdankt; er wird einige Male sogar recht spöttisch. Man kann diese Denkschrift als die Grundlage der modernen Exegese bezeichnen.

Die Verhältnisse in Hannover hatten sich mittlerweile so umgestaltet, daß von dieser Seite jede Hoffnung auf eine Union aufgegeben werden mußte.

Als die letzte Hoffnung auf eine Nachkommenschaft Anna's, seiner unmittelbaren Nachfolgerin, schwand, setzte König Wilhelm von England 23. Juli 1701 eine Parlamentsacte durch, in welcher die Kurfürstin Sophie

---

*) Bossuet † April 1704.

und ihre Erben, unter der Bedingung, daß sie der protestantischen Religion angehörten, im Fall des kinderlosen Absterbens Anna's auf den Thron Englands berufen wurden. Zugleich wurde bestimmt, daß England für hannöversche Angelegenheiten keine Verpflichtung übernehme, und daß der König von England nur mit Zustimmung des Parlaments das Inselreich verlassen dürfe. — Mit dieser Acte wurde Graf Macclesfield nach Hannover geschickt.

15. Aug. 1701 fand der feierliche Empfang statt. Mit gebogenem Knie überreichte der Lord der Kurfürstin die Acte, die das Ziel ihres Ehrgeizes enthielt. Sie war 71 Jahr alt, aber noch zeigte ihr Gesicht die Spuren alter Schönheit, und die Elasticität ihres Geistes war stark wie in der Jugend. Sie war der englischen Sprache mächtig, mit der Geschichte und Verfassung des Reichs, das einst ihrem Großvater Jakob 1. gehört, bis ins Kleinste vertraut, und auch dem Getriebe der Parteien nicht fremd. 13 Jahre früher, als die ersten unbestimmten Aussichten auf den Thron sich ihr öffneten, hatte sie an Leibnitz geschrieben: „wenn ich jünger wäre, könnte ich mir mit einer Krone schmeicheln; jetzt aber würde ich, wenn ich die Wahl hätte, mir lieber einen Zuwachs an Jahren als an Größe wünschen." Noch 13 Jahre sollte sie leben, und doch um einige Monate zu wenig, um als Königin zu sterben.

Indem Leibnitz in einem Brief an die Königin von Preußen, 23. Sept., seine Sehnsucht ausdrückt, d'être à portée pour voir de près ce qui est l'admiration de la terre, tröstet er sich mit der Freude, de voir la justice que le monde rend à votre Majesté et à Me. l'Electrice. Il avait de l'impatience à vous voir reine; et à peine l'êtes vous devenue, Madame, qu'il se réjouit de la voir en train de vous suivre. Car vous ayant donné l'exemple en tant d'autres choses, qui vous font si grande et si adorable, elle est bien aise de recevoir à son tour exemple de votre Majesté dans ce que le monde se figure de plus grand. Il est vrai que, ni vous ni elle, vous n'avez pas besoin de couronnes pour briller.

Lord Macclesfield war durch den Bischof Burnet hauptsächlich an Leibnitz empfohlen: er wisse, daß er dem Grafen keinen angenehmern Dienst leisten könne, als indem er ihm die Bekanntschaft eines Mannes verschaffte, welcher der Ruhm nicht nur Hannovers, sondern des ganzen deutschen Reichs sei. Im Gefolge des Grafen befanden sich mehrere bedeutende Menschen — die Herzogin von Orleans äußerte sich einige Jahre später, Hannover sei nun ein klein Engelland geworden, weillen alles so voll Engelländer steckt — der bedeutendste war der junge Irländer Toland.

Toland war der uneheliche Sohn eines katholischen Priesters in Irland, der ihn verleugnete: aus diesem Umstand entsprang vielleicht der erste Grund seines Hasses gegen die katholische Kirche, von der er abfiel. 1696, in seinem 26. Jahre, erschien sein Werk Christianity not mysterious, in welchem er die Grundregeln der christlichen Religion als vollständig übereinstimmend mit der Vernunft und mit der natürlichen Religion darstellte: was in der Bibel derselben widerspräche, sei entweder späterer Zusatz, oder ein Zugeständniß an die sinnlichen Vorstellungen des Volks, auf welches die Apostel zu wirken gehabt. Was über der Vernunft, sei wider die Vernunft. Und diese Sätze zu erörtern, hatte Toland einen nicht unbedeutenden Aufwand theologischer Kenntniß aufgeboten und namentlich die Echtheit einiger biblischen Bücher mit gelehrten Gründen angefochten. Das Buch wurde auf Beschluß des irischen Parlaments durch Henkershand verbrannt, und der Verfasser gezwungen, nach England zu entweichen, wo er 1701 in der Schrift Anglia liberata die Revolution von 1689 rechtfertigte (hauptsächlich gegen Filmer und Hobbes), und eifrig für die protestantische Thronfolge eintrat. In religiösen wie in politischen Dingen folgte er hauptsächlich dem Ansehn Locke's (geb. 1630, 1683—1690 in Holland, gest. 1704), dessen Schriften über die menschliche Erkenntniß (1670), über die Regierung (1689) und über die Erziehung (1690) dem modernen Begriff von Staat, Kirche und Wissenschaft den klarsten Ausdruck gaben. Leibnitz liebte ihn nicht, und fand seine metaphysischen Begriffe ziemlich bäurisch: doch gab er Sept. 1701 in Eckard's Monatschrift einen empfehlenden Auszug aus seinen Werken. Toland hatte mehr zu den Männern von Welt gesprochen: sein Eifer für das Erbrecht Sophien's sicherte ihm in Hannover eine schmeichelhafte Aufnahme.

Dennoch wurde er in seinen Unterredungen der Kurfürstin zuweilen unbequem; nicht als hätte sie selbst Bedenken gehabt, aber Burnet, ihr treuer Anhänger, hatte sie gewarnt, in ihrem Umgang vorsichtig zu sein, da das englische Volk Gleichgültigkeit gegen die Religion nicht dulde. Auch hier mußte Leibnitz Rath schaffen. Er schrieb (8. Aug. 1701) eine Antwort auf Toland's Buch, die er ihm übergab. „Will man Alles, was über unsre gegenwärtige Vernunft geht, ein Mysterium nennen, so wird man auf unzählige Mysterien in der Natur stoßen. Fragte man z. B., ob die innere Textur des Wassers über unsere Vernunft geht, so antworte ich: über die gegenwärtige; denn ich glaube nicht, daß die Textur des Wassers schon genügend von Jemand erklärt ist; und doch verzweifle ich nicht, es könne einst eine Erklärung gegeben werden, welche den Erscheinungen genügt. Es giebt auch Vieles, das über die menschliche Vernunft geht, nicht blos die unsrige, sondern auch der Nachwelt, und überhaupt so lange wir an dieses irdische Leben gebunden sind;

obschon es möglich ist, daß diese Dinge einem höhern Geschöpf und auch uns, wenn wir einmal in einen höhern Zustand übergehn, verständlich sein werden. Versteht man aber unter Mysterium, was über alle geschaffene Vernunft geht, so wage ich zu behaupten, daß zwar keine natürlichen Erscheinungen, wohl aber die Begriffe der individuellen Substanzen (Monaden)*) über den geschaffenen Verstand hinausgehn, weil sie das Unendliche einschließen. Daher kommt es, daß wir keine vollkommene Rechenschaft von dem Weltall geben können. Und warum sollte nicht auch von gewissen offenbarten Dogmen gelten, daß sie durch die Vernunft nicht hinlänglich erklärt werden können, obgleich sie ihr bis zu einer gewissen Grenze zugänglich sind und auch von dem Vorwurf des Widerspruchs befreit werden können?" —

Von Hannover ging Toland Oct. 1701 nach Berlin, wo er von dem Geist der Königin (er nannte sie später in seinen Briefen Serena) und ihrer heitern Lebensauffassung ganz bezaubert war. Er sprach seine Ansichten ganz unbefangen aus, und Charlotte freute sich, ihn mit dem Prediger Beausobre, einem Refugié, disputiren zu lassen. Er machte auf die Widersprüche der Evangelien aufmerksam, bestritt die Echtheit einiger paulinischen Briefe, und nahm die Frage seines Gegners, ob er an Gott glaube, als eine Beleidigung auf. Beausobre ging ihm hart zu Leibe, und wenn die Herren zu eifrig wurden, unterbrach sie die Königin mit freundlichen Scherzen. Auch Leibnitz mußte wieder dabei sein; damals durch seine Doppelstellung zu Hannover und Wolfenbüttel in eine sehr mißliche Angelegenheit verwickelt.

Schon vor zwei Jahren hatte Ludwig 14. zu Versailles mit den Wolfenbüttler Brüdern einen Schutzvertrag abgeschlossen, dem darauf August der Starke und Dänemark beigetreten waren. Die „correspondirenden Stände" — immer von Anton Ulrich geleitet, den sein schwacher Bruder ganz ge-

---

*) Es ist nicht ohne Interesse, wie er einer Dame — der Kurfürstin Sophie, — 19. Nov. 1701, diese Monaden (unités) erklärt. „V. A. E. les entend autant qu'elles sont intelligibles. Car elle juge bien que tout' ce qui est corporel et composé est multitude et non pas une unité véritable; que toute multitude cependant doit être formée et composée par l'assemblage des unités véritables, lesquelles par conséquent n'étant point composées ni sujettes à la dissolution sont des substances perpétuelles quoiqu'elles changent toujours. Or ce qui n'a point de parties ni d'étendue, n'a point de figure aussi; mais il peut avoir de la pensée et de la force ou de l'effort, dont on sait aussi que la source ne saurait venir de l'étendue ni des figures, et par conséquent il faut chercher cette source dans les unités, puisqu'il n'y a qu'unités et multitudes dans la nature." Man kann es der Dame kaum verdenken, daß sie aus dieser Erklärung nicht recht klug wurde.

währen ließ — forderte den König von Frankreich als Garanten des westphälischen Friedens auf, gegen die hannöversche Kur zu protestiren, was auch 14. Sept. 1700 geschah. Um diesem Protest Nachdruck zu geben, stellte Anton Ulrich große Werbungen an, zu deren Leitung ihm Aug. 1701 ein französischer Marschall zugeschickt wurde; ja er ließ heimlich die hannöverschen festen Plätze untersuchen, um sie bei eintretender Gelegenheit nehmen zu können. Von blindem Haß gegen Hannover geleitet, war Anton Ulrich bereit, seine Ansprüche auf Lauenburg Jedem abzutreten, der sie geltend machen könne: der französische Gesandte schließt den Bericht über diese Verschwörung mit den Worten: il faut conduire insensiblement les Allemands à son but; et avec de la patience on ne laisse pas de leur faire ce qui est convenable. Vergebens erließ der König von England heftige Abmahnungsschreiben; vergebens forderte der Kaiser den Herzog Rudolf August auf, seinen Bruder von der Regierung zu entfernen.

7. Sept. 1701 wurde im Haag das Bündniß gegen Frankreich zwischen Wilhelm und dem Kaiser förmlich abgeschlossen. Das englische Volk war im Ganzen gegen den Krieg; da aber nach dem Tode Jacob's (16. Sept. 1701) Ludwig 14. dessen Sohn als König von England anerkannte, erhob sich eine allgemeine Entrüstung und das Parlament bewilligte die Subsidien.

Im Auftrage der Königin von Preußen gab nach Toland's Abreise Dec. 1701 Leibnitz von Berlin aus dem Kurfürsten Georg ausführlichen Bericht über die Wolfenbüttelschen Entwürfe — eben hatte der Kurfürst von Cöln seine Festungen den Franzosen übergeben. Um dieselbe Zeit schreibt Leibnitz an den Cardinal Davia: ein neuer Versuch der Kirchenvereinigung könne nicht sub auspiciis hannoveranis, weil nunmehr England im Wege steht, sondern Sr. hochfürstl. Durchlaucht zu Wolfenbüttel geschehn. In Rom war man nämlich gar nicht damit zufrieden, daß Bossuet die Unterhandlungen abgebrochen hatte.

Januar 1702 entführte Sophie Charlotte ihren Freund Leibnitz aus Berlin nach Hannover, wo ihn neue Lustbarkeiten erwarteten. „Maskeraden und Bälle, Spiel und Komödie, schreibt er 25. Febr. 1702 an die Fürstin von Hohenzollern, lösen einander ab.“ Einmal führte man nach dem Petronius das Gastmahl des Trimalcion auf: der Kurfürst, die Königin von Preußen und andere fürstliche Personen waren betheiligt; prächtige Verwandlungen, geistreiche und nicht geistreiche Späße wechselten miteinander ab.*) Ueber

*) On vit une poule dont les oeufs lorsqu'on les ouvrit furent sur le point d'être jetés, car on crut qu'il y avait des poussins, mais c'étaient des ortolans. On vit des petits enfans portant des pâtés, et des oiseaux s'envolant d'un

das, was bei diesem Festmahl vorgefallen sein sollte, kamen beunruhigende Gerüchte nach Berlin: der König grollte deshalb mit seiner Gemahlin fast ein Jahr lang.

Während Kurfürst Georg im Trimalcion mitspielte, hatte er noch andere Sorgen im Sinn. Den 15. Merz 1702 hatten die Alliirten an Frankreich Krieg erklärt; den 20. Merz (den Tag vorher war König Wilhelm von England gestorben), bei nächtlicher Weile besetzten hannöversche Truppen Wolfenbüttel fast ohne Widerstand; Anton Ulrich entfloh, sein Bruder verstand sich 19. April zu einem Vertrag, in welchem er sich der Allianz anschloß und die hannöversche Kurwürde und das Erstgeburtrecht anerkannte. Anton Ulrich fand sich zwar Anfangs „incapable“, in diese „lâcheté“ zu willigen, er mußte sich aber endlich doch fügen.

In Berlin war man geneigt, das Verfahren Hannovers als etwas zu summarisch zu beurtheilen. In der Regierung war wieder eine Veränderung vorgegangen: Kolbe's Uebermuth war dem militärischen Adel zu arg geworden, er hatte unter Barfus' Leitung eine Ligue gegen ihn gebildet, der auch Charlotte nicht fremd geblieben zu sein scheint. Auch die Untersuchung gegen Danckelmann wurde wieder aufgenommen, und ein gerichtliches Gutachten 16. Mai 1702 ergab, daß er in allen Punkten, deren man ihn anklagte, völlig schuldlos sei. Aber Kolbe's persönlicher Einfluß über den Kurfürsten siegte: mehrere der Verschwörer wurden verhaftet, Danckelmann erhielt keine weitere Vergünstigung, als daß er seitdem täglich eine halbe Stunde spaziren gehn durfte; Feldmarschall Barfus wurde ganz von den Geschäften entfernt († 27. Dec. 1704, 69 J. alt), und Kolbe nun auch dem Titel nach der erste Minister. Die Anmaßungen seines Weibes stiegen nun so, daß sich die Königin ganz nach Charlottenburg zurückzog. Ein Trost war der Besuch ihrer Mutter, die, staatsklüger als sie, der Gräfin Wartenberg schmeichelte, und indem sie überall vermittelte, auch die Spannung zwischen den beiden Höfen wieder versöhnte.

Sophie Charlotte beschäftigte sich eifrig mit musikalischen Studien; sie

---

autre pâté, que les chasseurs reprirent. Un âne portant des olives, et plusieurs autres figures extraordinaires diversifiaient le festin et surprenaient les spectateurs ... On ne but que du Falerne, et Trimalcion, qui préfère celui de Hongrie à tout autre, se ménagea pourtant assez pour l'amour des conviés. Il est vrai, qu'à l'égard de ses nécessités il ne se contraignit point: car se trouvant pressé, il sortit et rentra en cérémonie. D'ailleurs un pot de chambre de grandeur énorme, ou il aurait pu se noyer la nuit, le suivait partout etc. — Der Philosoph von Hannover war ebenso gefällig, als zwei Menschenalter darauf der Dichter von Weimar.

spielte, sang und componirte; der Schatz ihrer Musikalien war eine Tonne Goldes werth; kein Tag verging ohne Concert. Im Sommer 1702 wurde ein eignes Theater in Charlottenburg fertig, das zum Geburtstag des Königs mit der Oper i trionfi del Parnasso eröffnet wurde. Außer berühmten Künstlern spielten auch fürstliche Liebhaber und Liebhaberinnen mit. Neben den Opern und Balletten kamen auch die besten Stücke der französischen Bühne zur Aufführung. — Am liebsten war ihr der Briefwechsel mit Leibnitz. Dieser that ihr noch immer nicht genug, wenn sie nach den letzten Gründen fragte: „es ist nicht möglich, sagte er ihr einmal, Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen das Warum des Warum wissen!" — J'aime cet homme, schreibt sie 7. Aug. 1702 an Frl. v. Pöllnitz, mais j'ai envie de me fâcher de ce qu'il traite tout si superficiellement avec moi. Il se défie de mon génie, car rarement il me répond avec précision sur les matières que j'agite . . . Dernièrement il m'a fait une dissertation sur les infiniment petits: qui mieux que moi est au fait de ces êtres! — (Armer König!) — — Mais ma chère, soupçonnez-vous que Dieu en créant de pareilles espèces (ein Paar aufgeblasene Weiber), les forma à son image? — non, il fit un moule tout exprès et très-différent, pour nous apprendre le prix des grâces et de la beauté par comparaison. Das war eine andere Philosophie als die von Leibnitz, aber auch eine. Si vous trouvez ceci méchant, je sais à qui je m'adresse . . . Que la défiance sur ce que nous valons est estimable, mais que cette vertu est rare! Grand Leibnitz! que tu dis sur ce sujet de belles choses! Tu plais, tu persuades, mais tu ne corriges pas. — Zuweilen setzten ihm auch die Hofleute zu: seine Behauptung, zwei verschiedene Dinge seien nie identisch, suchten sie dadurch zu widerlegen, daß sie zwei ganz übereinstimmende Laubblätter suchten, und Leibnitz war so gefällig, ihnen suchen zu helfen. — Indeß er bei Hofe diese Possen trieb, grübelte er in der Studirstube über sein altes Vorhaben, eine allgemeine Sprache zu finden: ein neues Zahlensystem (Arithmétique binaire), in dem er zugleich den Schlüssel zu den Charakteren des Fohi zu haben glaubte, sollte ihm dabei behülflich sein.

---

8. Sept. 1702 besetzte Maximilian von Bayern im Einverständniß mit den Franzosen Ulm: 6. Oct. wurde der Reichskrieg gegen Frankreich erklärt. Beide Theile wußten nicht, was sie wollten: in dem blinden Eifer, ihrer Dynastie den Glanz einer neuen Krone zu verleihen, handelten sie gegen ihr natürlichstes Interesse. Deutschland sollte aus diesem spanischen Erbfolge-

krieg keinen Gewinn ziehn; aber für Ludwig 14. schlug er zum Verderben aus: Frankreichs Uebermacht wurde für ein Jahrhundert gebrochen.

---

Viel wichtiger als die Berliner Academie war für den neugegründeten preußischen Staat die Universität Halle. Ueberwog auch die theologische Facultät mit ihren pietistischen Neigungen, so verstand Thomasius' Schule sehr wohl, die Regungen des politischen Geistes, welche sich an die Revolution von 1689 knüpften, zu einer lebendigern Entwickelung der Rechts- und Staatslehre so wie der Geschichte zu benutzen.

Das Lehrbuch, welches Thomasius 1701 schrieb, ist kein wesentlicher Fortschritt nach Pufendorf: ein systematischer Kopf war der Verfasser nicht. Noch strenger als seine Vorgänger schied er das strenge Recht von der Sittlichkeit: jenes müsse schlechterdings, unabhängig von der Einsicht und Geneigtheit der Einzelnen, zwangsweise durchgeführt werden (weshalb man seine Philosophie später eine Todtschlagsmoral nannte). Das Recht ist nur negativ und formal: was nicht verboten ist, ist Recht; und nicht verboten ist, was den Frieden nicht stört. Moralisch ist der Mensch verpflichtet den Staat zu suchen, rechtlich aber nicht; er kann ihn verlassen, und seine angebornen Rechte dann wiedernehmen. Der Inhalt des Staatsvertrags ist in die Willkür der Contrahenten gestellt.

Thomasius stand nur noch in einer losen Verbindung mit den Pietisten, mit welchen ihn eigentlich der Zufall zusammengebracht. „Der Point d'honneur, gesteht er selbst, habe ihn von Jugend auf ziemlich verführt und sei der Leitstern seines meisten Thuns und Lassens gewesen." Mehr und mehr entfernte ihn seine satirische Ader von den alten Freunden: es sei christlich, pflegte er zu sagen, die Tugend zu beweinen, aber menschlich, sie zu belachen.

Einen treuen Anhänger in allen seinen Neigungen fand er in Hieronymus Gundling, geb. 25. Febr. 1671 bei Nürnberg, der in Jena und Leipzig Theologie studirt hatte, dann aber als Informator nach Halle kam, und sich hier, auf Thomasius' Anregung, der Jurisprudenz ergab. Er war bedeutend gelehrter als sein Vorbild, aber in der Manier copirte er ihn vollständig. Nirgend zeigt sich das so deutlich als in den „Neuen Unterredungen," Jan., Febr., Merz 1702 (sie wurden dann wegen Invectiven gegen Stryk unterdrückt), einer Nachahmung der „Monatsgespräche," in welcher aber das Verhältniß des Witzes zum Behagen noch ungünstiger ist als bei Thomasius. Die belletristische Form geht ganz nebenher und ist ziemlich ungeschickt: es ist eine Reihe von Recensionen über verschiedene, hauptsächlich französische und

italienische Bücher, die eine außerordentliche Belesenheit verrathen. — „Die klare Wahrheit, sagt er in der Vorrede, ist den Pedanten jederzeit ein greulicher Irrthum, ein erlaubtes Lachen eine schädliche Satire, ein geziemlicher Scherz eine unverantwortliche Narrentheidung." „Satirische Schriften, läßt er sich von einem Gegner einwerfen, erbauen nicht: man muß die Leute mit Liebe gewinnen." „Wo aber keine Hoffnung dazu ist, erwidert er, da weiß ich kein ander Mittel, als daß man solche Leute verächtlich halte, und sie mit ihren eignen Figuren und Lineamenten abmale, damit sie nicht mehr schaden." — Und an Spott läßt er es nicht fehlen. Zunächst gegen die Orthodoxie, Intoleranz und Ketzermacherei, gegen die theologische Polemik überhaupt. „Der arme Papst muß sich mit dem schlechten Prädicat Servus servorum begnügen, die lutherischen Päpste fangen an ihn zu überbieten; es fehlt nur noch das Wir, so wären sie von Gottes Gnaden. Sollten die Apostel wieder kommen, sie würden unsere Superintendenten nicht erkennen; vielleicht würden sie eher den Küster, der die Glocken unter seiner Direction hat, für den Vorsteher der Gemeinde ansehn als einen mit seiner spanischen Perücke gepuderten Priester, der seine Schritte à la mode thut. Sie haben das apostolische Symbol, und ihr langer Rock, ihr Kragen und Meßgewand ist tüchtig genug, sie von den Laien zu unterscheiden. Gerade diese Distinction der Geistlichen und Laien ist ein Rest vom Papstthum." „Daß das Papstthum noch im Lutherthum sei, bedarf keines Beweises. Ist bei uns keine Inquisition in Folio, so ist sie doch in Octav." „Wir sind zufrieden, wenn der ganze Katechismus auf etlichen Zeilen steht, und in einer rechtschaffnen Liebe zu Gott und Verleugnung seiner selbst sich ausdrückt." „Wir haben uns aber einmal vorgesetzt, auf Formeln zu leben und zu sterben: unsre Pharisäer wollen etwas zu commandiren haben." — Nicht blos die Scholastik, auch der Pietismus wird, wenn auch sanfter, getadelt. „Man muß nicht meinen, die mystische Theologie sei mit der mystischen Empfindung einerlei. Eine außerordentliche mystische Empfindung kann nicht geleugnet werden: allein die von solcher übernatürlichen Empfindung geschriebenen Bücher taugen nichts, noch viel weniger die Anweisungen, wie man zu solcher unaussprechlichen Freude gelangen solle. Es kann einer alle theologischen Tugenden haben, aber deswegen folgt nicht, daß sich Gott auf eine so unbegreifliche Weise mit ihm vereinigen müsse. Es können wohl tausend gute Christen sein, die von dieser Perception nichts wissen; und dieser und jener kann wohl solche gnadenreiche Vereinigung geschmeckt haben, der sich zuvor in einiger Contemplation noch nie geübt hat." — Auch die übertriebene Vorliebe für die Alten wird nicht gebilligt; eine besondere Neigung zeigt er für Lucian.

Mit demselben Eifer, mit welchem er die Heuchler und Pedanten ver-

höhnt, sucht Gundling diejenigen Persönlichkeiten zu „retten“, denen die Geschichte Unrecht gethan hat: darin erinnert er an Lessing. Er prüft die fremden Geschichtschreiber in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit sehr streng, und macht darauf aufmerksam, daß in der Geschichte die Persifflage ebensoviel Unheil anrichtet als die Schmeichelei.*) Er versteht, Männer von ungewöhnlicher historischer Kraft, wie Richelieu, nicht ungeschickt zu würdigen. Die niederländische Religionsfreiheit wird von einem ganz vernünftigen Gesichtspunkt analysirt. Die Ansichten von Grotius, Pufendorf und Thomasius werden überall vertheidigt: dem Letztern folgt er auch darin, daß er die Romandichtung und Lohenstein gegen die Angriffe der Frommen (Heidegger's Mythoscopia romantica 1698) in Schutz nimmt. — Was uns in dieser Schrift am meisten anzieht, ist das Gefühl, daß ein ganz neues Zeitalter im Anbrechen ist.

Gundling studirte eifrig die englischen Freigeister und hielt Vorträge darüber, um die Studirenden zu eignem Denken anzuregen; er las auch über Geschichte der Gelehrsamkeit in der Weise Morhof's und im Einverständniß mit Buddeus**), und war eifrig bemüht, die Geschichte mit der Rechtswissenschaft zu verbinden***): theils, um die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Thatsachen zu beurtheilen, theils um die Gesetze aus den Zuständen herzuleiten. — Ein ganz ähnliches Bestreben verfolgte sein College Ludewig, der aber in der Politik eine ganz andere Ueberzeugung hegte: er war specifisch preußisch, während Gundling der Idee des deutschen Reichsverbandes anhing. Beide waren auch sonst beständige Concurrenten. Gundling wurde 1703 Dr. jur., 1705 Professor.

Eifrige Anhänger des Thomasius waren ferner Justus Henning Böhmer†), und Jac. Fr. Ludovici††), die beide 1701 als Professoren

*) Daran hatte schon Leibnitz 1693 erinnert: Quum adulatoribus parum credatur, satiram scribentibus nimis pronae praebentur aures. Et sunt historici, qui pejores repraesentant homines quam fuerunt, his tamen scriptoribus etiam commenta ingenii, proinde ac si interfuissent narrantibus, humana malignitas et occulta in potentes invidia auctoritatem facit.

**) Buddeus wurde 1705 nach Jena berufen; die Halleschen Theologen billigten es, weil er dort nöthiger sei; in Halle habe man genug.

***) In diese Richtung fallen auch die Schriften Casp. Abel's (geb. 1676, 1698 Rector in Halberstadt, 1718 Prediger in Westorf, † 1764), der das System der „vier Weltmonarchien“ beseitigte, und Bierling's (1676—1728, Prof. zu Rinteln, Leibnitz' Freund): de Pyrrhonismo historico 1703.

†) Geb. zu Hannover 1674, Schüler Stryk's, † 1749. Sein Hauptwerk Introductio in jus publicum universale 1710.

††) Geb. bei Treptow 19. Sept. 1671, stud. zu Königsberg. 1721 nach Gießen,

des Rechts in Halle angestellt wurden und 1711 gemeinsam eine ordentliche Professur erhielten. Sie vertheidigten mit ihrem Lehrer das fürstliche Aufsichtsrecht gegen die Consistorien, und erwarben einen bedeutenden Ruf. Ludovici hatte 1700 unter dem Namen Erich Friedlieb eine „Untersuchung des Indifferentismus der Religion" geschrieben, „da man meint, es könne ein Jeglicher selig werden, er habe einen Glauben oder Religion, welche er wolle." „Die wahre Religion setze bei Seite, was Christi Person und Natur sei; ihr genüge zu wissen, daß er gütig sei und ein Herr zu helfen." — Gleichfalls den Einfluß des Thomasius verrieth „der wackelnde Pfaff und befestigte Lehrer" 1700 von Zeidler, einem Prediger im Mannsfeldischen, der seinen eignen Stand, wie er jetzt war, einen „Greuel vor Gott" nannte. — In Lange's Orthodoxia vapulans in cathedra Lutheri, die von Spener und Rechenberg eifrig verbreitet wurde, war die Orthodoxie eine gebrandmarkte Hure, die Diana der Epheser genannt: die heilige Schrift könne Niemand zur Richtschnur in Streitigkeiten werden, bei dem sie nicht vorher eine Norm der Bekehrung gewesen. Eine ähnliche Tendenz verfolgte desselben Medicina mentis, die einige Jahre später erschien, hauptsächlich gegen die scholastischen Hilfstruppen der Rechtgläubigkeit gerichtet: Lange war von allen Pietisten der streitsüchtigste. — Auch der jüngere Stryk disputirte im Sinn der Partei 1702 de jure Sabbathi und erregte damit großen Anstoß. — Filiale der Halleschen Richtung gehn nach allen Seiten, z. B. nach Königsberg 1701 durch Lysius, den Director des dortigen Fridericianums.

Am schmerzlichsten fühlte die Orthodoxie alle Schläge, welche ihrem Lieblingsheiligen, dem Teufel galten, und auch darin wurde Thomasius ihr gefährlichster Feind. Seitdem er 1694 in einem Hexenproceß auf Folter erkannt hatte und durch Stryk's Aufklärung beschämt war, hatte er die einschlagende Literatur eifrig studirt und war nun entschlossen, auch nach dieser Seite den Gegnern offen die Stirn zu bieten. — 1701 ließ er einen seiner Schüler de crimine magiae disputiren: im folgenden Jahr gab er die Theses unter seinem eignen Namen heraus. — Wenn Thomasius die Stimme erhob, wurde sie weithin vernommen; und da er sich nicht begnügte, einmal seine

---

† 15. Dec. 1723. Delineatio historiae juris divini naturalis et positivi; Ausgabe des Sachsenspiegels. — Sein Vater, Prediger bei Treptow, wurde 1696 als Mystiker abgesetzt und † 1708 (Evangelischer Helikon — Spiegel der Verdammten — Horologium passionale). — Ein anderer Ludovici, Chr., geb. zu Landshut 3. Jan. 1663, wurde 1687 zu Leipzig Magister, 1697 Conrector an der Thomasschule, 1699 Prof. der orientalischen Sprachen, † 15. Jan. 1732. — Er hat außer seinen orientalischen Werken auch ein Compendium der Logik nach Aristoteles und ein Kirchenrecht geschrieben.

Meinung zu sagen, sondern Jahr ein Jahr aus unermüdlich darauf zurück kam, so mußte er endlich durchdringen.

Bemerkenswerth ist dabei die Vorsicht, mit der er sich in den Kampf einläßt. Er geht nicht so weit als Balth. Bekker: er erklärt sich vom Dasein des Teufels überzeugt; nur glaubt er nicht, daß er Hörner, Klauen und Krallen habe, daß er einen Leib annehmen und in irgend einer Gestalt den Menschen erscheinen könne, daß er Bündnisse mit dem Menschen aufrichte, sich von ihnen Handschriften geben lasse u. s. w. Es müsse sehr behutsam verfahren werden, wenn man die Leute beschuldigen wollte, daß sie durch Hexerei Schaden gethan, denn es gehöre viel Beweis dazu, und sonderlich bei den übernatürlich scheinenden Krankheiten sei große Untersuchung nöthig, ob nicht ein Betrug dahinter stecke. Das Beste sei, den Proceß gegen Hexen wie gegen Ketzer ganz aufzugeben. — Diese gemäßigte Form that gerade ihre Wirkung; das Uebel wurde zwar nicht sofort abgestellt*), aber erheblich vermindert; und in kurzer Zeit wurde die Ueberzeugung gegen die Hexenprocesse so stark, daß die Praxis ihr folgen mußte.

Unmittelbar war damit die Einschränkung der Folter verbunden, für deren völlige Abschaffung sich Thomasius nicht erklären konnte, da er sie durch kein anderes Beweismittel zu ersetzen wußte: die Idee der Geschwornen lag noch zu fern.

Später lenkt er sogar scheinbar ein, er glaubt, daß Hexen und Zauberer seien, die dem Menschen und Vieh auf verborgene Weise Schaden zufügen, daß Krystallseher und Beschwörer allerlei wunderliche Dinge verrichten, die nicht für Gaukeleien und Betrügereien zu halten, auch nicht den verborgenen Wirkungen der Natur können zugeschrieben werden, sondern muthmaßlich vom Teufel herkommen. Nur leugnet er standhaft die Möglichkeit, einen wissenschaftlichen Beweis zu erheben, und bestreitet die Glaubwürdigkeit der durch die Folter erpreßten Aussagen.

---

*) In der östreichischen Halsgerichtsordnung 16. Juli 1707 wurde die Strafe des Feuers, wenn die Verbrecher noch jung von Jahren, einfältig, bußfertig, und der angerichtete Schade nicht so groß, auf vorhergehende Enthauptung gemildert; und es wurde verboten, auf eine einseitige Zeugenaussage sofort die Tortur anzuwenden. In Preußen blieb es beim Alten — trotz Leibnitz! — bis unter Friedrich Wilhelm 1. Plotho die Brandpfähle wegschaffen ließ. Im übrigen Deutschland dauerte es noch viel länger. Als 1715 in Jena ein Schatzgräber erstickt war, und eine medicinische Facultät die Ursache dem Kohlendampf zuschrieb, weil der Teufel so etwas nicht thun könne, sahen die „Unschuldigen Nachrichten" darin „die Probe der thränenwerthen Licenz, so unter uns eingerissen, und welche, wenn man ihr nicht ernstlich wehre, endlich die vornehmsten Wohlthaten Gottes verschlingen werde."

Die Orthodoxie war in großer Aufregung. Ihr Organ, die „unschuldigen Nachrichten" hatte schon dagegen geeifert, daß Thomasius das Verbrechen der Ketzerei leugnete, und dadurch „die Ruhe der Kirche Christi störte"; nun behauptete es, die Theses über die Zauberei seien „dem Ansehn nach verfertigt, den Hexenproceß über den Haufen zu werfen, in der That aber, wider das Wort Gottes zu erweisen, daß keine Zauberei sei." „Wir wünschen von Herzen, der Autor möge in sich gehn und erwägen, wie sehr durch dergleichen Verfahren das Reich der Finsterniß und das jetzt so sehr anwachsende magische Wesen gebaut werde."

Diese „unschuldigen Nachrichten" waren der letzte und bedeutendste Versuch der Altgläubigen, die verlorne Herrschaft wieder zu erobern, und ihr Herausgeber, Val. Löscher, der bedeutendste ihrer Vorkämpfer.

Die alten Feinde des Pietismus — Schelwig (Synopsis controversiarum sub pietatis praetextu motarum 1701), Sebast. Edzardi*), J. F. Mayer**) u. s. w. — hatten in ihren Angriffen keinen Augenblick geruht; der Letztere hatte sogar Febr. 1700 den Versuch gemacht, sich in Berlin zu insinuiren, was Spener sehr in Schrecken setzte. Aber in ihrem Kampf war kein Plan, und sie gaben durch ihre Uebertreibungen den Gegnern leichtes Spiel. Jetzt trat eine neue Kraft auf den Kampfplatz.

Val. Löscher, geb. 29. Dec. 1673, stammte aus einem alten Zwickauer Pfarrergeschlecht; sein Vater, 1677 als Professor nach Wittenberg versetzt, und Gegner Spener's, hielt ihn auf der Schule zu einem ernsthaften Studium der Classiker an. Unter seiner Leitung studirte er 1690 zu Wittenberg hauptsächlich Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften Numismatik, Genealogie, Alterthümer und Erdkunde, und fertigte sehr weitläufige Collectaneen an. An den damaligen Händeln nahm er noch keinen leidenschaftlichen Antheil, doch disputirte er April 1692 im Auftrage seines Vaters gegen Petersen's Schwärmereien und gegen die Jesuiten (de peccato philosophico). Oct. 1693 las er über Gelehrtengeschichte vor mehr als 200 Zuhörern. Erst im Jan. 1694 legte er sich eifriger auf Theologie und Scholastik; hier verkehrte er noch viel

*) Esra's Sohn, geb. 1. Aug. 1673 zu Hamburg, 1694—1699 in Wittenberg, dann Professor in Hamburg, und nach seines Vaters Tod 1708 Judenbekehrer. † 10. Juli 1736. Von allen Gegnern Spener's der wüthendste.

**) Er wurde 1701 als schwedischer Generalsuperintendent nach Greifswald versetzt, wo er 30. Merz 1712 starb. Er kämpfte mit Edzardi auch gegen die Opern. Von seinen zahllosen Streitschriften sind zu erwähnen: „Gewissensmarter der zum Papstthum abgefallenen Lutheraner", „das über die pietistische Verführung mit dem weinenden Jesu weinende Jerusalem". Auch hatte er „siegreiche Waffen, den Türken zu überwinden", und ein „Pestgebetbüchlein" geschrieben.

mit dem Pietisten Sagittarius, und bemühte sich, die kirchlichen Streitigkeiten in ihrem historischen Zusammenhang zu verfolgen. Nachdem er 1695 über den Nutzen der Münzen für das theologische Studium disputirt, machte er eine academische Reise, hielt sich in Hamburg bei J. F. Mayer bis April 1696 auf, bereiste die Niederlande und Dänemark, und besuchte Fecht*) in Lübeck, den einsichtsvollsten Gegner der Pietisten, dem er sich nun ganz anschloß, Sept. 1696. In Berlin besuchte er Spener nicht. Seitdem begann er in Wittenberg seine Vorlesungen, die sehr besucht wurden, und arbeitete eine Historia enthusiasmi philosophici aus, in welcher er die Geschichte der Mystik bis auf Plato verfolgte. „Ohne Kenntniß der Geschichte gebe es keinen wissenschaftlichen Standpunkt," schrieb er damals; er kümmerte sich sogar um die Entwickelung des Handels, und hatte so umfassende Entwürfe, daß die Theologie ganz zurücktrat.

Diese Entwürfe mußten zurücktreten, sehr zu seinem Bedauern, als er 16. Dec. 1698 als Superintendent nach Jüterbock berufen wurde, und da seinen Amtsgeschäften sehr sorgfältig oblag. Nachdem er gemeinsam mit Wernsdorf Dr. Theol. geworden, forderte er Ende 1700 die Gleichgesinnten auf, ihn im Kampf gegen den Unglauben zu unterstützen. So erschien unter seiner Leitung seit Jan. 1701 die Zeitschrift: „Altes und Neues aus dem Schatz theologischer Wissenschaften," im folgenden Jahr als „Unschuldige Nachrichten" — das Vorbild der „evangelischen Kirchenzeitung."

„Der Herr unser Gott, so beginnen die Vorkämpfer Zions, weiß es, und aufrichtige Christen werden es uns leicht glauben, wie sehr uns der jetzige jammervolle Zustand unsers evangelischen Zions zu Herzen geht, wie mancher herzinnigste Seufzer deswegen zu unserm himmlischen Vater abgeschickt wird. Daß wir nichts erwähnen von so vielen beweinenswerthen Rissen, die man jetzt in den Mauern Jerusalems sehn muß, so wollen wir nur gedenken des Aergernisses, so bei zehn Jahren durch so viele gott- und lieblose Charteken gegeben worden. O wie glückselig waren wir vor 20 Jahren, da man von solcher schändlichen Licenz in Deutschland wenig oder nichts wußte, und mit Erstaunen anhörte, was für Unheil das ungemessene Bücherschreiben durch viel atheistische und fanatische Schriften in dem allzufreien Holland anrichtete;

*) Spener an Francke, 3. Nov. 1696: „Von Dr Fecht sorge ich fast mehr Unheil, als von andern bisherigen Widersachern. Er ist ein Mann von mehr Erudition als fast einiger der andern, und im übrigen sofern moderater, daß er sich eben nicht grob prostituirt, und also eher Leute einnehmen kann. Ist aber gegen mich ein schlechter Dank, dem er unter Menschen so viel als allein zu danken hat, daß er ab exilio zu dieser Profession gekommen ist."

wir hörten mit Grausen von einem Spinoza, Acosta, Hobbes und ihren Schriften reden. Nunmehr ist es (Gott sei es geklagt!) dahin gekommen, daß das holländische Samaria gegen das evangelisch deutsche Jerusalem fromm geworden ist: denn es haben es ja einige lichtscheue Kinder der Finsterniß ärger als jene gemacht. Gott bekehre den weltbekannten Politicum (Thomasius), der durch öffentliche Schriften meistentheils den Anfang dazu gemacht, und große Herren und hohe Bediente durch seine glatte Schreibart beredet hat, es müsse, wenn die Erudition bei uns, wie in Holland, steigen sollte, der Indifferentismus eingeführt werden. Ein Gleiches wünschen wir allen denen, so theils durch versäumte rechtmäßige Censur solcher Schriften und unterlassene Unterdrückung derselben, theils durch andern Vorschub solchen Greuel befördert haben. Dies bedauern wir am meisten, daß dergleichen giftige Dinge nicht allein am allermeisten gekauft und gelesen werden, sondern auch viel eher Verleger finden, als was zu Gottes Ehre und Beförderung des Guten gemeint ist, dadurch der Satan, der um unserer sündlichen Unart immer mehr Gehör bei den Menschen findet als der Geist Gottes, sein Reich am füglichsten befördern und viel tausend Seelen in fanatische und atheistische Irrthümer verleiten kann, zumal die Erfahrung lehrt, daß die gründlichste Widerlegung solcher schädlichen Schriften entweder keinen Verleger bekomme, oder von Wenigen und mit Unwillen gelesen werde." — Um diesem Greuel zu steuern, versprechen die „unschuldigen Nachrichten" zu beweisen, daß die Religionsspötter närrische und mehr als zu wunderliche Köpfe gewesen, die aus reinem Eigensinn die Absicht gehabt, sich von allen ordentlichen Menschen zu unterscheiden; daß sie sämmtlich Sceptici gewesen und Nichts für wahr gehalten; daß es die unglückseligsten Leute gewesen, so in großer Melancholie gelebt und ein unglückseliges Ende genommen; daß ihr Absehn auf Rebellion, Zerstörung guter Ordnung und allgemeines Unheil, oder gefährliche große Veränderungen gesetzt war; daß sie als Betrüger von Hause aus gegen ihr eigenes besseres Wissen schrieben; daß sie, indem sie Gott und seinem Wort nicht glauben wollten, indessen die lächerlichsten Absurditäten aus verblendetem Herzen für wahr hielten; daß sie meistens von rechtschaffener Erudition wenig gewußt haben.

Zu den gefährlichsten Ketzern rechnet Löscher die Pietisten. Er setzt ihnen nicht mehr, wie seine Vorgänger, eine starre Negation entgegen; er giebt ihre Vorwürfe theilweise zu: auch er verlangt eine Erneuerung des innerlichen Gottesdienstes, Frömmigkeit des Herzens, Wiederaufnahme der gereinigten mystischen Theologie d. h. der Lehre von den göttlichen Geheimnissen, die der Vernunft fremd vorkommen; aber er findet es gefährlich, daß man diese Schäden durch eine vermeintliche Reformation der Kirche zu heilen sucht, und

dadurch die alte rechtgläubige Lehre mit ihren symbolischen Büchern, die alte Kirchenverfassung mit ihrem Gottesdienst und das Verhältniß zur Obrigkeit erschüttert: die Kirche könne nur gebessert werden durch die Träger der Kirche, durch Visitationen der Obrigkeit, durch das geistliche Amt und durch die theologischen Facultäten. Die Theologen müssen eine genauere Verbindung unter sich herstellen und nach gemeinsamen Beschlüssen für die Kirche wirken. Der strenge Lehrbegriff dürfe nicht geschwächt oder gar aufgegeben werden, sondern müsse immer von Neuem wieder eingeschärft und zur Norm alles religiösen Lebens erhoben werden: sonst gebe man den Irrlehrern und Schwärmern freien Spielraum. Das bloße Gefühl reiche in der Religion nicht aus, da der Glaube ein Wissen der göttlichen Offenbarung voraussetzt: die Pietisten verfallen in den alten Irrthum der Schwenkfeldianer. — Aus den Angaben der Bibel mit Vergleichung der einschlagenden Profanschriftsteller und durch Etymologie will er den geschichtlichen Nachweis führen, wie die in den ersten Zeiten der Völkerbildung noch vorhandene Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes sich zunächst in einzelnen Völkern, insbesondere bei den Phöniciern verdunkelt und wie von dort aus sich das Heidenthum über die ganze Erde verbreitet habe. Um die Einheit der verschiedenen Götzendienste nachzuweisen, macht er auf die Uebereinstimmung vieler Götternamen und mythologischen Sagen aufmerksam, und ergeht sich in Grübeleien, die den modernen Versuchen dieser Art nichts nachgeben. — Seine gleichzeitigen Predigten zeigen, wie weit er trotz seiner Gelehrsamkeit und seinem unleugbaren Scharfsinn an gesundem Menschenverstand und an Fülle des Herzens nicht blos hinter Spener zurücksteht, sondern auch hinter dessen Anhängern, trotz ihrer Weitschweifigkeit und erbaulichen Gedankenarmuth. Obgleich er sich rühmt, die 100 Methoden Carpzov's durch genauere Classification auf 25 zurückgeführt zu haben, so leistet er doch an Maniertheit und Pedanterie mehr noch als seine Vorgänger.*) In seinen geistlichen Liedern — er war ein guter Musiker — tritt dieser Schwulst nicht hervor; sie fließen zuweilen recht einfach und na-

*) Als eine kleine Probe nur die Erklärung des Worts: also hat Gott die Welt geliebt. „Also! sagt der liebste Jesus, und geht damit fast die ganze Mathesin oder Lehre von der Quantität durch; denn nach der Zahlkunst heißt es eine solche zahlenreiche Menge, daß es nicht kann ausgesprochen werden. Es ist ein numerus infinitus. Der gelehrte Hugenius hat in seinem Cosmotheoro bewiesen, daß die obersten Fixsterne unglaublich weit von uns, ja über 17,000000 Meilen entfernt sind. Kurz dieses also ist ein heiliges Verwunderungswort, welches uns den Mund schließt, wenn man die Höhe und Länge der göttlichen Liebe auszusprechen sich untersteht, aber auch denselben wieder eröffnet, wenn man sie mit dankbarer Verwunderung loben und preisen will.“

türlich z. B. „Herr höre meiner Seufzer Stimm und mein betrübt Gebet vernimm! ich will mit sehnlicher Begier, mich wenden ganz und gar zu dir, weil doch in dieser ganzen Welt ja Niemand besser Treue hält" u. s. w.; „Entzünde dich, du kalter Sinn, mit gottgeweihter Liebe" u. s. w. 10. Nov. 1701 wurde Löscher als Superintendent nach Delitsch berufen, und heirathete gleich darauf. — Er war ein sehr kleiner Mann, mit scharfen spitzigen Zügen; aufrichtig fromm, der besondere Stunden der Andacht im Kämmerlein hielt, in den Vigilien die Nacht bei geistlicher Meditation zubrachte, bei Geistlichen den Tanz, den Tabacf, die schmucke Tracht mißbilligte und keinen Scherz duldete. — Er stand gegen den Pietismus nicht allein: die Streitschriften machen in den nächsten Jahren eine ansehnliche Masse; noch sind die Orthodoxen durchweg die Angreifer: sie bemühen sich, im Pietismus irgend eine alte historische Ketzerei zu entdecken: Manichäer, Anabaptisten, Schwenkfeldianer, Osiandristen u. s. w.; auch Plato, Aristoteles, Chrysipp werden als die Quellen desselben namhaft gemacht. Ob man sagen könne: ich bin Christus! ob die Seligkeit in diesem und jenem Leben sich quantitativ oder qualitativ unterscheide? u. s. w. — das Alles wird gründlich untersucht.

Scharfe Aufmerksamkeit wandte die Orthodoxie und ihr Vorkämpfer auch auf die Versuche, das echte Lutherthum durch Union zu untergraben, bei denen immer Leibnitz die Hand im Spiel hatte.

Jan. 1703 kam der Jesuit Vota, Beichtvater August des Starken, ein eben so gelehrter und scharfsinniger als intriganter Mann (früher mit dem Landgrafen Ernst befreundet) nach Berlin, wo er, wie alle andern Reisenden, von der schönen Königin bezaubert wurde. Wie Toland für den Deismus, focht Vota gegen die geistreiche Frau, die sich die französischen Hofprediger Beausobre und Lenfant zu Hilfe nahm, für die römische Kirche: wenn die Herren zu bitter wurden, gab Charlotte dem Gespräch eine heitere Wendung. Nach seiner Abreise schickte er ihr ein Manuscript ein, worin er seine Gründe systematisch zusammenstellte; sie ließ durch Lenfant eine eingehende, auf Kirchengeschichte und Dialektik gegründete Gegenschrift abfassen, die sie selber redigirte und mit einem höflichen Schlußwort begleitete. Sie empfahl ihn an ihre Mutter nach Hannover, wo er mit Leibnitz verkehrte. Dieser steckte noch tief in der Idee einer Academie, und suchte den Jesuiten zu bewegen, auch in Dresden auf ein ähnliches Institut zu denken: er arbeitete zu diesem Zweck eine ausführliche Denkschrift aus. Vota ging willig darauf ein, und Ekkard wurde nach Warschau geschickt, um mit dem König persönlich zu unterhandeln: aber dieser war eben in den furchtbaren Krieg gegen Karl 12. verstrickt, der alle friedlichen Unternehmungen ausschloß.

Aus Berlin, wo er krank lag, schreibt Leibnitz 20. Merz 1703 an

Fabricius in Helmstädt: „die irenische Angelegenheit stockt, dem Ansehn nach, aller Orten, während andere Sorgen und Entwürfe die Höfe in Bewegung setzen: Gott gebe solche, welche das öffentliche Wohl erheischt!" Im Mai ging er nach Hannover, gleich darauf berief der König unter dem Vorsitz des Bischof Ursinus ein Collegium irenicum, an welchem reformirterseits der Hofprediger Jablonski und Prof. Strimesius zu Frankfurt, lutherischerseits Propst Lütke zu Berlin und Domprediger Winkler zu Magdeburg theilnahmen. Spener weigerte sich, weil er ohnehin bei den strengen Lutheranern im Verdacht der Abweichung von der reinen Lehre stehe und diesen durch Beförderung der Union nur noch vergrößern werde. „Unsrer eignen Kirche Zustand ist dermaßen verdorben und hat eine solche Unbußfertigkeit überhand genommen, daß wir auch deswegen von Gott nicht mögen würdig geachtet werden einer solchen Glückseligkeit; vielmehr sehe ich diese fortwährende Trennung als ein Stück göttlichen Gerichts über unsere Sünden an . . . Ich halte für das Nöthigste, daß jeglicher Theil erst sich selbst recht reinige . . . Das halte ich für das sicherste Mittel, dazu aber Zeit gehört und es nicht eines Jahres Arbeit ist. Die Trennung unsrer Kirche ist ein veralteter und gefährlicher Schaden; ich versichere aber, wo man ihn unmittelbar angreift, so wird er nur ärger, und kann die Cur die Kirche gar zu Grunde richten. Denn nachdem die Gemüther sonderlich der Lehrer meistens in ziemlicher Verbitterung stehn, ist mehr als bloße Furcht, es werden in zwei, drei Monaten, anstatt daß aus zwei Parteien eine werden sollte, hingegen vier sich zeigen: welches ich so klar, als wäre es bereits geschehn, vor Augen sehe." — In der That trat Lütke gleich nach einigen Sitzungen zurück, weil ihm die Reformirten das Uebergewicht zu haben schienen; Winkler dagegen überreichte eine Denkschrift, in welcher der König aufgefordert wurde, von seinem bischöflichen Recht den nachdrücklichsten Gebrauch gegen alle der Union Widerstrebenden zu machen, und die Pfarrämter nur mit Theologen der Halleschen, nicht der Wittenberger Schule zu besetzen. Er solle die Meßgewänder, Lichter und Hostien als päpstliche Gräuel abschaffen, ebenso den Exorcismus bei der Taufe. Uebrigens dürfe man die Theologen durchaus nicht zwingen, über streitige Lehrpunkte einerlei Sinnes zu sein; es genüge, wenn sie in dem Grund des Glaubens einig wären. — Die Denkschrift wurde gleich darauf als Arcanum regium von Uebelwollenden veröffentlicht, und erregte einen ungeheuren Sturm. Sebastian Edzardi in Hamburg, der jüngste Sohn des großen Esra und wüthendste Feind des Pietismus, focht in mehren leidenschaftlichen Schriften (z. B. impietas cohortis fanaticae ex propriis Speneri, Rechenbergii, Thomasii, Arnoldi, Boehmeri aliorumque plusquam apodictis argumentis ostensa), die später in Berlin

öffentlich verbrannt wurden, das Unionswerk an; am lautesten ließ sich Löscher in einer „allerunterthänigsten Adresse“ vernehmen. Das Unionswerk gehe theils von den Politikern aus, die gegen den Glauben gleichgültig und daher jeder Polemik abhold seien, während eine wahre Vereinigung der Kirchen nur dann denkbar wäre, wenn die Reformirten von ihren Irrthümern abgingen; theils von den „Fanatikern“, „die unter dem Vorwand einer besonders heiligen Absicht und reineren Einrichtung des Christenthums“ den rechten Glauben abschwächten, ausgehend von dem Grundirrthum, als sei die Wahrheit nicht im Verstande, sondern im Willen und Gemüth. „Anfangs mochten einige besser gesinnte Gemüther die Klagen allzusehr spannen und ihrer Phantasie zu viel Raum lassen; zu diesen fügten sich hernach theils allerhand mit singulären Meinungen behaftete, der Ordnung und Zucht müde gewordene, sich allein klug dünkende, zur Neuerung geneigte und dadurch Ruhm suchende Gemüther, theils einige schwache, angefochtene, an dem guten Schein allzusehr hangende und geärgerte Seelen. Es entstand zuletzt daraus eine Faction, welche die gläubige Wissenschaft als ein Hirngespinnst lästerte. Aber Gott offenbart sich im Wort; die Buße fängt mit der Erkenntniß der Sünden, die Bekehrung mit der Erleuchtung des Verstandes an. Solange die allgemeine Dependenz des Verstandes von dem Willen, der Orthodoxie von der Pietät gelehrt wird, steht zu allem Bösen die Thür offen.“ — Endlich sei es ein schweres Unrecht, die Freiheit und allertheuersten Vorrechte der Gemeine Christi zu verrathen und alles Geistliche auf einen weltlichen Fuß zu reduciren. — Löscher erkennt nur eine Kirche an, die lutherisch-katholische: die Reformirten bilden keine wahre Kirche, sondern bestehn zum großen Theil aus abtrünnigen Lutheranern, die unter sich in keiner Weise einig und zu keiner Ordnung verpflichtet nur darin mit einander übereinstimmen, daß sie das individuelle Gefühl und die individuelle Meinung über alle Autorität setzen. — König Friedrich, sanguinisch genug, um für jedes neue Unternehmen aufzuflammen, hatte doch keine Ausdauer: das Collegium irenicum ging unverrichteter Sache auseinander.

In einem Gutachten an die Helmstädter, 30. Jul. 1703, sagte Leibnitz vom Arcanum regium, daß es statt den Frieden zu fördern, eine Trompete zum heiligen Kriege zwischen den Evangelischen sei, und daß den Papisten nicht leicht etwas Angenehmeres kommen könne. Wenn man an solchen Gebräuchen rühren wolle, welche durch die älteste Praxis der Kirche autorisirt seien, so werde der gute Zweck verfehlt. Der Exorcismus sei eine uralte Praxis der Kirche und könne den besten Sinn haben, indem die Macht des Teufels über das sündige Gemüth verstanden werde. Es sei eine große Kühnheit, dem König insinuiren zu wollen, daß Meßgewand, Lichter u. s. w. ein päpst-

licher Greuel sei, da S. Maj. selbst kein Bedenken gehabt, zu Königsberg sich deren zu bedienen. Die neue Regel, daß ein evangelischer Landesherr Papst in seinem Lande sei, müsse man nicht mißbrauchen: bei den verständigen Katholiken selbst sei ein allgemeines Concil wo nicht über, doch nicht unter dem Papst, also sei es billig, daß ein großer evangelischer Herr nicht Alles für sich allein thue, sondern mit andern evangelischen Potentaten communicire, damit das Band der Kirche nicht zerrissen werde. Er widerrieth für den Augenblick die Fortsetzung der Unterhandlungen. Dagegen schrieb Molanus 18. Merz 1704 an den Bischof Ursinus, er halte dafür, daß die beiden evangelischen Parteien ganz wohl zu einer Kirche zusammenwachsen könnten. Die bloße Duldung sei ungenügend. Das Geschäft solle sich aber nicht auf ein einzelnes Land beziehn, sondern ein Universalwerk sein. Doch will er (Juni 1704) noch erinnert haben, daß soviel als möglich das Bücherschreiben in dieser Materie zu moderiren, weil man vermerkt, daß die Gemüther dadurch mehr und mehr erhitzt werden. Wo man etwas Rechtes ausrichten wollte, ist am besten, wenig sagen und viel thun. — Die englische Liturgie wurde ins Deutsche übersetzt und verbreitet, und man unterhandelte mit Bischof Burnet, um wenigstens mit der anglikanischen Kirche sich zu einigen; aber auch jenseit des Kanals zeigte man sich kühl.

Noch immer bewarb sich Leibnitz vergebens um die Kanzlerstelle in Hannover; Sophie gestand ihm, daß sie auf ihren Sohn gar keinen Einfluß habe, wunderte sich aber zugleich über seine Sehnsucht nach einem Amt, da er doch viel Besseres schaffen könne. So wandte er seine Blicke wieder nach Wien.

Am Rhein und gegen die Türken stand es zu Anfang 1704 nicht besonders, und da es mit dem Schwert nicht gehn wollte, griff man zur Feder. Leibnitz erhielt den Auftrag, ein Manifest für die Rechte des Erzherzog Karl auf Spanien auszuarbeiten, welches auch 9. Merz 1704 veröffentlicht wurde. Das Manifest ist ganz für Katholiken geschrieben: Frankreich sei nur halb katholisch, ja kaum christlich; es verachte die Rechte des Papstes, verfolge seine Anhänger, unterstütze die Secten u. s. w. das seien die Verdienste, welche das Haus Bourbon anführen könne, um die spanische Monarchie einem Kaiser zu entreißen, welcher seinem Gott stets treu geblieben sei. Schon erhebe in Frankreich der Atheismus sein Haupt, die Frömmigkeit werde überall zum Gelächter. Mit der französischen Sprache verbreite sich dies Gift über ganz Europa, und Unordnung und Unglaube bedrohe alle Throne und Völker.

Dabei ließ Leibnitz die Philosophie nicht aus den Augen: er hatte Locke's Schriften aufmerksam verfolgt, und arbeitete im Sommer 1703 in Herrenhausen eine Widerlegung derselben aus, in Gesprächsform, die er unter

dem Titel Nouveaux essays sur l'entendement humain zu Anfang des folgenden Jahrs vollendete, aber nicht herausgab, weil Locke 20. Oct. starb.*) Leibnitz wies nach, daß nicht alle unsere Erkenntniß durch die Sinne vermittelt wird, daß gerade die nothwendigen Wahrheiten auf Ideen beruhen, die dem Geist eingeboren sind. Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, hatte Locke gesagt: nisi ipse intellectus! setzte Leibnitz hinzu. — Die Schrift ist für das Studium seiner speculativen Ideen neben der Monadologie eine der wichtigsten; hier geht uns mehr die ethische Wendung an, die er der Frage gab.

„Ich finde, daß Meinungen, welche an eine gewisse Zügellosigkeit streifen, und welche nach und nach sich der Männer der großen Welt bemächtigen und in die Modebücher sich einschleichen, Alles für die allgemeine Revolution, von welcher Europa bedroht ist, vorbereiten, und das was in der Welt noch übrig ist von jenen großherzigen Gefühlen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterland und die Sorge für die Nachwelt dem Vermögen und selbst dem Leben vorzogen, vollends zerstören. Jener public spirit wird immer mehr aufhören, wenn er nicht durch die wahre Religion, welche die natürliche Vernunft selbst uns lehrt, unterstützt wird. Die besten von dieser Seite haben kein anderes Princip als was sie die Ehre nennen ... Laut spottet man über die Liebe zum Vaterland, man macht diejenigen lächerlich, welche für das Allgemeine Sorge tragen, und wenn ein wohlgesinnter Mensch davon spricht, was die Nachwelt sagen werde? so giebt man zur Antwort: alors comme alors! .. Wenn diese geistige Epidemie immer zunimmt, so wird die Vorsehung die Menschen durch die Revolution selbst, welche daraus entstehn muß, bessern: denn was auch immer kommen mag, so wird jederzeit am Ende der Rechnung Alles im Ganzen sich zum Besten wenden, obgleich nicht ohne die Züchtigung derer, welche durch ihre schlechten Handlungen das Gute mit herbeigeführt haben."

An diesen Studien ließ er stets seine königliche Freundin in Berlin theilnehmen, an welche Toland, der nun vom Deismus ganz zum Spinozismus übergegangen war, und statt des einheitlichen Gottes die Weltseele predigte, 1704 die Lettres to Serena richtete. Locke, Toland, hauptsächlich aber der Skeptiker Bayle, der in den Conflicten des Glaubens mit der Vernunft anscheinend die letztere, in der That aber den ersten bekämpfte, waren die Hauptgegenstände ihrer Unterredungen. Leibnitz las mit ihr den Bayle gemeinschaft-

---

*) Sie wurde 1765 von Kästner herausgegeben. — Darin die Stelle: L'ame est un petit monde où les idées distinctes sont une représentation de Dieu, et où les idées confuses sont une représentation de l'univers.

lich, und begleitete ihn mit jenen Erläuterungen, aus denen später die Theodicee hervorging: nach seiner Ueberzeugung konnte sich Gott, konnte sich also auch der Geist nie widersprechen: die echte Vernunft müsse stets auf Seite der echten Religion stehn. — Ganz wollten seine Erklärungen die fraglustige Freundin nicht befriedigen.

Charlotte hatte sich vor dem Uebermuth der Gräfin Wartenberg immer mehr in die Einsamkeit zurückgezogen. 12. Jan. 1705 machte sie eine Reise zu ihrer Mutter nach Hannover; unterwegs befiel sie ein Halsübel, krank kam sie an, und bald nahm die Krankheit eine hoffnungslose Wendung. Der Prediger La Bergerie suchte sie mit geistlichem Zuspruch zu trösten; sie entfernte ihn aber freundlich: seit zwanzig Jahren habe sie sich mit diesen Gedanken beschäftigt, und fürchte nichts. – Eine ihrer Damen zerfloß in Thränen. „Beklagen Sie mich nicht, sagte die Sterbende, denn ich gehe jetzt meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige meinem Gemahl bereite ich das Schauspiel eines prächtigen Leichenbegängnisses.“ — So starb sie, 1. Febr. 1705. Sie war erst 37 Jahr alt; ihre körperlichen Anlagen versprachen ein langes Leben.

Die Bestürzung in Berlin war groß; am tiefsten war der König ergriffen; er tröstete sich, wie Charlotte vorausgesagt, durch ein prächtiges Leichenbegängniß. Bischof Ursinus sagte in der Leichenrede, sie habe geglaubt, daß die Religion, wie sie auch auf den Münzen der alten Heiden vorgestellt werde, am besten verhüllt erscheine. (Meine Mutter, sagte später Friedrich Wilhelm 1. zu seinem Hofnarren Morgenstern, war gewiß eine kluge Frau, aber eine böse Christin.) Der Hof, bisher nur durch sie belebt, erhielt ein steifes Ansehn. Leibnitz, der während ihres Todes in Berlin war, empfing von Gesandten und andern hohen Personen förmliche Beileidsbesuche; der König, um ihn zu trösten, machte ihm ein reiches Geschenk.*) — Ab-

---

*) Par mon absence, schreibt er 2. Febr., j'ai évité ce qui me pouvait donner une émotion des plus fortes et des impressions vives et ineffaçables. Les incomparables qualités de la reine n'en laissent que trop; mais le soleil dans son midi n'en pouvait faire que des agréables, au lieu que son occident m'aurait rempli l'esprit d'un noir chagrin de longue durée. Mais il ne faut penser, s'il est possible, qu'à célébrer sa mémoire et à rendre justice à une des plus accomplies personnes de la terre... La perte de la reine me paraît un songe, mais en me réveillant de mon assoupissement je ne la trouve que trop véritable. — Dann, als er sich gefaßt, 18. Merz, wandte er seine Betrachtung ins Allgemeine: Je suis persuadé, non par des conjectures légères, mais par des démonstrations nécessaires, que tout est réglé par une substance dont la

bate Mauro machte auf den Tod seiner Beschützerin eine lateinische Elegie, Besser ein Trostgedicht von 70 Strophen, für das er 3000 Rthlr. erhielt; Benj. Neukirch, Professor an der Ritteracademie zu Berlin, eine Lobrede. — Durch Charlotten's Tod trat für den Augenblick eine Entfremdung zwischen Hannover und Berlin ein.*)

Nur wenig Tage überlebte Spener die Königin. Trotz seines hohen Alters war er mit seinem Freunde Canstein der Mittelpunkt der Partei geblieben. Seine ungeheure Thätigkeit ist nur aus dem haushälterischen Gebrauch zu erklären, den er von der Zeit machte. Er schlief wenig, aber gut, träumte sehr selten, ging nie spaziren: in seinen Garten kam er nur zweimal in seinem Leben. Im Lauf eines Jahrs hatte er gegen tausend Briefe zu beantworten, wofür ihm Portofreiheit ausgewirkt war. Morgens und Abends war sein ganzes Haus zum Gebet versammelt: für jeden Bekannten wurde ausführlich gebetet, für manchen täglich, für Andere sonst periodisch: um keinen zu vergessen, hatte er sie genau geographisch eingetheilt. Seit Dec. 1704 hatte er einen wichtigen Helfer an dem Hofprediger Joh. Porst in Berlin, der ganz in seinem Sinn wirkte: eine „Vertheidigung der ewigen Gottheit unsers Herrn" vollendete er noch vor seinem Tod; seine „theologischen Bedenken" gab Canstein heraus, der bis 1711 damit zu thun hatte. Juni 1704 begann seine Krankheit; um diese Zeit predigte er zum letzten Mal; er empfahl noch dem König die Universität Halle, und beschäftigte sich dann nur noch mit der Ewigkeit. In den Armen der Seinigen entschlief er, 5. Febr. 1705, 70 J. alt. — Canstein**), der schon seit sieben Jahren mit Francke

---

puissance et la sagesse sont du suprême degré et d'une perfection infinie... Et c'est ce que nous enseigne la St. Écriture conformément à la raison, en disant que Dieu fait tout tourner au bien de ceux qui l'aiment. Or l'amour n'est autre chose que l'état où l'on trouve son plaisir dans les perfections de l'objet aimé. Et c'est ce que font eux qui reconnaissent et goûtent ces perfections divines, et la justesse, justice et beauté accomplies en tout ce qui plaît à Dieu. Si nous étions assez pénétrans déjà pour voir cette merveilleuse beauté des choses, ce serait une science qui ferait la jouissance de notre béatitude. Maintenant que cette beauté est cachée à nos yeux et que même nous sentons mille choses qui nous choquent, qui causent de la tentation aux faibles et du scandale aux malinstruits, notre amour de Dieu et notre espérance ne sont encore fondées que dans la foi, c'est-à-dire dans une assurance de la raison, mais qui n'est pas encore accompagnée du visible ni vérifiée par l'expérience des sens.

*) 28. Aug. 1705 starb auch Georg Wilhelm, Oheim und Schwiegervater des Kurfürsten Georg, im höchsten Alter, und damit fiel Celle an Hannover.

**) Er hatte 18. Juli 1701 ein Werk: „Betrachtungen von der menschlichen Seele

im engsten Verkehr stand und namentlich dem Waisenhaus die lebhafteste Theilnahme zuwendete, war lange zweifelhaft, ob er nicht ganz nach Halle übersiedeln sollte; er entschied sich indeß für Berlin, wo seine Anwesenheit von der größten Wichtigkeit war, um die Sache des Pietismus, als dessen weltlicher Führer er jetzt auftrat, gegen den Hof und die Regierung zu vertreten.

Die strenglutherischen Theologen wollten dem Verstorbenen das Prädicat „selig" nicht zugestehn, „weil er vor seinem Ende seine durch alle Glaubensartikel gehenden vielen und schweren Irrthümer und allen von ihm in der Kirche angerichteten Unfug nicht bußfertig erkannt und widerrufen habe." Dr. Fecht in Rostock begann den Skandal; es wurde mehrere Jahre hindurch zwischen den beiden Parteien darüber verhandelt.*) — Unmittelbar nach Spener's Tod erschien von seinem wüthendsten Gegner, Fr. Mayer, eine neue Anklage: de nova atque abominanda Pietistarum trinitate; sie bezog sich diesmal auf eine schwärmerische Rotte in der Grafschaft Wittgenstein, die seit 1702, geführt von Eva v. Buttler, unter dem Deckmantel der Mystik Wollust trieb. Diese Schändlichkeit wurde ohne Weiteres den Pietisten zur Last gelegt, von denen es hieß: „es sind die Schwärmer, so unter dem Schein der Gottseligkeit die reine wahre lutherische Religion verfolgen, den hochheiligen Grund derselben als auch löbliche, Gottes Wort gemäße, höchst nöthige Ordnungen über den Haufen werfen, in der Kirche allen Ketzern Thür und Thor öffnen, sich ihrer annehmen und sie vertheidigen, einem Jeden Freiheit zu glauben was er wolle vorstellen, mit ihrer Scheinheiligkeit aber die armen Seelen verzaubern" u. s. w. — Die Pietisten ließen es an Entgegnungen nicht fehlen: ganz konnten sie die Anklage nicht widerlegen, daß die neuen Propheten, die predigend durch Deutschland herumzogen und von einzelnen fanatischen oder weichherzigen Predigern unterstützt wurden, sich der von ihnen zuerst befreiten Stimmung bemächtigt hätten.

---

und deren Erkenntniß" begonnen, welche das Göttliche auch aus der Vernunft erweisen sollte; als Schriftsteller war er indeß nicht von Bedeutung.

*) Eigenthümlich ist ein Urtheil Leibnitz' über Spener, in einem Brief an den Halleschen Chr. Junker, 11. Febr. 1711. „Spener war gewiß ein gelehrter und ich glaube auch guter Mann. Schon in Frankfurt, wo ich ihn gut kannte, wunderte ich mich über sein Interesse für Labadie, dessen Beredsamkeit und Pietät er mit Recht rühmte, während er seinen vermessenen Ehrgeiz nicht genug durchschaute. Als ich ihn in Berlin wiederfand, schien er mir zu sehr der Partei ergeben, für deren Haupt er galt: er bediente sich als Werkzeuge solcher Männer, deren Leben und Sitten er nicht achtete, die er aber durch seine Rathschläge lenken zu können glaubte: und bei ihnen entschuldigte und vertuschte er, was er bei Andern laut getadelt hätte."

Eine nach der andern von den hervorragenden Figuren unserer Geschichte scheidet von der Bühne; ein neues Geschlecht kommt auf. Auch Kaiser Leopold starb 5. Mai 1705, 65 J. alt, gerade als die Angelegenheiten des Reichs eine günstige Wendung nahmen. Durch den Sieg bei Höchstädt 13. Aug. 1704 hatte Prinz Eugen im Verein mit Marlborough und den Preußen unter Leopold von Dessau Bayern den kaiserlichen Waffen unterworfen; der neue Kaiser Joseph übernahm die Regierung unter den glänzendsten Aussichten; der verstorbene schwache Fürst hieß nun allgemein der Große. So feierten ihn sein Lobredner, der Syndicus Regius in Breslau, und sein Geschichtschreiber, Professor Burkhard Mencke in Leipzig, in einem höchst weitschweifigen Buch.

In der Verfassung hatte sich nichts geändert: Oct. 1704 begann eine Visitation des Reichsgerichts, welche zwölf Jahre dauerte, ohne daß etwas dabei herausgekommen wäre; aber in den Sitten kündigt sich ein neues Zeitalter an. Die lustige Aebtissin Hollandine, die doch nicht wählerisch war, klagt in einem Brief an Schwester Sophie, daß Alles schlechter werde: sonst hätte man einen Kutscher geprügelt, der sich betrunken; jetzt sei man froh, wenn die Damen sich nicht betränken. Aus Deutschland scheinen ähnliche Berichte nach Paris zu kommen, die Herzogin von Orleans klagt, daß es nun so toll in Deutschland zugehe, als wenn die Deutschen keine Deutschen mehr wären: „wie ich davon höre, kenne ich nichts mehr, und Alles muß unerhört geändert sein!"

---

Die Männer, welche bisher im Vordergrund des geistigen Lebens standen, hatten der Poesie nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Die Pietisten verwarfen Alles, was nicht zu Gottes Ehre diente, sie ließen nur den Kirchengesang gelten und bezeichneten die wirksamsten Motive der Dichtung als Verlockungen der sündlichen Lust. Die Poesie hat es mit der Darstellung, also bis zu einem gewissen Grad mit der Verherrlichung der Leidenschaften zu thun, und die Leidenschaften führen den graden Weg zur Hölle. Thomasius und seine Schule hatten an dem poetischen Uebermuth kein Arg, sie empfahlen sogar die schlechten Romane ihrer Zeit als eine angenehme Erholung und Belustigung, aber sie hegten vor der Aufgabe des Dichters eine sehr geringe Ehrfurcht. Von allen Führern der geistigen Bewegung wäre keiner so geeignet gewesen, dem deutschen Volk auch für die Poesie das Verständniß zu erschließen, als Leibnitz; er hatte nicht nur eine feine und weite Empfänglichkeit

für alles Schöne, sondern seine großen Schriften verrathen eine wahrhaft schöpferische Einbildungskraft: aber, wenig Stellen ausgenommen, wo sich eine freiere Aussicht zu öffnen scheint, verhält er sich gegen diese Seite ganz gleichgültig. Daß er aus den deutschen Dichtern seiner Zeit nicht viel zu machen wußte, ist begreiflich, aber er kannte doch die Literaturen aller Völker und auch hier wird er nie warm. An mehreren Stellen bezeichnet er den poetischen Geschmack als etwas ganz Subjectives, wie etwa den Geschmack an Speisen und Getränken, und wenn er gern auf schöne Stellen der Alten hinweist, so kommt es ihm immer nur auf den einzelnen Gedanken an, niemals versucht er, sich den großen Bau eines Kunstwerks von höherem Stil zu zergliedern. Er selbst hat Gedichte in deutscher, lateinischer und französischer Sprache gemacht, aber es waren gewöhnliche Gelegenheitsgedichte, in denen es ihm nur auf den zierlichen Ausdruck ankam. Nur diesen schätzt er auch bei Andern: so nahm er ein Gedicht „die Ruhestatt der Liebe," welches ihm Besser zu Anfang des Jahres 1700 in Berlin mittheilte, mit großem Beifall auf: es behandelte einen Gegenstand, den man heute nicht mehr aufdecken darf, aber in einer sehr gewandten Sprache, und Leibnitz beeilte sich, diese vortreffliche Stilübung seinen beiden Gönnerinnen mitzutheilen, die ganz unbefangen ihre volle Anerkennung aussprachen. Selbst für die Fortbildung der Sprache rechnete er mehr auf die Prosa als auf die Poesie.

Die Poesie hatte in jenen Jahren keine Geschichte; in alter ordnungsmäßiger Weise folgten Kirchenlieder, Romane und Opern aufeinander, bald mehr, bald minder abscheulich, aber so, daß eine Steigerung, ein Fortschritt oder auch nur eine bedeutende Wechselwirkung nicht zu bemerken ist. Nur einige allgemeine Charakterzüge sind zu beachten.

An die Stelle der Renaissance tritt das Rococo in den Trachten und Sitten, in der Baukunst und in der Dichtung. Die feierliche, etwas steife und ceremoniöse Haltung wird aufgegeben, es gehört zum Ton, ein wenig liederlich zu sein. Die Deutschen empfangen diese Einwirkung nur aus zweiter Hand, aber sie empfangen sie doch. Die eigentlich poetischen Anläufe der Lohensteinschen Schule hören auf, nur vereinzelt findet sich noch hie und da ein Dichter, der seinen Sinn aufs Erhabne richtet. Vielleicht der talentvollste unter diesen Dichtern ist Abschatz, geb. 1646, † 1699; ein reicher schlesischer Edelmann, der auf seinen Gütern lebte und persönlich mit Lohenstein befreundet war. Seine Gedichte sind schwülstig, aber nicht ganz ohne poetischen Anflug, und wenn er mit seiner finstern Weltanschauung an Gryphius erinnert, so deutet zuweilen eine warme Empfindung auf ein besseres Ziel. Er hat auch eine „Aufmunterung an die Deutschen" geschrieben: „Nun ist es Zeit zu wachen, eh' Deutschlands Freiheit stirbt und in dem weiten Rachen

des Krokodils verdirbt. Herbei, daß man die Kröten, die unsern Rhein betreten, mit aller Macht zurücke zur Saone und Seine schicke!"

Was man damals die Lohensteinsche Schule nannte, waren die schlechten Romanschreiber, die in der Weise der „römischen Octavia" oder des „Arminius" endlose Geschichten erfanden, in denen durchweg die Frauen die Hauptrollen spielten. Schon in den Titeln findet man lauter Frauennamen, schöne Prinzessinnen, vor denen die galanten Ritter ihr Knie beugen. Zuweilen wurden auch Gegenstände aus dem Alterthum genommen: so stellte Joachim Meier, geb. 1661 zu Perleberg, † 1732 zu Göttingen, in „Lesbia" 1690 und „Delia" 1707 die Gedichte des Catull und Tibull zu ausführlichen Liebesgeschichten zusammen. Einer der fruchtbarsten und beliebtesten Romanschreiber war Bohse, genannt Talander, geb. 1661 zu Halle, † 1730. Er schrieb ein „Liebeskabinet der Damen" 1685, „die Eifersucht der Verliebten" 1689, „Alcestis aus Persien" 1689, „der getreuen Bellamire wohlbelohnte Liebesprobe" 1692, „Olorena" 1694, „die getreue Sclavin Doris" 1696, „die Amazonen aus dem Kloster" 1698, „Prinzessin Arsinoe" 1700, „die durchlauchtige Argenis" 1701, „Ariadne, Prinzessin von Toledo" 1705, „Amor am Hofe" 1710, „Aurora, Prinzessin in Creta" 1710, „der Liebesirrgarten" 1720, „Verliebte Verwirrung der Sicilianischen Höfe," „die liebenswürdige Europäerin Constantine", „die versteckte Liebe im Kloster" u. s. w. Das weibliche Geschlecht im Allgemeinen kam durch diese Prinzessinnen zwar nicht zu Ehren, denn alle diese Geschichten sind von der schlüpfrigsten Art, aber es wurde ihm doch ein Schauplatz großen Glanzes eröffnet. Diese Frauenromane nehmen den größten Platz ein, andere Dichter legen sich mehr auf das Historische, Geographische und Politische, darunter hauptsächlich Happel, geb. 1648 † 1690 zu Hamburg, der im Lauf seines kurzen Lebens 15 große historische Romane geschrieben hat, in denen er sämmtliche Weltgegenden durchwandert. Einige Titel sind doch zu erwähnen: z. B. „der asiatische Onogambo, darin der jetzt regierende, große sinesische Kaiser Xunkius als ein umschweifender Ritter vorgestellt, dessen und andere asiatische Liebesgeschichte Königreiche und Länder beschrieben werden"; „der insulanische Mandorell, d. i. eine geographisch-historische und politische Beschreibung aller Insuln in einer Liebes- und Heldengeschichte;" „Europäischer Torone oder curiöse Beschreibung aller Königreiche und Staaten in ganz Europa in einer galanten christlich-türkischen Helden- und Liebesgeschichte" u. s. w. Am durchgreifendsten wirkte der „akademische Roman, worin das Studentenleben vorgebildet wird in einer schönen Liebesgeschichte" 1690; auf ihn folgten nämlich ein halbes Jahrhundert hindurch Studentenromane über Studentenromane. Der „Simplicissimus" erlebte immer neue Bearbeitungen und neue Auflagen. Auch die Schule Weise's

ließ es an Erznarren und Politikern nicht fehlen. Der Mittelpunkt dieser Romanindustrie war Hamburg.

Wurde die Herrlichkeit der Frauen im Roman gefeiert, so gab ihr das Theater einen noch größern Schwung. Seitdem 1678 in Hamburg das stehende Theater gegründet war, gewinnt die Oper so die Ueberhand, daß um's Jahr 1700 immer auf ein Schauspiel 10 bis 12 Opern kamen. Durch die Oper, mit der stets ein Ballet verbunden war, kam die Neuerung auf, daß auch die Frauen mitspielten und zwar in einer ebenso glänzenden als reizenden Tracht, so daß ihre körperlichen Reize mehr zur Bewunderung beitrugen, als ihr Talent. Als nun gar mehr und mehr die italienische Oper sich an die Stelle der deutschen setzte, begannen jene Triumphzüge gefeierter Sängerinnen, der Faustina Bordoni u. s. w., die dieses Loos als das glorreichste der Weiblichkeit darstellten. Sie wurden mit Geschenken überhäuft, man schlug sich um ihre Gunst, alle Welt lag ihnen zu Füßen und sie übten gegen ihre Anbeter und namentlich gegen die unglückseligen Kapellmeister einen gräulichen Despotismus aus. Oft endeten sie als Maitressen eines Königs, zuweilen auch im Spital. Aber eine Faustina Bordoni blieb doch immer ein strahlenderes Idol, als eine Rosamunde von Asseburg.

Von Inhalt und Form der Oper ist nicht viel zu sagen; es ist darin in den weitern 100 oder 150 Jahren nicht viel verändert, nur daß Hanswurst in jenen Zeiten eine breitere Rolle spielt. Neben den Opern kamen die „Haupt- und Staatsactionen" auf, deren Inhalt zuweilen aus der gegenwärtigen Geschichte genommen war und deren Form ungefähr auf die alte Chr. Weise's zurückkommt, z. B. im Masaniello, nur roher und verwilderter. Die Darstellung war ungeheuerlich, die Grimasse nahm immer mehr überhand und man wurde oft an Marionetten erinnert. Um mit der Oper zu wetteifern, engagirte Katharina Velthen, die nach dem Tode ihres Mannes sein Geschäft fortsetzte, an Stelle des Hanswurst einen italienischen Arlequin, und diese Neuerung war 1700 ganz allgemein geworden. Auch das wird immer allgemeiner, daß Frauen die Direction der Wandertruppen führen. Nicht selten geriethen diese Damen mit der Geistlichkeit in Streit; so erzählt ein frommer Hamburger Cantor von der Velthen: „da sie in ein hitziges Fieber verfallen und aus Angst ihres bösen Gewissens und Furcht des vor Augen schwebenden Todes sich wegen ihrer sündlichen Profession mit Gott versöhnen wollte und das heil. Abendmahl verlangte, da wollte kein Prediger das Heiligthum dieser Hündin geben, ehe und bevor sie an Eidesstatt angelobt, diese unheilige Lebensart künftighin gänzlich zu quittiren, dafern aus ihrem Siechbett ein Siegbett werden sollte. Welches letztere auch geschehn, aber sie schlecht Wort gehalten und bald wiederum revertirt." Gegen diese Angriffe

ließ sie 1701 eine Vertheidigungsschrift unter dem Titel: „Curiöse und wohlerörterte Frage, ob Komödien unter den Christen geduldet und ohne Verletzung ihres Gewissens von denselben besucht werden können?“ gedruckt vertheilen. Die Bürgerschaft stand im Ganzen auf Seiten der Schauspieler gegen die Geistlichen: die Decorationen und Maschinerien kosteten zu viel, als daß eine Handelsstadt über ihren Werth hätte in Zweifel sein können. Die Hamburger Operndichter waren oft sehr angesehene Leute, darunter selbst Bürgermeister. — Von den Haupt- und Staatsactionen hat Devrient einige Anschlagszettel aufbewahrt; einer darunter 14. Nov. 1709 von der Velthen giebt folgenden Inhalt an. „Akt. 1: der König von Creta, nachdem er die Thracier überwunden, wird auf einem Triumphwagen, so von nackenden Sclaven gezogen wird, öffentlich eingeholt. Verspricht deswegen den Göttern ein ewig brennendes Feuer anzuzünden. Akt 2: der Fürst von Negroponto will seine Prinzessin Dorimene mit Consens des Königs an den Prinzen aus Cypern vermählen; weil aber die Prinzessin anderwärts verliebt, bittet sie, daß ihre Wahl auf ein ritterliches Gefecht möge gestellt werden. Sie aber verkleidet sich heimlich in Mannskleider, entweder ihren Liebsten Orontes zu gewinnen oder ihr Leben zu verlieren. Akt 3: der Prinz von Cypern, nachdem er auf der See dem Orontes das Leben errettet, vermag ihn dahin, anstatt seiner den Wettstreit um den Jungfernkranz anzutreten, welcher auch den Sieg erhält. Weil er aber nachgehends als des Königs Sohn erkannt wird, überläßt ihm der Prinz von Cypern die Braut freiwillig. Hiebei wird ein Ballet von 4 Rittern gehalten, auch ist diese Hauptaction mit lustiger Harlekins Kurzweil angefüllt.“

In diesen elenden Schlendrian des poetischen Wesens konnte nur dadurch eine wirkliche Bewegung kommen, daß mit warmem Interesse für die Kunst überhaupt sich ein entschiedenes Mißfallen an der gegenwärtigen Verwilderung derselben verband, mit einem Wort durch die Kritik. Ein geistiges Princip tritt nur dann in die Geschichte, wenn es Gegenstand des Kampfs wird. Bisher war in Deutschland bei der Aufnahme der poetischen Versuche von Urtheil und Unterscheidung keine Rede gewesen; man hatte sich Alles gefallen lassen, um doch in irgend einer Weise die Zeit zu vertreiben. Nun aber machte sich bei gebildeten Weltleuten, die das Ausland kannten, der französische Einfluß geltend. Boileau hatte für die Franzosen ein kritisches Glaubensbekenntniß gefunden, und an ihm schulten sich nun die Reformatoren der deutschen Poesie. Zugleich hatte Boileau auf die Satire hingewiesen, auf diejenige Dichtungsart, welche die deutschen Zustände am entschiedensten herausforderten.

Canitz hatte durch Boileau gelernt, sich von dem Schwulst und falschen

Pathos der schlesischen Schule zu befreien, und unbedeutende Gegenstände durch eine anständige und geschmackvolle Form zu adeln. Er selbst war nichts weniger als streitsüchtig, er hatte die Kritik nur auf seine eignen Verse bezogen; als diese aber nach seinem Tode 1700 durch Lange herausgegeben wurden, empfand man lebhaft den Gegensatz gegen die frühere Schule, und es entspann sich ein Streit, der, wenn auch unbedeutend an sich, doch den ersten Anstoß zur allgemeinen Bewegung gab. Dieser Streit wurde von Neukirch in Berlin und von Wernike in Hamburg begonnen.

Benjamin Neukirch, geb. 27. Merz 1665 auf einem Dorf an der polnisch-schlesischen Grenze, hatte zu Halle und Leipzig die Rechte studirt und sich als Advocat in Breslau niedergelassen. Bald aber langweilten ihn seine Berufsgeschäfte, er ging 1691 nach Frankfurt, wo er öffentlichen Unterricht in der Poesie und Beredsamkeit ertheilte, und von da auf das Versprechen einer Professur 1692 nach Berlin. Man hielt ihm das Versprechen nicht und er lebte in großer Dürftigkeit; nur Canitz nahm sich seiner an, während ihn Besser sehr geringschätzig behandelte. Von Zeit zu Zeit hielt er Vorlesungen in Halle und machte Reisen in Gesellschaft eines Edelmanns; 1695 kehrte er nach Berlin zurück, wo er sich durch Erziehung junger Edelleute einen kärglichen Unterhalt gewann, bis er endlich 1703 eine kleine Anstellung bei der Ritteracademie erhielt.

1695 veröffentlichte er zuerst seine Gedichte: Sonette, Madrigale, galante Episteln, ganz im Hoffmannswaldau'schen Geschmack; in demselben Jahre gab er „Hoffmannswaldau's und anderer Dichter auserlesene Gedichte" heraus, welche Sammlung sich allmählig auf 7 Bände erweiterte. In der Vorrede zu derselben erhob er Gryphius, Hoffmannswaldau und Lohenstein über alle übrigen deutschen Dichter, setzte aber hinzu: „Wir haben noch einen großen Berg vor uns und werden noch lange klettern müssen, ehe wir auf den Gipfel kommen, auf welchem Homer und Sophokles, Horaz und Virgil gesessen. Mit den Hochzeit-, Begräbniß- und Namensgedichten, damit sich alle Knaben in der Schule quälen, ist es fürwahr nicht gethan, es gehört mehr zu einem Dichter." Als Anforderungen bezeichnet er geduldige Arbeit, Feile, Freiheit von Geschäften, Sprachen, Wissenschaft und Weltkenntniß; in der Regel habe aber ein Poet zu so hohen Dingen keine Muße. „Es sind keine seltsamern Thiere, als Poeten, denn sie lassen sich wie die Paradiesvögel alle 1000 Jahre kaum einmal sehn." Den Dichtern der Gegenwart, die nicht zuviel Zeit auf dergleichen Dinge verschwenden dürften, rieth er an, sich der mittlern Dichtung, der „galanten", zu befleißigen.

Nun aber wurde allmählig der Einfluß von Canitz mächtig über ihn; er studirte den Boileau und sagte sich in einem Hochzeitsgedicht 1700 feierlich

von der Lohensteinschen Manier los. — Er meinte es ehrlich mit seiner Kritik, aber sein Geschmack und Urtheil war noch sehr unsicher; seine spätern Gedichte, hauptsächlich satirischer Art, sind verwässerte Nachbildungen Boileau's. Doch sind sie keine bloßen Stilübungen, er geht auf die Zustände ein, die er wirklich vor sich sieht und deren nothwendigen Untergang er mit Sicherheit vorausempfindet. Er stellt den Grundsatz auf, der in einer Periode, wo es darauf ankommt, von den leeren Bildern und Worten zu den Dingen selbst zurückzukehren, vielleicht die Hauptsache ist: der Dichter müsse, was er besingen wolle, gesehn, gehört und an seiner eignen Person erfahren haben.*)

Sein Absagebrief machte um so größeres Aufsehn, da gleichzeitig die Hamburger Fehde begann. Von Wernike's Jugend ist wenig bekannt. Er war ein geborner Preuße, seine Mutter eine Engländerin; 1685 hatte er zu Kiel unter Morhof studirt und dieser hatte ihm das Epigramm als eine Gattung empfohlen, die von den Deutschen noch wenig angebaut sei. Dann hatte er am Hof einer Herzogin von Mecklenburg gelebt, die er als Amaryllis besang. Er hatte Reisen durch Frankreich und die Niederlande gemacht und sich eine gute weltmännische Bildung erworben; war classisch gebildet, fertig in den neuern Sprachen und sehr belesen in der Literatur. Nachdem er eine Zeitlang als Gesandtschaftssecretair in London gelebt, verlor er seinen Posten und privatisirte in Hamburg, wo er 1697 sechs Bücher Epigramme („Ueberschriften") herausgab, die noch sehr die Lohensteinische Schule verriethen. 1701 aber veröffentlichte er sie in einer neuen, auf 8 Bücher vermehrten und sorgfältig gefeilten Ausgabe, in welcher er dem alten poetischen Standpunkt offen absagte.

Wenn die Feile den Dichter machte, so hätte Wernike in seinen „Ueberschriften" alles Mögliche geleistet. Aber er hatte des Guten zu viel gethan. Um den italienischen Schwulst zu vermeiden, der seine Gedankenarmuth hinter zahllosen Blumen versteckt, hatte er die kleine Form des Epigramms unnatürlich mit Gedanken vollgepfropft und durch eine steife und gezwungene Construction dem Leser die Arbeit noch erschwert. Bei dem großen Selbstgefühl, mit dem er die frostigsten Einfälle vortrug, entstand doch wieder eine andre Art Schwulst, denn der Gehalt entsprach keineswegs den Ansprüchen der Form. Indem er überall nach Paradoxien suchte, und als gebildeter Weltmann die Tugenden, welche die Menge bewunderte, auf ihre endlichen Trieb-

---

*) Als 1718 die Ritteracademie in Berlin einging, wurde Neukirch Prinzenhofmeister in Anspach, wo er 15. Aug. 1729 starb, 64 J. alt. 1727 erschienen von ihm „Satiren und poetische Briefe" und „Begebenheiten des Prinzen von Ithaka", eine Bearbeitung des Fenelon in Alexandrinern.

federn zurückführte, breitet sich über seine Gedanken eine Wolke des Verdrusses, die gegen die heitern, leicht improvisirten Gedichte Logau's grell absticht. Wernike hätte sich nur in der nächsten Nachbarschaft umsehn dürfen, so hätte er in den plattdeutschen Sprichwörtern des Landvolks unendlich viel mehr Witz und natürlichen Verstand gefunden, als in Allem, was er mit künstlicher Gelehrsamkeit ausklügelte. Die Ueberschriften wirkten auch nicht durch ihren eignen Gehalt, sondern dadurch, daß sie ihre Spitze gegen den herrschenden Zeitgeschmack kehrten. Um diese Richtung noch schärfer hervorzuheben, hatte Wernike erläuternde Anmerkungen hinzugefügt.

„Etliche Ueberschriften sind wider unsere deutschen Poeten, oder daß man seine Meinung deutlicher ausdrücke, mehr wider die eingeführte Schreibart als die Poeten selbst gerichtet. Man hält dafür — und man hofft, es werde dem Verfasser von keinem vernünftigen Menschen übel gedeutet werden, daß er seine Meinung so frei heraussagt — man hält dafür, daß wir bisher in unsern Versen mit eitlen und falschen Worten zu viel gespielt, und sehr wenig auf das bedacht gewesen, was die Welschen Concetti, die Franzosen Pensées, die Engländer Thoughts, und wir füglich Einfälle nennen können, da doch dieselben die Seele eines Gedichts sind; ja daß auch die, welche sinnreich zu sein gewußt, dennoch keine nachdrückliche und männliche Art zu schreiben gehabt haben. Wohlfließende Verse zu schreiben, ist die geringste, obgleich nöthige Tugend eines Poeten, und verdient Niemand diesen Namen, der nicht zugleich die Eigenschaft der Sprache, in der er schreibt, und derselben Stärke zierlich auszudrücken und dabei mit großer Sinnlichkeit zu schreiben weiß. Die erste Vollkommenheit der Poesie aber besteht darin, daß man erstlich die Anständigkeit in allen Dingen genau beobachte, und hernach durch edle und großmüthige Meinungen die Seele des Lesers entzücke."

„Man ist der Meinung, daß was die französische Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, meistentheils daher rühre, daß sobald nicht ein gutes Buch ans Licht kommt, daß nicht demselben eine sogenannte Kritik auf dem Fuß nachfolgen sollte, wo man die von dem Verfasser begangenen Fehler sittsamlich und mit aller Höflichkeit anmerkt; sintemal dadurch ohne alles Aergerniß dem Leser der Verstand geöffnet und der Verfasser in gebührenden Schranken gehalten wird."

„Ich weiß wohl, was Deutschland Schlesien wegen der Dichtkunst schuldig ist. Auch in Lohenstein's Trauerspielen sind Oerter, welche es in Ausdrückung einer Sache den besten alten Poeten gleichthun. — Aber er hat sich auch hierin unterweilen durch seine Hitze soweit verführen lassen, daß er schöne Sachen zur Unzeit angebracht, und prächtige Worte seinem Verstand

zum Nachtheil, und gleichsam in einer poetischen Raserei geschrieben hat. Unzeitiger Witz ist Unverstand."

„Es fehlt so weit, daß die Schlesier unsere Poesie annoch sollten in den Stand gesetzt haben, worin wir, ich will nicht sagen der Griechen und Lateiner, sondern nur der heutigen Franzosen und Engländer ihre finden, daß sie uns vielmehr zu vielen Fehlern verführt, und dieselben durch ihre wohlfließende und zahlreiche Verse sogar unter uns gangbar gemacht haben, daß man sich sogleich einen ganzen Schwarm deutscher Dichterlinge auf den Hals ladet, sobald man Liebe genug zu seinem Vaterlande kriegt, dieselben als Fehler anzumerken. Es ist, als griffe man einem König nach der Krone. Bildet man sich denn ein, daß man den Unverstand und das Fieber mit nichtsbedeutenden Worten vertreiben könne? — Die Rede nach der unterschiedenen Art der Gedichte unterschiedlich einzurichten; in einem Schäfergedicht sittsamlich zu sinken ohne zu fallen, in einer Ode hingegen zwar hoch, aber nicht aus dem Gesichte zu steigen; in den Schauspielen die Einheit der Zeit, des Orts und der Sache ganz genau zu beobachten, und zwar in den Lustspielen die Sitten zu verbessern, und in den Trauerspielen die Hörer zum Schrecken und Mitleid zu bewegen; in allen aber insgemein voll sinnreicher Gedanken und Einfälle, und großmüthiger und schöner Meinungen zu sein, so daß dieselben nach Lesung des Gedichts in dem Gedächtniß stecken bleiben: dieses Alles ist das, worauf die wenigsten unserer Poeten gedacht, oder was die wenigsten ihrer Leser in ihnen gesucht haben. Ein wenig Zeit, hoffe ich, wird diese Anmerkung in ihr rechtes Licht setzen, und ihr den Neid und Haß benehmen, den sie sich hiedurch bei unbedachtsamen und parteiischen Lesern anjetzt ohne Zweifel erwecken wird."

Es ist das die Sprache eines gebildeten Mannes, der zwar selber das Bessre nicht machen kann, aber doch mit richtigem Blick erkennt, wo es fehlt. Die „Ueberschriften" wirkten um so mehr, da sie sofort von einem nicht unbedeutenden Gegner angegriffen wurden und zu einem mehrjährigen Streit führten.

Zu den angesehensten Operndichtern der Hamburger Bühne gehörte Postel, geb. 11. Oct. 1658, Sohn eines Pastors im Lande Hadeln, der später nach Hamburg versetzt war. Er hatte in Leipzig und Rostock die Rechte studirt und dann, nachdem er Reisen durch Holland, England Frankreich und Italien gemacht, sich in Hamburg als Advocat niedergelassen. Er war in der auswärtigen Literatur wohlbelesen und auch des Griechischen mächtig. In den 25 Opern, die er von 1688—1699 schrieb (darunter eine Zerstörung Jerusalems, die mit ungeheuern Kosten aufgeführt wurde) war die eine „Iphigenie"

dem Euripides nachgebildet. Postel's poetische Kraft war nicht bedeutend, aber sein Trieb ging auf's Ideale, und gleich seinem Vorbild Lohenstein nahm er sich auch der epischen Dichtkunst an. 1700 erschien von ihm eine Nachbildung des 14. Buchs der Iliade „die listige Juno", durch ein Vorwort über das Leben Homer's eingeleitet. „Dies wäre also", heißt es am Schluß desselben, „ein kurzer Bericht von dem Leben und den Schriften des großen und unsterblichen Homer, von dem mit Recht die Gelehrten alter und neuer Zeit schon gehalten, daß der Schatz aller Weisheit und menschlichen Wissenschaft in ihm verborgen liege. Daher ich meine, daß ich nicht Unrecht gethan, wenn ich seine Vortrefflichkeiten den Deutschen etwas bekannt machte, und zwar durch dieses kleine Stück, worin er vornehmlich anzeigen wollen, was die List einer verschmitzten Frau auszurichten vermöge." Es folgt nun ein Lobgesang auf die List, und dann die Uebersetzung selbst in Alexandrinern, bei welcher der gute Wille die Hauptsache thun muß, denn die Sprache ist herzlich schlecht, steif und hochtrabend wie bei Lohenstein, und nur dadurch von Bedeutung, daß Postel sich bemüht das descriptive und malerische Moment mehr hervortreten zu lassen. — Er versuchte sich auch in einem größern selbstständigen Epos „der große Wittekind", gleichfalls in Alexandrinern, im Uebrigen aber dem Roman Lohenstein's nachgebildet. Der Held ist ebenso gelehrt und von ebenso hofmännischer Bildung, als sein Stammvetter Arminius. Der Name und die ersten Verse deuten zwar auf sächsisches Stammgefühl, im Gedicht selbst ist aber von dem alten Sachsen wenig die Rede. Wittekind leidet Schiffbruch und kommt in der Nähe der Alhambra an's Land, welche eine Reihe von antiken Bildwerken enthält, die nach lateinischen Dichtern ausführlich beschrieben werden. Er erlebt mit einer Prinzessin von Granada in eigner Person die Geschichte des Odysseus und der Nausikaa; bei der Gelegenheit wird die Liebe als allgemeine Herrscherin der Natur geschildert. „Wie wetzt der brünst'ge Stier mit unermüdtem Streichen der Hörner krumme Spitz' an Klippen und an Eichen! Es fliegt der Schwanz umher, das Auge wird verdreht, wenn seiner Jo sich ein fremder Buhle näht. Noch größre Wunder sind von Liebesgluth zu sehen: man sieht die Bäume selbst in Liebesbanden gehen; was windt den Epheu auf an einem Eichenstamm?" U. s. w. — Noch lebhafter wird die Sinnlichkeit auf einer Liebesinsel, auf welcher ein andrer sächsischer Flüchtling landet: die Enkelin der Circe verführt ihn in einem durchsichtigen Florkleide „aus grüner Seide und Gold wie aus Luft gewebt" und zwischen ihren Nymphen und dem Gefolge des sächsischen Abentheurers finden malerische Scenen statt. — In dieser Weise geht es fort. — Das Epos wurde nicht vollendet und das Fragment erst 20 Jahre nach dem Tode des Dichters herausgegeben.

Postel hatte eben eine neue Reise durch die Schweiz und Italien gemacht, als er auf seiner Rückkehr Wernike's „Ueberschriften“ las. Er rächte Lohenstein durch ein Sonett, in welchem er Wernike mit einem Hasen verglich, der auf dem todten Löwen herumspringt. Dafür geißelte ihn Wernike in einem dem Englischen nachgebildeten Fastnachtsstück, und ließ ihn als Nachfolger des Hans Sachs krönen: der lustige Schuster galt diesen gelehrten Männern als der Gipfel aller Abgeschmacktheit. Postel schwieg; er wurde 1702 durch den Tod seines Freundes und Gönners Gerhard Schott, Begründer des Hamburger Opernhauses, den er nach dem Vorbild Lohenstein's als großen Pan feierte, tief bekümmert, gab seine Theilnahme an der Oper ganz auf und starb 21. Merz 1705, erst 47 Jahr. — Dafür trat ein andrer Kämpfer gegen Wernike in die Schranken.

Hunold, geb. 1680 bei Arnstadt in Thüringen, Sohn eines Amtmanns, hatte sich auf der Universität Jena dem berühmten Romanschreiber Bohse-Talander angeschlossen. Ein munterer Tänzer und Fechter, bei Frauen wohl beliebt, fand er auf einem Besuch in Weißenfels eine Dame, die er als Selimene in seinen Gedichten feiern durfte. Diese Leidenschaft scheint aber seine Finanzen zerrüttet zu haben, er mußte Jena wegen Schulden verlassen und irrte abentheuernd umher, bis er nach Hamburg kam, wo er als Schreiber bei einem Advocaten eintrat und Privatunterricht in der Poesie und Rhetorik ertheilte. In demselben Jahr schrieb er unter dem Namen „Menantes“ einen Roman „die verliebte und galante Welt“, Klatschgeschichten vom Weißenfelser Hof, die in der freien Reichsstadt viel Beifall fanden und ihm Ehre und Geld eintrugen. Er schloß sich enge an Postel an, schrieb mehrere Singspiele und steckte immer hinter den Coulissen, wo er ein ziemlich ausschweifendes Leben führte. 1702 gab er „edle Bemühungen müssiger Stunden, in galanten, verliebten und satyrischen Gedichten“ heraus, ganz im Stil Hofmannswaldau's, und gleich darauf „die allerneueste Manier höflich und galant zu schreiben“, worin er sich begeistert für Lohenstein erklärte, aber auch Weise gelten ließ und die Versicherung hinzufügte, Schlesien sei nicht allein gedüngt Poeten zu machen, in Niedersachsen wohnten auch Leute. Daran schloß sich das „Schreiben an einen gelehrten Freund“ an, „von einem schlimmen Poeten und andern unzeitigen Scribenten“, hauptsächlich gegen Wernike gerichtet. Wernike antwortete in einigen sehr groben Epigrammen und Hunold schrieb gegen ihn „der thörigte Pritschmeister oder schwärmende Poet“, worin Wernike's „Ueberschriften“ aus dem Zusammenhang gerissen und persifflirt wurden. Er warf seinem Gegner unter Anderm vor, er könne nicht einmal richtig decliniren. Wernike verstand das übel, er begnügte sich nicht damit seine „Ueberschriften“ mit neuen Verbesserungen und neuen Anmerkungen herauszugeben, sondern

er denuncirte einige Epigramme Hunold's, in welchen Karl 2. von Spanien gelästert wurde, dem spanischen und französischen Gesandten. Die Sache hätte schlimm ablaufen können, aber Hunold wurde zeitig gewarnt, ließ schnell die Ausgabe umdrucken und stellte jene Epigramme als Nachdruck dar.*)

So endete dieser alberne Streit, der in Hamburg selbst nicht die geringste Wirkung that und in Deutschland bald ganz vergessen wurde, bis ihn Bodmer, dem es darauf ankam, für seine Neuerungen Autoritäten zu finden, wieder in Erinnerung brachte. Seitdem nimmt er eine ansehnliche Stelle in den Literaturgeschichten ein.

Von Wernike's späterm Leben ist fast gar nichts bekannt. Er hat eine Zeitlang als dänischer Resident in Paris gelebt. Hunold hatte ein bunteres Schicksal. — Sein neuer Roman „der europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte" 1704 gefiel in Hamburg sehr; dagegen wurde der Kaufmann äußerst aufgebracht, als er 1705 wagte, Hamburger Scandalosa zu einer Novelle zu verarbeiten: „Satirischer Roman, oder allerhand wahrhaftige, lustige, lächerliche und galante Liebesbegebenheiten; sammt einem Anhang: die Lindenfeldische Fama und allerhand Urtheile von neuen Büchern." Das Buch wurde confiscirt und als Pasquill verbrannt, ja man bedrohte sein Leben und er mußte aus Hamburg weichen. Auch in Braunschweig, wohin er zunächst floh, fand er keinen bleibenden Aufenthalt: er war der richtige literarische Vagabund jener Zeit. 1707 schrieb er „die beste Manier, in honetter Conversation sich höflich und behutsam aufzuführen und in kluger Conduite zu leben"**); und gab des Weisianers Neumeister***) „allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen", mit einer Vorrede heraus.†) Diese harmlos abgeschmackte Anweisung zum Dichten, wie ähnliche, z. B. des Pegnitzschäfers

*) 1704 kam der Weisianer Riemer als Prediger nach Hamburg (geb. 1648 zu Halle), der 1678 bis 1683 als Professor in Weißenfels zahlreiche Schauspiele, Romane und Satiren im Stil seines Vorgängers geschrieben hatte; auch einen „Lustredner" 1681. Er starb 10. Sept. 1714.

**) Gleichzeitig erschien Neukirch's „Unterricht von deutschen Briefen", nach Gottsched's Urtheil das beste Lehrbuch der Art.

***) Geb. 1671 in Weißenfels, stud. zu Leipzig, 1704 Diakonus in seiner Vaterstadt, Dichter von Oratorien und Cantaten, 1715 Riemer's Nachfolger in Hamburg, orthodoxer Lutheraner; † 1756.

†) Die sieben ersten Cap. von der Prosodie; 8. C. vom Alexandriner und den andern Versmaaßen, Heldenbriefe, Oden, Arien, Madrigalen, Sonetten, Räthseln, Echo's; von Kettenreimen, Bilderreimen, Quodlibeten, Serenaten, Pastorellen, Opern; 9. C. vom Stil; 10. C. von der licentia poetica, von der oratoria poetica, von der inventione, von der Disposition, von der Elaboration.

Omeis*) „gründliche Anweisung zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst sammt einer deutschen Mythologie“ 1704, fand mehr Beifall unter der strebsamen Jugend, die doch auch ihre Mußestunden mit nützlichen Spielereien ausfüllen wollte, und doch wissen wollte, wie? als der Anlauf zu einer strengeren Kritik, wie ihn Wernike nahm — „als ob Wunder was von solchen Nebenstunden abhinge!“ — Auch in Hamburg gaben angesehene Geschäftsleute „poetische Nebenstunden“ heraus, sie hätten es aber sehr übel genommen, wenn man sie dafür hätte „durchhecheln“ wollen. — Ganz wie bei uns! — Um so mißlicher wurde die Kritik, da die Zahl der „Musen“ sich immer mehrte — 1715 machte Lehms in „Deutschlands gekrönten Dichterinnen“ 111 namhaft! Gegen Musen muß man doch galant sein.

Schließlich fand Hunold Zuflucht in Halle, wo er seit 1708 mit Beifall über Moral und Dichtkunst las, dann Dr. Jur. wurde und sich ganz auf die solide Seite legte. In der Vorrede zu seinen academischen Nebenstunden sagt er: „ich wünschte, daß viele meiner Schriften in ihrer ersten Geburt erstickt wären. Die Poesie, wie sie von mir und vielen Andern getrieben worden, hat mehrentheils einen geringen Nutzen, und noch weniger Tugend in sich. Keine geringe Schande ist es, daß die sonst edelsten Gedanken von den Menschen so verwahrlost und so unreif als die ungestaltesten Mißgeburten in die Welt gebracht werden. Meine Feder hatte einige Worte in ihrem Vermögen, so meinte ich schon zu fliegen. Ich war jung, von Tugend besaß ich nichts, und von Wissenschaften nur sehr geringe Kenntniß, und gleichwohl wollte ich hoch hinaus. Ich hatte von des Adlers Flug zur Sonne gehört, und dachte mit den blöden Augen meines verfinsterten Verstandes eine so jähe Bahn gleich zu finden. Allein ich gerieth mit den Sinnen unter die Eulen, welche die Nacht lieben und den Tag scheuen, oder vielmehr die Nacht für den Tag halten.“ Am meisten bereute er, sich durch seine Opern gegen die Keuschheit versündigt und die christliche Sitte verletzt zu haben. — Man merkt die Hallesche Luft.**)

---

*) Geb. 6. Sept. 1646 zu Nürnberg, 1674 Professor zu Altorf, † 22. Nov. 1708. — In diesem Jahr (1708) starb auch Christian Weise, der Chorführer dieser ganzen Richtung, 66 J. alt.

**) Er starb 1721, erst 41 Jahr alt. — Der beliebteste Romanschreiber der nächstfolgenden Zeit war der Nürnbergische Astronom Leonhard Rost (geb. 14. Febr. 1688, † 22. Merz 1727), der unter dem Namen „Meletaon“ schrieb: 1707 die getreue Bellandra; 1708 die unglückliche Atalanta; 1710 die türkische Helena; 1711 der verliebte Eremit u. s. w. Auch: 1715 Helden- und Liebesgeschichte dieser Zeiten, welche sich bei dem verwichenen spanischen Successionskrieg hin- und wieder in Europa zugetragen; 1721 Leben und Thaten der englischen Maitressen und Coquetten u. s. w.

Aber eine unsterbliche Frucht ging doch aus der Hamburger Oper hervor: in ihr fand Händel den ersten angemessenen Schauplatz für seinen Genius. Diese Betrachtung muß uns wenigstens theilweise mit dem vielen Schlechten und Mittelmäßigen versöhnen, was sie hervorgebracht hat.

Händel, 23. Febr. 1685 zu Halle geboren, stammte aus einer niedrigen, aber aufstrebenden Familie: sein Großvater war Kupferschmied, sein Vater erst Barbier, dann kurbrandenburgischer Kammerdiener und Leibchirurg. Es war eine starke, stämmige Familie, mit einer unendlichen Lebenskraft, die sich auch auf Händel vererbte. Körperliche Gesundheit und starke Leidenschaft so wie eine große Energie des Willens zeichneten schon den Knaben aus. Er hatte sich lange im Stillen des Nachts in der Musik geübt, als er es im 7. Jahr seinem Vater gewissermaßen abtrotzte, ihn mit an den Hof von Weißenfels zu nehmen. Der Herzog fand Gefallen an dem aufgeweckten und talentvollen Knaben, und veranlaßte den Vater, ihm einen ordentlichen musikalischen Unterricht geben zu lassen. Bald machte er durch sein Spiel in Halle Aufsehn, und schon damals entwickelte er die außerordentliche Fruchtbarkeit im Componiren, die später das Staunen der Welt erregte. Im 11. Jahr wurde er in Berlin der Kurfürstin Charlotte und ihrem Leibcomponisten, dem stolzen Buononcini und dem milden Ariosti vorgestellt. Der Kurfürst erbot sich, ihn zu seiner Ausbildung nach Italien zu schicken, aber der Vater, der die deutsche Schule vorzog, lehnte es ehrfurchtsvoll ab. So blieb er noch 6 Jahre in Halle und wurde Meister in allen Geheimnissen der Fuge und des Contrapunkts. 1703 ist er Mitglied des Hamburger Orchesters bei der zweiten Violine unter dem Dirigenten Keiser, der sehr reich an Melodien war und 118 Opern componirt haben soll — wobei man freilich nicht an den Umfang unsrer modernsten Opern denken darf. Am meisten schloß er sich an den Sänger Mattheson an, mit dem er Aug. 1703 eine Reise nach Lübeck machte. Aber beinah hätte die Freundschaft ein gewaltsames Ende genommen. 5. Dec. 1704 wurde Mattheson's Kleopatra gegeben, in der er selbst mitsang, während Händel an Keiser's statt am Clavier dirigirte. Als Mattheson auf der Bühne gestorben war, wollte er Händel's Stelle einnehmen: dieser weigerte sich, es setzte erst eine Ohrfeige und dann einige Degenstiche. Doch legten sich die Senatoren in's Mittel und Mattheson verstand sich dazu, in Händel's erster Oper „Almira, Königin von Castilien", 8. Jan. 1705, mitzusingen. Sie fand großen Beifall und wurde in kurzer Zeit 30 Mal gegeben. 25. Febr. folgte „Nero oder die durch Blut und Mord erlangte Liebe" und dann noch einige andere Opern, sowie eine Ueberzahl geistlicher und weltlicher Compositionen. Als er sich 200 Duc. erspart, machte er sich Anfang 1709 nach Italien auf den Weg. Seine Reise war ein fortgesetzter

Triumphzug; die ersten Meister der Kunst, Scarlatti, Corelli u. s. w. huldigten ihm, die Frauen warben um die Gunst des „schönen Sachsen" — er war damals 24 Jahr alt — die Fürsten überhäuften ihn mit Geschenken, das Publicum strömte in seine Opern und in Rom machte man ihm sehr bedeutende Anerbietungen, wenn er katholisch werden wollte. Man kam ihm mit Syllogismen, aber Händel antwortete einfach und bestimmt: „Ich bin weder geschickt noch geneigt zum Nachforschen in Dingen dieser Art, sondern festiglich entschlossen als ein Glied derjenigen Gemeinde, darin ich geboren und erzogen worden, zu leben und zu sterben, die Glaubensartikel mögen nun wahr oder falsch sein." — So kehrte er 1710 nach Deutschland zurück, wo wir ihm zunächst in Hannover begegnen werden.

---

Der Pietismus hatte sich so weit festgesetzt, daß er, bisher von allen Seiten verketzert, zum Angriff übergehn konnte. Als Vorfechter in diesem Kampf tritt mehr und mehr Joachim Lange in Berlin hervor, jetzt 36 Jahr alt, als Prediger ebenso berühmt, wie als Schulmann: seine griechische und lateinische Grammatik, beide im Waisenhaus gedruckt, 1705 und 1707, wurden in 100,000 Exemplaren verkauft. Zuerst versuchte er sich in kleinen Scharmützeln, er trat sehr energisch für die Freiheit des Gewissens gegen die religiösen Verfolgungen in die Schranken und bedauerte, daß diese Schlacken des Papstthums auch in die protestantische Kirche übergegangen waren. Gleichviel, ob diese Verfolgungen von den Geistlichen oder von den Fürsten ausgingen: die ersten könnten Rechte, die sie selber nicht besäßen, auf die letztern nicht übertragen.

Ende 1706 begann Lange eine periodische Kritik der „unschuldigen Nachrichten", die bis 1714 fortgesetzt wurden. Er will „die Larve oder den gleißenden Schafpelz der falschen Propheten oder sogenannten Orthodoxen abreißen, so im Geist der alten Pharisäer, mit höchstem Unverstand, mit Gottes Wort wider Christum und wider Gottes Wort geeifert haben und noch eifern." Sie seien „Epikureer und Atheisten; denn sie üben Verrath gegen die Unschuldigen, freveln an ihren Brüdern nach dem wilden Triebe des fleischlichen Affects; sie seien die Aufgeblasenen, denn sie statuiren eine wahre Erleuchtung ohne den hl. Geist, durch theologischen Wind; sie lieben die Wollust mehr als Gott, ja Wollust sei das Centrum und der Nerv ihrer ganzen Orthodoxie." Für sie seien selbst Dippel's Schriften eine heilsame Augensalbe, und der von ihnen verleumdete Arnold habe den Greuel, der von den Zeiten des pseudo-orthodoxen Kain bis auf die letzte Zeit unter dem Namen der Orthodoxie

zum Dienst des Fleisches getrieben sei, auf's Tiefste erkannt, sich nur durch seinen Affect etwas zu weit leiten lassen. Am schärfsten wurde Schelwig mitgenommen; Löscher „habe zwar die Gabe eines geschickten Vortrags und dem Ansehn nach ein bewegliches Gemüth, sei extrem arbeitsam und wäre gewiß zu großer Solidität gelangt, wenn er bessere Anführung gehabt und sich nicht zu früh mit Bücherschreiben abgegeben hätte." — Kühner und umfassender als je zuvor war das Bekenntniß des Pietismus dem Bekenntniß der Buchstaben-Orthodoxie entgegengesetzt. Wenn diese lehrt: „fasse eine Erkenntniß, Beifall und Zuversicht von und zu Christo, d. h. erwecke vermöge des göttlichen Worts in dir allerlei mit der Orthodoxie übereinkommende Gedanken von dem Wesen, den Werken und dem Willen Gottes, so bist du im Besitz einer wahren Erleuchtung"; so sagt jener: „glaube, d. h. nahe dich bei der Erkenntniß deines Elends mit dem innigsten Verlangen, Hunger und Durst deiner Seelen zu dem erkannten Heiland, suche und finde mit kindlichem Verlangen deine Versöhnung, Genesung, Ruhe und Seligkeit in ihm, mit verknüpftem Ekel wider Alles, was dieser deiner geistlichen Gesundheit zuwider ist; laß das göttliche Licht zur Erkenntniß Gottes in dir also angezündet werden, daß du nicht weniger dessen unzertrennliche Wärme oder Hitze zur geistlichen Bewegung und Erneuerung, als dessen Schein zur Erleuchtung empfindest." Die falsche Orthodoxie finde nur den todten Glauben; sie sei Ketzerei vor Gott und Menschen, ja ihre Irrthümer müssen als die gemeinste und schädlichste Ketzerei gestempelt werden.

Diese Streitigkeiten wirkten auch auf das Hallesche Waisenhaus zurück, das unter Francke's Leitung und mit Unterstützung aller Frommen immer wunderbarer aufblühte. Francke schied im Unterricht die zum gelehrten Leben vorgebildet werden sollten, von den Uebrigen, und nahm auf den künftigen Lebenslauf Rücksicht; er sorgte für Einfügung der Realien, nicht blos Mathematik, sondern auch Anatomie und Naturwissenschaft: eine Neuerung, die für die moderne Pädagogik nicht ohne Folgen blieb. Er legte einen botanischen Garten, ein chemisches Laboratorium, und für die Freistunden eine Drechselbank sowie andere Werkstätten für geschickte Knaben an. Mit dem Pädagogium war seit 1702 unter der Leitung von J. H. Michaelis ein Collegium orientale verbunden, in welchem eine nicht unbedeutende Anzahl junger Theologen gebildet wurde: hier kam auch die hebräische Ausgabe der Bibel zu Stande. Seit Nov. 1706 stattete Francke über seine Fortschritte regelmäßig einen öffentlichen Bericht an den Frhrn. v. Canstein ab, der mit der größten Aufopferung das Waisenhaus unterstützte: Elers, der Vorsteher der Buchdruckerei, vermittelte durch häufige Reisen nach Berlin, was etwa noch zu berathen übrig blieb.

Als Francke Sept. 1707 seinen dritten Bericht von dem Fortgang und der Einrichtung des Waisenhauses herausgab, und auf den göttlichen Segen aufmerksam machte, der seine Anstalten begleitet habe, — schon zählte die Anstalt 1066 Waisenkinder, und mit den Extranern 1200! — wurde diese vornehmste Pflanzschule des Pietismus ein Hauptzielpunkt für die Angriffe der Orthodoxen. Löscher, seit 1707 Professor zu Wittenberg und anerkannter Führer der strengen Lutheraner, leugnete in den „Unschuldigen Nachrichten", daß das Waisenhaus ein besonderer Gegenstand der göttlichen Vorsehung sei, weil man die Mittel auf ganz gewöhnliche menschliche Weise zusammenbringe; besonders aber weil in der Buchhandlung desselben so viele schädliche und ketzerische Bücher gedruckt würden. Diese Angriffe setzte er unermüdlich fort, zum Theil sehr glücklich, da die fromme Dankbarkeit Francke's für Gottes unmittelbaren Schutz nicht selten in versteckten pharisäischen Hochmuth ausartete. Aber auch Löscher konnte kein gutes Gewissen haben: dieselben Redensarten von der unmittelbaren Leitung Gottes, die er von Francke so arglistig fand, gebrauchte er selber von einem Waisenhaus, das in orthodoxen Händen war. Hier wie dort biblische Phraseologie ohne Sinn: es war als ob zwei Auguren sich begegneten. Der rein theologische Standpunkt war maßgebend; Löscher fand im Halleschen Gesangbuch Deismus, Chiliasmus, alles Mögliche; er nahm sogar an der Strophe Anstoß: „Ach schaue, wie des Satans List sie jämmerlich zertrennet, wie sich's im Zanke beißt und frißt, im Unverstande brennet; wie alles in Verwirrung geht, da eins das andre nicht versteht, und sich unnöthig zweiet." — Francke blieb die Antwort, Löscher die Gegenantwort nicht schuldig: von dem Ton ist es doch gut, eine Probe zu geben. „Nach Ausschäumung vieler Lästerungen, schreibt Francke 7. Aug. 1710, ist Dr. Löscher's Hauptzweck, daß er viele christliche Personen auf eine höchst schändliche und fast alle pasquillantische Bosheit übersteigende Weise herum nimmt, sie Hurerei, Ehebruchs, Mords, Diebstahls, Abführung von Christo und allerlei seelengefährlicher und seelenmörderischer Lehren ganz ungescheut, ohne gegründeten Beweis, blos mit Verdrehung und Mißdeutung unschuldiger Worte, höchst frevelhaft beschuldigt. Ja es war diesem Schänder daran noch nicht genug, sondern er mußte sein unverschämtes und schändliches Müthlein auch damit kühlen, daß er die schändlichsten Unfläthereien, vor denen auch ein Heide, der nur ein Fünklein natürlicher Schamhaftigkeit und Zucht annoch an sich hat, nicht anders als erröthen kann, seinen häufigen Lästerungen mit beifügte, und diese den Weltsäuen, die gern in solchem Unflath wühlen, damit gleichsam schmackhaft machte, und also füglich mit einflößte." — Die Ausdrücke sind gar nicht zu stark; die gemeinsten Verleumdungen hatten

die frommen Männer zu Ehren des Herrn angewandt. Wenn sie in ihren Sachen nicht fortkommen, sagte J. F. Mayer, rufen die Pietisten den Satan zu Hilfe, der ihnen die allerabscheulichsten Pasquille eingeben und ihnen selbst die Feder führen muß! und Francke gab die Anklage zurück. — Tantaene animis coelestibus irae! —

---

Das Kaiserthum stand noch einmal auf der Höhe seiner Macht. Kaiser Joseph war, als er den Thron bestieg, 27 Jahr alt, in der Blüthe seiner männlichen Kraft, ehrgeizig, entschlossen und ohne alle Vorurtheile. 1699 hatte er Amalie geheirathet, die Tochter Johann Friedrichs von Hannover. Sein vertrautester Rathgeber war Prinz Eugen, mit dem er auch darin übereinstimmte, dem Klerus und namentlich den Jesuiten im Staatswesen nicht zuviel Spielraum zu lassen. Das Ceremoniell seines Vaters behielt er theilweise bei, aber an Stelle der bisherigen Armseligkeit trat wirklich ein fürstlicher Glanz. Auch dadurch unterschied sich Joseph von seinem Vater, daß er persönlich am Feldzug Theil genommen.

Für den Augenblick herrschte er wirklich in Deutschland. Sachsen, Preußen und Pfalz waren ihm unbedingt ergeben, die Länder der Kurfürsten von Bayern und von Köln waren in seinen Händen, beide 25. Nov. 1705 durch den Reichstag in die Acht erklärt, der Aufstand des bayrischen Volks Jan. 1706 blutig niedergeschlagen. Einen Augenblick dachte man daran, durch diese Beute die kaiserlichen Erblande zu vergrößern: im Feld gegen die Franzosen stand es glücklich, und nur Schweden, Dänemark und die kleinen Fürsten protestirten gegen die Zerstückelung Bayerns.

Für seinen Bruder Karl, König von Spanien, warb der Kaiser um die Hand der jungen schönen Elisabeth, der Enkelin Anton Ulrich's. Nach dem Tode seines milden Bruders Rudolph August, 20. Merz 1704, war dieser alleinregierender Herr in Wolfenbüttel, in seinem hohen Alter noch ebenso ehrgeizig, als da er die „römische Octavia" begann. In Berlin setzte man auf seine Thatkraft große Hoffnung in Sachen der protestantischen Union. Leibnitz, der mit Ursinus und Molanus diese Angelegenheit leitete und auch Buddeus in Jena als Vermittler heranzuziehn suchte, erhielt vom preußischen Hof den Auftrag, an berühmte Theologen goldene Medaillen zu vertheilen; er rechnete um so sichrer auf die Mitwirkung Anton Ulrich's, da er schon lange in seinem Vertrauen stand.

Aber die Gedanken des Herzogs hatten durch das kaiserliche Anerbieten eine andere Richtung genommen. Mit dem größten Eifer ging er auf die

Idee der Heirath ein. Als die Beichtväter Aug. 1705 bei den Eltern der Prinzessin eine bewegliche Vorstellung eingaben, erklärte Anton Ulrich, er nehme die volle Verantwortung auf sich, er allein sei Herr im Lande. Er verbot den Geistlichen alle weitere Einmischung und setzte sie ab, als sie nicht gehorchten; der neue Beichtvater rief von der Kanzel, sie seien deshalb ein Fluch und Scheusal vor Stadt und Land geworden. Nach schweren Gewissenskämpfen willigte endlich Elisabeth Sept. 1705 ein.

Um sicher zu gehn, hatte der Herzog von 11 Theologen Gutachten darüber eingefordert, ob lutherische Personen, welche katholisch würden, selig werden könnten. Molanus gab seine Meinung dahin ab, das Schlimmste im Katholicismus sei nicht die Lehre, sondern die Praxis. Wer im Papstthum geboren und erzogen sei, könne, wenn er christlich lebe und den Nächsten liebe, mit den Evangelischen das Reich Gottes ererben; daraus folge aber nicht, daß ein evangelischer Christ, der die römische Religion in vielen Stücken für falsch halte, aus weltlichen Absichten zu derselben übergehn dürfe. — Anders urtheilte Thomasius. Wenn die Evangelischen sich durch den Uebermuth der Katholiken dazu fortreißen ließen, ihnen die Seligkeit abzusprechen, so sollten Vernünftige auf dergleichen Reden kein großes Gewicht legen. Er möchte weder einem Lutheraner rathen katholisch zu werden, noch umgekehrt; er table jedoch diejenigen nicht, die das Eine oder das Andre thun, weil alle Rathschläge und Entschlüsse auf viele veränderliche oder nicht bei allen Menschen in gleicher Weise wirksame Umstände sich gründen. Was die widerstrebenden Prediger betrifft, so gestand er dem Fürsten ohne Weiteres das Recht zu, sie des Landes zu verweisen. — Am meisten stützte sich Anton Ulrich auf das Gutachten, welches der verstorbene Calixt bei Gelegenheit der Vermählung Kaiser Joseph's abgegeben: daß hochwichtige der ganzen Christenheit zum Vortheil gereichende Umstände einem solchen Schritt zu statten kommen könnten, und daß der Uebertritt der Seligkeit keine Gefahr bringe, wenn nur nicht wider besser Wissen und Gewissen die Wahrheit als Unwahrheit gescholten werde. In ähnlichem Sinn sprach sich Fabricius im Namen der Helmstädter Facultät aus.*)

Ehe noch diese Sache zur Entscheidung kam, wurde Leibnitz, der dabei eifrig betheiligt war, nach einer andern Seite hin beschäftigt. Der König von Preußen warb für seinen Sohn, 17. Juni 1706, um die Hand Sophie Dorothea's, der Tochter des Kurfürsten Georg, ein Reformirter um die Hand einer Lutheranerin. Dies schien eine Gelegenheit, wenigstens zwischen

*) Durch Leibnitz' Vermittelung wurde 1706 sein bisheriger Amanuensis Eckard, 32 J. alt, Professor in Helmstädt.

diesen beiden Bekenntnissen die Union anzubahnen, und als die Ehepacten 2. Nov. 1706 geschlossen waren, begleitete Leibnitz die neue Kronprinzessin nach Berlin. Aber unmittelbar folgte ihm ein Rescript seines Kurfürsten: „also wollen wir, daß Ihr auf keine Weise in diesen Sachen weder direct noch indirect Euch einmischet oder gebrauchen lasset; wir wollen auch, daß Ihr von Allem, was das Vereinigungsnegocium der lutherischen und reformirten Religion betrifft, hinführo abstrahiret."

Leibnitz hielt sich bis Febr. 1707 in Berlin auf und empfing hier den Besuch eines Mannes, der bald eine große Rolle spielen sollte, des Mathematikers Wolff, der schon seit einigen Jahren mit ihm correspondirte.

---

Christian Wolff war 24. Jan. 1679 zu Breslau geboren, Sohn eines Lohgerbers, der aber auf dem Gymnasium bis Prima gekommen war. Von seiner Jugendbildung hat er in einer ziemlich nüchternen Selbstbiographie Bericht abgestattet „Meine Eltern haben mir von der ersten Kindheit an große Liebe zur Gerechtigkeit und Haß gegen die Ungerechtigkeit, auch Eifer für die Religion und Gottesfurcht beigebracht. Daher ich ohne Unterschied der Witterung beständig alle Predigten, wie auch die Wochenfrühpredigten in den Hauptkirchen besuchte, dabei zu Hause die Bibel täglich gelesen und die in den Kirchen damals gewöhnlichen Lieder bei Zeiten auswendig gekonnt. Mein Vater hat durch ein Gelübde mich dem Studiren gewidmet, ehe ich noch zur Welt kam, und daher nach seinem Vermögen nichts gespart, was diesen Vorsatz zu befördern vonnöthen wäre. Es fielen gleich nach meiner Geburt schwere Zeiten, theils wegen des Türkenkriegs, theils wegen der Theurung ein, wodurch die Auferziehung ihm desto beschwerlicher ward."

„Der Rector der Schule Gryphius (Sohn des Dramatikers, geb. 1649, † 1706), ein hitziger Mann, suchte die Philosophie aus dem Aristophanes lächerlich zu machen, insonderheit auch die Algebra, daher durfte ich es nicht merken lassen, daß ich mich in jener fleißig übte und zu dieser eine große Lust hatte, weil ich gehört, es sollte eine Kunst sein, verborgene Wahrheiten zu erfinden, und daher er meinte, ich würde von dieser arte inveniendi speciali generales regulas abstrahiren können, als worauf ich schon in meinen Schuljahren verfiel. — Da ein andrer Lehrer, Casp. Neumann (geb. 1648, † 1715), in seinen Predigten sehr dogmatisirte, so habe von ihm sehr vieles gelernt, indem ich jederzeit, was ich in der Theologie von ihm gehört, auch in der Philosophie nachzuahmen suchte, indem er die Fehler der scholastischen

Philosophie und die daher rührenden Mängel in der Theologie anzuzeigen pflegte, wie denn auch mir noch alles viel zu dunkel und zu ungewiß vorkam. Obgleich Gryphius die scholastische Philosophie nicht leiden konnte, so gefiel ihm doch dieses, als ich im Examen wegen des Stipendiums dem Rector des Elisabeth-Gymnasiums, der ein Erzmetaphysikus war, so wohl antworten konnte und viel besser als seine Auditores. Denn ich wußte alles zu definiren, da seine Auditores immer nur durch Exempel die terminos und distinctiones erklären wollten; auch befliß ich mich damalen schon auf deutliche definitiones anstatt der dunkeln, welche die Scholastici geben. Ob ich gleich die scholastische Philosophie studirte, so that sie mir doch nicht Genüge, und ich hielt weniger von den Scholasticis als jetzund."

„Carbonis Summa Theologiae Thomae Aquinatis las ich deswegen, damit ich die katholische Theologie recht erlernen wollte, wie ich dann auch der Katholiken Predigten fleißig besuchte und ihren Kirchenfesten beiwohnte, auch ihre Processionen und besondern Gottesdienst mit anzusehn nicht unterließ, weil ich ihre Religion recht wollte kennen lernen, nicht aus dem, was ihre Gegner sagen. Und weil vernahm, daß die reformirten Theologen weiter als unsere gingen, las ich zugleich Gürtler, Burmann u. s. w."

„Ich habe gleich von Anfang an meine Studien auf einen gewissen Zweck referirt. Weil ich zum studio Theologico durch ein Gelübde gewidmet war, so ist immer mein Vorsatz gewesen, Gott im Predigtamt zu dienen, bis ich endlich wider meinen Willen davon abgeführt worden; weil ich aber da unter den Katholiken lebte und den Eifer der Lutheraner und Katholiken gegen einander gleich von meiner ersten Kindheit an wahrnahm, dabei merkte, daß ein jeder Recht zu haben vermeinte: so lag mir immer im Sinn, ob es denn nicht möglich sei, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch leide. Wie ich nun nach diesem hörte, daß die Mathematici ihre Sachen so gewiß erwiesen, daß ein jeder dieselben vor wahr erkennen müsse, so war ich begierig die Mathematik methodi gratia zu erlernen, um mich zu befleißigen, die Theologie auf unwidersprechliche Gewißheit zu bringen. Hierin bestärkte mich H. Neumann, der den Nutzen der mathematischen Methode in der Theologie und Moral anpries: nach seiner Einsicht waren die Zeiten vor der Thür, da ein demonstrativer Vortrag viel fruchten könne."

„Die Theologie verstund ich schon so gut, wie ich auf die Universität reiste, daß ich nicht darin zu lernen nöthig zu sein erachtete, wie ich auch in der That bezeugen kann, daß ich in Collegiis zu Jena nach diesem weniger gehört, als ich schon wußte." Dagegen war er aus Mangel an guten Lehrbüchern in der Mathematik zurückgeblieben: namentlich „in der Geometrie

konnte ich nicht recht fortkommen, weil mir die Lust bald verging, weil nicht sah, wozu ich die Propositiones gebrauchen sollte."

Um sich in dieser Disciplin fortzubilden, ging Wolff 1699 nach Jena, wo Hamberger die Mathematik mit Auszeichnung lehrte. „Weil aber meine Hauptabsicht immer auf die Theologie gerichtet war, so konnte die Mathematik nicht anders als ein Nebenwerk tractiren, wie ich denn auch dabei keine andere Absicht hatte, als meinen Verstand dadurch zu schärfen und davon Regeln zu Leitung desselben in richtiger Erkenntniß der Wahrheit zu abstrahiren." — Die mathematischen Lehrsätze suchte er immer demonstrativ zu übersetzen: „hiedurch bekam ich das erste Licht von der Methode der Alten."

Seine Lehrer in der Philosophie waren der Scholastiker Hebenstreit (geb. 1664, † 1718), Professor der Geschichte, Poesie und Theologie, und Treuner (geb. 1666, † 1722), ein entschiedner Gegner der Scholastik, großer Kenner des Lucian und Cicero. Von dem ersten gefiel ihm die Methode — „er docirte über die Maßen ordentlich, weil er von der Mathematik die Demonstration gelernt; allein es fehlte seinen Definitionen die Deutlichkeit der Begriffe;" von dem zweiten die Sache. Für sich studirte er den Pufendorf, „weil ich vermeinte, ein Theolog müsse etwas vom Jus verstehn, damit er in Materien, die dahin einschlagen, sich in seinem Urtheil nicht übereilte"; hauptsächlich aber Tschirnhaus' Medicina mentis, deren Ansichten er in die Form mathematischer Lehrsätze zu bringen suchte.*) Nachdem er noch ein Jahr über seine Absicht in Jena geblieben, um ein astronomisches Collegium zu Ende zu hören, habilitirte er sich 13. Jan. 1703 in Leipzig mit der Abhandlung: Philosophia practica universalis mathematica methodo conscripta, die zugleich den ontologischen Beweis für das Dasein Gottes in mathematischer Form redigirt enthielt, und las über Mathematik.

Jene Arbeit erregte die Aufmerksamkeit Mencke's, der sie sehr günstig recensirte, sie an Leibnitz und Tschirnhaus schickte, und sein großer Gönner blieb. Leibnitz fällte ein glänzendes Urtheil, und machte ihn auf die prästabilirte Harmonie und auf den Bayle aufmerksam. In Folge dessen widmete ihm Wolff 20. Dec. 1704 seine Abhandlung über die Differentialrechnung, an deren Schluß er behauptet hatte, der Syllogismus sei kein Mittel, neue Wahrheiten zu finden. Zu seinem Erstaunen widersprach Leibnitz dieser Ansicht.

*) Ein charakteristischer Zug für den künftigen Rationalisten: er hatte sich in Jena die Nativität gestellt und gefunden, daß er einmal in die Ungnade eines Fürsten fallen werde. Als die Prophezeihung 20 Jahre später eintraf, freute er sich nicht wenig, die Tafel wieder aufzufinden.

„Daß der Syllogismus kein medium inveniendi veritatem sei, hatte ich aus Tschirnhausen erlernt; ingleichen war Hamberger derselben Meinung. Die Ursache aber, daß ich dieses Vorurtheil annahm, war diese, weil die Conclusio einem schon bekannt sein müsse, ehe man einen Syllogismum machen könnte, und daher nicht durch den Syllogismum erfinden könnte, was ich schon wüßte. Ich bin immer von der Art gewesen, daß ich mich zwar das praejudicium autoritatis nicht blenden lassen und deswegen etwas zu behaupten angenommen, weil es berühmte Männer gesagt, jedoch niemalen gleich als einen Irrthum verworfen, was mir entweder seltsam oder meinen Meinungen zuwider vorgekommen, sondern vielmehr jederzeit geglaubt, ich verstehe andre Meinungen noch nicht recht, bis ich alles genau untersuchet. Ob ich nun gleich anfangs nicht sehn konnte, wie der Syllogismus zu Erfindung der Wahrheit etwas beitragen sollte und daher ihm weiter keinen Platz einräumte, als wenn man untersuchen wollte, ob das Erfundene wahr sei oder nicht, so ward ich doch nach langer Untersuchung eines andern überführt.“ Zugleich veranlaßte ihn Leibnitz, sich mit der eigentlichen Metaphysik mehr bekannt zu machen.

„Die Ontologie ist von den Scholastikern mit dem größten Eifer betrieben, von Cartesius und den Neuern verachtet worden. Da ich mich darum nicht kümmere, ob etwas alt oder neu ist, ob es verachtet oder im Werth gehalten wird, sondern blos darauf sehe, ob es Wahrheit ist: so habe ich auch vorher die Sache selbst untersucht, wie ich zu reiferer Ueberlegung kam, unerachtet mir eine Verachtung gegen diese Disciplin schon auf der Schule beigebracht war. Als ich nun aber durch Leibnitz veranlaßt ward, einigen Sachen weiter nachzudenken, und dadurch endlich auch auf die Ontologie verfiel, um zu untersuchen, was es damit für eine Bewandtniß habe, so fand ich, daß die Scholastiker blos klare aber undeutliche Begriffe von den Dingen gefaßt, die in der Grundwissenschaft von ihnen abgehandelt werden, und ihre Grundlehren weder aus den Begriffen erwiesen noch auch jederzeit genug determinirt werden. Durch das erste ging mir schon ein großes Licht auf. — Wenn ich nun alles zusammennehme, was ich von der Ontologie beigebracht, so wird man erkennen, daß mir die Scholastiker mit ihren unerklärten Wörtern Anlaß geben, deutliche Begriffe zu suchen, da sie bisher gefehlt; daß mir Leibnitz, dem ich es zu danken habe, daß ich den Satz des zureichenden Grundes deutlich erwogen, diese Arbeit erleichtert; daß ich die Lehre vom Wesen der Dinge von den Scholastikern, die von dem Einfachen von Leibnitz gelernt, und ihre Beweise entweder ganz von Neuem gegeben, oder doch ausführlich auseinander gewickelt.“ —

Es ist ein nüchterner Kopf, dieser Wolff; von Leibnitz' Gedankenflug

keine Spur; er lernt, wie man eigentlich lernt, was zu lernen ist, langsam, bedächtig, sorgfältig überlegend. Aber er ist kein blinder Nachbeter eines bestimmten Lehrers; er sieht sich nach allen Seiten um, etwas zu finden, was in sein Schema paßt; nicht unruhig und nicht im Uebermaß, denn das Schema durfte nicht gesprengt werden: er wollte freilich alle Wissenschaften umfassen, aber nur soweit sie in seinem Register Raum hatten und soweit er sie für seine Vorträge brauchen konnte. Er war ein praktischer Lehrer, seine Philosophie hatte einen pädagogischen Zweck.

„Ich las in Leipzig nicht allein in der Mathematik, die ich doch jeder Zeit nur als ein Nebenwerk angesehn, sondern auch in der Philosophie, ja auf einiger Begehren das letzte Jahr (1706) auch in der Theologie, wiewohl ich es wegen des Einfalls der Schweden nicht ganz zu Ende brachte. Anstatt der Logik las ich über Tschirnhausens Medicinam mentis. Weil aber die Praxis durch die bloße Theorie nicht erlangt wird, so hielt ich auch ein Collegium über die Mathesin puram methodo analytica, da ich zu zeigen suchte, wie alles nach den vorgeschriebenen Regeln wo nicht erfunden worden, doch erfunden hätte werden können, indem ich erstlich zeigte, wie die definitiones hätten können erfunden werden, nachher die axiomata, und sodann das Uebrige alles als problemata tractirt, die zu solviren aufgegeben worden. — In der Metaphysik und Moral fragte ich nicht viel nach Büchern, sondern ich machte vor mich in jeder Disciplin einen Aufsatz. Und aus diesen Manuscripten habe ich nach diesem meine deutschen Schriften als einen Auszug gemacht, weil sie weitläufig waren."

Um sich in den letzten Gründen festzusetzen, besuchte er April 1705 von Leipzig aus den Grafen Tschirnhaus und trug ihm seine Bedenken vor. Der Graf hatte den Plan, in einem zweiten Band der Medicina mentis seine Principien auf die Physik anzuwenden, er kam aber damit nicht zu Ende und verbrannte die Papiere noch vor seinem Tod.*) Er erklärte dem jungen Philosophen, Spinoza sei kein Atheist, und rieth ihm von der einseitigen Beschäftigung mit der Mathematik ab.

Wolff lebte in dieser Zeit ziemlich kümmerlich. Man dachte daran, ihn nach Breslau zu berufen, aber sein alter Lehrer Neumann — mit dem er in beständigem Briefwechsel war und dem er auch seine neu erfundene Definition der Philosophie: „Wissenschaft des Möglichen, insofern es möglich ist", zuerst überschickte — widersetzte sich, weil er ihn für einen Spinozisten hielt: Wolff hatte nämlich in seinen Büchern stets das Naturgesetz über die Worte der Schrift gestellt. Er lebte hauptsächlich von seinen Recensionen in den Acta

*) Er starb 10. Oct. 1708, 57 J. alt.

Eruditorum (er schrieb von 1706—1717 deren 284!) und mühte sich auch in Leipzig vergebens um eine Anstellung; man überging ihn, als der bisherige Professor der Mathematik starb, und auch die Unterhandlungen um eine Pfarrstelle auf dem Lande zerschlugen sich. Lipsia vult expectari!

Zum letztenmal predigte er in Leipzig in der Nicolaikirche, 25. Mai 1706. „Meine Predigten waren deswegen beliebt, weil ich durch deutliche Begriffe die Sachen zu erklären suchte, und immer eines aus dem andern deducirte, aus der Erklärung des Textes anfangs Conclusiones theoreticas und nachdem aus diesen practicas zog, wo ich jeder Zeit auf die motiva media, impedimenta et remedia acht hatte und den Beweis nicht allein aus dictis scripturae, sondern auch aus den Begriffen der Sache führte. Es ist mir mehr als einmal gesagt worden, daß wenn man auch Ungelehrte befragt, wie sie in meinen Predigten beständig ihre Attention conserviren könnten, sie geantwortet, mich könnten sie beständig verstehn, Andere aber nicht, dahingegen öfters Gelehrte zu mir gesagt, es wäre zwar gut, was ich gesagt, aber zu hoch für den gemeinen Mann.“

Inzwischen trat ein Ereigniß ein, welche Leipzigs Blüthe zu zerstören drohte. — August der Starke hatte sich in das russische Bündniß gegen Karl 12. von Schweden eingelassen, er war 1. Mai 1703 bei Pultusk geschlagen und 6. Febr. 1704 des polnischen Throns entsetzt worden. Nachdem Karl 12. die Russen abgefertigt, wandte er sich gegen Sachsen, siegte 14. Febr. 1706 an der Slave, ging 2. Sept. über die Oder, besetzte Görlitz, Meißen, Grimma, 16. Sept. über die Elbe bis nach Leipzig hin, wo er sein Hauptquartier bei Altranstädt nahm. Sachsen wurde methodisch ausgesogen, und es erfolgte eine allgemeine Flucht aus Leipzig, das unerschwingliche Contributionen zahlen mußte, und wo am tollsten die Polen wirthschafteten. August mußte 25. Sept. einen schimpflichen Frieden unterzeichnen — indem er sich u. A. verpflichtete, die evangelische Kirche nicht zu beschädigen, denn Karl 12. war ein guter Protestant; — die schmählichste Bedingung war die Auslieferung Patkul's zu martervoller Hinrichtung, der freilich durch eine sehr freimüthige Denkschrift über die Mißregierung in Sachsen den eignen König beleidigt. August tröstete sich damit, die regierende Mätresse Kosel zur Reichsgräfin zu machen *), während die abgedankte, Aurora Königsmark, vergebens für ihn bei dem sittenstrengen und kalten

*) Sie war damals 26 Jahr alt und machte einen unmäßigen Aufwand. Als die lutherischen Prediger von der Kanzel sie mit Bathseba verglichen, und sie ihre Bestrafung verlangte, erklärte der König, die Prediger hätten alle Wochen eine Stunde frei, wo sie an einem bestimmten Ort Alles sagen könnten, was sie wollten. Die lutherische Kanzel sei für den Papst zu hoch; vollends für ihn, der nur ein Weltkind sei.

Sieger zu bitten suchte. Auch nach dem Frieden hielten die Schweden noch über ein Jahr Leipzig besetzt.

In dieser Noth erhielt Wolff einen Ruf nach Gießen, und ging auch hin; da er aber den Landgrafen nicht traf, begab er sich nach Halle, wo ihn seine Gönner, namentlich der Mediciner Hoffmann*), zu bleiben auffor-derten; er wandte sich 3. Oct. 1706 um eine Empfehlung an Leibnitz; dieser ließ ihn nach Berlin kommen, stellte ihn den Ministern vor und be-wirkte schon 2. Nov. seine Bestallung. Im nächsten Monat lehrte er bereits in Halle: wenig ahnte die Pietisten-Universität, welchen Feind sie in ihre Hürde eingelassen. — Der kurze Verkehr mit Leibnitz in Berlin scheint ihn damals zu seinem unbedingten Anhänger gemacht zu haben, obgleich Leibnitz ihn eigentlich nur als Mathematiker schätzte, und ihn in die tieferen Mysterien seiner Philosophie nicht einweihte.

Damals hielten sich in Berlin zwei arge Ketzer auf: Toland, jetzt vollendeter Spinozist und Freidenker, der den Tod seiner großen Königin schwer betrauerte, aber doch die Gewissensfreiheit in der preußischen Hauptstadt nicht genug zu rühmen wußte, da ihm der kirchliche Sinn der Engländer immer unbequemer wurde**); und Dippel, der als Christianus Demokritus so großes Aergerniß erregt, jetzt 34 Jahr alt. Er hatte 1705 seine Zuflucht in Berlin gefunden und sich auf Alchymie und Medicin gelegt — das Berliner Blau soll seine Erfindung sein — war aber wegen eines Angriffs gegen die Hallesche Facultät, ohnehin als Goldmacher und Teufelsbanner verdächtig, in Haft genommen, und schwebte, da man in seinen Papieren eine Schmähung gegen den preußischen Hof fand, in nicht geringer Gefahr; doch entkam er 1707 nach Holland, um da seine abenteuerliche Laufbahn weiter fortzusetzen.

Febr. 1707 ging Leibnitz nach Hannover zurück, mit Forschungen über die neue englische Philosophie — Newton, Locke, Toland — beschäftigt; er wollte seine Philosophie im Gegensatz zu der Newton's systematisch ver-arbeiten, und begann vorläufig die Ausarbeitung der Theodicee. Je me flatte, schreibt er, d'en avoir quelques idées, mais ce siècle n'est point fait pour les recevoir. An der schriftstellerischen Vollendung seiner

---

*) Er wurde 1708—12 Leibarzt in Berlin; dann aber wegen seines Freimuths in Ungnaden entlassen und nach Halle zurückgeschickt.

**) Er schrieb 1709 Adeisidaemon s. Livius a superstitione vindicatus: Livius habe die Gottesfurcht nur als Schreckbild für den Pöbel aufgestellt, und der Unglaube sei der bürgerlichen Gesellschaft weniger schädlich als der Aberglaube. Gegen dies Buch vertheidigte Leibnitz die intelligens causa supramundana mundi. — Das Panthei-sticon 1720 enthält eine Mystik der Aufklärung für die Eingeweihten, ganz in Frei-maurerweise. Er starb 1722, 52 J. alt.

Arbeiten hinderte ihn vor Allem seine unruhige Vielgeschäftigkeit. So ist er Juni 1707 im Lager Karl's 12. bei Altranstädt, wo Marlborough und die Gesandten aller Mächte versammelt waren. Karl 12. hätte das Reich in große Gefahr bringen können, wenn er sich mit Ludwig 14. verständigt hätte. Zwar waren die kaiserlichen Waffen überall siegreich: Prinz Eugen hatte die Franzosen aus Italien vertrieben und herrschte unumschränkt darin; Marlborough hatte 23. Mai 1707 die Schlacht bei Oudenarde gewonnen; aber das deutsche Wehrsystem war nicht einmal so weit ausgebildet, die Franzosen auch jetzt noch von räuberischen Einfällen über den Rhein zurückzuhalten; in Ungarn veranlaßte das militärische Willkürregiment einen neuen gefährlichen Aufstand, und der Papst, in der Furcht, die Hohenstaufenzeit könne wiederkehren, bot Himmel und Erde gegen den Kaiser auf. Es fiel indessen dem kriegerischen Schwedenkönig nicht ein, sich den Franzosen zu nähern, die er haßte; er verlangte nur kurz und gebieterisch das Versprechen, daß die Protestanten in keiner Weise gekränkt werden sollten. Der Kaiser gab es gern 22. Aug., mit dem Vorbehalt, es zu brechen, wenn die Gefahr beseitigt wäre — wie denn auch König August sich kurze Zeit darauf durch den Papst von seinem Wort entbinden ließ — und 1. Sept. 1707 zogen die Schweden aus Sachsen ab. — Leibnitz hatte den König nicht gesprochen: „was hätte ich ihm sagen können! sein Lob hört er nicht gern und über Geschäfte spricht er nicht."

Bei dem Abzug der Schweden versammelten sich große Haufen von Kindern, die den Gottesdienst derselben auf freiem Felde beobachtet, auf den öffentlichen Plätzen, um gemeinsam zu beten und zu singen. Bald verbreitete sich diese Epidemie durch das ganze Land, überall begegnete man Zügen betender Kinder. Sie fielen in krankhafte Zustände, wenn man sie zurückhalten wollte, sie zeugten und weissagten. Freylinghausen sah in dieser Erscheinung das offenbare Walten Gottes; die meisten Orthodoxen die Hand des Teufels; der Hauptpastor in Breslau, Casp. Neumann, Wolff's Lehrer, zeigte 29. Febr. 1708, wie Gott, der Teufel und menschliche Einbildung gemeinsam darin wirkten. Dagegen erklärte sie Petersen für ein sicheres Zeugniß des herannahenden tausendjährigen Reichs. — Gleichzeitig gab in Frankfurt a. M. ein Schustergesell eine „Donnerposaune" heraus und prophezeite den Untergang des ganzen Reichs; ein Wirth in Stuttgart hatte Träume und Offenbarungen vom neuen Jerusalem; ein Perückenmacher in Nürnberg nannte sich den Kanzlisten Gottes; ein Weber in Ronsdorf gab sich für den Herrn Christus selbst aus und seine Frau für das Sonnenweib der Offenbarung. So zogen große und kleine Propheten weissagend durch das ganze heilige römische Reich.

Wenn die Schwärmer sich in die Mysterien des Jenseits verliefen, so

blieben auch die Mysterien dieser irdischen Welt — Mysterien im heutigen Sinn — nicht unbeachtet. Die Romanschreiber werden immer schlüpfriger; neben Hamburg ist es hauptsächlich Leipzig, wo diese Schmarotzerpflanzen gedeihen. Die Stadt hatte von den Schweden viel gelitten, aber sie hielt ihr Haupt aufrecht; die Universität war so respectabel wie immer, sie wurde von den Studirenden aus den höhern Ständen immer lieber besucht. Gewisse Figuren sind in dieser Universität typisch: hier eine der bekanntesten.

Otto Mencke, Begründer der Acta Eruditorum und Mittelpunkt der respectabeln Gesellschaft in Leipzig, starb 1707; sein Nachfolger nach beiden Seiten hin wurde sein Sohn, dessen Ruhm den seinigen bei Weitem überstrahlte. Geb. 8. April 1674 zu Leipzig, hatte Burkhard Mencke 1694 auf der Universität seiner Vaterstadt die Magisterwürde erworben und sich mit der bezeichnenden Dissertation de eo quod decorum est habilitirt. 1697 stiftete er unter den Studenten und jungen Magistern die „Görlitzer Gesellschaft", so genannt von der Mehrzahl ihrer Mitglieder, zu dem Zweck, in öffentlichen Versammlungen Poesie und theilweise auch Beredsamkeit zu cultiviren. Mencke, großer lateinischer Redner und Poet, auch in Hoffmannswaldau'schen Heldenbriefen schon in der Jugend ausgezeichnet, erhielt das immerwährende Präsidium derselben. Nachdem er auch noch Theologie studirt, machte er 1698 große Reisen durch die Niederlande, Frankreich und England, und stellte sich allen Berühmtheiten der Zeit vor — Bayle, Gronovius, Grävius, Perizonius, Bentley, Dodwell u. s. w. Nach seiner Rückkehr wurde er 1699 ordentlicher Professor der Geschichte, trug regelmäßig allgemeine Weltgeschichte vor und schrieb eine zahlreiche Menge kleiner Monographien über historische Curiositäten, wie es damals Ton war. Er ist der eigentliche Gründer der großen Dynastie von Vielerleiwissern in Leipzig — Jöcher, Pölitz, Bülau u. s. w.; seine Belesenheit und Bücherkenntniß war sehr ansehnlich, er sammelte eine stattliche Bibliothek und stand mit dem halben gelehrten Europa in Briefwechsel; auch Leibnitz mochte ihn wohl leiden. Auch Dr. jur. wurde er 1701, durch eine Dissertation (de eo, quod justum est circa testimonia historiarum), in der er den Geschichtsschreiber als einen juristischen Referenten darstellte. 1702 heirathete er die Tochter des reichen Buchhändlers Gleditsch, und machte sein Haus zum Sammelplatz culturfähiger Studenten, deren Studien er eifrig zu fördern suchte. — In der Einleitung zu seinen Vorlesungen: de contemtis vulgo elegantiorum literarum, historiarum maxime, studiis, 1704, tadelte er die Studirenden, handwerksmäßig nur ihr Fach zu treiben, und wies auf den Zusammenhang der verschiedenen Wissenschaften hin, namentlich des Rechts mit der Geschichte: „im Corpus Juris ist kein einziges Gesetz, das ohne Kenntniß der Geschichte verstanden

werden könnte; und das öffentliche Recht, das man heute so hoch stellt, was ist es anders als die fortlaufende Geschichte unsers Deutschlands, welche zur Macht des Gesetzes sich geformt hat?" — Morhof's Polyhistor war sein Vorbild, dem er auch in der Poesie nacheiferte: von seinen „galanten Gedichten", die 1705 erschienen (er nannte sich als Dichter Philander von der Linde), ist nicht viel zu sagen; er ist in einigen seiner lateinischen Bücher viel witziger. Im Ganzen sind seine historischen Schriften Excerptensammlungen (am nützlichsten seine Ausgaben von Documenten — z. B. die Briefe des polnischen Königs Siegmund August 1703); sie sind längst und mit Recht vergessen: aber die Einwirkung seiner Persönlichkeit auf die respectable Gesellschaft Leipzigs kann man nicht hoch genug anschlagen. Er war auch Politiker, und verherrlichte nicht blos das Haus seines Landesherrn, das er von Wittekind ableitete, sondern schickte auch Denkschriften nach England, z. B. 1707 über die Union Schottlands, sehr rhetorisch. Im folgenden Jahr wurde er zum sächsischen — später auch zum polnischen — Historiographen ernannt. — Es verstand sich von selbst, daß die Leipziger Respectabilität, wenn sie Geschichte schrieb, behutsam nach oben blicken mußte: von Zeit zu Zeit erschien eine Verordnung, „alle Ihro Majestät hohe Jura antastenden Charteken zu confisciren."

Notizenkram, wo möglich auf eine Artigkeit für das Dynastengeschlecht gemünzt, oder zum Beweis seiner „hohen Jura" angelegt, war die Aufgabe der officiellen Geschichtschreibung. Auch Leibnitz' braunschweigische Studien hatten ein ähnliches Aushängeschild: aber ein großer Mann wird durch die Aufgabe nicht gebunden. Der Kurfürst drängte beständig, ihm war es nur um das Lob seines Hauses zu thun; Leibnitz zauderte, seine Forschungen gingen auf den innersten Kern der deutschen Geschichte. Braunschweig war ihm der zufällige Ausgangspunkt, wie später Osnabrück für Möser. — Der 1. Bd. seiner Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes erschien 1707; der 2. Bd. 1710—1711. Die Sammlung enthielt 157 bisher unbekannte Quellen, mit biographischen und kritischen Erläuterungen; vom Mittelalter bis zur Reformation; auch die betreffenden Stellen der Alten, Strabo, Vellejus u. s. w., waren ausgezogen. Auch viel Notiz, wie denn die zusammenhängende Darstellung überhaupt nicht Leibnitz' Sache war: über Klöster, einzelne Heiligen, auch ein Excurs über die Sage von der Päpstin Johanna. Das Geschichtswerk selbst war nach dem großartigsten Plan angelegt: 1) geologische Forschung über die Zustände des alten Deutschlands; 2) etymologische Forschung über die deutschen Stämme; 3) die Annalen selbst von 769 an. — Auf abgerundete Darstellung war der Sinn der Zeit überhaupt noch nicht gerichtet, das beginnt erst ein bis zwei Jahrzehnte später, wo Bildung schon mehr galt als Gelehrsamkeit. Leibnitz war bei seiner unruhigen poli-

tischen Thätigkeit am wenigsten dazu gemacht. — Jetzt hatte er wieder mit den Helmstädter Händeln zu thun.

Nachdem Prinzeß Elisabeth, unter beständiger strenger Aufsicht ihres Großvaters Anton Ulrich, durch den Abt von Corvei in den Grundlehren der katholischen Kirche unterrichtet war, wurde sie 1. Mai 1707 zu Bamberg feierlich in dieselbe aufgenommen und dem „König von Spanien" per procura angetraut. Der Papst ertheilte ihr durch ein besonderes Breve seinen Segen, und sie begab sich 1. Aug. zu ihrem Gemahl nach Barcelona. Sie war erst 15 Jahr alt und sehr schön. — Die Reformirten erhielten gleich darauf in Braunschweig Religionsfreiheit. Erregte schon das unter den Lutheranern großes Aergerniß, so erhob sich eine tiefe Wehklage, als Fabricius' Gutachten, in welchem er den Uebertritt der Prinzessin gerechtfertigt, durch die Katholiken in deutscher Sprache veröffentlicht wurde. Helmstädt gehörte halb zu Hannover, und man verbreitete das Gerücht, der Thronerbe Englands wolle zur römischen Kirche abfallen. Molanus, den man gleichfalls verdächtigte, erklärte öffentlich, er habe auf die Universität nicht den geringsten Einfluß, und Leibnitz war nun in der unbequemen Lage, im Auftrage seines Landesherrn Georg die Helmstädter zum Widerruf aufzufordern, im Auftrage seines Landesherrn Anton Ulrich ihnen Recht zu geben.

„Ungereimt wäre es zwar, schreibt Leibnitz an Fabricius 15. Oct. 1708, aus einem Facultäts-Responsum ein Argument gegen die Thronfolge Hannovers zu machen, aber du weißt, daß bei den Unerfahrnen, wie allezeit der große Haufe ist (und wie weit erstreckt sich manchmal der große Haufe!) zuweilen noch ungereimtere Dinge Geltung finden. Unser ganzes Recht auf Großbritannien ist auf den Haß der römischen Religion begründet; daher müssen wir alles vermeiden, in Bezug auf die Katholiken lau zu erscheinen."

Die Helmstädter Facultät verstand sich in der That dazu, gegen den Verdacht, sie neige zum Katholicismus, offen zu protestiren; da sie aber Leibnitz' Rath, ihre Verdammung dieser Kirche auszusprechen, nicht befolgte, so genügte ihre Erklärung nicht. Die Tübinger Facultät trat 21. Febr. 1709 mit einer Anklage gegen Fabricius auf; er sei daran schuld, daß das Lied: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort, und steur' des Papst und Türken Mord!" aus dem Gesangbuch entfernt sei. Leibnitz war in tödtlicher Verlegenheit; er ermahnte 2. April 1709 den Herzog Anton Ulrich, fest zu bleiben und sich seiner Universität Helmstädt anzunehmen; er konnte es aber doch nicht verhindern, daß Fabricius entlassen wurde. Dafür wurde ihm die Aufsicht über das Schulwesen übertragen, die er bis zu seinem Tod 1729 behielt. Eine Anklage gegen die Tübinger wegen Bruch des Religionsfriedens ließ der Kaiser auf allgemeine Anregung fallen. — Ueberhaupt mischte er sich nur ungern in

die theologischen Händel, nur wo es durch die Nothwendigkeit geboten war: so damals in Hamburg.

Nach Postel's Tod war der angesehnste Operndichter in Hamburg der Advocat Barthold Feind, geb. 1678. Er hatte sich in der Welt vielfach umgesehn und seinen Geschmack vielseitig ausgebildet; er kannte nicht blos die französischen Tragiker, sondern auch Shakespeare, und fand vieles an ihm zu loben: die Vorrede zu seinen Gedichten 1708 ist die erste Stelle in jener Zeit, welche den britischen Dichter erwähnt. Er schrieb eine Abhandlung über die Temperamente der Poeten und kam zu dem Resultat: da das Erhabne das Höchste in der Poesie sei, so eigne sich das galligte Temperament am besten für einen Dichter; der cholerische Dichter sei mehr für die Satire und das Epigramm. Wenn er Lohenstein noch immer als großen Dichter anerkannte, so sprach er sich verächtlich über seine Nachahmer und begeistert für Wernike und Neukirch aus. Seine Opern (Octavia 1705, Sueno und Masaniello 1706 u. s. w.) zeichnen sich dadurch aus, daß sie auf die Thränen wirken; sie schließen, auch wenn die größten Bösewichter darin auftreten, meist mit gerührten Umarmungen: selbst Nero wird von Reue ergriffen und bekehrt. Der Aufstand Masaniello's ist nur der Rahmen für eine Liebesbegebenheit: auch eine Art von Barcarole erinnert an die moderne Oper. „Vor diesem war ein Fischerknecht, der von der Hölle Dienstbarkeit die Welt befreit. Ich bin zwar auch ein Fischer nur, dennoch will ich das heilge Recht, so in Neapolis geschwächt, im alten Stande wieder schaffen. Ergreift die Waffen!"

Feind hatte sich hauptsächlich auf die Satire gelegt und wagte sich damit gegen die herrschende Partei der Geistlichkeit. Nach Mayer's Versetzung nach Greifswald hatte seine Partei, die Jacobiten genannt, weil er in der Kirche St. Jacobi gepredigt, zum Führer den neuen Pastor Christian Krumbholz aus Dresden, der seinen Vorgänger an Eifer noch überbot und sich im Streit mit dem Senat auf die erbgeseßne Bürgerschaft stützte. Gegen diese Partei wagte Feind eine Spottschrift, worauf Krumbholz von der Kanzel erklärte, das Pasquill müsse vom Henker verbrannt und der Verfasser mit Staupbesen und Brandmarkung gestraft werden. Der Senat suchte sich des Dichters anzunehmen, aber der Pöbel erregte einen Aufstand, und Feind rettete sein Leben nur durch die Flucht auf schwedisches Gebiet; seine Schriften wurden verbrannt und sein Bild an den Galgen genagelt. Krumbholz hielt 29. Jan. 1708 eine Predigt, worin er erklärte: der Senat sei voll von Atheisten, Naturalisten und Synkretisten; da er seine Pflicht gegen die Feinde des Glaubens nicht erfülle, solle man ihm auch keine Abgaben zahlen. Er schloß mit den Worten: „mein Rath ist, daß man Priester, Rath und Mitbürger, die den Gesetzen entgegenhandeln, wegschaffe."

Der Unfug wurde so arg, daß der Kaiser sich genöthigt sah, im Einverständniß mit Preußen und Hannover Executions-Truppen nach Hamburg zu schicken, die 31. Mai 1708 dort einzogen. Die Stadt mußte schwere Executions-Kosten zahlen, ihre Verfassung ändern; Krumbholz wurde verhaftet und peinlich angeklagt. Er vertheidigte sich nicht ungeschickt mit Stellen aus dem alten Testament: „der heil. Geist nenne allzusanftmüthige Prediger stumme Hunde, die nicht bellen wollen; Prediger seien Botschafter an Christus statt, durch welche Gott, bei dem kein Ansehn der Person gelte, auch die Gewaltigen vermahne.“ Das wollte aber dem Criminalgericht nicht einleuchten, welches nach zweijähriger Untersuchung erkannte, daß der Angeklagte, „obwohl er den Rechten nach die Todesstrafe wohl verdient, aus bewegenden Ursachen nach gemildertem Recht nur von seinem schändlich gemißbrauchten Predigtamt und übrigen Würden zu degradiren, derselben zu entsetzen und zu ewigem Gefängniß zu verurtheilen sei.“ Das Urtheil wurde wirklich ausgeführt; Krumbholz starb im Gefängniß 1715, aber dasselbe Schicksal traf seinen alten Gegner Barthold Feind wegen eines Pasquills gegen Dänemark.

Die Rechtgläubigkeit war also bereits auf demagogische Künste angewiesen; mehr und mehr nahm der Pietismus von den Facultäten Besitz. Die Blüthe der neuen Universität Halle war noch immer im Steigen. An Cellarius' Stelle, der 1708 starb, 69 J. alt, wurde Gundling Professor der Eloquenz: Ludewig schlug sie aus, weil er sich ganz in die Rechte vertieft hatte. Beide wetteiferten um die nämliche Zeit, die preußischen Ansprüche auf Neufchatel zu vertheidigen; namentlich Gundling ging so gründlich auf die Sache ein, daß er bis auf die alte Geschichte kam.*) Beide sammelten großartige

---

*) Nicht ohne Grund erhebt Ludewig, in der Gedächtnißrede auf Thomasius, die Verdienste der Halleschen Universität um die Verbindung der Rechtswissenschaft mit der Geschichte. Est enim neque dissimulandum hoc, quod civilis historia germanici imperii novo habitu hic adornata sit, quo illa nostro exemplo incedit etiam alibi. Uti enim olim in manibus non nisi Philosophorum, quorum hoc fuerat institutum, calculos temporum numerare, tricis et fabulis indulgere genealogiarum, exempla producere in medium, quae virtutis aut vitii admonere possent auditores, quibus scriptoribus tribuere fidem, eventa recensere omissis aequi et iniqui rationibus, ita haec sparta obvenit juris consultis, qui scenam hanc instruxerunt aliter. Principio res gestas vocando sub trutinam et examen formulae germani imperii, ostendoque quid jure factum trahique posset in exemplum, quidve injuria et per vim; deinde nervos sapientiae intendendo, historicis parum fidere, sed omne punctum dare diplomatibus, codicillis, plenae fidei monumentis; publicas et clientelares S. R. I caussas respondendo non ex legibus peregrini Latii, verum ex Germaniae moribus usu probatis octo

Bibliotheken: Gundling's Bibliothek wurde nach seinem Tode für 80,000 Rthlr. versteigert. Auch Leibnitz arbeitete in der Neufchateler Sache. — Nach Stryk's Tod wurde Thomasius 1709 Hofrath und Director der Universität, und da gleichzeitig Breithaupt Abt in Kloster Bergen wurde, und deshalb öfters von Halle abwesend sein mußte, kam Oct. 1709 Joach. Lange aus Berlin als Professor der Theologie nach Halle, und übernahm von Anton die ascetischen Uebungen. Er hatte eben die Hauptschrift für die Sache des Pietismus begonnen: Antibarbarus orthodoxiae dogmatico-hermeneuticus, sive systema dogmatum evangelicorum a pseudo-evangelicis impugnatorum (1709—1711), in welchem zum erstenmal die neue Richtung als System redigirt war; sehr leidenschaftlich gegen alle Widersacher. Auch der Orientalist J. H. Michaelis trat in die theologische Facultät ein: diese hielt strenge darauf, daß kein anders Gesinnter zugelassen wurde: so untersagte sie 1709 auf Breithaupt's Vorstellung dem Consistorialrath J. Mich. Heineccius*) das Halten von theologischen Vorlesungen. Die Pietisten kamen regelmäßig bei Francke zusammen, und beriethen sich über die besten Mittel, das aequilibrium fidei et fidelitatis zu erhalten. In der Jurisprudenz wurden tüchtige Kräfte gewonnen, so J. Gottl. Heineccius**), der jüngere Bruder des Consistorialraths, der erste, welcher mit einer gründlichen humanistischen Bildung ausgestattet, auch in die Rechtswissenschaft Form und Geschmack einzuführen suchte, ein classisches Latein schrieb und darum vorzugsweise der „elegante" Jurist genannt wurde; Schmauß (geb. 1690, † 1757: kurzer Begriff der Reichshistorie 1720), mit welchem Gundling 1709—1721 die „Neue Bibliothek oder Nachrichten und Urtheile von neuen Büchern" herausgab; ferner 1710 Simon Gasser, zugleich Kammerconsulent in Magdeburg, einer der ersten Begründer der Staats- und Volkswirthschaftslehre, von Thomasius sehr begünstigt. — In dieser organisirten Gelehrsamkeit fühlte sich Wolff im Anfang sehr unbehaglich.

---

saecolorum, immo ipsas imperii leges interpretando ex sui aevi, ubi conditae, rationibus genuinis.

*) Geb. 1674 zu Eisenberg, stud. in Jena und Gießen; 1699 Diaconus in Goßlar, 1708 Prediger in Halle. 1707 Scriptores rerum Germ. 1710 Lehrbuch der Siegelkunde, † 11. Sept. 1722.

**) Geb. 11. Sept. 1681, stud. zu Leipzig, kam gleichzeitig mit seinem Bruder 1708 nach Halle, als Hofmeister eines russischen Grafen, dem er Anleitung zur Jurisprudenz geben sollte: dies veranlaßte ihn, sich ganz auf dieses Studium zu legen. 1713 wurde er Prof. der Phil., 1720 der Rechte; 1724 nach Franeker versetzt, 1733 wieder nach Halle. † 31. Aug. 1741. — Alterthümer des R. R. 1718. Lehrbuch der Inst. und Pand. 1725.

„Als ich Ende 1706 nach Halle kam, fand ich den Zustand anders als ich gewünscht hätte. Die Mathematik war eine unbekannte Sache, von Solidität hatte man keinen Geschmack, und in der Philosophie dominirte Thomasius, dessen Sentiment aber und Vortrag nicht nach meinem Geschmack waren. Daher ließ ich mich die ersten Jahre mit der Philosophie gar nicht ein, und las nur über Sturm's Tabellen in der Mathematik, über die Algebra, Baukunst und Fortification.“ 1709 schaffte er sich Instrumente an, und las über Experimentalphysik. In die Acta Eruditorum schrieb er zahlreiche Abhandlungen und Recensionen, hauptsächlich über Mathematik und Physik: über das Oculiren der Bäume und den Proceß des Pflanzenwachsthums überhaupt; über die Farbenlehre; Nov. 1709 die Elemente der Luftmessung, die ihm großen Ruhm verschafften; auch machte er Erfindungen, so die Windwage, eine neue Art Lampen u. s. w. Aber mit größerer Vorliebe warf er sich auf philosophische Arbeiten: April 1707 über die Möglichkeit, die Wahrheit der christlichen Religion mathematisch zu erweisen; desgleichen Nov. 1707 über die Unsterblichkeit der Seele. Sein Princip in religiösen Dingen stand damals bei ihm noch nicht fest. „Durch die Vernunft allein, heißt es an einer Stelle, erkennen wir die Unzureichendheit unserer Kräfte zu der Richtung auf Gottes Absicht und auf die Zwecke der menschlichen Natur. Der Beschluß Gottes der Herstellung der Menschheit durch Christum ist aber nicht gleichermaßen durch die Vernunft erkennbar. Daraus fließt unmittelbar die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung.“

„Leibnitz wollte haben, daß ich nach dem Exempel Bernoulli's mich allein auf die höhere Geometrie legen und seinen Calculum differentialem excoliren sollte: allein ich hatte mehr Lust, die Philosophie zum Behuf der obern Facultäten in bessern Stand zu bringen. Daher ich auch mit ihm in dessen Philosophicis nicht correspondiren mögen, wie er auch sich äußert, ich könnte deswegen von seinen Sentiments nichts wissen, als was er drucken lassen, so er aber selbst vor etwas weniges ansehe. Er vermeinte also, ich unterließe seinem Rath zu folgen, weil ich mit zu vieler Arbeit überhäuft war, da er wußte, daß ich nicht allein des Tages wenigstens 6 Stunden las, sondern auch sehr vieles in die Acta Eruditorum arbeitete.“

Sein Lehrbuch der Luftmessung fand so viel Beifall, daß Schmidt in Helmstädt ihn aufforderte, er möchte die offenbarte Theologie auf gleiche Art ausarbeiten. „Ich antwortete ihm, es wäre dies ein Vorhaben, welches ich schon gehabt hätte, wie ich noch in Breslau auf dem Gymnasium gelebt, um darauf die Theologiam moralem zu bauen, weil der appetitus Christiani durch die veritates revelatas muß determinirt werden, insoweit von dem Werk der Erlösung die Motion kann genommen werden. Ich hätte blos zu

dem Ende mich auf die Mathematik gelegt, um den methodum demonstrativam kennen zu lernen, und auf die Algebram, um von der Arte inveniendi einen rechten Begriff zu bekommen. Allein da ich eben dadurch gelernt, wie man nichts supponiren dürfe, was nicht im Vorhergehenden völlig erklärt und erwiesen worden, so hätte gefunden, daß erst die Philosophie, insonderheit die Metaphysik mit der Philosophia morali und politica in Connexion müßte gesetzt werden, ehe man dies bewerkstelligen könne."

„Weil alsdann einige waren, die mich aufmunterten, ich möchte auch über die andern Theile der Philosophie lesen, so bequemte ich mich auch dazu, doch mußte gleich vielen widrigen Urtheilen unterworfen sein, und fehlte es nicht an Leuten, die mich zu verkleinern suchten, daß nicht den Beifall gewinnen können, den ich in Leipzig gehabt. Das praejudicium war anfangs so groß, daß man nicht einmal verlangte, nur aus Curiosität mich zu hören." Indeß kamen mit der Zeit doch Einige: — „Da nun diese bei mir mehr Satisfaction funden und in Gesellschaften, wenn von philosophischen und andern gelehrten Sachen die Rede war, den andern überlegen waren, so brach ich endlich auf einmal durch, und der Applausus vermehrte sich dergestalt, daß ich vieler Mißgunst auf mich lud, weil man vermeinte, als wenn ich eine Verachtung ihrer zu Wege brächte. Insonderheit entstunden gleich Klagen bei den Herrn Theologis, als wenn denen Studiosis ein Ekel vor der Theologie, ja gar der Schrift beigebracht würde, als einige Studiosi bessere Erklärungen und Beweis von ihnen forderten. Ja es fehlte auch nicht an Juristen, welche die Studiosos zu bereden suchten, als wenn ich sie zu ihrem Hauptwerk untüchtig machte. H. Thomasius sahe scheel dazu, daß seine Philosophie nicht mehr so viel gelten wollte; H. Francke war der Meinung, er könnte keinen zu einem Christen machen, der den Euklidem studirte. Man warnte anfangs die Studiosos vor meinen Collegiis; als dies nichts half, wollte man ihnen die Beneficia nehmen, die sie genossen."

Wolff muß eine große Gabe des Vortrags gehabt haben. „Er dictirte nicht, erzählt einer seiner Schüler, las nicht ab, declamirte auch nicht, sondern sprach einfach, fließend und natürlich: er trug die Wahrheiten auf die Art vor, als ob er sie noch nicht wüßte, sondern eben erst entdecken wollte." Dabei war er sehr ordentlich, in der Reihenfolge der Paragraphen konnte für seine Schüler kein Irrthum obwalten. Er wußte den Vortrag durch eingestreute Scherze zu beleben, durch Beispiele zu erläutern — absichtlich wählte er immer die trivialsten —; wenn er mit seiner Deduction fertig war, setzte er zum Schluß jedesmal den moralischen Gewinn des neugewonnenen Satzes auseinander. In einem spätern Brief an Reinbeck schreibt er: „Da ich blos durch das academische Lesen mir meine Ideen aufkläre, dieselben consecrire und

familiär mache, so bin ich im Stande, meine Bücher wie einen Brief gleich mit der Feder im Connex hinzuschreiben, was der Hr. v. Leibnitz nicht zu thun vermochte, der selbst in Discursen sich öfters lange besinnen mußte u. s. w. Er gab aber selbst dieses als eine Ursache an, daß, weil er alles untereinander las, die Ideen confus wären, und sich ihm nicht gleich präsentiren wollten; gestand auch gegen mich, es fehle ihm an der Deutlichkeit, weil er durch Dociren sich nicht alles so klar und geläufig gemacht hatte." — Der Eine dachte und schrieb für die Gegenwart, er informirte die jungen Leute seines Landes; der Andere — obgleich seiner eignen Ueberzeugung nach ein Mann von Welt — streute die Saat seiner Gedanken in die kommenden Jahrhunderte; seine Worte gingen ihm nicht so glatt über die Lippen.

---

Noch immer setzten die Unionsfreunde auf Anton Ulrich große Hoffnung, aber mehr und mehr entwickelte sich seine Neigung zu Rom. Der alte Mann — jetzt 77 J. alt — hatte dabei ehrgeizige Hoffnungen, er rechnete sogar darauf, Kurfürst von Köln zu werden. 11. Jan. 1710 trat er heimlich über, und empfing vom Papst den apostolischen Segen. Als das Gerücht sich verbreitete, machte die braunschweigsche Geistlichkeit 18. Merz eine bewegliche Eingabe. „Durchlaucht wollen erwägen, wie Sie nicht allein unter allen evangelischen, sondern auch unter allen christlichen Fürsten jetzo die Krone des höchsten Alters tragen. Was Ew. D. tiefsinnige Wissenschaften, langgeschärfte Erfahrung, evangelische Schriften und in aller Welt ausgebreiteter Ruhm der Weisheit dazu sagen, ist klar zu ermessen, und da Sie allbereits mit einem Fuß im Grabe und in der Vorderpforte der Ewigkeit stehn, werden Sie sowohl die Gefahr der eignen theuern Seele als auch das lange Andenken der Nachkommen in gnädige Consideration ziehn." „Die unverhoffte Zeitung, schrieb 21. Merz der König von Preußen, habe ungern mit großer Bestürzung und Betrübniß vernommen. Sr. Liebden arme Seele ist am meisten zu beklagen. Das heißt wohl recht: Alter schadt der Thorheit nicht! Aber wie kommt es mit denen Liedern, so der Herzog selber gemacht, überein? Man hat niemals von so vielen Abfällen als jetzo gehört. Es scheint, daß es die letzten Zeiten seynd und daß der Teufel los ist." — 11. April bekannte Anton Ulrich*) öffentlich seinen Uebertritt, in der schimpflichen Form, welche die Kirche vorschreibt. Die Söhne folgten seinem Beispiel nicht, wohl aber zwei Töchter: die Gräfin Stolberg und die protestantische Aebtissin von Ganders-

*) Anton Ulrich starb 27. Merz 1714, 81 J. alt.

heim, welche — schwanger war, aber immer behauptete, der evangelischen Zucht nicht zu nahe getreten zu sein. Auch rühmte sie der Papst wegen ihrer Heiligkeit.

Der König von Preußen hatte sich 28. Nov. 1708 zum drittenmal verheirathet, mit einer Prinzessin von Schwerin, einer eifrigen Lutheranerin, die durch ihren Beichtvater Porst und die Briefe der Halleschen Theologen bestimmt, sich immer mehr in pietistische Grübeleien vertiefte. Die Hochzeit war durch ein Singspiel von Besser, „Alexander's und Roxane's Hochzeit" gefeiert worden. Der Oberceremonienmeister stand noch in hohem Ansehn und wurde mit Geschenken überhäuft; er hatte sich nicht wieder verheirathet, wohl aber den Damen sehr die Cour gemacht, und namentlich die Reize einer Tänzerin Conradine besungen, die sich später unter seiner Vermittelung mit einem Grafen Gruzewski vermählte. Die Gräfin Wartenberg war auch gegen die neue Königin frech; ihr Ansehn war so groß, daß 1709 die Frau des holländischen Gesandten, die sich mit ihr geohrfeigt, zu einer demüthigen Abitte gezwungen wurde, weil der König drohte, die Republik mit Krieg zu überziehn! — Indeß war die Schandwirthschaft Wartenberg's doch zu arg geworden: Kronprinz Friedrich Wilhelm stellte sich Juni 1710 an die Spitze der Unzufriedenen, und Wartenberg wurde entfernt, behielt aber seine Güter und eine Pension von 20,000 Rthlr. Mit ihm fielen seine Creaturen namentlich Graf Wittgenstein; auch Besser's Ansehn sank beträchtlich, er wurde nur noch selten nach Hofe befohlen. Die Gräfin Wartenberg endete 1734 als gemeine Abentheuerin in Paris. — Danckelmann war noch immer in Haft; man hatte ihm Nov. 1707 seine Begnadigung angeboten, aber er verlangte die Anerkennung seiner Unschuld.

Während von der Regierung für die Academie nichts geschah, hatte Leibnitz unablässig darauf gesonnen, einen Fonds für sie zu schaffen. Zu diesem Zweck betrieb er in Berlin wie in Hannover und Wolfenbüttel die Cultur der Seidenraupe; er verlangte für die Academie ein Monopol des Buchhandels, damit die Schriftsteller nicht mehr die Lohnarbeiter der Buchhändler wären; sie sollte die oberste Censurbehörde sein, von schlechten Büchern eine Abgabe erheben, nützliche Bücher zu einem wohlfeilern Preise liefern, arme aber tüchtige Gelehrte unterstützen u. s. w. — Endlich war man in Berlin so weit gekommen, daß 3. Juli 1710 in dem neuerbauten Observatorium die definitive Einrichtung der Societät in vier Klassen durch eine lateinische Rede des Vicepräsidenten, Hofprediger Jablonski, begrüßt wurde. Es war als ob man den Präsidenten ganz vergessen hätte: Leibnitz war bei der Einrichtung gar nicht gefragt worden, er war auch nicht zugegen.

Wenigstens veranlaßte die Academie die Herausgabe der Miscellanea

Berolinensia ad incrementum scientiarum, von denen freilich nur ein Band erschien, aber mit den wichtigsten Beiträgen von Leibnitz aus allen Zweigen der Wissenschaft. Er löste einige kabbalistisch-alchymistische Räthsel, gab eine neue Darstellung der Differentialrechnung, zeigte die Erfindung des Phosphor an und verherrlichte sie durch ein lateinisches Gedicht. Die wichtigste Abhandlung aber war die brevis designatio meditationum de originibus gentium, ductis potissimum ex indicibus linguarum: Forschungen, die in diesem bedeutenden Umfang erst ein Jahrhundert später wieder aufgenommen wurden.*) Sprachlich stellt Leibnitz zwei Hauptstämme fest: den japhetidischen oder keltoskythischen und den aramäischen (Indogermanen, Semiten); zwischen diesen sucht er den Türken, Mongolen u. s. w. ihren Platz anzuweisen. Neben der Etymologie zieht er auch die Mythe zu Rathe, und sucht den verborgenen historischen Grund derselben zu entdecken, aber sehr behutsam, da er wohl weiß, wie arg dieser Grund durch die licentia poetica getrübt und verwirrt ist. Von der Phantastik moderner Mythenforscher ist bei ihm keine Spur. Diese Studien setzte er beständig fort, und stellte namentlich über den Ursprung der Franken ein ganz neues System auf, über welches er mit französischen Gelehrten, z. B. dem Peter Tournemine, verhandelte.

Ende 1710 vollendete Leibnitz die Theodicee, die er vor drei Jahren begonnen hatte. Der Inhalt derselben ist schon früher mitgetheilt: sie enthält den Kern des Glaubens, durch welchen Leibnitz ebensowohl der theologischen Dogmatik als dem Naturalismus entgegen trat. Die Form ist zunächst dadurch bedingt, daß Leibnitz auf eine Widerlegung Bayle's ausging. Die einzelnen Sätze desselben werden zusammengestellt und regelmäßig durch dieselbe Formel widerlegt: Bayle geht immer nur von dem einzelnen Fall aus; die Thätigkeit Gottes ist aber nur aus dem Zusammenhang des Ganzen zu verstehn. Mit großem Glück zeigt Leibnitz, daß Bayle's Stärke nur in den rhetorischen Ausdrücken besteht, die sich aber logisch nicht rechtfertigen lassen. Daß Gott nur durch sein eignes Wesen bestimmt wird, nennt Bayle Unfreiheit. Zu sagen, daß man etwas nicht kann, bloß wenn man etwas nicht will, heißt die Begriffe verdrehn. Der Weise will nur das Gute, und deshalb soll er ein Sklave sein? Den Stand der größten und vollkommensten Freiheit nennt Bayle Sklaverei und giebt hier, wie anderwärts, den herrlichsten Dingen von der Welt gehässige Namen. — Bayle hat in der Natur Ordnung gefunden: nur der Mensch, setzt er hinzu, dies Meisterstück des Schöpfers unter den sicht-

*) Die bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der Etymologie waren in jener Zeit Schilter, geb. 1632 zu Pegau, 1686 Professor zu Straßburg, † 1705, und J. G. Scherz, geb. 1678 zu Straßburg, 1702 daselbst Professor, † 1754.

baren Dingen, widerspricht durch sein Schicksal dem Begriff von der Einheit Gottes. Dies ist der Punkt, auf den Leibnitz am lebhaftesten eingeht, und es ist eine Freude, mit welcher Kraft er die Würde der menschlichen Natur vertheidigt. — Die Form des Buchs wurde ferner dadurch bestimmt, daß es aus Unterredungen mit der Königin Charlotte hervorgegangen war: Leibnitz sucht die feine Welt, für die es bestimmt ist, nicht blos zu belehren, sondern auch zu unterhalten; er unterbricht den trocknen Gang der Untersuchung durch Anekdoten, Scherze, poetische Stellen u. s. w. Auch die Zerstreuungen seines Lebens trugen zu dem fragmentarischen Ansehn des Ganzen bei. Aber grade deshalb wurde es ein Lieblingsbuch der vornehmen Welt, während sich die Gelehrten, für welche Leibnitz eine lateinische Uebersetzung herausgab, nur zweifelhaft darüber äußerten. Wolff, der die Theodicee Merz 1711 in der Leipziger Zeitung anzeigte, äußerte sich später, als er gegen Leibnitz selbstständiger geworden war und es sehr übel nahm, wenn man seine Philosophie auf Leibnitz zurückführen wollte, ziemlich geringschätzig darüber: es sei ein belletristisches, unwissenschaftliches Buch und er selber habe es nur flüchtig durchblättert. Diese belletristische Form war auch wohl der Grund, weshalb die Orthodoxen und Pietisten nicht gemeinsam über die Theodicee herfielen: denn kräftiger war noch nie die Lehre vom Jammerthal dieser Welt und von der Erbärmlichkeit der menschlichen Seele widerlegt worden; sie haben es wohl nur wenig gelesen.

Gleichzeitig mit der Theodicee erschien von dem Pastor Büttner ein Buch: „Zeichen und Zeugen der Sündfluth," in welchem nachgewiesen wurde, unser Planet sei durch und durch zerstört, er habe die Schwindsucht, die Wassersucht und den kalten Brand.

Noch im Jahr 1710 kam ein andrer König im Reich der Geister nach Hannover: es war Händel, der eben aus Italien zurückkehrte und vom Kurfürsten Georg als Kapellmeister angestellt wurde, jedoch mit der Erlaubniß, vorher nach England zu gehn, wohin dringende Einladungen ihn riefen. Bei der alten Kurfürstin Sophie war er wohl angesehn, noch enger aber wurde sein Verhältniß zur Prinzessin Caroline, der Schwiegertochter des Kurfürsten. Mit Leibnitz scheint er keine Verbindung gehabt zu haben.

Leibnitz war wieder lebhaft bei den politischen Händeln beschäftigt. Zu Anfang des Jahres 1710 schien die Lage des Reichs nach Osten und nach Westen eine gleich günstige. Die schwedische Gefahr war durch die Niederlage bei Pultawa abgewandt; August der Starke, der 5. Oct. 1709 in Thorn mit Peter dem Großen zusammentraf, setzte sich wieder in Polen fest; Ludwig 14. war so erschöpft, daß er im Congreß zu Gertruydenburg sich bereits zu den drückendsten Bedingungen verstehn wollte. Nur der Religionszwist grollte noch immer im Verborgnen fort und mischte sich auf dem Reichs-

tag auch in die Friedensunterhandlungen, hauptsächlich wegen der bekannten Clausel des Ryßwiker Friedens. „Die jetzigen Religionsstreitigkeiten im Reich, schreibt Prinz Eugen 15. Juni 1710 an den Grafen Stadion, stellen mir ein trauriges Bild vom deutschen Patriotismus dar. Anstatt auf Vereinigung der Streitkräfte gegen den gemeinsamen Feind zu denken, werden zur Entzweiung der Gemüther elende Religionszänkereien hervorgesucht. Selbst den Mohamedanern fällt während eines Krieges nicht ein, wessen sich die Bekenner des Evangeliums nicht schämen. Wegen einer Dorfkirche wird der ganze Reichsconvent aufgefordert, die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs bei Seite zu setzen und an den Resultaten blinder Leidenschaften theilzunehmen."

Mehr aber noch als die Verblendung der Reichsstände, hätte Prinz Eugen die Halsstarrigkeit des Kaisers beklagen sollen. Damals war die Zeit, den Elsaß für Deutschland wieder zu gewinnen, aber auf das Reich kam es dem Kaiser nicht an, sondern nur auf seine Dynastie. Er bestand darauf, Ludwig 14. solle seinen Enkel selbst aus Spanien treiben; in diese Schmach konnte der greise König nicht willigen, er brach Juli 1710 die Friedensunterhandlungen ab. Gleich darauf erfolgte der Sturz der Whigs in England, welcher die ganze europäische Constellation veränderte.

Unmittelbar nach diesem Ereigniß schrieb Leibnitz an Burnet in seinen conciliantesten Weise: „Nur die Extreme sind tadelnswerth bei den Tories wie bei den Whigs; die Gemäßigten auf beiden Seiten werden sich leicht verstehn. Müssen die gemäßigten Tories nicht anerkennen, daß es außerordentliche Fälle giebt, wo der passive Gehorsam aufhört, und es erlaubt ist, dem Souverain Widerstand zu leisten? und die gemäßigten Whigs, daß man nicht anders als um großer Ursachen willen zu diesem Widerstand schreiten darf? Ganz so verhält es sich mit dem Erbrecht, von welchem man nicht abgehen darf, wenn nicht das Wohl des Vaterlandes die Völker dazu zwingt: denn zu glauben, daß in diesen Dingen ein unveräußerliches göttliches Recht liege, wäre Aberglauben. Wenn auf die Art die Vernünftigen der beiden Parteien im Wesentlichen nicht sehr abweichen, so scheinen mir all diese Streitigkeiten nichts als Zeitvertreib oder Vorwand der Stellenjägerei zu sein."

Es ging hier Leibnitz wie öfter in der Politik: er sah nur den Gegensatz der abstracten Principien, nicht die endlichen Beziehungen derselben. Sein eigner Hof konnte nicht gleichgültig einer Staatsveränderung zusehn, die möglicherweise sein eignes Erbrecht bedrohte, und es war nicht die innre, sondern die äußere Politik, welche durch das Ausscheiden Marlborough's bedingt wurde.

Die Entscheidung gab der plötzliche Tod Kaiser Joseph's an den

Pocken: er war erst 32 Jahr alt. Die Kaiserwahl ging nicht ganz in der geschäftlichen Routine fort, wie sonst; August der Starke hatte einige Aussicht, und Ludwig 14. suchte auch den König von Preußen zu bestimmen, diese neue Würde seiner alten hinzuzufügen. Indeß blieb man schließlich doch bei der alten Folge: 12. Oct. 1711 wurde Joseph's jüngerer Bruder Karl 6., bisher König von Spanien, zum Kaiser ausgerufen. Damit war der europäischen Politik eine andere Wendung gegeben. Es konnte den Engländern nicht einfallen die Vereinigung der beiden Kronen durchsetzen zu wollen, und Ludwig 14. schöpfte wieder freien Athem. — Zudem besaß der neue Kaiser*) nicht die Elasticität seines ältern Bruders, er war steif, kleinlich und mißtrauisch wie sein Vater; auch Prinz Eugen verlor seinen Einfluß und der alte östreichische Schlendrian in der Verwaltung begann von Neuem.

In Berlin hatte man unter Jablonski's Leitung die Unterhandlungen mit der anglikanischen Kirche wieder aufgenommen, und Leibnitz correspondirte darüber sehr weitläufig nach beiden Seiten; aber sein Einfluß am Berliner Hof war im Sinken. Er war in Berlin, als 18. Jan. 1711 die Academie feierlich eingeweiht wurde, und blieb Krankheits wegen noch einige Monate dort, zur großen Unzufriedenheit seines Kurfürsten, der ihn bezahlte, um ihn den Fremden als eine Hofrarität vorzuzeigen, und von der preußischen Regierung als ein Spion Hannovers scheel angesehn. Auch gegen die Pietisten änderte sich in Berlin die Stimmung: April 1711 erschien ein strenges Edict „gegen das fanatische und naturalistische Unwesen und gegen die Conventikel in Halle," und Canstein hatte Mühe, die Sache seiner Freunde zu vertreten. Canstein begann 1710 die Vorbereitungen zu seiner wohlfeilen Bibelausgabe, von Francke und Elers in Halle und von Porst aufs Eifrigste unterstützt, an der schon Juli 1710 gedruckt und die April 1715 fertig wurde: ein Werk, das für die Bildung der unteren Stände eine wahre Revolution war, die bis dahin die Schrift doch meist nur vom Hörensagen kannten*); auch arbeitete er seit Mai 1711 an seiner Evangelienharmonie, die bis zu ihrer Vollendung 1718 zu zwei Folianten anschwoll, und eine neue Auflage erlebte.

---

*) Wien hatte nun auch seinen Hofpoeten, Heräus, geb. 1671 zu Stockholm, der 1694 nach Hamburg und von da 1709 nach Wien gegangen war, wo er katholisch wurde und dafür die Stelle eines k. k. Raths und Antiquitäten-Inspectors erhielt (er war eigentlich Numismatiker). Von seinen ledernen Gelegenheitsgedichten ist nur zu merken, daß er einmal 1713, bei Sr. Röm. k. und kathol. Maj. welterfreulichem Geburtstag eine neue Versart versuchte: Distichen, nach Vierzeilen geordnet und kreuzweise gereimt. Er starb 1730.

*) Sehr gefördert wurde die Bibelkenntniß auch durch Hübner's „biblische Historien für die Jugend" 1714.

Nach seiner Abreise aus Berlin begleitete Leibnitz Oct. 1711 den Herzog Anton Ulrich nach Torgau. Der alte Herr hatte die Freude erlebt, die eine seiner Enkelinnen — Elisabeth — als regierende Kaiserin zu sehn (leider mußte sie das Vertrauen ihres Gemahls mit einer Gräfin Pignatelli theilen); er wollte die andere in gleicher Würde sehn und vermählte sie mit dem Czarewitsch, dem Sohn Peter des Großen. „Die eine unserer Prinzessinnen, sagte ein Superintendent in Braunschweig von der Kanzel, hat man dem Papstthum, die andere dem Heidenthum übergeben; und ich glaube, wenn morgen der Teufel die dritte verlangte, würde man sie ihm nicht abschlagen." In Torgau wurde Leibnitz Peter dem Großen vorgestellt (er hatte noch 1705 russisch gelernt): er setzte ihm seine Ideen über den Nutzen einer Academie für Rußland auseinander, und fand eingehendes Verständniß. Der Kaiser versprach ihm, wie Leibnitz ganz entzückt an Fabricius schreibt, eifrige Förderung seines Unternehmens, und Leibnitz hatte nun einen neuen Ort, wohin er seine Denkschriften senden durfte. Es kam ihm hauptsächlich auf planmäßige Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel an — auch das ist erst ein Jahrhundert später ins Werk gesetzt.

---

Die Kirche Gottes ist mit tausend Noth umgeben,
Die Wölfe haben sich im Schafstall einquartiert,
Es will fast Jedermann der Wahrheit widerstreben,
Durch falsche Prediger ist nun die Welt verführt...
Der Pietisten Rott', so jetzt mit Macht einreißt,
Die ist's, die alle dies zur Welt aufs neu gebieret,
Durch ihre Schleicherei und falsche Heiligkeit
Die ist's, die Gottes Haus in tausend Unglück führet
Und Belials Geschmeiß in Jesu Acker streut.

So sang ein rechtgläubiger Dichter 1710. — Ueber den unausgesetzten Zänkereien hatten die beiden Parteien vergessen, um was es sich eigentlich handle; es war gut, daß ein Mann von ungewöhnlicher Bildung und ernstem Willen es ihnen wieder in Erinnerung brachte.

Val. Löscher war Aug. 1709 — 37 J. alt — als Prediger an die Kreuzkirche nach Dresden berufen. Seine vielfachen Amtsgeschäfte, denen er mit großer Gewissenhaftigkeit oblag, nöthigten ihn, sehr gegen seine Neigung, seine bisherigen Studien etwas in den Hintergrund zu schieben, obgleich er sein Steckenpferd, die Numismatik, immer beibehielt. Wenn auch gegen die Glaubenssätze der Pietisten eingenommen, suchte er im Ganzen doch in Spener's Sinn zu reformiren und der Verweltlichung der Kirche zu steuern; seine Amtsstrenge machte ihn bei Hofe nicht beliebt; dreimal wurde er bei

Besetzung der Hofpredigerstelle übergangen. — Wenn er bisher in den „Unschuldigen Nachrichten" gegen die Pietisten nur geplänkelt, lieferte er ihnen im Timotheus Verinus 1711 eine Hauptschlacht.

Er stellte die Uebelstände, welche sie gerügt, nicht in Abrede; er tadelte nur die Ueberspannung ihrer Ansprüche und die verkehrte Wahl der Mittel, welche die Kirche mit einem Schisma bedrohten. — Um recht gründlich zu Werke zu gehn, beginnt er mit der Frage: wie konnte dies Unheil entstehn? da doch die Kirche Christi lange gegründet ist! — Abgesehn von der Erbsünde und dem Unglauben neigt die menschliche Natur zur Geringschätzung der von Gott vorgeschriebenen Ordnung, und will Alles besser wissen und wollen, als es Gott geordnet hat und als es sein kann; sie will in ihrer Vermessenheit absolut haben, wissen und thun, was sie nur als Stückwerk wissen, haben und thun kann. Zur Verschwendung der Gemüthskräfte auf eine Sache geneigt mit Versäumung der andern, von einer ungemessenen Liebe zu absonderlichen und geheimen Dingen beherrscht, beschäftigt sie sich gern mit Erwartung großer Weltveränderungen und verwechselt die Einbildungskraft mit dem göttlichen Trieb. Schon bei Luther finden sich Aeußerungen über buchstäbliche und geistliche Erkenntniß, über geistliches Priesterthum und Lehramt u. s. w., die wenigstens mißverstanden werden konnten. Ihm schlossen sich Arnd und andere ascetische Schriftsteller an. Je mehr nun durch den langen Krieg der Durchbruch des Guten gehemmt wurde, desto mehr häuften sich dergleichen Schriften. Immer lauter wurde über die Inhaber des kirchlichen Amts und über die Universitäten geklagt; man predigte unbehutsam von einem neuen Evangelium. Spener gab den letzten Anstoß, und wenn er sich der Bewegung, wo sie in Unordnung überging, rühmlich entgegenstellte, so war er doch nicht im Stande sie zu leiten. — Das erste Merkmal des Pietismus ist eine Gleichgültigkeit gegen die offenbarte Wahrheit, die nicht aus dem Skepticismus hervorgeht, sondern ihren Grund hat in der Verschwendung aller Gemüthskräfte auf die Strenge und Heiligkeit des Lebens. Man solle nicht über die Lehre streiten, denn ohne Pietät sei doch alles aus der Schrift Gelernte todter Buchstabe; es könne ein Christ im Stand der Gnade sein und doch in wichtigen Punkten irren, und er könne die reine Lehre aus natürlichen Kräften sich angeeignet haben, ohne daß der h. Geist an ihn gekommen sei. Alles Gute und Böse komme aus dem Willen, und wenn der Wille nur gut sei, so könne kein Irrthum schaden. Die Wirkung der Gnadenmittel hänge von der Pietät ab; Gottes Wort könne in den Menschen nicht eindringen ohne entgegenkommenden Willen. Die rechte Lehre dagegen ist, daß zur Bekehrung neben dem Wissen göttlicher Dinge nur gefordert wird, daß der Mensch der durch das verstandene Wort ihn ziehenden Gnade nicht widerstrebe. — Die Pietisten schreiben der heili-

gen Schrift einen doppelten Verstand zu: den buchstäblichen, der unkräftig, den geistlichen, der allein kräftig sei; die Kirche lehrt nur einen Verstand der Schrift: wo der buchstäbliche Verstand lauter ist, da ist er selbst Geist und Leben. — Die Pietisten behaupten, der Gebrauch des h. Abendmahls wirke nicht Vergebung der Sünden, sondern bestätige sie nur; sie unterscheiden inneres und äußeres Sacrament und gehn zum Theil so weit, zu sagen, daß die Sacramente bei dem jetzigen Verfall der Kirche nichts mehr wirkten. — Sie setzen das geistliche Amt herab und leugnen die Amtsgnade: die Gnadenwirkung werde durch das böse Leben des Predigers aufgehoben. Danach kann Niemand wissen, ob er wirklich getauft ist, wirklich Gottes Wort hört, wirklich Vergebung der Sünden erlangt: ist doch das menschliche Urtheil von der Frömmigkeit Anderer allzu weitläufig und veränderlich! Das Amt ist aber nicht ein flüchtiges Wesen, welches mit der Pietät kommt und geht, sondern hat seine Consistenz in dem Beruf, in der Reinheit der Lehre und in der Einsetzung Christi. Das Amt als solches ist das Organ der Gnade Gottes, und der Prediger könnte mit seinem Glauben, seiner Wiedergeburt, seiner Liebe und Andacht nichts ausrichten ohne die Amtsgnade. — Nach den Pietisten rechtfertigt der Glaube nur insofern, als die innerste und edelste Thätigkeit des Glaubenden mit zum Grunde des Heils gehört. — Mit dem großen, ohne Bescheidenheit getriebenen Eifer für die Pietät ist nicht nur die Einbildung, daß eine besonders glückliche Zeit für die Kirche herangebrochen sei, verbunden, sondern es wird eine große Veränderung des Kreuzreichs in einen Zustand der Herrlichkeit erwartet; darüber verliert der Einzelne, der für seine Person auch schon vor dem Anbruch dieses verhofften Reichs zu demselben geschickt zu sein sich einbildet, allen Respect vor den Gnadenmitteln. — Die Pietisten lehren, Gott habe in diesem Leben einen absoluten Termin gesetzt, nach dessen Abfluß er die Seligkeit des Menschen nicht mehr suche noch befördere. Sie verwerfen alle natürliche Lust, da Alles verdammlich sei, wozu der h. Geist nicht durch seine Gnade unmittelbar antreibe; man solle Gott als höchstes Gut, die Creatur aber nur in dem Schöpfer und um des Schöpfers willen lieben und zwar aus mitgetheilter Gnade Gottes. Die Kirche entscheidet nichts darüber, daß die Lust und Liebe zur Creatur, insofern sie die Liebe zu Gott nicht aufhebt, verboten und an und für sich Sünde sei: es kommt ja auch nicht unmittelbar aus der Gnade her, daß der Mensch schläft, trinkt, rechnet, welches doch unschuldige Dinge sind. Die gute Absicht bei diesen Uebertreibungen hebt das Unrecht nicht auf, daß Menschen in die Gerechtigkeit Gottes eingreifen und als verdammliche Sünde verbieten wollen, was Gott in seinem Gesetz nicht verboten hat. Die Pietisten gerathen in Gefahr, die Natur durch die Gnade zu absorbiren, statt sie zu heilen. Nach

der h. Schrift ist nur der nicht im Stand der Wiedergeburt, welcher den Grund des Heils oder die Gnadenmittel verwirft oder durch Todsünde den Glauben verliert; die Pietisten dagegen erklären alle die für Unwiedergeborne, welche nicht in der Gottseligkeit, Andacht und geistlichen Weisheit einen ziemlichen Grad erlangt haben, und beunruhigen das Gewissen des Einzelnen bis zur Verzweiflung. Daher die absolute Verwerfung des Spiels, des Tanzes und der Komödien. Zwar wird viel Unfug auf diesem Gebiet getrieben; es sind Dinge, zu denen man keinem Christen rathen kann: aber weiter darf man nicht gehn. — Die Pietisten behaupten, der Mensch kenne und treffe in sich selbst etwas von Natur Göttliches, einen unberührten Seelengrund, den Funken des Ebenbildes, den Geist Gottes in ihm; dieser Funke werde durch die Bekehrung wieder angefacht, und bringe durch seinen Sieg über die Sünde die Wiedergeburt hervor: die Kirche dagegen lehrt, daß das Ebenbild Gottes im Menschen durch den Sündenfall absolut verloren sei. Ihre ungemessene Liebe zu den Mystikern und ihre Liebhaberei für hohe Reden verleiten die Pietisten zu dieser gefährlichen unbiblischen Lehre. Damit verwandt ist, daß sie das Wesen des wahren Glaubens in der Erfahrung und Empfindung geistlicher Dinge suchen: ohne diese sei das orthodoxe Wissen von Gott nicht wahr, sondern unrecht, eingebildet und blos natürlich. Im Stolz auf diese innern Erfahrungen und Empfindungen verachten die Pietisten die äußern Hilfsmittel der Religion: eine sichtbare Kirche sei nicht Gottes Wille; nur da sei die wahre Kirche, wo sich lauter Fromme finden. Denn nicht reine Lehre und rechtes Austheilen der Sacramente, sondern allein die Frömmigkeit sei das Zeichen der wahren Kirche. Die theologische Polemik sei unnütz, denn die Ketzerei liege nur im gottlosen Leben und in solchen Lehren, die dasselbe begünstigen. Auch die symbolischen Bücher, weil sie dem unbändigen Gemüth des Menscheh, sonderlich wenn er geistlich hoch fährt, unerträglich sind, hat man unter dem Vorwand der Pietät los zu werden gesucht, wie man sie schon früher unter dem Vorwand christlicher Freiheit und Friedfertigkeit angegriffen hat. Man hat einen Widerwillen gegen jede scharfe Fassung der theologischen Begriffe und hält Alles, was zum theologischen Studium aus der Philosophie, Logik und Metaphysik entlehnt wird, für überflüssig. Man bestreitet der Obrigkeit das Recht, Irrlehrer zu strafen; man veranlaßt die Frommen, sich dem öffentlichen Gottesdienste zu entziehn; man sträubt sich gegen die Kirchenordnung; man entschuldigt alle Schwärmer und Fanatiker. Um ein thätiges Christenthum zu fördern, lehrt man die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer absoluten Vollkommenheit, stellt einen Maaßstab für das „wahre Christenthum“ auf, welchen die Verwalter des kirchlichen Amts an ihre Gemeindeglieder für gewöhnlich anzulegen nicht berechtigt sind, und steigert

die Anforderungen an die Prediger so, daß nur, wer mit den größten Gaben ausgestattet ist, ihnen genügen kann. Man verlangt, die Wiedergeburt solle sich täglich erneuen und zunehmen, der Mensch solle sich von Allem was noch Fleisch ist reinigen. Das Alles treibt, je nach der Beschaffenheit des Gemüths, theils zum geistlichen Hochmuth, theils zur Verzweiflung. — In der Voraussetzung, eine Kirche, die nicht lauter vollkommene Glieder habe, sei nicht die wahre, trotz Wort und Sacrament, verlangt man eine neue Reformation der Kirche, und namentlich die Fortschaffung aller Ueberbleibsel aus dem Papstthum; man stellt die Erleuchtung durch eine neue Lehre in Aussicht, und bahnt damit in der That ein Schisma an. — Die praktische Besserung der wirklichen Kirche aber erschwert man durch Ueberspannung seiner Ansprüche: so wenn man Jeden vom Abendmahl ausschließt, der das Christenthum nicht reichlich genug ausübe und sich nicht streng genug von der Welt sondere.

Die Halle'schen Theologen übertrugen Lange die Antwort, der 1712 „die Gestalt des Kreuz-Reiches Christi in seiner Unschuld mitten unter den falschen Lästerungen unbekehrter und fleischlich gesinnter Lehrer" herausgab, nebst einem Anhang „von der Sünde wider den heiligen Geist." Das Merkmal eines fleischlichen Menschen sei, daß er unter einem guten Schein nach Pharisäerart mit ewigem Geschrei von Gefahren der Schwärmerei die Frommen verfolge und lästere. Wenn bei solcher Herzensbeschaffenheit Löscher nach außen hin ein frommes Wesen zu zeigen suche, so habe es doch Niemand ärger getrieben; und es sei nicht zu vermuthen, daß der Teufel aus der Hölle es gröber und unverschämter würde machen können. „Seine Gebete, Betheuerungen, Provocationen auf seinen Seelenkummer und innern Gewissenstrieb sind nichts Anderes als leeres Blendwerk und gleichsam die Seele seines pharisäischen Heuchelwesens; welches ich nach aller Wahrheit in großer Gewißheit vor Gott schreibe! —" Löscher hatte die Haltung, auf diese Persönlichkeiten nicht zu antworten.

Löscher selbst machte einen Unterschied zwischen den Halleschen Theologen, die doch als Facultät organisirt waren, und ihren zügellosen Anhängern, deren Uebertreibung sie selbst mißbilligten. Auch diese regten sich noch immer: so Dippel, der in seinem Exil in Holland die Arzneikunst ausübte. 1710 schrieb er „Fatum fatuum, d. i. die thörichte Nothwendigkeit, oder augenscheinlicher Beweis, daß alle, die in der Gottesgelahrtheit und Sittenlehre der vernünftigen Creatur die Freiheit des Willens disputiren, durch offenbare Folgen gehalten sind, die Freiheit in dem Wesen Gottes selbst aufzuheben oder des Spinoza Atheismum festzusetzen. Wobei zugleich die Geheimnisse der Cartesianischen Philosophie entdeckt, und angewiesen, wie absurd diese Gaukelei sich selbst vernichtige, und was für Schaden dadurch im gemeinen Wesen ge-

stiftet worden." 1711 erwarb er sich durch die Dissertation „Christiani Democriti vitae animalis morbus et medicina, suae vindicata origini, disquisitione physico-medica, qua simul mechanismi et Spinozismi deliramenta funditus deteguntur, et mathematica evidentia ex sanae rationis circulo deturbantur, et integrum universi motus systema concinnis vinculis nectitur," in Leyden die medicinische Doctorwürde. Als er aber in der Alea belli Muselmanni auch die reformirte Confession angriff, mußte er wieder weichen; er ging als dänischer Kanzleirath nach Altona, wo er sich acht Jahre ruhig verhielt.

Unter dem Streit der kirchlichen Parteien gedieh das geistliche Lied, das entweder zu offnen Angriffen überging oder wenigstens der vorherrschenden Stimmung einen beredten Ausdruck gab. Im Ganzen überwog die pietistische Gemüthsrichtung: so in den „geistlichen und weltlichen Poesien" von Salomon Frank 1711 (in Weimar, geb. 1659, † 1725), in dem „anmuthigen Blumenkranz aus der Gemeinde Gottes" 1712, in dem die Phantasie stark ausschweift. Auch der beste und fruchtbarste Liederdichter der Zeit, Benjamin Schmolck (geb. 21. Dec. 1672 im Fst. Liegnitz, 1701 Adjunct seines Vaters in Schweidnitz, † 1737) neigte, wie Freylinghausen, zu Spener und Francke: er verherrlichte die Liebe mehr als den Glauben. „Liebe, die mich hat geliebet, eh' ich noch im Leben war, Liebe, die mir Alles giebet und mich liebet immerdar: zeuch doch auch mein Herz und Sinn ganz zu deiner Liebe hin." „Ich will lieben, ich will leiden; Jesu Liebe stärket mich; Leiden muß doch endlich scheiden, Lieben währet ewiglich. Ich will lieben, ich will leiden, Jesu Liebe stärket mich."

Mitten in diesen Streit, wo Gefühl und Stimmung auf beiden Seiten sich wetteifernd geltend machten, trat nun plötzlich, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, der kühle nüchterne Verstand, der vom Gefühl gar nichts wußte. Daß er überhaupt vernommen wurde, war ein sicheres Zeichen, daß der alte Gegensatz überwunden war. Der Rationalismus in seiner nacktesten Abstraction — nicht mehr, wie bei Leibnitz, durch weite Perspectiven und kühne Gedankensprünge auch für abweichende Stimmungen verständlich gemacht — tritt auf den Schauplatz der Culturgeschichte.

Wolff hatte sich in Halle zunächst als academischer Lehrer durchgesetzt. Seine Vorlesungen wurden sehr zahlreich besucht, auch von Studenten aus entlegenen Gegenden, und eifrig nachgeschrieben; er stand bereits an der Spitze einer kleinen Schule. Seine mathematischen Lehrbücher galten als die besten, und seine Forschungen auf dem Gebiet der Physik hatten ihm erst eine Stelle in der Academie zu London, dann 25. Febr. 1711 auch in der zu Berlin verschafft. Ueber alle merkwürdigen „Begebenheiten in Luft und Wasser"

mußte er das Publicum in den Journalen aufklären. Jetzt fühlte er sich reif, auch als Schriftsteller aufzutreten. Als gewissenhafter Lehrer hatte er für alle seine Vorlesungen sorgfältige Collegienhefte ausgearbeitet, zuerst lateinisch; er dachte nun daran, durch deutsche Auszüge aus denselben auch das weitere Publicum zu gewinnen. Zuerst erschienen Dec. 1712 „vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes und ihrem richtigen Gebrauch in Erkenntniß der Wahrheit.“ Cartesius und Spinoza, sagt er in der Vorrede, haben sich in der Demonstration sehr schlecht aufgeführt; sie erklären viele Wörter durch andre gleichgültige, nehmen unbewiesen an, was öfters am meisten hätte bewiesen werden sollen, ja verbinden auch unterweilen die Schlüsse nicht mit einander. Derohalben bleibt blos die mathematische Wissenschaft, daraus man den richtigen Gebrauch der Kräfte des menschlichen Verstandes ersehen kann.“ — Nur durch die mathematische Methode kann die Philosophie einen festen Grund gewinnen. — Es ist zu bemerken, daß in diesen ersten deutschen Lehrbüchern Wolff noch nicht pedantisch verfährt: er läßt die Aeußerlichkeiten der mathematischen Methode beiseite und bemüht sich nur jeden einzelnen Satz in seinem strengen Zusammenhang zu den vorhergehenden und zu den folgenden zu denken, und von der einmal gegebenen Definition eines Begriffs nicht wieder abzugehn. — Das Buch drang nicht gleich durch: erst 7 Jahre darauf erschien die zweite Auflage, dann aber in 24 Jahren hat es 8 Auflagen erlebt, ganz abgesehn von den weitläufigen lateinischen Bearbeitungen, durch welche Wolff in späterer Zeit den Eindruck seiner ersten Schriften verwischte. Das Buch hat keinen sehr großen Umfang und Wolff hat sich ernsthaft bemüht, nichts zu sagen, als was zur Sache gehört, und dieses so kurz und ausdrucksvoll wie möglich.

Das Reich der Speculation hat das Buch nicht erweitert. Wolff geht nicht darauf aus, dem Denken durch strenge Kritik seine Grenzen anzuweisen, er hat keine skeptische Ader. Was überhaupt gedacht wird, ist ihm auch des Gedankens fähig und werth. Möglich, d. h. denkbar ist, was keinen innern Widerspruch enthält; und wesentlich oder wirklich ist, was auf einem zureichenden Grunde beruht: das sind die beiden Sätze, um welche das ganze System des Denkens sich dreht. „Da die Möglichkeit das Wesen der Dinge ausmacht, dieses aber nothwendig ist, so versteht sich von selbst, daß weder durch Willen noch durch Macht etwas möglich werden kann: es muß an und für sich selbst möglich sein.“ Das klingt steif und pedantisch, Leibnitz hatte dasselbe viel zierlicher ausgedrückt, wie denn überhaupt in dem ganzen Buch kaum ein Satz von Bedeutung vorkommt, den nicht Leibnitz bereits vorher ausgesprochen hätte. Aber Leibnitz hat nur zu feinen und aufgeklärten Leuten geredet und es war für jene Zeit von der höchsten Wichtigkeit, daß auf der Schule und Univer-

sität den jungen Leuten in derselben Art, wie die Elemente der Geometrie und der Grammatik, die Grundwahrheit alles Denkens eingeprägt wurde: was nicht an und für sich möglich ist, kann auch die Allmacht nicht möglich machen; unmöglich aber ist, was einen innern Widerspruch enthält. Ferner: Alles, was geschieht, geschieht nothwendig aus einer Ursache, die ebenso wieder eine Ursache gehabt hat u. s. w.: es geht also in der Welt nichts außer dem Zusammenhang vor. — Diese beiden Sätze wendet Wolff nach allen möglichen Seiten, zieht alle möglichen Folgerungen daraus, erläutert sie durch zahlreiche Beispiele: — für uns ist das äußerst langweilig, aber für die deutsche Jugend jener Zeit war es gradezu ein neues Evangelium, eine Revolution in ihrem ganzen Denken und Empfinden. Die Starken an Geist haben sich zu aller Zeit über die Vorurtheile erhoben, aber die Masse des Mittelstandes ist zu keiner Zeit und in keinem Volk so systematisch geschult worden, als durch Wolff. Was Kant in dieser Beziehung gethan, ist lange nicht damit in Vergleich zu stellen.

Wolff vereinigte für seine Zwecke zwei Eigenschaften, auf denen sein Erfolg beruhte: wissenschaftliche Form und Popularität. Die wissenschaftliche Form beruhte freilich nur in der Aeußerlichkeit, denn sein Vorgeben, aus jenen einfachen Grundsätzen alle möglichen Wahrheiten zu construiren, war nicht weit her. Dieser irrthümlichen Anwendung der Mathematik, die es doch nur mit der Abstraction der Größe zu thun hat, auf die concreten Gebiete des Denkens, haben sich mit Ausnahme von Kant seit Spinoza alle mathematischen Philosophen schuldig gemacht. Aus dieser Constructions-Methode erklärt sich auch, daß aus der Wolff'schen Schule ausnahmsweise einige Denker hervorgingen, die in der Art der Scholastiker phantasirten. — Aber für die pädagogischen Zwecke war die wissenschaftliche Form vortrefflich eingerichtet: die Rubriken, Kapitel und Paragraphen waren so genau numerirt, und es wurde bei jedem neuen Satz so oft auf die ältern Sätze Bezug genommen, daß jeder eifrige Schüler zuletzt das ganze System auswendig wissen mußte. — Seine Popularität lag hauptsächlich darin, daß er jeden abstracten Satz durch Beispiele aus dem gemeinen Leben erläuterte: Beispiele, die uns außerordentlich trivial vorkommen*), die aber damals sehr wichtig waren, weil die bisherige Schule der Scholastik nur mit leeren Worten zu denken lehrte. Die Form des Syllogismus, die Wolff beständig anwendet, hat an diesen Beispielen eine nothwendige Correctur.

*) „Ich weiß wohl, daß die Meisten geartet sind, leichte Sachen mit schweren Exempeln zu erläutern, damit sie für desto höher angesehn werden: allein meine Art ist, die wichtigsten mit den gemeinsten Exempeln zu bestärken, damit sie desto besser verstanden werden."

Die wichtigste Neuerung war, daß er die Philosophie deutsch vortrug. „Ich habe gefunden, sagt er einmal, daß unsre Muttersprache zur Wissenschaft sich viel besser schickt als die lateinische, und daß man in der reinen deutschen Sprache vortragen kann, was im Lateinischen sehr barbarisch klingt. Die Erfahrung lehrt, daß an deutschen Schriften sich auch Andre, so den Studien eben nicht obliegen, erbauen und dadurch zu einem ziemlichen Grad des Wissens gelangen." Es war aber nicht blos der Entschluß deutsch zu reden, sondern die strenge Methode seiner Wort- und Satzbildung, wodurch er für jene Zeit ein Reformator der Sprache wurde. Er hatte darüber sehr strenge Regeln festgestellt. Die deutschen Kunstwörter übersetzte er nicht aus dem Lateinischen, sondern bildete sie nach dem Sinn. Wo er ein fertiges Wort vorfand, nahm er es in dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, in der eigentlichen Bedeutung, hielt aber darauf, daß es auch nur in dieser Bedeutung angewandt wurde. Sein Satzbau sticht scharf gegen die Prosa aller damaligen Schriftsteller ab, die an einen schwerfälligen, verwickelten Periodenbau gewöhnt waren: er ist einfach, deutlich, sehr leicht zu übersehn; die Sprache ist gewissermaßen in ihre Elemente aufgelöst, wie es in einer Zeit der Verwilderung für die Schule nöthig war. Ordnung und Zucht war seine Aufgabe, und darin unterscheidet er sich sehr vortheilhaft auch von Thomasius: eignes Leben konnte er freilich der Sprache nicht mittheilen, weil sein Denken höchst einseitig gebildet war.

Da er sorgfältig vermied auf die Meinungen anderer Philosophen (nur mit Ausnahme von Leibnitz) bestätigend oder angriffsweise Bezug zu nehmen, da er ferner allen religiösen Controversen sorgfältig aus dem Wege ging, so wurde er im Anfang von dieser Seite nicht angegriffen. Der erste Angriff erfolgte von der Schule des Thomasius, die es verdroß, daß der Syllogismus wieder zu Ehren kommen sollte, und daß ein Mathematiker sich unterfing über die Verwicklungen dieser Welt zu urtheilen, die doch nur ein Jurist richtig zu durchschauen im Stande sei. —

Gundling, der eifrigste, treuste und gescheuteste Schüler des Thomasius (jetzt 41 J. alt) hatte seinen Kampf gegen die Rechtgläubigem rüstig fortgesetzt. Als Fecht in Rostock 1712 gegen Arnold, Dippel und Thomasius die gemeinsten Denunciationen einreichte, und auf ihre Ausstoßung aus der Kirche drang, zeigte Gundling*), daß aus der unchristlichen Gewohnheit

*) Gleichzeitig kündigte er seine historischen Vorlesungen an: denique totius hodierni orbis mutationes ac singulorum regnorum arcana, robur, potentiam, exercitus, classes, reditus, incolarum ingenium, legatorum jura pragmatico genere explicabit; auch arbeitete er an dem Entwurf einer vollständigen Reichshistorie und an einer Geschichte der Gelehrsamkeit.

der Excommunication ein neues Papstthum hervorgehen müsse. „Ein Fürst ist nicht gehalten, seine Unterthanen innerlich fromm und tugendhaft zu machen. Sind denn die Menschen deswegen zusammengetreten und haben ein allgemeines Imperium über sich erkieset, daß man sie tugendhaft machen solle? Ich denke nicht: ihr Endziel war die äußerliche Sicherheit und Ruhe." „Regenten machen keine Dogmata, sondern Gesetze." — Er spottete über das gesalbte Priesterthum. „Der Vorzug eines Predigers besteht darin, daß er das Wort Gottes rein und lauter vorträgt, allen menschlichen Sauerteig wegläßt und ein Vorbild seiner Heerde ist. Ein unwiedergeborner Priester kann nichts erbauen, weil er das Wort Gottes verdreht und durch seine Unart Gelegenheit giebt, daß diejenigen, so es hören, selbiges für unwahr achten oder ausspotten, nachdem sie an ihrem Lehrer nicht die geringste Frucht solches gepriesenen guten Geistes erblicken. Dergleichen Bösewichter kann auch ihr Amt, worauf sie pochen, nicht schützen." „Geistliche müssen nicht herrschen, denn lehren ist nicht befehlen: ihr Reich ist im Himmel. Aber man thut besser, den Geistlichen auch im Himmel keine bessere Stelle anzuweisen, damit sich das Papstthum nicht abermal wider unsern Willen heimlich angenehm mache, welches der Clerisei eine besondere aureolam wie den Jungfern zueignet." — Auch gegen die Concilien sprach er sich sehr scharf aus.

Gundling nun schrieb 1713 eine Via ad veritatem, s. logica genuinis fundamentis superstructa et a praesumtis opinionibus vacua sistens, in der er nicht blos für Thomasius, sondern auch für Locke Partei nahm. Man wisse das Wesen der Seele nicht, und habe nur aus ihren Wirkungen geschlossen, daß sie etwas Geistiges sei; den Verstand könne man nicht anders bezeichnen als eine Kraft zu denken in einem uns unbekannten Subject (facultas obscuri cujusdam subjecti). Ohne Erfahrung oder Unterricht könne man sich keine Idee, z. B. von Tugend und Laster machen; die gemeine Logik sei eine leere Grillenfängerei. „Gott ist ein Gott der Ordnung; er hat uns das Licht der Vernunft gegeben, welches wir brauchen müssen, so weit es langt. Die Vernunft geht voraus, der Glaube folgt, weil dieser dasjenige suppliren muß, was uns mangelt. Gott gebraucht sich der ordentlichen Mittel und will, daß wir den ordentlichen Weg gehn, nicht aber von dem außerordentlichen auf diesen uns wenden." „Die Seele wirkt und wohnt in dem Leib, nach dem sie sich richten muß: sie kann ihre Kräfte nicht nach Gefallen verdoppeln oder ihnen eine andere Richtung geben." „Lutherisch ist Locke ganz und gar nicht; aber daraus folgt nicht, daß er ein Verächter der Glaubenslehre sei. Die Katholiken haben der Glaubensartikel weit mehr als wir, und es sollte uns gewiß verdrießen, wenn sie uns Glaubensleugner nennten." „Alle moralischen Wahrheiten liegen in der Vernunft; wir brauchen

dazu eine Offenbarung so wenig als zu dem Satz, daß 2 × 2 = 4. Nur den Kräften des **Willens** kommt die Offenbarung zu gut." „Eine dunkle und geschwächte Erkenntniß ist **keine** Erkenntniß oder deutlicher zu reden, keine Wahrheit, weil diese hell, klar und deutlich sein muß. Ist unsere Vernunft verfinstert, so hilft uns auch die Offenbarung nichts. Die Theorie der Moral ist aber auch nach der Vernunft hell, und so gewiß, wie 2 × 2 = 4. Vernunft bleibt Vernunft, wenn sie auch die Offenbarung braucht; Auge bleibt Auge, auch wenn es durch einen Tubus sieht."

Gegen dieses Buch erschien eine anonyme Schmähschrift, welche den Verfasser des Atheismus verdächtigte. Gundling schrieb sie — mit Unrecht — **Wolff** und seinem Schüler **Bernh. v. Rohr***) zu, einem Vielschreiber, der eben der Kurfürstin **Sophie** einen „Unterricht von der Kunst, die Gemüther zu erforschen" überreicht hatte, worin das gleichnamige Werk von Thomasius angegriffen war, und sich nun in Halle aufhielt. — Die Beschäftigung mit der Psychologie, das Bemühen, individuelle Lebensverhältnisse zu verstehn, fängt jetzt an, eine Lieblingsbeschäftigung zu werden, der Pietismus hatte nicht wenig dazu beigetragen. — **Gundling**, der seinen Gegnern vorwarf, im Ton von Pferdeknechten zu reden, und nur durch den Brodneid bestimmt zu sein, benutzte diese Gelegenheit, mit gewohntem Freimuth seine Meinung über **Wolff** auszusprechen. „Er ist hämisch und neidisch. Er ist waschhaftig und

*) Geb. 28. Merz 1688 zu Dresden, stud. 1705 zu Leipzig unter Wolff Mathematik. Nach dem Tode seines Vaters 1712 nach Halle. 2. Nov. 1714 in der Merseburger Regierung angestellt. — Die Buntscheckigkeit seiner Schriften ist wirklich bemerkenswerth. „Moralischer Tractat von der Liebe gegen Personen anderen Geschlechts" 1717. — „Neue und bisher ungewöhnliche Lehrart, neue Wahrheiten zu erfinden," u. s. w. 1726 — „Der mathematischen Wissenschaft Nutzen für die Theologie, Jurisprudenz. Medicin, Reisen u. s. w." 1713 — „Compendiöse Haushaltungsbibliothek über Ackerbau, Jägerei, Kochen, Bierbrauerei" u. s. w. — „Vollständiges Hauswirthschaftsbuch" — „Einleitung zur Ceremonialwissenschaft der Privatpersonen, welche die allgemeinen Regeln, die bei der Mode, den Titulaturen, dem Range, den Geberden und bei Höfen überhaupt als auch bei geistlichen Händeln, in der Conversation, bei der Correspondenz, Spiel, Umgang mit Damen, Ausmeublirung der Zimmer u. s. w." — Dasselbe für große Herrn. — Diese Art Literatur schwillt überhaupt an zu einem unerhörten Umfang. — Ferner: „Erleichterte und zum Gebrauch des menschlichen Lebens eingerichtete Tugendlehre, welche nach den Gründen der gesunden Vernunft die Tugenden und die unter den Deutschen herrschenden Laster deutlich erklärt, **sie mit lebhaften Farben abschildert**, ihre Quellen entdeckt, die Ausflüchte der Lasterhaften beantwortet, die aus der Tugend herfließende Zufriedenheit und Glückseligkeit und das aus den Lastern herrührende Unglück vorstellt, nöthige Regeln ertheilt und allenthalben anweist, wie die Lehrsätze der Vernunft mit der Offenbarung übereinstimmen" 1729; — mehr kann man doch wirklich kaum verlangen!

hat ein böses Gemüthe. Er ist nicht fromm, aber doch, wenn es auf sein Interesse ankommt, ein Ketzermacher. Er ist aber auch ein furchtsames Animal: er leugnet, was er Andern böslicher Weise in die Feder dictirt; er zittert; er überkommt zu Zeiten ein Fieber, und ich fürchte, er dürfte mit der Zeit als eine verächtliche Lampe mit einem neidischen Rauch aufhören und verlöschen." Auch warf er ihm Sittenlosigkeit vor. Zugleich machte er sich über das Uebergewicht lustig, das man der Mathematik zuschreiben wollte. „Die Jurisprudenz hat mit actibus rerum zu thun, mit Menschen wie sie sind, nicht mit Possibilitatibus, nicht mit bloßen Numeris, obschon auch res pondere, numero ac mensura constantes darin vorkommen. Wer aber den Juristen deswegen die Mathesin recommandiren wollte, der würde ihnen auch anrathen müssen, daß sie sollten Schornsteinfeger werden, weil sie auch bisweilen de furnis respondiren müssen." *)

Ein Gegensatz ist in der That vorhanden: es ist nicht einerlei ob man mit Thomasius von der Anschauung und dem Studium des concreten Lebens und seiner wirklichen Verhältnisse ausgeht, oder mit Wolff vom Syllogismus, um daraus das Leben zu construiren. Die reale Wissenschaft wird stets im Krieg gegen die Abstraction sein. Aber in anderer Beziehung sind beide Richtungen verwandt: beide gehn auf's Praktische, beide suchen den gesunden Menschenverstand vor den Einflüssen des Aberglaubens zu retten, beiden ist die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit der Hauptzweck aller wissenschaftlichen Arbeit.

---

Im Sommer 1712 wurde Leibnitz nach Karlsbad beschieden, zu Peter dem Großen, der ihn zum geheimen Justizrath mit einem Gehalt von 1000 Thaler machte; eben hatte in Bezug auf seinen Streit mit Newton: wer zuerst die Differential-Rechnung erfunden, die wissenschaftliche Commission in London sich gegen ihn entschieden. Es handelte sich dabei nicht bloß um seine wissenschaftliche, sondern um seine bürgerliche Ehre, denn die Gegner beschuldigten ihn der absichtlichen Täuschung. Die neueste Forschung hat ihr Urtheil revidirt und anerkannt, daß die beiden großen Denker ihre Entdeckung unabhängig von einander gemacht haben. Mit Peter dem Großen verständigte er sich wieder sehr gut. Der Kaiser ging auf seine Ideen lebhaft ein und Leibnitz schätzte in ihm den gewaltigen Mann, der, so viel es in seinen Kräften

*) Gundling wurde 1718 Geheimrath und geadelt, später Kanzler, † 9. Dec. 1729, 50 J. alt.

stand, von oben her gegen den schlechten Willen des unwissenden Volks die Cultur förderte: nach der Ueberzeugung des Philosophen der einzige Weg, der zum Fortschritt führte. Leibnitz begleitete den Kaiser nach Dresden, wo er sich Nov. 1712 von ihm verabschiedete: er ließ für ihn ein Exemplar seiner Rechenmaschine ausarbeiten, welches zum Geschenk für den chinesischen Hof bestimmt war, aber nicht fertig wurde.

Von Dresden ging Peter 27. Nov. 1712 nach Berlin. Er war jetzt 50 Jahr alt, nicht mehr der wilde Jüngling, der einst Charlotte und Sophie bezaubert; mehr und mehr war der Barbar in ihm hervorgetreten und seine wüsten Sitten erregten bei Hof und in der Residenz großen Schrecken.

In Berlin bereitete sich eine gewaltige Umgestaltung vor. Der König, schwach und hinfällig, stand mit seinem Sohn, der ganz andern Neigungen folgte, in gespannten Verhältnissen; die Königin hatte sich durch den engen Verkehr mit ihrem Beichtvater Porst und mit Francke immer mehr in pietistische Grübeleien verstricken lassen, die endlich zur Gemüthskrankheit führten. Darüber entstand in Berlin eine große Aufregung gegen die Pietisten; auch der König wurde zornig und hatte schon vor, Porst nach Spandau bringen zu lassen. „So schießt der Feind seinen Strom gegen den Samen Jesu Christi und gegen seine Knechte!“ schreibt Elers an Francke.

Man hatte die Königin einschließen müssen; sie war entkommen und hatte ihren kranken Gemahl, der sie für ein Gespenst hielt, so erschreckt, daß dadurch sein Tod beschleunigt wurde, 25. Febr. 1713. Aus Pietät gegen den Vater ließ der Sohn und Nachfolger in seinem Stil ein prächtiges Leichenbegängniß halten, wobei der ganze Hofstaat paradirte. Dann wurde derselbe mit einem Federstrich verabschiedet, der Oberceremonienmeister v. Besser voran, der es zuerst für Scherz hielt und gar nicht begreifen konnte, wie eine solche Revolution mit Gottes Ordnung zu vereinbaren sei.

Es war bittrer Ernst, ein neues Zeitalter begann. Nachdem Friedrich Wilhelm 1. den Hofstaat fortgeschickt (Danckelmann wurde endlich wieder in seine Aemter eingesetzt), beschnitt er die großen Gehalte der Beamten und führte sie auf's engste Maaß der Sparsamkeit zurück. Der Glanz, die Festlichkeiten, die Spiele und Maskeraden hörten auf, statt dessen tönte überall die Werbetrommel, und das Land füllte sich mit theuer geworbenen Soldaten. Die spätere Geschichtschreibung hat anerkannt, daß diese Sparsamkeit im Haushalt und diese militärische Befestigung Preußens der Grundstein waren, auf welchem Friedrich der Große sein gewaltiges Gebäude aufrichtete; sie darf aber nicht verschweigen, daß die 27 Jahre der neuen Regierung für diejenigen, die unter ihr lebten, eine sehr böse und trübe Zeit waren. Ein eiserner Wille lastete auf dem Nacken der Unterthanen, ein Wille, der Freude am

Leben weder kannte noch duldete, und dieser Despotismus, der sich bis in die kleinsten Angelegenheiten des Familienlebens erstreckte, versöhnte nicht etwa durch seine Größe: trotz seiner einseitigen Richtung war er launenhaft und ohne wahren Inhalt.

Friedrich Wilhelm 1. war bei seiner Thronbesteigung 25 Jahr alt, ein stämmiger, robuster, vollblütiger Mann, von beschränktem Verstand, aber mit großem Wahrheitssinn; er haßte den „blauen Dunst" und konnte unter Umständen gut sehn, wenn er nicht durch seine eignen Neigungen verblendet wurde. Einfach und regelrecht in seinen Sitten, im Haß gegen die französische Frivolität aufgewachsen, gab er dem Bürgerthum, das in den meisten deutschen Staaten durch die Hofsitte corrumpirt wurde, ein gutes Beispiel; er hatte auch Sinn für Recht und Gerechtigkeit, aber nur wo seine Allmacht nicht in Frage gestellt wurde: denn wenn sich ihm gegenüber ein Rechtsanspruch behaupten wollte, brach sein Jähzorn durch alle Schranken und die Willkür ergriff den Scepter. Er hatte gewisse religiöse Bedürfnisse, weil auch die Frömmigkeit zur Ordnung gehörte, und als er Francke persönlich kennen lernte, schwand seine Abneigung gegen den Pietismus; aber auch in der Andacht war er roh und pedantisch, wie jede schwer bewegliche Natur, die zu unumschränkter Gewalt gelangt. Von Natur war er nicht bösartig, und das Bild, welches Macaulay von ihm giebt, ist verzerrt; er konnte sogar recht weich werden, wenn es einem starken Gefühl gelang die harte Rinde seines Geistes zu durchbrechen; aber von dem schmeichelhaften Gemälde Carlyle's ist doch Vieles abzuziehn. Für die geistige Entwicklung Preußens ist diese Zeit ein arger Rückschritt: Berlin und Halle hatten angefangen in der geistigen Bewegung Deutschlands eine erhebliche Rolle zu spielen: das hört jetzt auf; die Residenz verwandelt sich in eine große Kaserne und die Universität Halle lebt in beständigem Schrecken vor der Garnison. Als Arnold, der Verfasser der Ketzergeschichte, Pfingsten 1714 zu Perleberg eine Predigt hielt, drangen preußische Soldaten in die Kirche und führten einige der jungen Bursche vom Altar zum Kriegsdienst weg. Der Schreck darüber beschleunigte den Tod des ängstlichen, frommen Mannes. Der Geist der Freiheit hatte bisher nur gegen die Kirche und den Zunftzwang der Universitäten geeifert; er sah jetzt einen schlimmern Feind sich gegenüber, den militärischen Despotismus. —

Leibnitz' Beziehungen zu Berlin hören völlig auf. Als er sich Nov. 1712 in Dresden von Peter dem Großen verabschiedet hatte, ging er, ohne vorher in Hannover um Erlaubniß einzukommen, mit Empfehlungsbriefen des Jesuiten Orbanus versehn, nach Wien: gegen den hannöverschen Minister Bernstorf gebrauchte er den Vorwand, der Kaiser habe ihm für seine For-

schungen in der braunschweigischen Geschichte Unterstützung verheißen. Schon lange sehnte er sich aus Hannover fort, wo er außer der Kurfürstin Sophie keinen Verkehr hatte. Kaiser Karl, dessen Rechte er früher vertheidigt, war ihm geneigt, ebenso die Kaiserin Elisabeth, Anton Ulrich's Enkelin, und die Kaiserin-Wittwe Amalie, die Tochter Johann Friedrich's. Am innigsten aber wer sein Verkehr mit dem Prinzen Eugen, der nicht blos ein großer Feldherr und Staatsmann war, sondern auch Wissenschaft und Kunst einsichtsvoll zu schätzen wußte. Im engen Verkehr mit ihm schrieb Leibnitz die „Monadologie", für das Verständniß seiner Metaphysik das lehrreichste Werk; das Manuscript derselben schenkte er dem Prinzen, der es als Heiligthum in seiner Bibliothek aufbewahrte.

Mehr und mehr hatten sich die Seemächte in dem Kampf gegen Frankreich von Oestreich abgewandt. Sie schlossen 11. April 1713 Frieden, worüber sich Leibnitz sehr bitter aussprach. Er war jetzt vom Kaiser zum Reichshofrath ernannt, sehr zum Verdruß seines eignen Hofs, und führte seitdem den freiherrlichen Titel; da er auch zuweilen die katholische Kirche besuchte, sprengten die Jesuiten das Gerücht aus, er sei übergetreten. Doch nahm er grade in dieser Zeit, Mai 1713, als die Pest in Wien ausbrach, um seinen frommen Kutscher zu beruhigen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt, was er bisher nicht gethan. *)

Als seine Hauptaufgabe in Wien betrachtete er, mit Hilfe des Prinzen Eugen die Einrichtung einer Academie zu bewerkstelligen. Er entwarf zu diesem Zweck mehrere Denkschriften: mit der Academie sollte eine Sammlung von Urkunden und Handschriften verbunden werden; ein Münz- und Antikencabinet, ein Theatrum naturae, ein chemisches Laboratorium, eine Sternwarte, ein Maschinenmagazin; jährlich sollten statistische Berichte auch über die medicinischen Angelegenheiten eingesammelt, Prämien für Entdeckungen ausgesetzt und wissenschaftliche Reisen unterstützt werden. Der Kaiser hörte das Alles sehr willig mit an und versprach das Beste: aber der alte Erbschaden stellte sich in den Weg, die Unordnung in den Finanzen. Um dieser abzuhelfen trug man sich mit den seltsamsten Plänen: man wollte Austernbänke in den Wiener Teichen anlegen; man wollte eine Maschine erfinden, um aus der Kleie noch einmal Mehl zu mahlen u. s. w.

Da Leibnitz zu allen Dingen zu brauchen war, zog man ihn auch in

---

*) Ueber die Wiener Sitten dieser Periode berichtet Lady Montague. Jede vornehme Dame besaß neben ihrem Gemahl einen Liebhaber: die Männer betrachteten die letzteren mit denselben Augen, wie Andere ihre Bevollmächtigte, welche den mühsamen Theil des Geschäfts ihnen aus der Hand nehmen. Bei jeder Einladung einer

dieser Sache zu Rathe und er ging sofort mit großem Eifer darauf ein. Jan. 1714 suchte ihn zu Wien ein leidenschaftlicher Verehrer auf, Ritter Ker von Kersland, ein eifriger Whig und Feind der Franzosen. Diesen gebrauchte Leibnitz zur Vermittlung. Der Ritter versprach ihm, eine Anleihe für den Kaiser in England zu negociiren und entwickelte einen umfassenden Plan, den Finanzen aufzuhelfen, wozu hauptsächlich die Errichtung einer ostindischen Compagnie gehörte. Da aber auch daraus keine unmittelbare Hilfe zu erwarten war, sah Prinz Eugen, trotz seines heftigen Widerstrebens, sich genöthigt, 6. Merz 1714 den Frieden zu Rastadt abzuschließen, einen Frieden, in welchem außer Straßburg auch Landau an Frankreich fiel. „Wir müssen der Vorsehung danken," schreibt er an den Kurfürsten von Mainz, „daß wir den gegenwärtigen Drangsalen durch diesen Frieden entrissen worden sind. Alle Betrachtungen, wie derselbe sein könnte und sein sollte, hören auf; man muß sich mit dem einzigen Gedanken beruhigen, daß man den Krieg fortzuführen außer Stande ist." Mit Mißfallen sah er auf die langwierigen Verhandlungen des Reichstags, der diese politische Nothwendigkeit nicht anerkannte, und namentlich wegen der Ryßwicker Clausel religiöse Bedenken erhob. „Die Herren Fürsten scheinen auf ein halbes Jahrhundert Materialien zu unversiegbaren Zänkereien gesammelt zu haben, denen Frankreich das einzige Wort: dies gehört nicht hieher! entgegensetzt. Es streitet wider die gesunde Vernunft, wegen der Religionsverfassungen von ein paar elenden Dörfern ganze Königreiche den Drangsalen des Krieges aussetzen zu wollen. Die Religion soll zur Vereinigung der Menschen dienen; in Deutschland wird sie zum entgegengesetzten Zweck gemißbraucht. Aber weder der Kaiser noch Frankreich wird bei den Friedenstractaten auf Religionszänkereien sich einlassen." — Wohl oder übel, das Reich mußte sich fügen.

Ueber diesem Geschäft geriethen sowohl die Academie, als die ostindische Compagnie in Vergessenheit; Kersland reiste mit Empfehlungen von Leibnitz nach Hannover ab, wo die Beziehungen zu England einen so gespannten Charakter angenommen hatten, daß selbst die Thronfolge in Frage gestellt war.

Königin Anna überwachte sehr argwöhnisch alle Schritte ihrer Erbin; als diese sich zu eifrig in die britischen Angelegenheiten einzumischen schien, schrieb sie ihr einen Brief voll der bittersten Vorwürfe; dieser Brief erschütterte die greise, 84jährige Kurfürstin so stark, daß sie nach kurzem Unwohlsein starb, 8. Juni 1714; wie sie immer gewünscht, ohne Arzt und ohne Priester. Leibnitz erzählt, sie habe ihm zwei Wochen vor ihrem Tod einen langen

---

vornehmen Dame wurden ihre beiden Cavaliere mit eingeladen, zwischen denen sie dann mit großer Ernsthaftigkeit ihren Sitz nahm.

Brief über die Angelegenheiten Englands geschrieben: voll so treffender Urtheile, als rühre er vom größten Staatsmann her, und so aufgeräumt, als käme er von der „jungen Princeß Sophie." Er dichtete auf sie:

Die sich schon auf der Welt geschwungen himmelan,
Gott ohne Falsch geliebt, dem Nächsten Gut's gethan,
Im Unglück nicht verzagt, im Glück sich nicht erhoben,
Und Alles angesehn, als käm' es her von Oben...
Die kann, wenn Gott befiehlt, ohn alles Vorbereiten
Beherzt, Sophien gleich, zum bessern Leben schreiten.

Sie hatte das höchste Ziel ihres Ehrgeizes nicht mehr erreicht! Anna ging ernstlich damit um, die Thronfolge dem jungen Stuart zuzuwenden, darüber starb sie aber, 1. Aug. 1714. Die Whigs eilten, sich der Regierung zu bemächtigen, und von ihnen gerufen, hielt schon 1. Oct. König Georg seinen Einzug in London. Seine geschiedene Gemahlin lebte noch immer in trauriger Einsamkeit in Ahlden.

In London traf er Händel, der 24. Febr. 1711 mit seinem „Rinaldo" einen ungeheuern Erfolg gehabt, und dem Hof von Hannover sein Wort gebrochen hatte. Im Anfang traf ihn schwer die Ungnade des neuen Königs, den er beleidigt; aber die Volksgunst war so entschieden für ihn, daß auch Georg seinen Widerwillen bezwingen mußte.

Für Leibnitz war der Tod seiner alten Freundin ein harter Schlag. Georg war nur sein Herr, in politischer Beziehung gar nicht mit ihm in Einklang, und mit dem verlängerten Aufenthalt seines Dieners in Wien höchst unzufrieden. Sein Minister Bernstorf fragte 30. Merz 1714 bei ihm an, ob er noch immer nicht an Rückkehr denke: „der Kurfürst fängt an, darüber ungeduldig zu werden, und ich selbst als Freund und Diener kann Ihnen nur rathen, ihn in diesem Punkt zufrieden zu stellen." — 25. Aug. 1714 beschwor ihn Ritter Kersland, der den ungünstigen Einfluß exaltirter Whigs auf Bernstorf fürchtete, seine Ankunft zu beschleunigen; aber Leibnitz traf erst nach der Abreise Georgs, Ende September, in Hannover ein *), und erhielt schon 1. Nov. von Bernstorf ein Schreiben: „Sie thun wohl, mein Herr, in Hannover zu bleiben und Ihre Arbeiten wieder vorzunehmen; Sie können durch nichts Ihren Hof besser machen oder die frühern Abwesenheiten besser rechtfertigen, als wenn Sie Sr. Majestät in Hannover einen guten Theil der erwarteten Arbeiten vorlegen." Ekkard, bisher in Helmstädt, wurde beauftragt,

*) Unterwegs besuchte er Wolff in Halle, dem er in Wien eine Stelle hatte verschaffen wollen. Wolff erzählte ihm von dem Gerücht seines Uebertritts: „wie können die Leute so wunderlich sein? erwiderte Leibnitz; wir haben das ja nicht nöthig."

ihm darin zur Seite zu stehn. — Dabei blieb es; jeder Versuch, politischen Einfluß zu gewinnen, wurde strenge zurückgewiesen, und die Erlaubniß zur Reise nach London nicht ertheilt. — Wohl hatte er Grund, über Undank zu klagen. Schon vor einiger Zeit hatte er an Ancillon geschrieben: „Das Wort, le roi ne vous paie point pour faire des livres, überrascht mich nicht. Man betrachtet die Studien in der Regel als eine Sache, die man des Lohnes wegen treibt, und als eine Leiter, die man wegstößt, sobald man nicht mehr darauf zu steigen braucht."

Es macht keinen angenehmen Eindruck, wenn man sieht, wie Leibnitz sein ganzes Leben hindurch unablässig nach Pensionen der Fürsten jagt. Er hatte auf diese Art einen großen Gehalt zusammen gebracht, aber um sein Begehren nicht ungerecht zu beurtheilen, muß man in Rechnung bringen, daß es sehr unregelmäßig ausgezahlt wurde und daß seine literarischen Bedürfnisse groß waren. Er fühlte sich geehrt durch die Gunst und Schmeichelei des Fürsten und der Undank verdroß ihn, aber — er griff ihm nicht an's Herz; er wußte zu gut, mit wem er es zu thun hatte. Gegen Bernstorf spricht er sich sehr bitter aus, aber als das Gerücht seiner Ungnade sich verbreitete, war er sogleich beflissen ihm zu widersprechen: es kam ihm nur auf den Erfolg an, die Sache selbst nahm er sich nicht zu Herzen.

Um nun ein neues Unterkommen zu finden, dachte er zunächst an Wien; als er aber Febr. 1715 hörte, daß die Jesuiten gegen ihn intriguirten und daß der Hof sich scheute, mit einem Protestanten in zu enge Verbindung zu treten, wandte er sich durch die Vermittlung des Pater Tournemine, mit dem er seit längerer Zeit über die Schrift de origine Francorum einen gelehrten Briefwechsel geführt, an Ludwig 14., und der König gab ihm — kurz vor seinem Tod — einen freundlichen Bescheid.

Vorläufig mußte er sich in Hannover einrichten: und auch da gab es viel zu thun. Die Tories gaben einen Avis aux propriétaires Anglais heraus, worin sie die Whigs beschuldigten, den Handel auf Kosten des Grundbesitzes zu begünstigen, und König Georg — nicht ohne Grund — seinen Widerwillen gegen die Sitten Englands vorhielten; Leibnitz widerlegte diese Schrift im Anti-Jacobite, welcher eine Versöhnung der beiden Parteien, eine Versöhnung zwischen Handel und Grundbesitz anzubahnen suchte. Auch der Streit mit den Anhängern Newton's, der gewissermaßen eine Angelegenheit des Hofs geworden war, beschäftigte ihn sehr: er veranlaßte Wolff, für die Acta Eruditorum eine Rechtfertigung zu schreiben. — Nachdem er Juli 1716 Peter den Großen zum letztenmal in Pyrmont gesehn, von seinem Scharfsinn, seiner Kenntniß und seinem Humor wieder ganz bezaubert, machte er im folgenden Monat seinem mürrischen Landesherrn, der Deutschland be-

suchte, seinen Hof. Seitdem verließ er seine Bibliothek zu Hannover nicht mehr.

Seit seiner Rückkehr aus Wien war er sehr fleißig gewesen; hauptsächlich hatte er den 1. Bd. der Annales imperii occidentis Brunsvicensis vollendet, welcher die großartigsten Entdeckungen über die Geschichte des Mittelalters enthielt. Bis zu seinem letzten Augenblick finden sich Entwürfe über die Organisation der Arbeit, über die Abhilfe der öffentlichen Noth; sein Geist schweifte rastlos über allen Gebieten des Lebens und Wissens. Nur wenig gönnte er sich Schlaf; oft brachte er die Nächte auf seinem Arbeitsstuhl zu. Die einzige Erholung, die sein einsames Studium unterbrach, waren die Feste, die er Kindern gab: auch in der liebevollen Theilnahme für die Kinderwelt erinnert Goethe an ihn.

Wie wenig er von seinen Zeitgenossen verstanden wurde, dafür nur ein Beispiel. Einer der Verständigsten, der Kanzler Pfaff in Tübingen, schrieb ihm, er glaube, daß er sein philosophisches System nur zum Scherz erfunden habe, da er im Grund Bayle's Meinungen theile; es sei aber nöthig, daß Jemand die gefährlichen Sätze Bayle's ernsthaft und gründlich widerlege. Leibniz antwortete, 21. Mai 1716: „Ganz verhält es sich mit meiner Theodicée auf die Art, wie du schreibst, ehrwürdiger Mann; du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, und ich wundere mich, daß vor dir noch Niemand so meine Absicht gemerkt hat. Denn es ist nicht der Philosophen Sache, die Dinge immer ernsthaft zu behandeln, sie, welche im Erfinden von Hypothesen, wie du richtig bemerkst, die Kräfte ihres Geistes versuchen. Du, der du ein Theolog bist, du wirst bei der Widerlegung der Irrthümer den Theologen machen." Und der Kanzler nahm das als baaren Ernst.

Sein ganzes Leben lang hatte Leibniz thörichte Experimente gegen seine Gesundheit gemacht; durch sein beständiges Sitzen waren seine Beine ganz contract geworden. April 1715 stellte sich die Gicht ein, ohne ihn im Arbeiten zu stören. Nach kurzer Krankheit starb er, 14. Nov. 1716, sehr schnell, 70 Jahr alt; er schlief ruhig ein. Ein alter Diener hatte ihn kurz vorher an das Abendmahl erinnert, aber Leibniz erwiderte ihm, er habe Niemand etwas zu Leide gethan und habe nichts zu beichten. — „Er hatte nicht nöthig, schreibt die Herzogin von Orleans, Priester bei sich zu haben. Sie konnten ihn nichts lehren, er wußte mehr als sie. Gewohnheit ist keine Gottesfurcht und das Abendmahl, als Gewohnheit betrachtet, hat keinen Werth, wenn das Herz von edlen Gesinnungen leer ist. Ich zweifle gar nicht an des H. Leibniz Seligkeit."

Die Sorge für das Begräbniß blieb ausschließlich dem treuen Ek-

karb*) überlassen; Ritter Kersland, der in diesen Tagen in Hannover ankam, erstaunte über die Theilnahmlosigkeit der Stadt: he was buried more like a robber than what he was, the ornament of his country. Vom Hof wohnte keiner der Bestattung bei: „mit Recht, äußerte Fontenelle, weil es sonst das Ansehn gehabt haben würde, als ob sie von den Verdiensten des Mannes etwas verständen.“ Die Prediger stichelten öffentlich auf seinen Unglauben. Seine Papiere wurden mit Beschlag belegt, sein Vermögen (16,000 Thlr.), fiel an einen Schwestersohn, ein elendes Subject. — Wolff, der sich jetzt als seinen legitimen Nachfolger fühlte, schrieb (Juli 1717) eine Lobrede für die Acta Eruditorum; glänzender sprach Fontenelle (13. Nov. 1717) in der französischen Academie: die Academien in Berlin und London ließen nichts von sich hören. Friedrich Wilhelm 1. erklärte ihn für einen Kerl, der zu nichts tauge, nicht einmal zum Schildwachtstehn; er machte seinen Hofnarren zu seinem Nachfolger.

Wir stehn am Schluß eines großen Lebens; es hat sich nur in sporadischen Zügen vor uns entfaltet; es in ein Gesammtbild zusammenzufassen, gebührt nur einem, der ihm wenigstens in Bezug auf Gelehrsamkeit in die verschiedenen Zweige seines Wissens und Wollens nachgehn kann. Einem solchen — Moritz Haupt — treten wir das Wort ab.

„Leibnitz bewegt sich in idealen Anschauungen. Auch da, wo sonst die Macht des Gegebenen die ideale Auffassung zurückzudrängen pflegt, auch in seinen politischen Bestrebungen. Von Idealen erfüllt ist seine Politik nicht blos in seiner Jugend, wo er Hoffnungen hegte und zur Wirklichkeit zu gestalten trachtete, die bald untergingen in der Zerrissenheit und Machtlosigkeit Deutschlands, sie ist es auch in seinen späteren Jahren, wo er, hingegeben dem Dienste einer fürstlichen Hausmacht, dennoch den alten Flug hoher Gedanken nicht verlernt hatte, wie wenig auch seine Zeitgenossen es verstanden sich ihm nachzuschwingen. Aber mit idealer Anschauung und mit der Lust und Macht aufzudringen in die Höhe idealer Gedanken vereinigt sich in seinem Geiste das was ich vielleicht am besten die Ehrfurcht vor den Dingen nenne. Daher ist Leibnitz zwar nicht auf jedem Gebiete, das er betritt, gleich groß in eigenthümlichem Verdienste, aber dilettantisch und oberflächlich ist er nirgend. Ihm ist die Hoffahrt fremd, die eilfertig aus zweiter oder dritter Hand That-

*) Er wurde nun Bibliothekar zu Hannover, auch geadelt, aber schlecht besoldet; 1722 wurde er katholisch und trat in Dienst des Bischofs von Würzburg, wo er 9. Febr. 1730 starb, 56 J. alt. Er hat auch „poetische Nebenstunden“ herausgegeben, 1721.

sachen zusammenrafft und, wenn ihnen eine Abstraction abgenöthigt ist, sie wegwirft wie taube Schlacken. Er vertieft sich in die Erforschung des Thatsächlichen und Besondern mit solchem Fleiße, als ob er nie das Reich des reinen und allgemeinen Denkens betreten hätte, mit hingebender Liebe, die vielleicht nirgend bewunderungswürdiger ist und reichere aber erst von später Nachwelt geerntete Früchte getragen hat, als in dem Meisterwerke seiner geschichtlichen Forschung, den Jahrbüchern des deutschen Reichs. Ihm gestaltete sich eine harmonische Welt aus selbsterkannten Dingen. In diesem Gleichgewichte philosophischen Denkens und empirischer Durchforschung des Thatsächlichen und Gegebenen ist Leibnitz ein hohes und bleibendes Vorbild, nicht daß jeder Einzelne es ihm nachzuthun versuche, aber damit die höhere Einsicht der Wissenschaft durch ein leuchtendes Beispiel in hellem Bewußtsein erhalten werde, damit der Philosoph die Ehrfurcht vor den Dingen festhalte, der Erforscher des Thatsächlichen in seiner Forschung nicht die volle und gesammte Wissenschaft erblicke. In dieser Vereinigung des philosophischen Denkens, das sich zum Allgemeinen erhebt, und der selbständigen Forschung des Gegebenen und Besonderen, in dieser umfassenden, die Wissenschaft selbst mehr, als es sonst dem einzelnen Menschen beschieden ist, darstellenden Thätigkeit ist mit Leibnitz nur Einer zu nennen, darin ihm gleich, wie unähnlich auch in Anderem, Aristoteles."

---

Leipzig hatte sich von der Schwedenzeit wieder ganz erholt; die Feinheit des Tons, die auf der Universität herrschte, zog vornehme Studenten in großer Anzahl heran. Mencke, der oftmals das Rectorat bekleidete, sorgte für die Aufrechterhaltung der academischen Freiheit; er setzte 1712 durch, gegen das sächsische Duellmandat, daß die Studenten ihre Waffen führen durften; 1715, daß die Wache vor den academischen Behörden präsentiren mußte. Seine Satire gegen die Zunftgelehrten, Windbeutel und Stubengelehrten, de charlataneria eruditorum, 1713, die wirklich einige sehr humoristische Einfälle und namentlich sehr viel Klatsch enthält, wurde weltberühmt: als sie unter den Gelehrten Lärm erregte, machte er seine Sünde durch ein ehrsames Buch wieder gut, in welchem er den deutschen Ernst gegenüber der französischen Leichtfertigkeit verherrlicht. Seine weitläufige gelehrte Correspondenz und seine Sammlungen für die Literaturgeschichte lagerte er in zwei deutschen Zeitschriften ab: den „deutschen Acta Eruditorum", redigirt von Just. Rabener (1712—1719; später von Jöcher), und der „Neuen Zeitung für gelehrte Sachen", redigirt

von J. Gottl. Krause*) 1715—1736; später von Stübner, Steinwehr und Bel), die er unter seiner beständigen Aufsicht hielt, und die nicht wenig dazu beitrugen, den Sinn für Wissenschaft im größern Publicum zu fördern. In Dresden sah man dem Leipziger Treiben nicht immer freundlich zu: 14. Febr. 1716 wurde geboten, die Professoren „von allen verdächtigen Wendungen und neuerlichen Arten zu reden und zu schreiben" abzuhalten, und dies Gebot wurde auch den Druckern bei schwerer Strafe eingeschärft. In der neuen Hofrangordnung, welche August der Starke 30. April 1716 publicirte, kam der Oberhofprediger hinter dem Leutenant. Uebrigens wuchs die Pracht von Jahr zu Jahr (1727 wurde die Frauenkirche gebaut); es wurde bei den Großen Sitte, bedeutende Bibliotheken zu sammeln; nebenbei blühte die Maitressenwirthschaft fort (die Kosel mußte 1716 in die Verbannung wandern). Um die Pracht wissenschaftlich und künstlerisch zu ordnen, wurde Herr v. Besser, der bis dahin gefeiert, Oct. 1717 als Oberceremonienmeister nach Dresden berufen. Einen Ruf nach Rußland anzunehmen hatte er der beschwerlichen Reise halber gezögert; nun aber stak er stark in Schulden, und der Dresdner Hof gab ihm Gelegenheit genug, sein Wissen zu entfalten. Es war der sächsische Gesandte in Berlin, Graf Manteuffel, der seine neue Anstellung vermittelt hatte.

Zwei Jahre darauf wurde ihm noch ein zweiter Poet zu Hilfe gerufen, Ulrich König, geb. 8. Oct. 1688 zu Eßlingen, der in Tübingen und Heidelberg studirt und sich dann in Hamburg als Opernschreiber aufgehalten hatte (Karl 5., Diana, Heraclius, Fredegunde, Zoroaster u. s. w.). Er hielt sich seither in Leipzig und Weißenfels auf, und die Gunst einer Opernsängerin in Dresden schaffte, daß man ihm die Pritschmeisterstelle anbot. Dazu war nun freilich der Dichter zu gebildet: man gab ihm einen ehrsamen Titel und als Hoftracht statt der Hanswurstjacke einen römischen Heroldsrock, wodurch freilich an der Sache nicht viel geändert wurde. Durch treue und unterwürfige Hilfe setzte**) er sich in Besser's Gunst, wurde von ihm in die Geheimnisse der

*) Geb. 13. Merz 1684 bei Wohlau, stud. 1705 zu Leipzig Theologie, Mathematik, Physik; in allen neuern Sprachen zu Hause. 5. Mai 1706 de phantasia ejusque effectibus cum applicatione ad fanaticos; Dec. 1723 ord. Pr. der Beredſ.; Juli 1727 als Pr. der Geschichte nach Wittenberg: de historia, divinae providentiae vindice. † 13. Aug. 1736 an der Schwindsucht.

**) Der alte Herr machte es ihm mitunter sauer „Wie es ihm, erzählt König, schon in der Jugend nicht leicht ward, etwas aufzusetzen, und er sehr viel Zeit, Arbeit und Nachdenken dazu verwenden mußte, so schien ihm im Alter die Poesie gar nicht gewogen zu sein. Weil er nun verspürte, daß es ihm allzu sauer ward, etwas Neues zu verfertigen, so gab er sich auf mein Zureden die Mühe, seine besten Stücke wieder

Ceremonialwissenschaft eingeführt, und endlich als Besser aus Geldnoth seine Bibliothek für 10,000 Thlr. verkaufen mußte, ihm förmlich adjungirt. — Von der Poesie dieser Männer ist nicht viel zu sagen: sie wußten nichts Anderes zu besingen, als den Karthaunendonner, der zu Ehren hochfürstlicher Geburtstage erscholl; in der innersten Gesinnung eitel Kriecherei, an Ton pomphaft, war ihr einziges Verdienst, daß sie die Richtigkeit ihres Inhalts in gutem Deutsch vortrugen. Ihre Prosa war entsetzlich. — In einer Lobschrift Besser's „an Ihro k. Maj. von Polen über die vielen und herrlichen Festivitäten, die bei dem Beilager Sr. Hoheit des k. Prinzen vorgegangen" heißt es u. a.: „Nachdem einige die überschwengliche Schönheit solcher Festivitäten bewundert in der loyalen Ueberzeugung, daß bei diesem einzigen Beilager fast alle Lustbarkeiten des ganzen menschlichen Lebens vorhanden gewesen, so sind noch Andere von allen diesen Umständen bewogen auf die Frage gerathen, wie es denn zugegangen, daß Ihro Maj. bei einer so schweren und mühsamen Regierung so viele Zeit und Lust gewinnen mögen, alle diese wundernswürdige Dinge zu ersinnen und auszuführen?" Im Uebrigen müsse man wissen, daß Magnificenz einem Fürsten nothwendig sei, da er der Statthalter Gottes ist, Gott aber seine Magnificenz in allen seinen äußerlichen Werken zu erkennen gebe. Gott beweise sich als groß und mächtig in seinem mächtigen Weltgebäude, in seiner strahlenden Sonne, seinem schrecklichen Donner und Blitz, nebst der steten Abwechslung seiner unbegreiflichen Witterungen; so müsse der Fürst auch in allen seinen äußerlichen Werken strahlen und glänzen.*)

---

vorzunehmen, mit mir durchzugehn und soviel als möglich auszubessern. Dies aber ward für mich eine wahre Geduldschule. Ich mußte manchmal 4 bis 5 Stunden auf solche Weise mit ihm zubringen, und die äußerste Behutsamkeit anwenden, wenn ich ihm etwas ausstellen wollte, weil er, ungeacht er mich darum ersuchte, sehr mißtrauisch und empfindlich in solchen Dingen war. Wenn er sodann lang Obstand gehalten, aber doch endlich eine Stelle geändert hatte, welches er öfters auf 10—20 und mehrmalige Weise that, so las er mir dieselben sämmtlich nach einander her, und forschte, welche mir am besten gefiel. Sobald ich mich nun für eine erklärte, merkte er sich solche sowohl, als meine dabei angeführte Gründe. Alsdann las er mir nach einigen Tagen solche wieder vor, und wenn ich meiner Sache nicht gewiß gewesen wäre, und nur ein einzigmal dieselbe Veränderung nicht wieder getroffen hätte, so würde er auf einmal alles Vertrauen zu mir verloren haben." — Besser starb 10. Febr. 1728, 74 J. alt. — Er war nach König's Schilderung lang, hager und etwas ausgetrocknet; blaß von Gesicht, aber noch so sicher auf den Beinen, hurtig und aufgeweckt, wie der jüngste Mann. Er fuhr fort, sich prächtig, aber im Stil seiner goldnen Zeit zu tragen, was nicht selten den Spott der Jugend herausforderte.

*) Außer Besser, König und Heräus gehört in diese Klasse noch Pietsch in

„Besser, urtheilt König in seiner Biographie, bediente sich seiner Dichtkunst und seiner geschickten Feder als eines Mittels, theils seiner Beförderer bereits erworbene Gunst beizubehalten, theils ihre Verdienste gegen den Neid zu vertheidigen oder ihre Fehler zu beschönigen und aus Dankerkenntlichkeit ihren Namen zu verewigen, welches gewiß von so weniger Wichtigkeit nicht ist, als mancher denken möchte, der diejenige Kunst nicht kennt, womit eine sinnreiche Schrift die Herzen zu überzeugen weiß."

Es war kein großer Fortschritt, daß die Hofpoeten an Stelle der Hofnarren traten, aber es war doch ein Fortschritt. Friedrich Wilhelm 1. dachte anders. In demselben Jahr, wo Besser ein Unterkommen in Dresden fand, 1717, suchte er in Berlin für sein Tabaks-Collegium einen Hofnarren auf. Es war Paul Gundling, der jüngere Bruder des großen Juristen in Halle, geb. 19. Aug. 1673 bei Nürnberg, ein leidlich gelehrter Mann, der 1705 eine kärgliche Anstellung bei der Ritteracademie zu Berlin gefunden hatte, dann aber als Trunkenbold in den tiefsten Schmutz verfallen war. Dieser wurde nun als Spaßmacher der preußischen Generale förmlich engagirt, und den rohsten Späßen und Mißhandlungen ausgesetzt. Peter der Große — der eben Berlin besuchte (Sept. 1717) hielt es auch so, aber der König von Preußen wußte ihn zu überbieten, indem er seinen elenden Hanswurst nicht blos zum Reichsfreiherrn (24. Sept. 1724), sondern zum Präsidenten der Academie, zu Leibnitz' Nachfolger erhob! —

---

Immer mehr griff die pietistische Stimmung um sich, immer geneigter wurde ihr die Obrigkeit, immer zahlreicher die Geistlichen, die aus ihren Pflanzschulen hervorgingen. Sie waren die Angreifer geworden, sie hatten das entschiedene Gefühl des Sieges. Löscher, mehr und mehr vereinsamt, hoffte noch immer durch ein Religionsgespräch mit den Führern der Gegenpartei die Streitigkeiten zum Austrag zu bringen. Er setzte sich Juni 1715 mit Buddeus in Jena in Verbindung, damals dem gelehrtesten aller Theologen Deutschlands *), der auch die Vermittelung übernahm. Löscher berieth sich mit

---

Königsberg (geb. 23. Jan. 1690, † 29. Jul. 1733), Gottsched's Lehrer, der für ein Lobgedicht auf Prinz Eugen 1717 die Professur erhielt. — Der neue Türkenkrieg (Peterwardein 5. Aug. 1716, Belgrad 16. Aug. 1717) gab Gelegenheit genug zu Heldengedichten aller Art, die aber das Volkslied „Prinz Eugen der edle Ritter" alle überlebt hat.

*) Hist. eccles. vet. Test. 1709. — Instit. theol. mor. 1711. — Hist. crit. theol. dogm. et mor. 1725. Inst. theol. dogm. 1728.

seinen Gesinnungsgenossen in Wittenberg und Rostock über die Fassung der Punkte, in welche ihr Bekenntniß niederzulegen sei, und überschickte dasselbe Merz 1716 Buddeus, um es an Francke zu senden. Die Artikel waren nicht von der Art, daß die Hallenser sie unterschreiben konnten. Es erfolgte Mai 1716 eine verächtliche Antwort, in welcher Löscher nachgesagt wurde, daß er niemals eine wahre und gründliche Herzensbuße in seiner Seele erfahren und geschmeckt habe, und Buddeus lehnte die weitere Vermittelung ab. Auf neue Anfragen erhielt Löscher gar keine Antwort.

Francke hatte 1714 selbst eine Stadtpfarre erhalten; sein Pädagogium wurde jetzt stark von jungen Edelleuten besucht (z. B. Graf Zinzendorf, durch Canstein hingeschickt, 16. Aug. 1710 bis 3. Apr. 1716). Um die letzten Vorurtheile gegen den Pietismus zu beschwichtigen, machte er Sept. 1717 eine Rundreise, auf der er durch seine Persönlichkeit zahlreiche Anhänger gewann. — In demselben Monat entschloß sich Löscher die Vervollständigung des Timotheus Verinus herauszugeben: bei seiner Ueberzeugung, daß der Pietismus das Christenthum, indem er es in sich absorbire, seinem eigenen Schicksal d. h. dem Untergang entgegenführe, glaubte er nicht schweigen zu dürfen. „Deshalb muß ich zu dieser Zeit, da unsere evangelische Kirche ihr 200jähriges Jubelfest feiert und mit besonderer Freude vor Gott das Fette essen und das Süße trinken soll, dies bittere Salz mit aufsetzen. Wie gern verschonte ich die Kirche mit dieser Vorstellung; allein es möchten wohl die Steine schreien bei dieser bösen Zeit. Es sind durch Gottes Zulassung die Zeiten gekommen, die Luther geweissagt hat, da Epikureismus und Enthusiasmus mit einander im Bunde die wahre Gottseligkeit und den wahren Glauben antasten. Weltliche Häupter, Lehrer, Zuhörer sind des Evangeliums müde geworden.“ —

Zum Reformationsfest (31. Oct. 1717) bereitete der sächsische Hof dem Lande die Ueberraschung, daß er den Uebertritt des Kronprinzen (geb. 7. Oct. 1696), der heimlich schon vor fünf Jahren in Bologna erfolgt war, öffentlich machte: bis dahin hatte man gehofft, die Dynastie werde zum alten Glauben zurückkehren.*) Ein naher Verwandter des Hauses, Herzog Moritz von Zeitz, nahm 18. Apr. 1717 in Leipzig auf katholische Weise das Abendmahl und wusch öffentlich einigen Bettlern die Füße; doch wurde er Oct. 1718 zu Halle durch Francke wieder bekehrt, und starb gleich darauf, 15. Nov. als guter Lutheraner. — Auch die Unionsversuche zwischen den beiden protestantischen Kirchen wurden bei Gelegenheit des Reformationsfestes wieder aufgenommen.

*) Sept. 1719 wurde seine Vermählung mit der kaiserlichen Prinzeß Maria Josephe zu Dresden mit großer Pracht vollzogen.

„Die Papisten, schreibt Löscher, schämen sich nicht, durch die Liebe zur Welt und durch die Freigeisterei die ungeübten Herzen dazu zu bringen, daß sie das Evangelium verlassen, und man muß sehen, wie viel unter denen, die vor der Welt hoch sind und weise und angesehn, zum Abfall von der Wahrheit bereit sind." „Der Indifferentismus ist der breite unselige Höllenweg, auf welchem nicht nur das Papstthum unter einem prächtigen Weltpurpur, sondern auch der Calvinismus unter einem liebreichen Unionsmantel, und das schwärmerische Wesen unter einem heiligen Schafskleid zu uns eindringen will. Jemehr der Genius des Jahrhunderts zur Freigeisterei reift, desto mehr laßt uns solchem Wesen der Welt widerstehn und bedenken, daß wir evangelische Bekenner seien, deren Beständigkeit Christus hinwiederum bekennen wird vor einem himmlischen Vater."

Mencke verherrlichte das Reformationsfest durch eine Denkschrift de variis eximiisque commodis e bonarum literarum instauratione in puriorem Evangelii doctrinam derivatis, worin er nicht blos von der Reformation, sondern vom Christenthum selbst sagte, es sei ihm sehr vortheilhaft gewesen, daß seine Stiftung gerade in die Blüthe elegantiorum literarum fiel. Anderer Meinung war Löscher. „Das Aufblühen der humanistischen Studien, heißt es in seiner Jubelpredigt, die Gründung vieler Universitäten, das Studium der Grundsprachen, die Buchdruckerkunst haben keine unumgänglich nothwendige causale Verbindung, und es wäre schädlich, wollte man ihnen als Ursachen die göttliche Gabe der Reformation zuschreiben, wie etliche Raisonneurs angefangen. Gleichwohl hat sich Gott nach seiner Weisheit, die Alles schön und harmonisch durch einander windet, des Dienstes derselben bei dem Reformationswerk augenscheinlich bedient." Um dies näher zu erörtern, gab er die „Vollständigen Reformations-Acten und Documente" (3 Bde., 1720—1729) heraus (die aber nur bis 1519 fortgeführt wurden): „denn nichts dient nächst dem Wort und Werk Gottes so sehr zur Ueberzeugung derer, die auf böse Lehr- und Lebenswege verfallen, als die Historie, die älteste Tochter der Erfahrung, die magistra stultorum."

In Berlin hegte man wegen der immer mehr um sich greifenden Militärherrschaft die schwersten Besorgnisse für die Kirche. „Allem Ansehn nach, schreibt Canstein (der 4. Merz 1718 seine Frau verloren hatte), 28. Sept. 1718 an Francke, ist eine große Revolution im Staat und in der Kirche vor der Thür: es nahet sich in Wahrheit mehr und mehr zum Untergang. Die Tücke des Satans ist offenbar. Sollte göttliches Verhängniß zulassen, daß die öffentliche Verkündigung des Evangeliums unterbrochen würde, wäre es anzusehn als ein betrübtes Zeichen der mit Gewalt einbrechenden Gerichte." Doch erwies sich die Furcht als unbegründet.

Endlich gelang es Löscher, 10—12. Mai 1719, Francke zu einer Zusammenkunft in Merseburg zu bestimmen, die aber ohne Resultat blieb; weitere Conferenzen wurden abgelehnt. Bald darauf wurde Francke eilig nach Berlin zu dem schwer erkrankten Canstein berufen, der 17. Aug. 1719 in seinen Armen starb, und sein ganzes (freilich schon stark verschuldetes) Vermögen dem Waisenhaus vermachte, das darüber mit den Verwandten einen mehrjährigen Proceß führen mußte. — Lange schickte Oct. 1719 zur Vertheidigung des Pietismus eine „Erläuterung der neuesten Historie der evangelischen Kirche von 1689 bis 1719" der sächsischen Regierung ein, die in Folge dessen die Fortsetzung der „Unschuldigen Nachrichten" untersagte (sie erschienen seitdem unter anderer Redaction und anderm Titel). Der zweite Theil des „Timotheus Verinus" blieb unbeachtet, die Streitschriften wurden immer seltner und endlich von der sächsischen Regierung ganz verboten.

Nur in der Unionssache dauerte der Kampf noch fort. Diesmal stellte sich Würtemberg an die Spitze. Damals regierte Herzog Eberhard (geb. 1676), der seit 1708 eine regierende Maitresse hatte, die Grävenitz, die mit ihrer Familie das tollste Willkürregiment übte und aus Aerger über die Hofprediger schließlich katholisch wurde, während der Herzog sich um die Religion gar nicht kümmerte. — Kanzler Pfaff (Leibnitz' Correspondent) und Prof. Klemm erließen 1720 an die beiden Confessionen eine „friedliche Anrede": Man habe bisher die Kircheneinigkeit mit der Kathedereinigkeit vermengt; es sei genug, die erste herzustellen; man solle die Katheder lehren lassen, wie sie wollen, aber auf den Kanzeln keine Streitfragen dulden. Wenn die Apostel wiederkämen und auf die Lehrstühle berufen würden, so würden sie eine große Unwissenheit in den Dingen verrathen; über welche die Theologen jetzt streiten. „Die Theologen haben sich angemaßt, besser wissen zu wollen, was zur Seligkeit nöthig sei, als es Gott in der Schrift dargethan; sie haben den armen Laien Formeln und Systeme als Glaubensregeln aufgedrungen. Was Gott aus der Quelle seiner Güte den Menschen mitgetheilt, hat die menschliche Weisheit in Gift verkehrt, um sie in Haß und Verfolgung zu verwickeln und von der Liebe abzuführen. Der Hirnglaube, solange das Herz nicht gestaltet ist danach zu wählen, ist von keinem Werth vor Gott, wenn er auch lauter Wahrheit in sich faßt; hingegen schadet es nicht, wenn merkliche Irrthümer mit unterlaufen, sobald sie ihn nicht abhalten, das Gute zu wählen und das Böse zu verwerfen. Dies ist der wahre Probirstein, wahre und falsche Christen zu erkennen." Aehnlich sprach man sich von Seite der Reformirten aus, z. B. Sam. Werenfels in Basel.

Als Pfaff's Vorschläge solchen Eingang bei den evangelischen Ständen in Regensburg fanden, daß 28. Febr. 1722 unter ihnen das Abkommen ge-

troffen wurde, durch einen gemeinschaftlichen Namen die Sache der Union zu fördern, erhoben sich von allen Seiten die Lutheraner. „Von der Liebe, sagte Löscher, machen die Reformirten viel Rühmens; auch werden sie deshalb sehr erhoben von solchen, welche es unserer Kirche verargen, daß wir so hart und störrig wären und gar nicht Liebe mit Liebe vergelten wollten. Aber es giebt viel ungesunde Art zu lieben. Sie lieben uns nur, wenn wir synkretistisch gesinnt sind; den übrigen bieten sie ihre Liebe an als ein rothes Linsengericht, dafür sie ihre Erstgeburt verkaufen sollen. So liebte ehemals Ludwig 14. die deutsche Nation." — Neumeister in Hamburg bewies, daß die Reformirten an keinen der Glaubensartikel, an keine der sieben Bitten, an keines der zehn Gebote glaubten; daß, ihre Lehre ein elender Bettlermantel sei, aus lauter Ketzerlappen zusammengeflickt; daß er lieber ein elender Wurm sein möchte, als der berühmteste calvinische Theolog: denn der komme sicherlich in die Hölle.

Der Kampf wurde auch durch geistliche Chansons geführt, die immer grob, mitunter nicht unwitzig waren. Im Allgemeinen aber folgt die Liederdichtung ganz dem pietistischen Zuge. — v. Bogatzky, Officiersohn, geb. 7. Sept. 1690 auf einem Gut in Oberschlesien, wurde schon früh durch die Schriften von Arnd und Scriver geweckt. 14 Jahr alt, kam er als Page nach Weißenfels, und ging erst Apr. 1713 auf die Universität Jena, wo er sich an Buddeus anschloß, während die wilden Sitten der Studenten ihn abstießen. Als er aber 1715 nach Halle kam und Francke's Unterricht genoß, ward ihm klar, er stehe mit seinem Christenthum noch im ABC. Auf Francke's und Freylinghausen's Rath legte er sich ein Tagebuch an, in das er seine Seelenzustände und innern Kämpfe aufzeichnete, hielt Betstunden mit Freunden, correspondirte mit andern Erweckten, und fing das „güldene Schatzkästlein" an, eine Sammlung von Sprüchen für jeden Tag, mit Betrachtungen und Liederversen: ein Buch, das unzählige Auflagen erlebte. 396 Lieder hat er gedichtet. „Achte unsern Gott, sagt er in seiner Lebensbeschreibung, nicht für einen solchen König, der nichts als königliche Gedanken in deiner Seele wissen und von lauter hohen Dingen hören wolle. Gedenke nicht, daß er sich verkleinere, wenn er anhört, was in einer armen Haushaltung oder in dem Gewissen eines armen Geschöpfs vorgeht. Laß dir also, o Seele! nichts zu gering sein, das du deinem Gott und Heiland nicht sagtest; er will auch das Kleinste besorgen, wie einer Mutter auch der geringste Dienst nicht verschmählich ist, welchen sie ihrem Kinde leistet." „Es will jede Lehre ihre Zeit haben. Ein blos gesetzliches Stürmen und Treiben ist allerdings nicht die Sache eines treuen Lehrers, aber ein voreiliges und unzeitiges Evangelisiren kann auch Schaden thun und die von Natur leichtsinnigen Gemüther zur

Sicherheit verleiten. Manche Lehrer dringen nur bald auf eine besondere Freudigkeit, und wollen die Seele in keine sonderliche Angst kommen lassen; ja manche warnen wohl recht vor aller Angst. Und es wäre gewiß mancher Seele besser, wenn sie eine Zeitlang auch ein geängstetes und zerschlagenes Herz hätte, damit unter der Angst der fleischliche Sinn mehr erkannt, angegriffen und getödtet, auch das Herz nach dem wahren göttlichen Trost recht begierig gemacht, und solcher Trost hernach recht gebraucht und nicht ins Fleisch gekehrt werde." Er heirathete 1726, verlor seine Gattin 1734, ging 1740 an den Hof von Saalfeld, und privatisirte seit 1746 in Halle, nachdem er seine Güter zum Besten des Waisenhauses verkauft hatte.

In ähnlichem Sinn wirkte der Mystiker Gerh. Tersteegen (geb. 25. Nov. 1697, starb unverheirathet 3. Apr. 1769) zu Mühlheim a. d. Ruhr, dessen stille Anhänger sich über ganz Westphalen ausbreiteten. Es war an einem Gründonnerstag 1724, als er sich seinem himmlischen Seelenfreund und Seelenbräutigam durch sein eignes Blut verschrieb. Sein „geistliches Blumengärtlein inniger Seelen, oder kurze Schlußreime, Betrachtungen und Lieder über allerhand Wahrheiten des inwendigen Christenthums, zur Erweckung, Stärkung und Erquickung in dem verborgenen Leben mit Christo" athmet nur Liebe. „Allgenugsam Wesen, das ich mir erlesen ewig hab' zum Schatz, du vergnügst alleine völlig innig reine meines Geistes Platz; wer dich hat ist still und satt; wer dir kann im Geist anhangen, darf nichts mehr verlangen. Wem du dich gegeben, kann in Frieden leben, er hat, was er will; wer in seinem Grunde dich, den Schatz, hat funden, liebet und ist still. Bist du da und ewig nah, muß das Schönste bald erbleichen und das Beste weichen." — „Liebe ist es, die uns das Christkind mitgebracht hat, denn er hat sich uns selbst mitgebracht, d. i. die wesentliche Liebe, das Herz und Centrum der Liebe Gottes. In dem Herzen unsers kleinen Jesuleins ist das unermeßliche Meer, die unendliche Glut der göttlichen Liebe aufgeschlossen, aber nicht eingeschlossen und verriegelt, sondern offen dargereicht. Die Liebe Gottes in allen Heiligen des Himmels und der Erden ist nichts andres, als lebhafte Fünklein, von diesem großen Feuer entzündet und entsprungen. Und ach, daß auch unser todtes und kaltes Herz, wo nicht entzündet, doch ein wenig davon erwärmet werden möchte! . . . Hinab also gen Bethlehem zum Stalle, in die Abgeschiedenheit, in die Einfalt, Niedrigkeit, Geringheit und Armuth. Wer ein Kind wird, der findet dies Kind und mit ihm alles Heil."

Während so die stillen Seelen in abgelegenen Kreisen das Reich der Liebe verkündeten, zog sich von außen her immer drohender ein Unwetter über die Kirche zusammen. „Die Zeiten, schreibt Löscher 1722 (bei Gelegenheit der Pensées libres sur la religion) rücken nunmehr gewaltig heran,

da den Leuten bange wird auf Erden, sonderlich vor den noch zukünftigen Tagen und ihrer greulichen Gestalt. Auch Deutschland bringt in jedem Jahr ärgerliche und seelenverderbliche Bücher hervor. Solches Unheil ist von fremden Orten zu uns kommen und zwar größtentheils durch die französischen Schriften. Die Liebe zu dieser Sprache bringt es dahin, daß die edlen und artigen Gemüther fast nichts mehr, als was französisch geschrieben ist, lesen wollen. Hiedurch wird der Geschmack unsrer Deutschen ungemein stark verderbt, und die schädlichen Principia, welche dergestalt in unsern Acker versetzt werden, wachsen allda, recht dick in die Höhe . . . Die Spötter und Raisonneurs werden nicht nur die evangelisch lutherische Religion sondern gar alles Christenthum verlieren, und wer ihnen folgt, der wird in solches Verderben mit hereinrennen."

# Zweites Buch.

## Der Rationalismus.

1719 bis 1750.

---

„Verstand, Tugend und Glückseligkeit sind die drei vornehmsten Dinge, darnach die Menschen in dieser Welt streben sollen. Allein insgemein achtet man nichts weniger als diese drei. Und wer die gegenwärtigen unglückseligen Zeiten erwägt, der sieht, wie sie aus Mangel des Verstandes und der Tugend herkommen. Leute, die Kinder an Verstande, aber Männer an Bosheit sind, stürzen viele in großes Unglück und Verderben. Ich erstaune, unter was für einem häßlichen Bilde ich sie erblicke, wenn sie Recht und Gerechtigkeit handhaben oder zu guter Einrichtung des gemeinen Wesens Rath geben sollen. Da ich von Jugend auf eine große Neigung gegen das menschliche Geschlecht bei mir gespürt, so daß ich Alle glückselig machen wollte, wenn es bei mir stünde, habe ich auch mir niemals etwas angelegener sein lassen, als alle meine Kräfte dahin anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen möchten; und nachdem ich diese vortrefflichen Muster des ungearteten Geschlechts nicht ohne empfindliche Schmerzen kennen lernen, bin ich in diesem Eifer noch mehr angefeuert worden: ja, ich werde davon nicht ablassen, so lange sich ein Blutstropfen in meinem Leibe regt."

So beginnt Chr. Wolff 23. Dec. 1719 die Vorrede zu seinem Hauptwerk: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt;" es ist zugleich das Programm des neuen Zeitalters.

Wolff hatte 1714 auf den Rath von Thomasius einen Ruf nach Wittenberg abgelehnt; ebenso auf Leibnitz' Rath („dem ich nicht gern zuwider leben mochte"), einen Antrag Peter des Großen, der ihn zu seinem mathematischen Reiselexicon machen wollte. Als Stahl 1716 als Leibarzt

nach Berlin ging*), erhielt er die Professur der Physik, und heirathete gleich darauf, 13. Sept., 37 J. alt. In der Praxis gefügiger als Leibniz ging er zum Abendmahl, wie ein Document des Reformationsfestes belegt.

„Aus diesem Trieb, fährt er fort, kommen auch die gegenwärtigen Gedanken ans Licht. In dieser Materie ist bisher viel Finsterniß und Unordnung gewesen. Ich habe mich bemüht, diesen Mangel zu ersetzen, und vor allem dahin getrachtet, daß ich von keinem Dinge reden möchte, davon ich nicht einen deutlichen Begriff vorgebracht." „Ich weiß wohl, daß Vielen diese Arbeit zu beschwerlich vorkommen wird, weil sie dies Buch gern so behende werden lesen wollen wie sie andere zu lesen gewohnt sind: allein diese müssen sich gefallen lassen, daß sie nicht alles verstehn, noch diejenige Einsicht in die darin vorgetragenen Wahrheiten erlangen, zu der sie würden kommen sein, wenn sie die Sache mit rechtem Ernst angegriffen hätten."— „Ich habe, da ich das Buch geschrieben, beständig mich angestellt, als wenn ich von all diesen Dingen noch nichts wüßte, sondern sie erst durch Nachdenken herausbringen sollte. Und dannenhero sind alle Materien in der Ordnung zu finden, wie sie nach und nach aus einander können entdeckt werden." „Gleichwie nun dieses Buch in einer steten Verknüpfung einer Wahrheit mit der andern geschrieben worden, also muß es auch in unverrückter Ordnung von Anfang bis zu Ende gelesen werden." „Ich habe blos auf die Wahrheit gesehn, und mich daher nicht bekümmert, ob sie alt oder neu ist; sondern alles in meine Kette genommen, was sich als ein Glied damit verknüpfen läßt. Ich kann aufrichtig bekennen, daß ich in demjenigen, was die Alten gewußt, mehr Gründlichkeit bei reifer Ueberlegung finde, als insgemein in demjenigen anzutreffen, was man heutzutage für neu auszugeben pflegt; indeß nehme ich eben so willig an, was die Neueren hinzusetzen und mir mein eignes Nachdenken an die Hand giebt."

Wolff sorgt durch häufige Citate dafür, daß dieser Zusammenhang in die Augen fällt. Das Buch sieht wie ein mathematisches Lehrbuch aus. Die Sätze selbst aber sind durchweg aus Leibniz, nicht blos an den Stellen, wo er ihn nennt; zuweilen stark vergröbert und fast in's Platte gezogen: man darf nur seine Lehre von der Freiheit §. 519 mit der Leibnizischen vergleichen — Gut ist nach ihm, was meine Vollkommenheit vermehrt, böse,

*) An Hoffmann's Stelle, der nach Halle zurückkehrte. Er hinterließ eine zahlreiche Schule in Halle, die sich ganz zu Francke hielt, darunter Mich. Alberti und Juncker (er hatte 1707 auf ziemlich abenteuerliche Weise eine Gräfin Waldeck, Aebtissin eines protestantischen Fräuleinstifts, geheirathet, und wurde 1716 Arzt des Waisenhauses, † 1759). — Stahl starb in Berlin 14. Mai 1734.

was meine Vollkommenheit vermindert; die Unlust ist die anschauende Erkenntniß der Unvollkommenheit. Diese Sätze erhalten ein etwas anderes Licht durch die Nebenbestimmungen: die Vollkommenheit eines Gemäldes z. B. liegt nach Wolff in der Aehnlichkeit, und da bei ihm zur Vollkommenheit immer die Deutlichkeit gehört, tritt das ganze Gebiet der „verworrenen oder unvollkommenen Anschauungen," d. h. die Poesie sehr in den Hintergrund. — Bei seiner Rechtfertigung des Syllogismus erfährt man mit einiger Verwunderung, daß er sich darunter etwas ganz Anderes denkt als sonst die Logiker. So nennt er es z. B. einen Schluß, wenn ich mir vorgenommen habe um 5 Uhr aufzustehen und nun, indem ich es fünf schlagen höre, schließe: jetzt werde ich aufstehen. — Das Hauptstreben des Buchs geht auf die Vereinfachung der Religion: Gottes Existenz erweist er nach dem Satz des zureichenden Grundes; seine Größe versinnlicht er durch die ungeheuren Entfernungen des Raumes; seine Weisheit, durch die vielverschlungenen Absichten, um welcher willen Alles da ist, d. h. mehr für den Menschen, als für sich selbst, z. B. das Fleisch der Thiere zum Essen u. s. w. Positiv ist damit nicht viel gewonnen, aber es wird Alles, was nicht in diesen Zusammenhang paßt, aus der natürlichen Religion entfernt. „Zu Wunderwerken," heißt es §. 1040, „wird weniger göttliche Kraft erfordert, als zu natürlichen Begebenheiten. Denn Wunderwerke erfordern blos Gottes Macht und Erkenntniß eines Dinges: hingegen natürliche Begebenheiten erfordern Gottes Allwissenheit, dadurch er ein Jedes in der Welt miteinander verknüpft. Und daher haben diejenigen Kirchenlehrer nicht unrichtige Gedanken gehabt, welche behauptet, die Wunder in der Natur, die sich täglich ereignen, wären viel größer als die übernatürlichen Begebenheiten." §. 1041. „Weil nun Gott, als der die höchste Vernunft hat, niemals ohne Absichten handeln kann, so ist es nicht möglich, daß er durch Wunderwerke Etwas ausrichtet, was natürlicher Weise geschehen kann. Der natürliche Weg muß, als der bessere, dem Weg der Wunderwerke beständig vorgezogen werden. Nun haben wir ein Kennzeichen, daraus wir wahre Wunderwerke von erdichteten unterscheiden können: wenn Wunderwerke in solchen Fällen angegeben werden, wo die Natur zureicht, der verlangten Absicht Genüge zu thun, so ist nicht möglich, daß Gott dieselben gethan hat, und sind demnach die angegebenen Wunderwerke entweder erdichtet, oder natürliche Begebenheiten, die man aus Unverstand für Wunderwerke ansieht."

Nicht minder scharf controllirt Wolff den Begriff der Offenbarung, den er an sich nicht leugnet. „In einer Offenbarung können keine Widersprüche vorkommen; wo also die Vernunft Widersprüche entdeckt, da ist keine wirkliche Offenbarung vorhanden. Sie darf den nothwendigen Wahrheiten der Vernunft, z. B. den Gesetzen der Mathematik, nicht widersprechen. Sie kann den

Menschen nicht zu solchen Handlungen verbinden, welche mit dem Wesen der Seele streiten oder den Gesetzen der Natur zuwiderlaufen. Endlich muß jedesmal genau geprüft werden, ob nicht die angeblich offenbarte Wahrheit den Verkündigern derselben auf natürlichem Wege zugekommen sein könne." —

Wenn das die Elemente waren, welche den jungen Studirenden beigebracht wurden, so blieb freilich der Schultheologie nicht viel Spielraum mehr: der Verstand wurde durch das System der deutlichen Begriffe vollständig ausgenüchtert und die sinnlichen Kräfte der Seele auf das engste Maaß eingeschränkt. Mit seiner Rechtfertigung Gottes aber meint es Wolff in vollstem Ernst, und eifert nicht minder gegen Spinoza, der den Unterschied zwischen Gott und der Welt aufhebt, als gegen die eigentlichen Atheisten. „Der Grund der Atheisterei," sagt er in der Vorrede zur 4. Auflage, „in soweit dieselbe aus Mangel und Irrthum in der Erkenntniß herkommt (denn mit den Schweinen, die deswegen dieselbe sich gefallen lassen, weil sie ihre Glückseligkeit darin zu finden vermeinen, daß sie leben können, wie sie wollen, habe ich hier Nichts zu thun), besteht darin, daß man die Welt für ein selbstständiges und folglich für ein nothwendiges Wesen hält." Diese Ansicht als einen Irrthum aufzuweisen, war eine Hauptaufgabe der Wolff'schen Philosophie.

Nachdem Wolff auf dem Gebiet der Theologie aufgeräumt, ging er auf das wirkliche Leben über. April 1720 erschienen die „Vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit;" April 1721 die „Vernünftigen Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und insonderheit dem gemeinen Wesen zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit." Beide erlebten in nicht langer Zeit 5 Auflagen. Die Juristen der Halleschen Schule waren aufgebracht, daß Wolff aus angeblichen Vernunftwahrheiten zu erweisen und zu construiren unternahm, was sie doch nur als Resultat der Erfahrung und Beobachtung gelten ließen; in den logischen Uebergängen sahen sie Nichts als eine leere und wunderliche Weitschweifigkeit. Von dieser Seite ist in der That die demonstrative Methode gerechten Vorwürfen ausgesetzt. Seinem Inhalte nach war aber das Lehrbuch für jene Zeit sehr wichtig, weil es die moralischen Gesetze des Bürgerthums zu Ehren brachte und von den herkömmlichen Zugeständnissen an die Anschauung der vornehmen Welt nichts wissen wollte. Das lockere Leben der Zeit wurde streng gegeißelt, die Heiligkeit der Ehe mit einem Ernst behauptet, der sehr wohlthätig gegen die Nachsicht der meisten damaligen Rechtslehrer abstach: auch hier wurde die Unsittlichkeit fleischlicher Vergehungen aus dem Naturgesetz hergeleitet, wie die bürgerliche Sparsamkeit ihrer wohlthätigen Folgen wegen empfohlen wurde. Man wird heute den einseitigen Standpunkt der Moralität, der jede Handlung des Lebens nüchternen Erwägungen überweist, für

verbraucht erklären: daß aber damals auch in der Moral das A B C eingeschärft werden mußte, wird keines Beweises mehr bedürfen. — Das Grundgesetz des gesellschaftlichen Lebens ist nach Wolff das Streben des Einzelnen nach Vollkommenheit, welche ohne gegenseitige Förderung nicht erreicht werden kann; das Gemeinwohl ist das höchste Gesetz. In der Losreißung des Naturrechts von der Theologie ging er noch weiter als Thomasius. „Die menschlichen Handlungen sind für sich selbst gut oder böse; sie werden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht: und wenn es möglich wäre, daß kein Gott existirte und der Zusammenhang der Dinge ohne ihn bestehen könnte, so würden dennoch die freien Handlungen der Menschen ebensowohl gut oder böse bleiben. Wo sich bei einem Atheisten eine sittliche Verderbtheit findet, da rührt sie nicht von seinem Unglauben her, sondern von seiner Unwissenheit in Betreff der wahren Gesetze des Guten und des Bösen, aus welcher Quelle auch bei Anderen, die keine Atheisten sind, ein unordentliches Leben und ein böser Wandel entspringt. Die Chinesen, obschon durch keine natürliche Religion, geschweige durch das Licht der Offenbarung von dem Wesen Gottes unterrichtet, haben dennoch durch die Kraft ihres natürlichen Bewußtseins eine so vortreffliche Moral erlangt, daß sie anderen Völkern zur Nachahmung dienen können."

Wolff's Fehler liegt in allen seinen Schriften hauptsächlich darin, daß er sich zu weit in's Detail einläßt und Alles aus seinen Denkgesetzen herleiten will; er geht z. B. hier so weit, die Regeln der geselligen Höflichkeit und die praktischen Einrichtungen des Haushalts auf diese Weise demonstriren zu wollen, und ein ziemlich weitläufiges Kapitel behandelt die vernunftgemäße Einrichtung der Abtritte.

Wie sehr der Trieb der Zeit sich von den himmlischen Dingen abwandte und auf zweckmäßigere Einrichtung des irdischen Lebens bedacht war, zeigen mehrere gleichzeitige Erscheinungen: z. B. Thomasius' „ernsthafte aber doch vernünftige Gedanken von allerhand juristischen Händeln" von 1720—1721 und desselben „vernünftige und christliche aber nicht scheinheilige Gedanken und Erinnerungen über allerhand philosophische und juristische Händel" 1723—1726; ferner Mencke's Abhandlung „de histrionia politica," eine ziemlich scharfe Satire gegen die Speichellecker der Fürsten, gegen die französische Maitressenwirthschaft und ähnliche Dinge.

Sobald die Wolff'sche Philosophie die Grundsätze, welche Leibnitz nur einem kleinen Kreis von Ausgewählten hatte zukommen lassen, unter dem Volk ausbreitete, mußte dem gemeinsamen Feinde gegenüber der alte Hader zwischen den Pietisten und Orthodoxen in Vergessenheit gerathen. Beide Parteien waren darin einig, daß die menschliche Natur verderbt und das Leben ein Jammerthal sei, daß nur die Gnade Gottes, durch Glauben und Gebet

herab beschworen, den sündhaften Menschen erlösen könne. Die Pietisten, nur mit dem Gemüth beschäftigt, verachteten die gesammte Schulweisheit; die Orthodoxen konnten sie zwar nicht ganz entbehren — denn in ihrer Polemik gegen Reformirte und Katholiken kam es ihnen darauf an, sich über die Verwandlung der Substanzen im Abendmahl klar zu machen, was nur durch philosophische Erläuterung des Begriffs Substanz geschehen konnte: aber etwas mehr, als sämmtliche Punkte des Katechismus zu erweisen, verstatteten auch sie der Philosophie keineswegs.

Nun trat plötzlich eine Philosophie auf, die mehr beanspruchte. Spinoza als Jude, Ausländer und offener Pantheist war bald beseitigt worden, Leibnitz hatte nur für die vornehme Welt geschrieben, aber nun kam Wolff und erfüllte die Katheder und Kanzeln mit seinen Schülern. Er lehrte, daß diese im Argen liegende Welt die beste sei, daß Alles nach zureichenden Gründen geschehe, daß also auch Gott nur nach den Gesetzen seiner Natur wirke, welche zugleich das allgemeine Naturgesetz seien, daß endlich die einzig wahre Quelle der Moral die sich selbst richtig verstehende menschliche Natur sei. Diese lästerlichen Ansichten wurden in deutscher Sprache vorgetragen und dabei in so vorsichtigen Formen, daß die Wolffianer sich für vollkommen rechtgläubig halten konnten. Es ist begreiflich, daß in ihrem Zorn die Pietisten am lebhaftesten waren, weil ihr ganzes Gemüthsleben auf den Begriff der menschlichen Verderbniß sich gründete und mit diesem Begriff zusammenfiel.

Es dauerte doch noch einige Zeit, bevor der eigentliche Kampf ausbrach. Als zu Leipzig, 11. Sept. 1720, Balthasar Tilesius in einer öffentlichen Disputation die mathematische Methode als die einzige erweisen wollte, trat Volkmar Poppo gegen ihn auf und warf, ohne Wolff zu nennen, der neuen Philosophie vor, daß sie die physische Natur des Menschen mit seiner moralischen verwechsle und geradewegs zum Spinozismus führe. In Halle selbst besaß Wolff noch großes Ansehn: er hatte gerade zum ersten Male die Ehre gehabt, das Prorectorat zu bekleiden. Als er aber 12. Juli 1721 dasselbe an Joachim Lange übergab und in der Rede die Moral des Confucius als die vollkommenste empfahl, durfte die Facultät nicht länger schweigen. Die Moral eines Heiden in einer christlichen Versammlung! Schon den folgenden Tag eiferte Breithaupt von der Kanzel gegen diese Ketzerei, und der derzeitige Decan Francke erbat sich von Wolff die Mittheilung des Manuscripts seiner Rede, um zu urtheilen, ob sie wirklich etwas Anstößiges enthalte. Wolff lehnte es ab, weil er die theologische Facultät nicht als Richter über seine Lehren anerkenne, die er „genugsam untersucht und im Stande sei, sie wider alle Einwürfe gründlich zu vertheidigen"; doch erbot er sich zu mündlicher Auskunft über alles Einzelne: „nur bitte mir voraus, mich

mit drei Punkten zu verschonen, darüber Sie mit andern Theologis der reinen lutherischen Kirche Streitigkeiten haben. Denn wenn Sie in einigen von dem abgehn sollten, was die rein lutherische Kirche zu allen Zeiten vor richtig gehalten, als z. B. daß die Actiones eine Moralitatem intrinsecam haben, daß der Wille nach nichts strebe als nach dem Guten, obzwar nach dem Maaß seiner Erkenntniß, daß die Besserung vom Verstande und nicht vom Willen anzufangen, daß ein Gesetz der Natur wäre, auch wenn es möglich wäre, daß kein Gott wäre u. s. w., so werde ich meinem hochgeehrtesten Herrn Collegen an die andern Theologos weisen, mit denen Sie in Streit gelebet, daß Sie diese Punkte mit ihnen ausmachen und mich in meinen jetzigen Verrichtungen, die ich zum Besten des menschlichen Geschlechts vorzunehmen gesonnen bin, nicht stören." — Der Streit wurde noch dadurch verbittert, daß die Studenten „von Adel und Condition", indem sie dem scheidenden Prorector ein Vivat brachten, den neuen mit Spottliedern empfingen. — Die Universität lag in beständigen Händeln mit der Garnison, gegen deren Uebergriffe nun Lange*) mit großer Energie auftrat und sein Stück durchsetzte; dafür wurden die adligen Studenten gegen ihn aufgeregt, und auf Antrieb des Fürsten von Dessau verlangte ein königliches Rescript, er solle das Prorectorat niederlegen und es dem Thomasius übergeben, der es dann beständig führen sollte: aber der Senat, Thomasius voran, erklärte sich einstimmig gegen diese Neuerung.

In der Vorrede zur zweiten Auflage seines Hauptwerks, 24. Dec. 1721, sagte Wolff: „es haben die Weltweisen zu allen Zeiten starken Widerspruch gefunden, wenn sie neue Wahrheiten vorgebracht und von dem gemeinen Vortrag abgegangen; und damit die Widersprechenden bei Unverständigen desto eher Beifall finden möchten, haben sie ihre Lehren für gefährlich ausgegeben, als wenn ein heimliches Gift darin verborgen wäre. Als man zu Athen anfing zu zeigen, daß der Mond von der Sonne erleuchtet und durch den Schatten der Erde verfinstert werde, ward es für eine der Religion nachtheilige Lehre ausgegeben." U. s. w. — „Unter den Verständigsten hat mein Buch Beifall gefunden.**) Ja mir ist nicht unwissend, daß die vornehmsten Gottesgelehrten in allen drei Religionen des h. R. Reichs erkannt, es trage zu gründ-

*) Sein Schwiegersohn Rambach (geb. Febr. 1693 zu Halle), berühmt durch die blühende Sprache seiner Predigten, wurde um diese Zeit in die Facultät aufgenommen; er wurde 1731 nach Gießen versetzt, wo er 19. Apr. 1735 starb. Er schrieb 1730 seiner Gattin ein Epitaph, das an seinen Schwiegervater erinnert: „genieße nun, auserwähltes Lamm, vor dem Thron des Lammes der paradiesischen Entzückungen, die ich dir von Herzen gönne, und trinke nach deinem Durst dich satt." U. s. w.

**) Es erlebte bis 1736 6 Auflagen.

licher Erkenntniß der Gottesgelehrtheit nicht wenig bei, und setze einen in Stand, wider alle Einwürfe derer, die sich stark am Verstande zu sein dünken, zu vertheidigen. Es ist mir auch bekannt, daß vornehme Gottesgelehrte meine Moral den Predigern mit Nachdruck recommandirt."

An Anstoß fehlte es noch ferner nicht: so als Thümmig, sein ehemaliger Famulus und getreuester Schüler, 12. Dec. 1721 in einer öffentlichen Disputation die Unsterblichkeit der Seele aus ihrer innern Beschaffenheit bewies; und als ein anderer Schüler, Wenzel Kaschub aus Breslau, nach abentheuerlichen Irrfahrten Gift nahm, ließ man merken, daß daran wohl die Philosophie seines Lehrers schuld sei. Francke äußerte gelegentlich, er könne keinen jungen Mann, der den Euklid studirt, zu einem wahren Christen machen.

Als Heineccius von Halle abging, setzte Wolff, dessen Ansehn bei Hofe sehr im Steigen war, die Ernennung Thümmig's zur erledigten Professur durch, zum großen Verdruß der Facultät, deren herkömmlich geforderten Gutachten man übergangen hatte. Aufgehetzt von den Pietisten, setzte Daniel Strähler, gleichfalls Schüler Wolff's und Nebenbuhler Thümmig's, eine „Prüfung der Vernünftigen Gedanken des H. Hofr. Wolff von Gott u. s. w." auf, in welcher seine Lehre eines Widerspruchs gegen den Begriff der Vorsehung bezüchtigt wurde. Sobald Wolff die ersten Bogen dieser Schrift, die durch Lange und Francke zum Druck befördert wurde (Thomasius hatte die Betheiligung abgelehnt), erhalten, forderte er 8. Merz 1723 Prorector und Senat „zur gebührenden Inquisition und Ahndung dieses unbesonnenen und höchst strafbaren Frevels" auf. „Da es eine höchst gefährliche Sache ist, wenn unsern Magistris und Studiosis dergleichen Frevel sollte verstattet werden, auch es der Universität sehr nachtheilig, wenn man renommirten Professoribus gefährliche Irrthümer von denen affingiren ließe die vermöge der Statuten Andern Respect schuldig sind;" und da „S. Maj. nicht verstattet wissen wollen, daß man deren Professores zum Nachtheil der Universität öffentlich diffamiren lasse." Als sich die academische Behörde damit begnügte, Strähler Mäßigung zu empfehlen, wandte sich Wolff an den Hof, trotz des lebhaften Protestes von Seiten des Senats, und erwirkte 5. April folgendes Rescript: „Wie wir nun einerseits an dergleichen Collisionen und Animositäten, welche in dieser Sache zum höchsten Nachtheil der Universität zu befürchten, ein höchst ungnädiges Mißfallen tragen, an des Prof. Wolff Conservation auch in Egard seines bishero bezeigten Fleißes und bei Auswärtigen erworbenen Ruhms, wodurch Viele nach dortiger Universität gezogen werden, der Universität selber daran gelegen; er auch der ihm beigemessenen anstößigen Sentiments nicht geständig, viel weniger überführt ist; auch wenn dergleichen in seinen Schriften gefunden werden sollte, man ihn

nach Anweisung der Statuten darüber vernehmen, allenfalls die Sache an Uns zu fernerer Untersuchung und Entscheidung bringen, nicht aber jungen angehenden Leuten gestatten sollen, zur Disrenommée der Universität einen der Professoren publice zu traduciren, und dadurch auch andern Muth zu machen, der übrigen Professoren Schriften gleichfalls anzupacken: so wollen wir, daß dem M. Strähler, bei einer namhaften Strafe und Privirung seiner erhaltenen Würde, alles fernere Schreiben in dieser Sache gänzlich untersagt werden soll." Auch den übrigen Professoren wurde bei starker Geldstrafe untersagt, des Streites ferner zu gedenken: „sondern, wenn einer oder der andere etwas mit Grund und ohne Nebenabsicht zu erinnern zu haben vermeint, soll solcher sich bei Uns melden und seine vermeintlichen Gravamina specifice anbringen."

Als der Prorector J. H. Michaelis*) dies Rescript dem Senat vortrug, beschloß man in einer Denkschrift, deren Abfassung (Mai 1723) Lange übertragen wurde, dem Hof über die gefährlichen Irrthümer Wolff's zu berichten, und darauf anzutragen, daß ihm die philosophischen Collegien entzogen würden. Diese Denkschrift, von der gesammten Facultät unterzeichnet, warf dem Philosophen vor, daß er die wichtigsten Gründe für die Wirklichkeit Gottes entkräfte, und dafür einen andern Beweisgrund angebe, der Nichts beweise; daß er eine Erklärung von Gott gebe, die so beschaffen sei, daß sie auch ein Atheist annehmen könne; daß er die menschliche Freiheit aufhebe, Gott zum Urheber der Sünde mache, die Lehre von den Wundern ganz irrig vortrüge; daß er leugne, es könne aus der Vernunft erwiesen werden, daß die Welt und das menschliche Geschlecht einen Anfang genommen habe u. s. w. Wolff suchte in seiner Vertheidigungsschrift, die er dem Hofprediger Jablonski zueignete (Aug. 1723), die Uebereinstimmung seiner Lehre mit dem Thomas von Aquino, sowie den wesentlichen Gegensatz zwischen dem „natürlichen Zusammenhang der Dinge" gegen das stoische Fatum einerseits, der präſtabilirten Harmonie gegen den Spinozismus andrerseits nachzuweisen. Gleichzeitig erhielt die Facultät vom Hof einen scharfen Verweis, daß sie Thümmig's Aufnahme noch immer verzögere, und Wolff, der sich von dieser Seite ganz für sicher hielt, behandelte Lange's Entgegnung (Oct. 1723) mit wegwerfender Verachtung.

Indessen grübelte der König immer noch darüber, was das berufene Fatum eigentlich für ein Ding sei? — Endlich gab ihm ein Mitglied des Tabakscollegiums, von Lange belehrt, die Auskunft: wenn einige große Grenadiere in Potsdam durchgingen, so wollte das Fatum haben, daß sie durch-

---

*) Er hatte sich seiner Gesundheit wegen 1714—1717 bei Canstein aufgehalten, und war dann nach Vollendung seines Bibelwerks nach Halle zurückgekehrt.

gehn müßten, sie könnten nicht widerstehn, und der König thäte Unrecht, sie zu bestrafen. — Das hieß die Sache an der rechten Seite angreifen. Schon 8. Nov. erfolgte die Cabinetsordre: „Demnach uns hinterbracht worden, daß der dortige Professor Wolff in öffentlichen Schriften und Lectionen solche Lehren vortragen soll, welche der im göttlichen Wort geoffenbarten Religion entgegenstehn, und wir denn keineswegs gemeint sind, solches ferner zu dulden, sondern eigenhöchsthändig resolvirt haben, daß derselbe seiner Profession gänzlich entsetzet sein und ihm ferner nicht mehr verstattet werden soll zu dociren .... Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten habt, daß er binnen 48 Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrige königl. Lande **bei Strafe des Stranges** räumen solle."

Das war etwas mehr, als man erwartet; den Theologen selbst wurde übel zu Muth; man deutete dem Bedrohten an, man wolle sich für ihn verwenden, wenn er seine Irrthümer widerrufen und sich verpflichten wolle, nichts zu lesen und zu schreiben, als über Physik und Mathematik. Aber schon in 12 Stunden hatte Wolff den preußischen Staat verlassen, und schon den nächsten Sonntag hielt es Francke für angemessen, über die Erlösung der Kirche zu predigen. Etwas später erzählt derselbe: „ehe das Geringste wider Wolff vorgenommen ist, habe ich die realen Beweise von seinen gottlosen Lehren aus dem Bekenntniß seiner Discipel in Händen gehabt und aus dem, was mir diese von dem übergeben, was sie aus seinem Munde nachgeschrieben, und habe auch Herrn Wolff mündlich erzählet und vorgestellt, was ich für eine greuliche Corruption der Gemüther an seinen Discipulis in der That gefunden ... Ich habe in meinem Gemüth von den entsetzlichen Verführungen, so in die hiesigen Anstalten mit Gewalt durch seine Collegien eingedrungen, solchen Jammer und Herzeleid gehabt, daß ich nachher, als wir über alles Vermuthen davon erlöset worden, oft nicht ohne große Bewegung die Stelle angesehen, da ich auf den Knieen Gott um die Erlösung von dieser großen Macht der Finsterniß, die in wirkliche professionem atheismi ausgeschlagen, angerufen hatte, und es zum Exempel lebenslang behalten werde, daß Gott Gebete erhöre, wo von Menschenaugen keine Hülfe zu hoffen ist. Daß er mich und Collegas auf's Entsetzlichste geschmäht und verspottet hat, das ist mir wie nichts gewesen und hätte es gern gelitten, wenn nur die ganz vor Augen liegende, ja sensibiliter zunehmende Verführung so mancher sonst geliebten jungen Leute nicht gewesen wäre ... Davon aber habe ich noch niemal die geringste Anfechtung gehabt, daß wir Wolfio zu viel gethan hätten; aber bei seinen Zunöthigungen und Verführungen öfters davon, daß wir zu wenig thäten. Doch war das immer mein Wort: lasset uns nur immer sehn, daß wir weiter nicht gehn, als uns der Finger Gottes hinweist, und indessen im

Gebet fortfahren, so wird uns Gott schon helfen. Das hat er nun gethan!" — Von allen Halleschen Professoren trat nur der Arzt F. Hoffmann (de fato physico et medico ejusque rationali explicatione 1724) auf Wolff's Seite, obgleich er Manches, z. B. die prästabilirte Harmonie, nicht billigte.

Schon 14. Juni 1723 hatte Wolff einen Ruf nach Marburg erhalten; in den Gesinnungen des Hofs (Landgraf Karl, † 1730) war durch seine Absetzung nichts gemindert worden, denn Friedrich Wilhelm 1. war seiner gewaltsamen Werbungen wegen bei allen Fürsten verhaßt. Die Facultät that Einspruch, aber ein strenges landgräfliches Edict schüchterte sie ein, und Wolff wurde 13. Dec. 1723 feierlich in Marburg eingeführt (mit ihm sein Schüler Thümmig) und für Alles reichlich entschädigt. Einen Augenblick schwankte er, da man ihn auf Betrieb des Grafen Manteuffel nach Leipzig zu ziehn suchte: auch sollte er Vicepräsident der Academie zu St. Petersburg werden; doch entschied er sich vorläufig für Marburg.

Die Facultät zu Halle beauftragte J. Lange wiederum mit einer „bescheidnen und ausführlichen Entdeckung der falschen und schädlichen Philosophie in Wolff's System," die auf 77 Bogen anschwoll. Er klagte darüber, daß „junge und unbewährte Docenten" unter seinen Augen die neue Lehre vortrugen, und prägte den Studirenden ein, bei den ordentlichen Professoren zu hören, „als die von Ihro Maj. eigentlich dazu Gesetzten, deren richtige Principia mit ihrer Dexterität und Erfahrung bekannt sind, und die auch bereit sind, die nöthigen philosophischen Wissenschaften in einem halben Jahr abzuhandeln!" Der Pietismus war nun ganz Facultät geworden.

Wohl aber kam es ihm darauf an, auch von anderer Seite Wolff bekämpfen zu lassen. Die schärfsten Ausstellungen gegen das neue System machte Sam. Hollmann in Wittenberg, ein Eklektiker, der Vieles von Descartes annahm, obgleich er sich über den Geist seines Gegners immer sehr anerkennend aussprach; als größten Gewinn aber betrachteten die Pietisten, daß sie Jan. 1724 ein Gutachten von Buddeus veröffentlichen durften, der sich ganz in ihrem Sinn aussprach. Buddeus stand auf der Höhe seines Ruhms; seine kirchenhistorischen Schriften erlangten noch dadurch eine größere Verbreitung, daß sein Schwiegersohn J. G. Walch (seit 1724 Professor der Theologie zu Jena) *) sie deutsch überarbeitete. Je größer sein Ansehn war, desto mehr wurde Wolff erbittert, der 7. Febr. 1724 in einer heftigen Gegenschrift antwortete und ihn zu einer öffentlichen Disputation herausforderte. Buddeus

*) Geb. 1693 zu Meiningen, † 1775. — Geschichte der Religionsstreitigkeiten. — Philosophisches Lexicon 1727. — Einleitung in die theologischen Wissenschaften 1747.

ging aber nicht darauf ein, sondern überließ Walch die Entgegnung. — Die Streitschriften reichten bald zu einem Umfang, daß selbst die ehemaligen pietistischen Händel unbedeutend dagegen aussahen.

Buddeus mußte die Kränkung erleben, daß in Jena selbst drei leidenschaftliche Wolffianer sich ansiedelten: der Jurist Heinr. Köhler *), Reusch**) und Jac. Carpov***), der streitfertigste unter allen Anhängern Wolff's, der am meisten dazu beitrug, dem System, das ursprünglich ganz populär gehalten war, eine scholastische Richtung zu geben, und dessen Schüler sich über ganz Deutschland verbreiteten. Das Aufsehn, das diese Männer in Jena machten, veranlaßte die Behörden, von der Facultät ein Gutachten einzufordern. Dieses Gutachten, abgefaßt von dem Senior der Theologen J. J. Syrbius†) und der Regierung 6. Dec. 1725 eingereicht, geht gründlich auf den Gegensatz der theologischen und philosophischen Weltanschauung ein. Es wird Wolff vorgeworfen, daß er das wichtige Argument, womit sonst nicht allein von Theologen und Philosophen, sondern von dem Geist Gottes selbst bewiesen wird, daß ein Gott sei, indem man nämlich von den Geschöpfen auf die Nothwendigkeit des Schöpfers schließt, als betrüglich durchzieht; auch bei andern, die freilich nicht von gleichem Gewicht sind, aber wider die Atheisten mit Nutzen urgirt werden mögen, zu viel aussetzt; hingegen das seinige auf den Satz des „zureichenden Grundes" gründet, welcher nur zur Entkräftung des göttlichen und menschlichen freien Willens erdichtet

---

*) Geb. 29. Mai 1685 zu Weißenfels, stud. 1704 zu Leipzig, 1706 zu Halle unter Thomasius, Böhmer und Wolff. Von Leibnitz empfohlen, wurde er 1714 Hofmeister in Wien. 1720 habilitirte er sich in Jena: er las nicht blos über die Rechte, sondern auch über Mathematik, und suchte die Ideen von Thomasius und Wolff zu verbinden. Seine naturrechtlichen Aufsätze (de obligatione morali; de fictionibus heuristicis mathematicis et moralibus 1724 u. s. w.) wurden 1729 gesammelt. Seine Vorlesungen waren sehr besucht. Er starb 22. Jan. 1737 an der Schwindsucht, 52 J. alt. — Von andern Juristen der Wolffischen Schule sind zu nennen: Burkh. Wolf in Altorf 1728: Erath in Helmstädt 1729; Ulr. Cramer in Marburg 1731 (Gegner von Ludewig); Bucky in Leipzig 1731; Luz in Leipzig 1734; Ickstadt in Würzburg 1734; Justin Schierschmid (Köhler's Schüler, geb. 1707) 1729 in Jena, 1733 in Leipzig.

**) Jan. 1724: utrum tellus machina an animal sit?

***) 8. Jan. 1724: de eo quod pulchrum est in eloquentia.

†) 1720: Institutiones philosophiae primae novae et eclecticae, quarum pars I (Architectonica) praeter theologiam philosophicam omnis eruditionis fundamenta, principia et methodum ex ipsius hominis consideratione derivata; II. (Metaphysica) philosophiam occultam; III. (Ontologia) notionum philosophicarum explicationem continet.

ist; von dem Wesen Gottes eine solche Beschreibung giebt (= die Kraft, Alles, was möglich ist, d. h. alle Welten, deutlich und auf einmal vorzustellen], daß man sie auf einige Chimären, welche Andere für Gott ausgeben, appliciren könnte; die Freiheit des göttlichen Willens darin sucht, daß Gott die beste Welt erwählet, ungeachtet er solche, seiner Meinung nach, erwählen müssen; das Vorherwissen zukünftiger zufälliger Begebenheiten an den nothwendigen Zusammenhang derselben bindet, und also in der That aufhebt; vorgiebt, daß das Wesen der Dinge keineswegs von Gottes Willen abhänge, sondern blos im Verstande Gottes gegründet sei; den „weislichen Zusammenhang" so erklärt, daß er mit dem aller Religion und Moral präjudicirlichen Fatum ganz übereinkommt; die göttlichen Wunderwerke, wo nicht ganz leugnet, doch wenigstens in nicht geringen Zweifel zieht; die gegenwärtige im Argen liegende Welt für die vollkommenste und beste, ja für unzerstörbar ausgiebt, da doch aus der Schrift erhellt, daß Gott sie gänzlich verderben und an ihrer Stelle einen neuen Himmel und eine neue Erde erschaffen will; das darin befindliche Böse nicht allein für nothwendig und unvermeidlich, sondern auch für ein Mittel größerer Vollkommenheit, dadurch die Welt ein vollständiger Spiegel der göttlichen Weisheit werde, ja daß es dem göttlichen Willen gemäß sei, ausgiebt, da Alles, was wir Böses nennen, von den Einschränkungen der Dinge herkomme, welche Einschränkungen schon dem Wesen der Dinge, wie es im Verstande Gottes vorgestellt werde, an sich anhaften (daher Leibnitz sagt: wenn das geringste Uebel, das in dieser Welt geschieht, davon abginge, so würde es nicht mehr diese Welt sein, die nach reifer Ueberlegung von dem Schöpfer für die beste sei gehalten worden); ebenso die Sünde für den Creaturen wesentlich und mit den Schranken der Endlichkeit zusammenfallend ausgiebt; dem menschlichen Willen die wahre Freiheit gänzlich abspricht (Leibnitz sagt ausdrücklich, das Vermögen, aus zwei widersprechenden Dingen eins sowohl als das andere zu erwählen, ohne einen determinirenden Beweggrund, sei der Vernunft wie der Erfahrung zuwider); hingegen behauptet, daß der Leib zu den Empfindungen der Seele gar nichts beitrage, und solche ebenso erfolgen würden, wenn auch keine Welt vorhanden wäre, ingleichen, daß aus dem Wesen des Leibes und durch seine Kraft, ohne Zuthuung der Seele, alle Bewegungen des Leibes, die ihrem Begehren gemäß sind, erfolgen; aus welchen Einbildungen die Harmonia praestabilita entsprungen, nach welcher die Gemeinschaft zwischen Seele und Leib keineswegs physisch, sondern nur metaphysisch sein soll; daß er ferner die Leibnitzische Lehre von den Monaden (deren jede Alles, was im Weltgebäude vorgeht, dergestalt fühlen soll, daß wer Alles sieht, in einer jeden alle gegenwärtigen und zukünftigen Begebenheiten in der Welt würde lesen können) zwar zur Zeit nicht in allen Stücken behaupten will,

dennoch aber großen Theil daran nimmt; ebenso die Lehre von der Seelenwanderung und von der Präexistenz der Seelen; daß er zwar das Ansehn haben will, als wenn er es mit der objectiven Moral hielte, daß nämlich die actiones juris naturae, wenn sie auch weder geboten noch verboten sind, gut oder böse sind: gleichwohl aber, derselben ganz zuwider, statuirt, daß sie erst durch ihren Erfolg gut oder böse werden; hiernächst aber zu erweisen vermeint, daß die Atheisterei Niemand zum bösen Leben bringe, sondern nur eines Jeden Unwissenheit und Irrthum; ingleichen daß blos der Mißbrauch der Atheisterei zum bösen Leben verleite (als wenn ein rechter Gebrauch davon möglich wäre!); daher auch annimmt, daß sich ganze Völker finden, die keinen Gott glauben, bei denen es doch nicht schlimmer, ja in vielen Stücken besser hergehe als unter Christen, und daß ein Atheist seine Handlungen nach dem Gesetz der Natur einrichten und also tugendhaft leben könne; und da er solchergestalt die Tugend gar leicht, und sogar den Atheisten gemein macht, hingegen die Sünden wider das Gewissen für unmöglich ausgiebt u. s. w. — „Gleichwie aber freilich an diesem System lange und mit großem Fleiß gearbeitet, solches auch gleich vom Anfang mit solcher Behutsamkeit eingerichtet worden, daß man die gefährlichsten Dinge, von welchen man leicht voraussehen können, daß sie bei Andern, absonderlich Theologen, keine Approbation finden würden, unter allerhand Zweideutigkeiten, ungewöhnliche Benennungen u. dgl. dermaßen versteckt, daß man auf allen Fall manche Zwickmühlen offen behalten, und theils diesen andern, absonderlich präoccupirten Gemüthern, und die nicht Alles genau einsehn, einen ziemlichen Schein gegeben." *)

Auch in Süddeutschland setzte die „mathematische" Philosophie sich fest. Der Hauptvertreter war Bülfinger (geb. 1693), Professor der Mathematik in Tübingen, ein geistreicher, speculativ seinem Meister überlegener Mann — nicht ohne humoristischen Anflug — der schon in seiner Inaugural-Dissertation 13. Sept. 1721 sich als Leibnitz' Anhänger bekannte, und dann hauptsächlich gegen Math. Pfaff die Lehrsätze desselben verfocht. Sein bedeutendstes Werk war 1725: Dilucidationes philosophicae de Deo, anima, mundo et generalibus rerum affectionibus, welches damals Wolff so befriedigte, daß er darin die vollständige Widerlegung aller seiner Gegner erblickte, und erklärte, er würde ebenso geschrieben haben; später freilich, als sein wachsender Ruhm ihm zu Kopfe stieg, nahm er es Bülfinger sehr übel, daß er im-

---

*) Die drei Wolffianer mußten 18. Jan. 1728 auf Befehl der Facultät ein Protocoll unterschreiben, von den streitigen Punkten zu abstrahiren und ihre Schriften dem Syrbius zur Censur vorzulegen. Doch protestirten sie dagegen. — Buddeus † 19. Nov. 1729, 62 J. alt.

mer von einer Leibnitz=Wolffischen Philosophie redete, da er doch auf eignen Füßen zu stehn glaubte. — Das Buch ist noch in einer andern Beziehung wichtig. — Zwar stimmte Bülfinger mit seiner Schule ganz darin überein, daß er den „dunkeln und verworrenen“ Begriffen der Sinnlichkeit und Einbildungskraft nur einen untergeordneten Werth zugestand, und behauptete, daß man durch zu eifrige Beschäftigung mit der Poesie und Rhetorik allmählig seinen Verstand schwäche (qui omnem aetatem linguis addiscendis aut condendis carminibus aut legendis veterum declamationibus transigunt, illi facultatem distincte res concipiendi successive imminuunt), aber er wies auf die Nothwendigkeit hin, auch diese Seite des menschlichen Geistes in das System aufzunehmen und eine Logik der Einbildungskraft zu schreiben. Es war die erste Anregung zu einer wissenschaftlichen Aesthetik. — Die Facultät in Tübingen war natürlich gegen ihn. — „Die schädlichen Wirkungen der Wolffischen Philosophie, sagt sie in ihrem Gutachten, 7. Juli 1725, rühren zum Theil daher, weil der Vortrag dieses Mannes durchgehends deutsch ist; denn obwohl man einen Vortrag in unsrer Muttersprache in Collegiis und Auditoriis je und je wohl vertragen, auch mit Nutzen anbringen kann, so fassen doch sonderlich unsre an das Latein gewöhnte Auditores in disciplinis philosophicis die schwersten Lehren ungleich besser im Lateinischen als im Deutschen. Es zeigt sich bei den Studirenden, so vermittelst ihres guten Ingenii einige Progressus in der Wolffischen Philosophie gemacht, ein solcher Fastus, daß sie nicht nur alle ihre Commilitonen, sondern auch ihre Präceptoren und Vorgesetzten verachten und sie als einfältige Leute hämisch durchziehn.“ — Die Herrn von der Facultät wußten recht gut, um was es sich handle!

Uebrigens that ihnen Wolff — der jetzt nicht mehr Deutschlands sondern Europas Lehrer sein wollte — den Gefallen, seine Werke von da an lateinisch herauszugeben. So entstanden jene dickleibigen ledernen Quartanten, die seinen Namen für unsere Zeit lächerlich gemacht und die wohlthätige Wirkung seiner ersten Werke in Vergessenheit gebracht haben. Sein Ruhm steigerte sich von Jahr zu Jahr, seine Schüler überschwemmten ganz Deutschland: was er selbst aber seitdem für den Fortschritt geleistet, ist soviel als nichts.*)

Noch hielt man ihn in den höhern Kreisen für einen gefährlichen Menschen. „Wir vernehmen, sagt eine preußische Cabinetsordre, 31. Jan. 1727,

*) Mencke nannte ihn 1729 Nova Germaniae lux; unter seinen Zuhörern war auch ein Mediciner Damian Paraskevas aus Sinope, der später seine Philosophie in — Rußland verbreitete!

höchst mißfällig und zu unserm nicht geringen Verdruß, daß eine Zeit her allerhand mit atheistischen Principiis angefüllte Bücher in unsern Landen verkauft, ja wohl gar durch öffentlichen Druck publicirt werden. Wenn wir aber diesem Unwesen . . . Gestalt denn diejenigen, so sich des einen oder des andern dennoch unterfangen möchten, sobald sie dessen überführt worden, auf ihre ganze Lebenszeit in die Karre gespannt werden sollen." — Dieses Edict wurde 13. Mai 1727 auch auf die Wolffischen Schriften ausgedehnt, und den Universitäten publicirt: „damit keiner von euch sich unterfange, über gedachte Scripta öffentliche oder Privatcollegia zu halten, und das zwar bei Vermeidung der Cassation und einer fiscalischen Geldstrafe von 100 Speciesducaten. Ihr habt darüber zu halten, daß oft bemeldete Bücher bei unserer dortigen Universität nicht geführt noch verkauft, sondern als schändliche und detestable Schriften fort und aus dem Lande geschafft werden." — Es war die Zeit*), wo General Grumkow und der kaiserliche Feldzeugmeister Seckendorf

---

*) Der König hatte eben einen neuen Hofnarren für sein Tabakscollegium gewonnen, Dav. Faßmann, einen der ärgsten literarischen Vagabunden jener Zeit. Geb. 1683 im Erzgebirge, hatte er seine Studien zu Altorf 1703 aus Geldmangel unterbrechen müssen; war Kriegsschreiber in Nürnberg, Quartiermeister bei der polnischen Garde gewesen; 1711 im Gefolge der sächsischen Legation bei der Kaiserwahl in Frankfurt, als Hofmeister eines jungen Edelmanns in Utrecht, Frankreich, England, Italien; dann nach Halle, wo er Theologie studirt, nach Leipzig, wo er Unterricht in neuern Sprachen giebt und 1718 ein Unterhaltungsblatt beginnt: „Gespräche im Reich der Todten, nebst dem Kern der neuesten Merkwürdigkeiten und sehr wichtigen darüber gemachten Reflexionen." Dies elende Blatt — in einem schwülstigen affectirten Stil geschrieben und mit Zoten reich gewürzt, war die Lieblingslectüre der Damen: man hoffte aus ihm Kenntniß der feinen Welt zu schöpfen. 1726 kam er nach Berlin, wo die beiden Hanswürste zum Spaß des Königs immer auf einander gehetzt wurden. Nach Gundling's Tod († 11. Apr. 1731 und wurde in einem Weinfasse begraben) kam er förmlich an dessen Stelle; aber er hielt die fortgesetzten Mißhandlungen nur noch ein Jahr aus und entfloh dann nach Leipzig, wo er 1744 starb. — Uebrigens ist der Ton der obigen Cabinets-Ordre nicht specifisch preußisch. So verbot der Hof zu Weimar 1737 das Raisonniren der Unterthanen bei halbjähriger Zuchthausstrafe: „maßen das Regiment von Uns, nicht aber von den Bauern abhängt, und Wir keine Raisonneurs zu Unterthanen haben wollen." Ebenso verordnet 31. Aug. 1726 die kursächsische Regierung: „Nachdem seither sich allerhand Leute angemaßt, von Sachen, die den Staat angehn, Zeitungen zu schreiben und durch deren Verhandlung viele unwahre mit anzüglichen und zur Verbitterung der Gemüther gereichenden Ausdrücken angefüllte Nachrichten auszustreuen, imgleichen von den auswärtigen Nouvellen, worin viel widrige Raisonnements enthalten, Auszüge zu geben und hiedurch das Volk zu mancherlei falschen Impressionen zu verleiten: soll sich dergleichen hinfüro Niemand unterfangen, sondern desselben männiglich enthalten, bei Strafe des Gefängnisses, Ver-

den König vollständig beherrschten. — Für das Volk fruchteten solche Verbote nicht mehr, die Kenntniß der Wolffischen Philosophie galt schon als Erforderniß der allgemeinen Bildung; an vielen Orten bildeten sich Gesellschaften, um sich im Verständniß derselben zu üben; die Prediger sprachen vom „zureichenden Grund", sie definirten alle Bibelsprüche nach Wolffischen Kategorien, und selbst der Katechismus mußte nach den Ansprüchen der „Vernünftigen Gedanken" zugeschnitten werden.*)

Eine sehr wichtige Seite seines Systems ist noch ins Auge zu fassen. — Jurist und Theolog war Wolff nur nebenher: seine eigentliche Wissenschaft war die Mathematik, in zweiter Linie die Naturkunde. Er hatte in Halle die Verpflichtung, das Publicum über sämmtliche ungewöhnliche Erscheinungen der Natur aufzuklären, und ein großer Theil seiner Abhandlungen in den Acta Eruditorum beschäftigt sich mit der Physik. Mai 1717 berichtete er über Newton's Farbenlehre; 7. Aug. 1717 zeigte er, wie man die Naturlehre auf die natürliche Theologie appliciren könne, und gab zugleich eine neue Erklärung „über das wunderbare Wachsthum des Getreides", die er nachher weiter ausführte. Sept. 1721 veröffentlichte er „allerhand nützliche Versuche, dadurch zu genauer Erkenntniß der Natur der Weg gebahnt wird" (besonders über Luft und Wasser); Merz 1723 bis Merz 1725 sein Hauptwerk: „Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur" (Peter dem Großen gewidmet, der ihm dafür ein bedeutendes Gehalt zahlte), „von den Absichten der endlichen Dinge" und „von dem Gebrauch der Theile des Leibes." Die Theologen tadelten ihn, daß er den Erzeugungsproceß zu handgreiflich auseinander setzte. — Eine Reihe von Schülern**) arbeiteten in dieser

weisung oder Festungbaus." — Kurz vorher war ein lutherischer Pfarrer in Dresden von einem Katholiken ermordet worden.

*) Isr. Theoph. Canz: philosophiae Leibnitianae et Wolfianae usus in Theologiam per praecipua fidei capita 1728.

**) Melchior Verdries (geb. 26. Juni 1679 zu Gießen, stud. in Halle unter Stahl und Hoffmann, 1707 Prof. der Physik zu Gießen, † 25. Juli 1736 unverheirathet): Conspectus philosophiae naturalis s. in physicam recentiorem introductio. 1720. — Physica 1728. — Küttner schrieb 1726 gegen Wolff: „die Erkenntniß Gottes aus seinen Werken, und wie diese den Menschen veranlassen, eine anderweitige göttliche Offenbarung zu suchen;" für ihn 1727: Hamberger: Elementa Physices, mathematica methodo conscripta; Thebesius, Oct. 1731 in Halle: de principii rationis sufficientis maxime in anatomia usus; 1729 Harenberg (1720—1734 Rector zu Gandersheim): „das Nordlicht als Spiegel der göttlichen Güte und Gerechtigkeit (schrieb auch gegen den Vampyr-Aberglauben); 1735 Börner: „Physik zur Beförderung der Wahrheit und zum Behuf derer, welche Gott in seinen Geschäften zu erkennen und zu bewundern, ihre Vorurtheile in natürlichen Dingen aber abzulegen

Richtung fort. Die Hauptsache war nicht — wie bei Leibnitz — daß dadurch neue Entdeckungen gefördert, sondern daß die Leute darauf geführt wurden, auf die Gegenstände der Natur, ihren Zusammenhang und ihre Zwecke zu achten, und Gottes Größe nicht mehr im Jenseits, sondern in der Vollkommenheit der wirklichen Welt zu suchen.

Diese Bemühungen der Philosophie, die Größe und Güte Gottes in der innern Zweckmäßigkeit der Natur nachzuweisen, fanden einen kräftigen Widerhall in einem Dichter, der damals unbestritten als der bedeutendste Deutschlands anerkannt wurde.

Barthold Brockes war 22. Sept. 1680 zu Hamburg geboren, Sohn eines angesehenen Kaufmanns, und genoß theils durch Hauslehrer, theils durch die öffentlichen Anstalten seiner Vaterstadt eine vortreffliche Erziehung, auch im Französischen und in der Musik. Seine eigentliche Neigung richtete sich auf die Malerei; er sah sich fleißig die Kupferstichsammlungen an und suchte in Poesie und Prosa hauptsächlich solche Stellen aus, die als Erläuterungen und Ausführungen malerischer Werke gelten konnten. 1700 studirte er zu Halle die Rechte, übte sich zu Wetzlar in der Praxis und machte dann eine längere Reise durch Italien, wo er die italienische Literatur, die Alterthümer und Kunstwerke studirte. Auf der Rückreise hielt er sich einen Winter in Genf auf und ging dann nach Holland, wo er den Maler Mires kennen lernte und sich zu Leyden die Doctorwürde erwarb. 1704 kehrte er nach Hamburg zurück und lebte als wohlhabender und angesehener Privatmann, bis er 1720 in den Senat aufgenommen und dann von Zeit zu Zeit zu diplomatischen Missionen verwandt wurde. Er heirathete 1714 und starb 16. Januar 1747, von Hamburg als der angesehnste Bürger der kleinen Republik betrauert.

Die alten literarischen Beziehungen hatten sich in Hamburg abgestumpft, aber es war ein neues Geschlecht aufgewachsen, das in der Literatur wieder eine erhebliche Rolle spielte. Seit 1715 lebte Neumeister als Hauptpastor in Hamburg (geb. 1671, † 1756), der noch fortfuhr Cantaten und geistliche Lieder zu dichten; seit 1711 Hübner als Rector (geb. 1668, † 1731), der Verfasser eines Reimregisters und der biblischen Historien, der später ein Schauspiel in Prosa „die Bekehrung der Sachsen zum Christenthum" verfaßte und den Thomas a Kempis in deutsche Verse übersetzte; seit 1717 Richey als Professor am Gymnasium (geb. 1678, † 1761), der eine Reihe von Gelegenheitsgedichten verfaßte, welche sich dadurch auszeichneten, daß sie, an Mit-

---

trachten." Dagegen bezweifelte Grulich („biblisches Vergnügen in Gott"), daß diese Welt die beste sei.

bürger gerichtet, von der schmählichen Kriecherei freiblieben, die man Fürsten gegenüber nicht vermeiden konnte und daß sie sogar einen Beischmack von Humor zeigten. Dazu kam noch Weichmann, der selber nicht dichtete, aber für seine begabteren Genossen den Sammler und Vorredner machte: er gab 1721—1738 die „Poesie der Niedersachsen" heraus, in welche Sammlung Alles aufgenommen war, was Norddeutschland und namentlich Hamburg an guten, mittelmäßigen und schlechten Versen geliefert hatte. Die sämmtlichen Dichter Hamburgs hatten 1716 eine „deutschübende Gesellschaft" gegründet, welche sich 1724 in eine „patriotische" verwandelte und ein moralisches Wochenblatt in der Weise der Engländer herausgab; alle aber beugten sich vor Brockes, als vor ihrem Größten.

Brockes hatte sich ursprünglich wie die schlesische Schule an den Italienern gebildet und in ihrer Weise gedichtet; er hatte 1715 Marino's Bethlehemitischen Kindermord in deutsche Verse übersetzt und damit großen Beifall gewonnen. Dann aber lernte er die Engländer kennen und gewann durch sie von der Dichtung einen anderen Begriff. Er lernte, daß es darauf ankäme, kräftige Gedanken und lebhafte Bilder zu geben. Beides führte ihn auf die Anschauung der Natur zurück.

Von dem „Irdischen Vergnügen in Gott" erschien der erste Band 1721; es folgten darauf bis 1748 noch 5 weitere Bände. Es sind eine Reihe verschiedener Gedichte, die aber, abgesehen von den Neujahrswünschen an den Dichter selbst, einen gemeinsamen und sehr einfachen Mechanismus haben. Brockes nimmt aus der Natur einen beliebigen Gegenstand, giebt von demselben eine möglichst anschauliche Schilderung, steigert sein Gefühl zu einer Arie, geht dann wieder in den gelinderen Ton des Recitativs über und schließt mit einem moralischen Refrain, der ungefähr so lautet: dieser Gegenstand ist so vortrefflich, wie groß muß die Weisheit und Güte des Schöpfers sein, der ihn zu unserem Nutzen und Vergnügen gemacht hat! — In diesem Gang ist nicht viel Poesie, und die Arien, die ganz für die Musik eingerichtet sich meist in wunderlich hüpfenden Versmaßen bewegen, verrathen fast nie einen höheren Schwung; die Naturschilderungen aber verdienen nicht ganz die Geringschätzung, mit der man heute von ihnen zu reden pflegt. Das heutige Urtheil stützt sich meist auf das Urtheil eines zeitgenössischen Kritikers, Breitinger, der Brockes mehr für einen Historikus, als für einen Poeten hält. „Er stellet uns die Sachen, die er beschreiben will, nicht nur etwa von derjenigen Seite vor, die vor andern einen starken Eindruck auf das Gemüth des Lesers machet, sondern er giebt uns dieselben in allen möglichen Gesichtspunkten zu besehen, und es ist so ferne, daß er seine Schildereien durch eine geschickte Wahl der vornehmsten und wichtigsten Umstände zu beleben suche, daß er vielmehr

mit der größten Sorgfalt eines Naturforschers bemühet ist, auch die kleinsten Umstände einer Sache aufzusuchen, und keinen einzigen dahinten zu lassen." — Das Urtheil ist nicht ungerecht, aber es bedarf einer Ergänzung. Allerdings löst Brockes die Anschauung in ihre Elemente auf, aber er thut es doch nicht der eigentlichen Beschreibung wegen, sondern damit sie eine Stimmung hervorrufen sollen, welche das Bild in der Seele wieder hervorruft. Als Beispiel eine Stelle über den grünen Waldschatten, die nicht frei von Schwulst ist, aber doch zeigt, daß Brockes nicht blos auf die Aufzählung der Staubfäden ausgeht.*)

„Der Schatten sichtbar's Nichts in grünlicher Gestalt erfüllt die stille Luft, bedeckt den ganzen Wald, und ihr unfühlbar Wesen weis't, in grüner Dämmerung, in ruhigem Vergnügen, ein etwas zwischen Leib und Geist, das Leib und Geist zugleich besiegen, ergötzen und erquicken kann: ich seh' es mit Verwund'rung an. Hier färbt ein schattig Grün oft eine lichte Stelle, ein Schlaglicht machet dort den grünen Schatten helle, und bricht die sanfte Dunkelheit des braunen Schattens in dem Reize, daß viele Stellen wie vergüldet auf einer holden Schwärze glimmen, wodurch manch Schattenbaum sich auf der Erde bildet, an welchem Blätter, Stamm und Zweige zwar fühlbar nicht, doch sichtbar sind: die denn, wann ein gelinder Wind ihr rauschend Urbild rührt, im Sande gleichsam schwimmen, und, leichten Geistern gleich, die sonder Körper scherzen, bald die, bald jene Stelle schwärzen. Man siehet oft mit innigem Vergnügen an eines solchen Baumes Fuß den ganzen Baum auf flacher Erde liegen, auch in dem nah gelegnen Fluß, den Wipfel unter sich, die Wurzel aufwärts, stehn, so daß an einem Baum die aufmerksamen Augen (ach möchte doch der Mensch nur stets mit solchen sehn!) sich dreifach zu ergötzen taugen. Ein fast all' Augenblick veränderliches Licht zeigt auch all' Augenblick veränderte Gestalten, die keinen Augenblick dieselbe Form behalten, nein, die, mit wunderschnell gemalten Bildern, den Schatten-reichen Boden schildern, das Aendrung liebende Gesicht in tausendfache Lust versetzen und auch zugleich das Herz ergötzen. Wenn Jemand sich in diesem Licht bewegt, geht oder läuft; so läßt's, als würde stets sein Kleid mit güldnen Flocken überstreut."

Zuweilen, freilich nur sehr selten, streift er sogar an Mystik, wovon namentlich das Einleitungsgedicht zum ersten Bande „über das Firmament" ein merkwürdiges Beispiel ist.

„Als jüngst mein Auge sich in die saphyrne Tiefe, die weder Grund

*) Als Virtuos in solchen Naturbildern ist noch Beccau zu nennen, dessen Gedichte 1719 in Hamburg erschienen; in einem derselben ist bereits die moderne Mondscheinschwärmerei.

noch Strom, noch Ziel noch End' umschränkt in's unerforschte Meer des hohen Luftraums senkt und mein verschlungner Blick bald hie bald dahin liefe, doch immer tiefer sank, entsetzte sich mein Geist, es schwindelte mein Aug', es stockte meine Seele ob der unendlichen, unmäßig tiefen Höhle, die wohl mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt, so nur aus Gott allein, ohn' End und Anfang stammen; es schlug des Abgrunds Raum wie eine dicke Fluth des bodenlosen Meers auf sinkend's Eisen thut in einem Augenblick auf meinen Geist zusammen. Die ungeheure Gruft des tiefen, dunklen Lichts, der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, ohne Schranken, verschlang sogar die Welt, begrub selbst die Gedanken: mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts und ich verlor mich selbst. Dies schlug mich plötzlich nieder; Verzweiflung drohete der ganz verwirrten Brust: — allein, o heilsam's Nichts! glückseliger Verlust; allgegenwärtiger Gott! in dir fand ich mich wieder."

Man bemerkt beiläufig, daß Brockes doch schon den Milton gekannt haben muß, noch bevor ihn Bodmer dem deutschen Publicum bekannt machte. — Nicht ohne Interesse ist ferner eine sehr ausführliche Schilderung eines Gewittersturms, die gar nicht ohne Kraft ist, obgleich auch hier Brockes in der Naturmalerei des Guten zu viel thut: so häuft er z. B. solange das Gewitter dauert, so viel R zusammen, als die deutsche Sprache nur irgend auftreiben kann, während er nachher, als wieder Stille eintritt, eine ganze Reihe von Strophen ohne R schreibt. — Ein Morgenlied im Ton von „Nun ruhen alle Wälder," ist gewissermaßen das vermittelnde Glied zwischen dem alten Dichter und dem Wandsbecker Boten.

Bei weitem die größte Zahl seiner Gedichte ist freilich sehr prosaisch. Der stattliche Herr geht in seinem Garten spazieren und läßt sich vom Gärtner einige Blumen pflücken, über deren Farben und kunstvollen Bau er dann seine Betrachtungen anstellt. Oder er ißt bei Tisch einen Lammskopf und beschäftigt sich, nachdem er satt ist, damit, die kleinen Knöchelchen zu lösen, sich darüber zu verwundern, wie nett sie aussehen und über die Geschicklichkeit Gottes zu staunen, der das Alles so wunderbar in einander gefügt hat. Es ist, als ob der reiche Städter zum ersten Male aus seinem Comptoir oder seiner Studierstube in's freie Feld träte und sich nun darüber verwunderte, wie schön das Alles aussieht; in einem Gedicht führt Brockes wirklich einen Alchymisten, der seine Augen vor den Schönheiten der Natur zuschließt, in's Feld und macht sie ihm begreiflich. Die Erde ist kein Jammerthal und die Welt verdient nicht die Verachtung der Menschen; Gott soll in seinen Creaturen erkannt und in ihnen besungen werden — das ist der beständige Refrain, mit welchem diese Dichtungen den Ideen von Leibnitz und Wolff zu Hilfe kommen. — Seit der Zeit erscheint eine unzählige Menge von Schriften,

welche aus den verschiednen Zweigen der Physik — aus der Luft, dem Wasser, ja aus den Heuschrecken — die natürliche Theologie herzuleiten beflissen sind.

Hier ging die Dichtung mit der Philosophie Hand in Hand; es ist noch eine episodische Figur zu betrachten, die nicht im Zusammenhang des Ganzen, sondern für sich Aufmerksamkeit verdient.

---

Im Ganzen ging bisher die Poesie von fingirten Empfindungen aus; Günther war der Erste, der ohne Scheu sein Inneres darstellte. Er besaß aber nicht blos den Muth, sondern auch das Talent dazu, was keineswegs immer zusammenfällt: die Fähigkeit, während der innern Aufregung sich selbst und die Bewegungen der Seele im Detail anzuschauen und mit Naturfrische und Kraft wiederzugeben. Durch seine starke Subjectivität empfangen seine Gedichte einen wirklichen Inhalt; und das ist viel: nur leider ist der Inhalt nicht von hohem Werth: sein Charakter ist haltlos, zwischen sanguinischem Uebermuth und matter Reue schwankend; und diese Zerrissenheit macht sich zum Theil auch in der Sprache geltend. Zudem fehlte es ihm an humaner Bildung: was ihm gelang, mußte im ersten Wurf geschehn. Er ist Improvisator mit allen Vorzügen und Schwächen dieser Begabung.

Die Zeit, in der Günther geboren wurde — 8. April 1695 — war eine böse Zeit. Roheit und Lüderlichkeit bei Hof, im Adel, in den Universitäten, in den Romanen, Trauerspielen und Gedichten; im Bürgerstand dagegen eine gedrückte ängstliche Sittlichkeit, die jene Kreise verabschente und sich doch vor ihnen beugte. Alles Selbstgefühl des Bürgers war gegen die eignen Angehörigen gewendet; gegen die Großen verstummte es: höchstens wagte es ihnen aus dem Wege zu gehn. — Dieser Schicht des Bürgerthums gehörte Günther's Vater an, Arzt zu Striegau, der sich durch eisernen Fleiß aus der Dürftigkeit aufgeschwungen, und bei seinem knappen Einkommen den aufstrebenden Ehrgeiz des Knaben von früh an zu beugen suchte. — In den „letzten Gedanken“ erzählt Günther: „Lieb' und Lust zur Wissenschaft trieb mich von den Kindheitsjahren bis auf diesen Augenblick stets was höhres zu erfahren: und ich kann mich noch erinnern, daß ich schon ums zehnte Jahr um die Wirkung meiner Seele vor der Zeit bekümmert war. Sonderlich ergötzt' ich mich an Natur- und Weltgeschichten, aber noch weit eifriger fühlt' ich einen Trieb zum Dichten, daß auch weder Ernst noch Zuruf, ja wohl gar kein Prügel galt, wenn mein Vater auf die Arbeit dieser leeren Brodkunst schalt.“

Der Vater hörte sogar plötzlich mit dem Unterricht auf, weil er den

Sohn vom gelehrten Stand abschrecken wollte, zu dem seine Mittel nicht ausreichten; doch ließ er sich 1709 den Vorschlag eines befreundeten Arztes in Schweidnitz gefallen, den hoffnungsvollen Knaben mit sich zu nehmen und ihm eine Freistelle zu verschaffen. In Schweidnitz war Günther sehr fleißig, und fand als hübscher, gefälliger Junge viele Gönner, denen er durch zahlreiche Gratulationsgedichte seinen Dank abstattete: darunter Benjamin Schmolck, 5. Dec. 1714. An Fruchtbarkeit war er schon hier ein echter Schlesier; seine Zuversicht spricht sich in einer Epistel 1714 aus: „O höchst beglückter Tag, der meine Dichterflöten das erstemal gehört. Der Hunger mag mich tödten, das Schwert erwürge mich, dem Feuer mag der Leib anstatt der Nahrung sein, wenn nur mein Zeitvertreib, das edle Harfenspiel, die Seele meines Lebens, nicht mit dem Tode stirbt!"

Den Tag seines Abgangs von der Schule (24. Sept. 1715) wurde ein von ihm verfertigtes Trauerspiel: „die von Theodosio bereute Eifersucht" von der Schuljugend aufgeführt. Von dem Stück ist wenig Gutes zu sagen; es ist in der Art Lohenstein's, aber viel kraftloser: zur größern Composition scheint Günther das Talent gefehlt zu haben. — In Schweidnitz ließ er eine Geliebte zurück, der er auf einem Kirchhof Treue gelobt. Mit ihrem Namen Leonore sind — nicht selten mit Angabe des Datums — so viele Situationen in seinen Gedichten bezeichnet, daß man daraus eine vollständige Geschichte dieser Liebe abschreiben möchte. Indeß waren diese Lieder nicht Tagebuchnotizen, sondern lebendige Auffrischungen vielleicht halb verblichener Erinnerungen, wohl Wahrheit aber auch Dichtung. „Weiß ich doch nicht, wen ich nenne, doch genug! es ist ein Bild, das, so lang ich leb' und brenne mir allein das Herze stillt."

Nachdem sich Günther kurze Zeit in Frankfurt a. O. aufgehalten, kam er Nov. 1715 nach Wittenberg, Medicin zu studiren: einige Vorkenntnisse hatte ihm sein Vater beigebracht. Wittenberg war die rechtgläubigste, und was die studirende Jugend betrifft, die lüderlichste und rohste aller deutschen Universitäten; wenn sich Günther im Anfang fleißig und ordentlich hielt, so verfehlte bald das wilde Burschenleben seine Wirkung nicht. Er scheint es ziemlich arg getrieben zu haben. Aus den Studentenliedern kann man weiter nichts herauslesen, als Vorliebe für geistige Getränke, Tabak, Lärm und Abentheuer mit Schönen; wir können ihnen nicht so viel Geschmack abgewinnen, als zuweilen geschieht. Seine Ausschweifungen in der Liebe — gleichviel was davon Einbildung oder Wirklichkeit wär — rechtfertigt der Dichter vor sich selbst mit einer bittern Erfahrung: Leonore war ihm untreu geworden, sie hatte 24. Jan. 1716 (ein Vierteljahr nach seiner Abreise!) einem reichen alten Herrn die Hand gegeben. „Jetzt seh' ich die Triebe der thörichten Liebe ver-

nünftiger an. Ich breche die Fessel, ich löse mein Herz, und hasse mit Vorsatz den zärtlichen Schmerz . . . komm, selige Freiheit! und dämpfe den Brand, der meinem Gemüthe die Weisheit entwandt! . . Es lodern die Briefe, der Ring bricht entzwei, und zeigt meiner Schönen: nun leb' ich recht frei! Nun leb' ich recht frei, und schwöre von Herzen, daß Küssen und Scherzen nur Narrenspiel sei. Denn wer sich verliebet, der ist wol nicht klug — geh, falsche Sirene! ich habe genug. — Nur kommt mir nicht etwa mit albernen Possen, und rückt mir mit starken Versprechungen vor! Im Lieben hat wahrlich die Rache kein Ohr. Ich schwöre verbindlich, bis daß ich genossen, und bin ich dann fertig, dann schwenk' ich den Hut, und gehe zur andern, die eben das thut." — Das sollen keine Maximen sein, sondern individuelle Stimmungen des Moments. Seine Geliebte ist ihm untreu geworden, und aus Rache wird er lüderlich: das ist nicht fein; aber so hat doch schon in aufgeregter Stimmung der Eine und der Andere empfunden. „Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten, als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt!" — Und dazu stehn jenen sinnlichen Schilderungen und frivolen Einfällen die zartesten Empfindungen gegenüber: das eine wie das andere ist Eingebung des Moments.

„Will ich dich doch gerne meiden, gieb mir nur noch einen Kuß, eh' ich sonst das letzte leiden und den Ring zerbrechen muß . . . In den Wäldern will ich irren, vor den Menschen will ich fliehn, mit verwaisten Tauben girren, mit verscheuchtem Wilde ziehn, bis der Gram mein Leben raube, bis die Kräfte sich verschrein; und da soll ein Grab von Laube milder als dein Herze sein."

. . . „Hier war es, wo ihr Haupt mir oft die Achsel drückte — verschweigt ihr Linden mehr als ich nicht sagen darf — hier war es, wo sie mich mit Klee und Quendel warf, und wo ich ihr den Schoß voll junger Blumen pflückte. Da war noch gute Zeit! — Mein Herz, was kommt dir ein? Du liebest Flavien — sie ist ja nicht mehr dein!"

„Was ich in Gedanken küsse, macht mir Müh' und Leben süße und vertreibt so Gram als Zeit; Niemand soll es auch erfahren, Niemand will ichs offenbaren, als der stummen Einsamkeit."

„— Ich weiß noch wohl die liebe Zeit, in der ich mich genug erfreut . . . Wie? was erzähl' ich einen Traum? Zum wenigsten gedenkt michs kaum. Mein Gott, wie ist die Zeit entronnen! Was hast du, Herz, von aller Lust? Dies, daß du Reu und Leid gewonnen, und wissen und entbehren mußt!"

Solche Innigkeit des Fühlens und solche Melodie des Tonfalls ist im weltlichen Lied — vielleicht ein Paar Volkslieder ausgenommen — vor Goethe

nicht dagewesen. — Freilich findet man auch andere Klänge. — Die dem Johannes Secundus (beiläufig mit großem Talent) nachgebildeten „Hochzeitscherze" sind arg; indeß ertrug die Zeit in dergleichen viel. Naiv war diese Sinnlichkeit freilich nicht; man wußte sehr gut, was Zote war: die heikelsten Worte sind punktirt. — Einzelne humoristische Einfälle muß man nicht so genau nehmen. So hat es vielfach Anstoß erregt, daß über zweien seiner Gedichte steht: „als er dicht berauscht war!"

„Mags doch sein! ich will verehren, was ich nicht genießen kann! Willst du meine Lieder hören, o so hör' auch dieses an: daß der Strahl von deinem Glanze, welcher dich vor Andern ziert, auch den Ruhm von meinem Kranze mit sich auf die Nachwelt führt."

. . „Die Welt ist jetzo voller Narren, und darum bin ich einer mit, und der hat wohl den größten Sparren, der aus gemeinem Gleise tritt . . . Ihr Narren lügt, so will ich lügen, bis daß wir alle Kappen kriegen."

Für einen „dichten Rausch", in welchem man nichts Schlimmeres macht, als solche Verse, fällt man wohl nicht der ewigen Verdammniß anheim. — Uebrigens waren die schlimmeren Folgen seines Studentenlebens handgreiflich: er hatte seine Medicin versäumt, seine Gesundheit war auch wohl angegriffen, und er steckte tief in Schulden. Als er Wittenberg verlassen wollte, ließen ihn seine Gläubiger verhaften; der aufgebrachte Vater erklärte, ihn nicht weiter unterstützen zu wollen; doch fand er Freunde und Gönner, die ihn losmachten, und so kam er Juni 1717 nach Leipzig. Nur anderthalb Jahr hatte er in Wittenberg zugebracht: besaß er nun die Kraft, sich von seinem bisherigen Treiben loszureißen, so dürfte man von diesen Jugendstreichen kein großes Aufheben machen.

Leipzig war im Gegensatz zu Wittenberg eine höchst respectable Universität; in der reichen Kaufmannswelt mußte der Student sich den Sitten fügen. Günther muß doch nicht so zerlumpt ausgesehen haben, wie er humoristisch sich selbst schildert, denn Burkhard Mencke (er wurde 27. April 1719 zum viertenmal Rector Magnificus) nahm sich freundlich seiner an und führte ihn in die besten Gesellschaften ein. Daß er seine lustigen Bekanntschaften fortsetzte, sah er ihm nach. Die schlimmste Frage war: wovon sollte der junge Mann leben? Heute giebt man Privatstunden oder schreibt Theaterrecensionen; das Erste scheint Günther gethan zu haben, aber es brachte nicht viel ein; zum Zweiten gab es damals noch keine Gelegenheit. Zahlende Buchhändler gab es wenig, die einzige Art, sich zu erhalten, war die versificirte Gratulation und Condolation; davon lebte alle Welt. Günther hatte ansehnliche Clienten, seine Arbeiten fanden Beifall, auf den Tod der Frau Consistorialräthin Löscher machte er sogar vier lange Carmina: eins im Namen

des ehrwürdigen Gatten, eins für den Sohn u. s. w. — Das Elend ist nur, daß grade Günther, ein echter Dichter, sich durch diese unwürdige Beschäftigung (unwürdig im ästhetischen Sinn) sein bestes Talent verkümmern mußte. Daß er außerdem zu seinem Privatvergnügen Satiren auf wirkliche oder vermeintliche Feinde machte, ebenso geschwätzig, als jene Huldigungen, besserte die Sache nicht. — Mencke hoffte, ihn durch einen großen Wurf aller Noth zu entheben. Ein lüderlicher, im Spiel ruinirter Cavalier, Hohendorff († 1719), hatte 1705 durch ein Lobgedicht auf den Prinzen Eugen sich die bescheidene Summe von ungefähr 50,000 R. erworben; warum sollte es dem viel talentvolleren Günther nicht auch gelingen? Der Friede von Passarowitz war geschlossen, Juli 1718, Mencke munterte seinen Schützling auf, zur Feier dieser Begebenheit den Pegasus zu besteigen. Günther vollzog seine Aufgabe, Mencke, mit dem Gedicht höchlich zufrieden, schickte es nach Wien, aber es trug ihm blos Ruhm und eine kahle Danksagung ein, während Pietsch durch eine ähnliche Arbeit die Professur in Königsberg erwarb.

Es finden sich in diesem Gedicht einige kecke, realistisch ausgeführte Schlachtbilder, welche zeigen, daß Günther's Einbildungskraft wohl fähig war, die Details zu einem großen Gemälde zu finden: sie sind roh aber kräftig. Allein das Ganze verräth eine völlige Unfähigkeit zur Composition. In Melodie wie in Gemüthstiefe stehn Günther's Liebeslieder weit über diesem epischen Versuch.

Die geistlichen Gedichte haben bei ihm nur dann Interesse, wenn sie ganz subjectiv gehalten sind, d. h. wenn sie aufhören, Gesänge der Gemeinde zu sein. — „Nun lieber Gott, du bleibt ja lange, ich weiß nicht, was ich denken soll. Der Zweifel macht die Hoffnung bange, ich weine Bett und Bibel voll. Ach soll denn ich, nur ich allein ein Greuel meines Schöpfers sein? — Ich mag mich schicken, drehn und winden, es ist mit allem nichts gethan. Ein Sperling schläft in hohen Linden, und findet, wo er füttern kann. Mich jagt die Mißgunst hin und her, und macht mir noch die Armuth schwer" u. s. w.

Diese Stimmung färbt auch seine „Satiren": sie zeichnen sich vor andern jener Zeit dadurch aus, daß der Dichter frei mit der Sprache herausgeht, und treffen mitunter den faulen Fleck; im Ganzen aber verrathen sie mehr Heftigkeit als Kraft. . . . „Dort grunzt das Murmelthier, der falsche Pietist, der nur, wie Sodoms Frucht, von außen kostbar ist! . . . Ists Unrecht, daß man die mit Hasenschrote brennt, die, so an Sanftmuth stets dem Meister folgen sollen, und doch so ungestüm bei Lastern fromm thun wollen? Bei Lastern, die ihr Witz in fremde Schmach verhüllt, ihr Witz, den vor der Zeit der Wollust Ohr gefüllt, jetzt aber seinen Rest, den die nicht gar verschwendet, nach Pharisäer Art auf's Ketzermachen wen-

det" u. s. w. Daß seine Satire durchweg Ausfluß subjectiver Stimmung ist — bei seiner Lage und der Unstetigkeit seiner Existenz erklärt sich die oft wiederholte Klage hinlänglich — sagt er selbst. Er schildert seine Zweifel an Gottes Güte, der ihn doch immer im Stich lasse: — „So ängstlich, werther Freund! schreit oft mein Widerwillen, wenn Schatten, Stern und Schlaf Welt, Luft und Auge füllen, und wenn die Einsamkeit der kummervollen Nacht den Zustand meiner Noth im Finstern klarer macht. Da setzet sich mein Geist im Umsehn keine Schranken, da sinnt er hin und her, da spielt er in Gedanken, da seh' ich selbst in mir die Händel dieser Welt, den bösen Lauf der Zeit im Spiegel vorgestellt; da find' ich nichts als List, und weder Treu noch Glauben" u. s. w. — Das ist nicht die Sprache eines Reformators, es ist nur die Projection des mit sich selbst entzweiten Innern in die Außenwelt, wo es freilich an Farben und Linien, diese Visionen auszufüllen, nicht im Mindesten fehlt. — „Dies aber, daß ich noch die Feder mühsam führe, geschieht nur mir zu gut, dieweil ich wirklich spüre, es mindre sich der Schmerz, sobald die Cither klingt" . . . „Der Schmerz wird leicht betrogen, so oft der müde Geist zu eifrig nachgedacht, und Schwäch' und Mattigkeit das Holz zu Federn macht; ja, was mich oft ergötzt, so helfen mir die Träume zu dem den ganzen Tag umsonst gesuchten Reime. Solch Mitleid hat mit mir ein Schatten oder Geist." — Dann fällt ihm ein, bei einem Blick auf die Sonne, daß es ihr geht wie ihm: („das Gleichniß thut mir weh!") — „Sie, die den Erdkreis stets mit Wärm und Wachsthum trifft, bekommt doch nichts davon, als Dünste voller Gift. Ich, dessen Trost und Rath vor diesem viel beschienen, getrau mich nicht einmal des Klagens zu erkühnen. So spiel' ich halb verrückt mit Bildern, Noth und Schmerz; erholt sich die Vernunft, so fühl' ich noch ein Herz, an welchem Trieb und Zucht, Exempel, Lehr und Fassen noch manche Freiheitsspur der Weisheit übrig lassen. Denn hängt der Himmel gleich nicht immer Geigen voll, so find' ich gleichwohl Ruh, wo Jeder suchen soll, ich mein', in eigner Brust: da lern' ich im Betrachten viel, was die Welt erhebt, gering und schändlich achten, und will es, was sie schilt, ganz gut und anders sehn: das Fernglas darf ich auch nicht erst gen Himmel drehn, ich bin der Erde nah, hier leben große Wunder, die größten in mir selbst: die Seele, die den Zunder zu Mehrung ihres Heils blos in sich selbst ernährt, wie sehr sich ihr Verstand ermuntert und verklärt, begreifet, nimmt und theilt, verbindet, unterscheidet, zu diesem Hang verspürt, zu jenem Ekel leidet, und niemals feiern kann. Da bring ich ganz genau auf Ursach und Beweis." U. s. w.

Wahrscheinlich gehört dies Gedicht bereits einer spätern Zeit an, wo ernstere Schicksale ihm den Ernst des Lebens näher gerückt hatten. Denn

bald nahm, freilich durch seine Schuld, durch die Schuld seiner Charakterschwäche, sein Leben eine schlimme Wendung:

In Dresden wurde im Frühling 1719 „ein Mensch“ gesucht, „der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofs etwas in der Geschwindigkeit aufzusetzen geschickt wäre;“ man wandte sich an Mencke, der in solchen Dingen Rath schaffen mußte. Günther wurde eilig aufgefordert, ein Lobgedicht auf den König von Polen zu verfertigen — das wenig Talent verräth, die Stelle sittig auszufüllen — und im Anfang des Sommers nach Dresden geschickt, um sich persönlich vorzustellen. Leider hatte er das Unglück, bei der Audienz schwer betrunken zu sein und deshalb mit Schimpf und Schande entfernt zu werden. Es heißt, daß eine Intrigue daran schuld war, er hatte sich mit seinen Satiren viel Feinde gemacht, auch mochte König, Besser's Günstling, der noch dazu von einer mächtigen Person, der Opernsängerin Jungfer Schwarz beschützt wurde, den Concurrenten nicht gern sehn.

In dieser Zeit erfuhr er, daß seine Leonore Wittwe sei; die alte Liebe regte sich wieder, und er reiste den 2. Sept. 1719 nach seiner Heimath ab. Sein Vater, den er in Striegau zuerst aufsuchte, ließ ihn nicht vor, dagegen fand er die alte Geliebte in der Nähe von Schweidnitz wieder, und verlebte mit ihr glückliche Stunden. „Die Regung ist zu scharf, ich muß dich stumm umfangen, ein Blick, ein Druck, ein Kuß vertritt der Zunge Pflicht. Ihr Jahre, die ihr spät und unter Noth vergangen, verzeiht mir jeden Fluch; ich klag' euch weiter nicht.“

In der Absicht, das Studium der Medicin wieder aufzunehmen, kam er Mitte October nach Breslau, wo er von einer Menge alter Universitätsfreunde freudig empfangen und in die schwelgerischen Kreise des reichen schlesischen Adels aufgenommen wurde. Seine besondere Gönnerin war die „Sappho Schlesiens“, Frau Marianne v. Breßler. Die Medicin blieb bald wieder liegen, Herr v. Breßler hatte einmal den Einfall, ihn bei einem Grafen Schafgotsch als Informator unterzubringen, aber die Dresdner Scene wiederholte sich, und selbst Marianne sah sich, wenn auch mit Betrübniß, veranlaßt, den Dichter als unbequem zu entfernen.

Von Breslau ging er Febr. 1720 nach Lauban, um dort ärztliche Praxis zu treiben. Es wurde nichts daraus, er verfiel in Krankheit und schweres Elend. In seiner Hoffnungslosigkeit schickte er Leonore einen Scheidebrief: — „Nimm also, liebstes Kind! dein Herz — o schweres Wort! — zurücke, und kehre dich an keinen Schmerz, womit ichs wiederschicke. Es ist zu edel und zu treu, als daß es mein Gefährte sei, und wegen fremder Plage sein eigen Heil verschlage. — Du kannst dir durch dies theure Pfand was Köstlichers erwerben, mir mehrt es nur den Jammerstand, und läßt

mich schwerer sterben; denn weil du mich so zärtlich liebst, und alles vor mein Wohlsein giebst, so fühl' ich halbe Leiche auch zweifach scharfe Streiche. — ... So brich nur Bild und Ring entzwei, und laß die Briefe lodern; ich gebe dich dem Ersten frei, und habe nichts zu fodern." —

Noch einmal nahmen sich die Freunde seiner an; er wurde in Lauban losgemacht, und ging, nachdem er es wieder umsonst bei seinem Vater versucht, Herbst 1720 nach Kreuzberg. Ein neuer Gönner, Herr von Nimptsch auf Bischdorf, suchte durch eine Heirath seinem Leben einen Halt zu verleihn: durch seine Vermittelung verlobte sich eine Pfarrerstochter, Phyllis, die sich erst spröde gezeigt, 2. April 1721 mit dem Dichter; der Verlobungsring, den er schenkte, war mit einem Todtenkopf geziert. „Erschrick nicht vor dem Liebeszeichen, es träget unser künftig Bild, vor dem nur die allein erbleichen, bei denen die Vernunft nichts gilt. Wie schickt sich aber Eis und Flammen? wie reimt sich Lieb' und Tod zusammen? — Es schickt und reimt sich gar zu schön, denn beide sind von gleicher Stärke, und spielen ihre Wunderwerke mit allen, die auf Erden gehn."

Man hatte ihm die Bedingung gestellt, sich mit seinem Vater auszusöhnen; als ihm das mißlang, zerschlug sich auch die Verlobung, und er irrte nun unstät umher, in Jauer, Liegnitz (August 1721), auf den Gütern der benachbarten Edelleute, in Landshut (Sommer 1722). Man empfahl ihm, sich durch ein Lobgedicht den Grafen Sporck zu verpflichten; auch dieses brachte ihm nur eine karge Gabe ein. Fünfmal war er nach Striegau gepilgert (das letzte Mal im Spätherbst 1722), der Vater hatte ihm stets die Thür verschlossen; noch einmal versuchte er es, ihn durch ein langes Gedicht zu rühren. Das Gedicht wird noch heute seine Wirkung nicht verfehlen, hauptsächlich weil der Sohn, bei aller Ehrfurcht und Hingebung, doch nie gemein wird, sondern in der Hauptsache stolz bei seiner Ueberzeugung stehen bleibt. Es ist eine an sich nicht unedle Natur. „Was ich dann und wann versehn, ist die Hitze junger Jahre." — Zuerst erinnert er den Vater an frühere gute Stunden. — „O wie mancher Abendstern sah mich unter deinen Lehren! Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren, wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhitzter Sehnsucht hing, und der Nachdruck beider Sprachen lustig ins Gedächtniß ging" u. s. w. — Dann sucht er die Angriffe seiner Feinde abzuwehren, z. B., daß er kein Christ sei; wenn auch sehr gelinde, wagt er es doch, den Vater vor pietistischen Grübeleien zu warnen. — „Dies gesteh' ich ohne Furcht, daß ich manch verwirrt Geschwätze, das in Glaubenssachen schwärmt, vor geringe Possen schätze ... Hebe dein betrübtes Haupt, und ermuntre das Gesichte, und vertiefe dich nur nicht in die heimlichen Gerichte, die der Rath der heilgen Wächter täglich zu bewundern

giebt, sondern laß es dir gefallen, weil Gott auch in Schlägen liebt." — In Beziehung auf seine Kunst hebt er stolz das Haupt. — „Ich empfand schon als ein Kind ihren Trieb im Herzen brennen. Da mich nun die blinde Neigung ihr schon damals zugeführt, schenk' ich ihr auch noch die Liebe, die anjetzt Vernunft regiert. Will man sie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten, hat man freilich den Parnaß vor ein Grillennest zu achten. Hochzeitreime, Todtenflüche und ein buntes Quodlibet nebst erfrornen Buhlerflammen u. s. w. Dichter, sind sie, was sie sind, müssen feuerreiche Gaben, Witz, Verstand, Gelehrsamkeit, Tugend und Erfahrung haben, und die Menschen, deren Augen die entblößte Wahrheit fliehn, durch die Weisheit in den Bildern nur mit Lust zum Guten ziehn . . . Alles Schadens ungeachtet, den dadurch mein Leib bekommen, hab' ich, ohne Ruhm gesagt, an Erfahrung zugenommen: soviel Kreuze, soviel Schulen, die mich wahrlich mehr gelehrt, als man im Pedantenstaube von den Maulgelehrten hört . . . Jetzo bet' ich Tag für Tag bei so überhäufter Plage: nimm mich doch, mein Gott! nicht weg in der Hälfte meiner Tage!" — Nun wendet er sich an das Herz des Vaters. — „Scheint dir auch die Art und Weise meines Lebens wunderlich, ach dem ist bald abgeholfen! und womit? — versöhne dich! Denke, was der Unmuth thut, wenn uns Freund' und Feinde kränken, wenn man krank und in der Fremde bei Verfolgung und Verdruß wegen Andrer Groll und Zwietracht alles Unrecht leiden muß; wenn uns innerliche Reue, äußerlicher Mangel dränget; wenn sich Anverwandter Haß unter unsre Feinde menget . . . da verliert sich die Geduld, da vergißt man sich und alles, läßt es durch einander gehn, strauchelt oft aus Furcht des Falles. Man getraut sich nichts zu wagen, man verfällt von Zeit zu Zeit, und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit. O wie oft hat Fleisch und Blut durch ein ungeduldig Schmollen, weil kein Retter kommen will, die Verzweiflung rufen wollen; dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heil des ganzen Lebens, alles, was ich denk' und thu', wird durch deinen Zorn vergebens . . . Vater, denkt denn deine Liebe gar an keine Wiederkehr? Ach ich bitte deinetwegen, mach uns nicht das Sterben schwer!"

Die Antwort des liebenswürdigen Vaters bestand darin, daß er ihm bei seinem Fluch verbot, je wieder sein Haus zu betreten. Unter solchen Umständen wird man sich nicht wundern, wenn man Stimmungen begegnet, wie die folgende. — „Ich höre, großer Gott! den Donner deiner Stimme. Du hörest mich nicht mehr; ich soll von deinem Grimme aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer sein. Ich soll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein. Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade, ich will nicht, daß dein Herz mich dieser Straf' entlade. Du bist kein Vater mehr, als Richter bitt'

ich dich — vergiß vorher dein Kind, nachher verstoße mich!" — Es ist doch Race in dieser Verzweiflung!

Man lese noch folgendes Gedicht. Der Dichter sieht im Traum ein krankes Frauenbild, von wilden Nachtgestalten gequält, gehetzt, athemlos niederstürzen: „Die Gegend von dem Trauerspiele wies in der Näh' ein lustig Feld: auf diesem lacht' und scherzten viele, wie wenn man etwa Hochzeit hält. Es waren Freund' und Anverwandten, die unsrer Aermsten Noth wohl kannten; sie rief, sie schrie, sie weint' und bat, und streckte die zerfleischten Armen. Nicht einer war, der aus Erbarmen nur wenig Schritte näher trat. — Drauf ächzte sie zum letzten Male: ach Himmel! hilf mir aus der Noth! Er that es mit dem schärfsten Strahle, sein Mitleid war ihr schneller Tod. Die Feinde schleppten ihre Leiche durch Wege, Sand, Morast und Sträuche, ihr Grabmal war ein wüster Ort. Mein Aug' erschrak vor solchem Grimme, und wachte gleich von dieser Stimme: So schickt man deine Jugend fort!"

Krank, innerlich gebrochen, kam er Mitte December 1722 in Jena an. Aus dieser Zeit sind noch einige seiner zartesten Lieder. Endlich sieht er den Tod kommen, und dichtet seine „letzten Gedanken." . . . „Freilich ist's ein harter Stoß und ein Kelch voll Myrrh' und Gallen, wenn ein junger Baum verdorrt und die ersten Blüthen fallen. Freilich braucht es tapfre Füße, sonder Gram dahin zu gehn, wo die Träger unsrer warten und die Bahren fertig stehn! Doch da Schickung und Gewalt Keinem etwas Neues machen, und das alte muß! erklingt, nehm' ich unter Scherz und Lachen meinen Abschied von der Erde, wie ein Gast bei später Zeit lustig von dem Schmause wandert, und noch manchen Jauchzer schreit . . . Arme Mutter! die du jetzt mein entferntes Grab bethräneſt, und vielleicht den kranken Leib auch schon an die Bahre lehnest, nimm sammt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht, weil die Wehmuth des Gemüthes Reim und Kiel zu Schanden macht." — Dann wendet sich Günther an die alten Schulgesellen; er verlangt von ihnen die Anerkennung, daß er „sonder Eigennutz und Blendwerk aller Wahrheit nachgestrebt." — „Sollte einer unter euch um mein Grabmal Kräuter lesen, o so wünsch' er mir dabei ein geruhiges Verwesen, und erinnre seinen Nachbar, hier schlief unser Bruder ein, der uns oftenmals ermahnte: Brüder laßt uns lustig sein! . . . Allerliebstes Vaterland! Günther wird nicht wiederkommen, da ihn nun ein fremdes Grab aller Noth und Last entnommen, dank ich deinen schönen Grenzen vor das erst gegebne Licht, das sich allgemach verzehret, und mir schon das Auge bricht. Jetzo werd' ich dort nicht mehr die vergnügten Saiten stimmen, noch in Philindrenens Schoos den erhitzten Nacken krümmen . . . Etwas drückt mir noch das Herz, daß ich jetzo

doch nicht wüßte, daß die Liebe, wenn sie trennt, gar zu heftig plagen müßte! Komm, du Liebste meines Herzens, schau, es geht zur letzten Ruh; komm und drücke, schönste Seele! mir nur noch die Augen zu . . . Brich nur jetzt den Hoffnungsstab, reiß den Myrthenkranz in Stücke . . . und gedenk an deinen Dichter, der dich mit Gefahr geliebt, und dir jetzt die kalten Thränen, den betrübten Brautschmuck giebt . . . Seele, fort! du hast nun Zeit, deinen Frieden zu bedenken. Aber welch ein Zweifelmuth mehrt dein innerliches Kränken? Wirst du durch dies Ganze wandern? Bist du etwas oder nichts? oder ein getrennter Funke von dem Wesen jenes Lichts? Laß den Kummer! er bethört; geh am sichersten und glaube deines Wesens Ewigkeit. Mach' es wie die Turteltaube, fleuch vor Angst und Sturm und Wetter aufs Gebirge Golgatha, fleuch und suche sichre Ritzen, denn der Räuber ist dir nah. Du gekreuzigte Geduld! die du leidest und doch schweigest, und so viel du Grausamkeit, auch Erbarmungszeichen zeigest . . . ich ergreife dein Verdienst, ich vertraue deinen Wunden, hat doch auch des Schächers Herz Ruh in dieser Freistatt funden . . . Lebe wohl, bethörte Welt! leb'! ich wünsche dirs zum Possen . . . Hat sich etwa noch dein Zorn nicht genug an mir gerochen, o so sättige dein Maul mit den abgefleischten Knochen! Dieses Spiel mit meinem Körper gönn' ich dir zur Dankbarkeit, weil du mich durch so viel Stöße einmal aller Last befreit."

In den geistlichen Liedern jener Zeit herrscht freilich eine einheitlichere Stimmung als in diesem wilden Humor: die Seele wäscht sich in Jesu Wunden rein, und mit dieser conventionellen Verklärung ist Alles gut. — Aber diese Poeten glauben auch nicht an das Leben; Günther glaubte daran, und sprach daher aufrichtig, wenn auch nicht ganz orthodox. — Er starb den 15. Merz 1723. Noch in demselben Jahr erschien der erste Band seiner gesammelten Gedichte; die folgenden 3 Bände 1724—1735.

Ein Fortschritt ist in seiner Entwicklung unverkennbar; ob dieser bei längerem und glücklicherem Leben weiter hätte führen können, ist schwer zu sagen, da seine beiden Grundfehler — die zu leichte Arbeit und der Mangel an Anschauung ins Große — nicht leicht zu beseitigen waren.

Bald nach der ersten Ausgabe Günther's erschien eine Recension in den deutschen Actis Eruditorum, die man seinem alten Gönner Mencke zuschreibt. „Günther's Gedichte fließen unvergleichlich, sind voll Feuer und führen etwas ungemein Reizendes bei sich. Ich habe den Verfasser sehr wohl gekannt. Er war von derjenigen Art von Poeten, welche ein aufgewecktes, sorgenfreies und so viel als möglich alle Tage lustiges Leben lieben. Seine Fähigkeit war ausnehmend, aber seine Art zu leben etwas frei und so beschaffen, daß er zu dem Valeriano de Infelicitate literatorum ein schönes Supplement geben

kann. Er brachte den letzten Theil seiner Jahre in ziemlicher Dürftigkeit zu, fand aber überall Freunde, weil ihn sein angenehmer Umgang und munteres Wesen bei Jedermann beliebt machte. Die gegenwärtigen Gedichte hat er keineswegs mit zerfressenen Federn und vieler Vorbereitung, sondern größtentheils aus dem Stegreif geschrieben, und da sie doch so wohl gerathen, so würde er unfehlbar einer der größten Poeten geworden sein, wenn er zu gehöriger Reife gekommen und in nützlichen Wissenschaften weiter gegangen wäre. Eins und das andere könnte fleißiger ausgearbeitet sein . . . Wenn ein Brockes, den das Glück in einen so vortheilhaften Zustand gesetzt, daß er nur zum Vergnügen arbeiten darf, etwas schreibt, so hat er Muße und Gelegenheit, etwas Schönes zur Welt zu bringen. Aber wenn ein armer Günther singt, sich etwas zu seinem Unterhalt zu verdienen, so kann es nicht fehlen, es muß mitunter ein heiserer Ton vorkommen." — So dachte ein respectabler, hochangesehener Professor des orthodoxen Leipzig.

Leider war gerade Leipzig, welches man anfing Klein-Paris zu nennen, weil die französischen Sitten immer mehr darin überhand nahmen, der Mittelpunkt der schlechten Literatur, die auf die gemeinsten Bedürfnisse der Menge speculirte. In Günther's Gedichten war Vieles anstößig, aber die Wärme der Empfindung machte es zum Theil wieder gut, in den meisten Romanen dagegen herrscht ein widerwärtiger Geist der Lüsternheit. Faßmann's „Todtengespräche," 1718—1739, geben ungefähr den Leitton für diese Poeten. Der fruchtbarste derselben war der Steuereinnehmer Henrici zu Leipzig, der unter dem Namen Picander Gelegenheitsgedichte und Lustspiele schrieb, unter denen der „academische Schlendrian," 1726, das berufenste ist. Wenn auch stark übertrieben, mag die Lüderlichkeit dieser Stücke doch einigermaßen auf dem Boden der Wirklichkeit stehn. Die ärgsten Producte sind „die zehnmal übel gerathene Heirath," 1735, und „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier", 1738: das Letztere, bei aller Frechheit, nicht ohne Geist geschrieben.

Eine andere Richtung nahm der deutsche Roman durch die Uebersetzung des Robinson, 1721, auf die im Lauf eines Menschenalters einige 50 Robinsonaden folgten. Auch diesen Reisegeschichten liegt der alte Trieb zu Grunde, aus der engen Kleinbürgerlichkeit des deutschen Lebens zu entfliehen, aber so phantastisch die Abentheuer sich aufputzen, seit dieser Zeit bemühn sie sich doch um einige Realität. Man schwärmt nicht mehr für unsinnige Heldenthaten im fernen Asien, sondern man zeigt, wie die menschliche Erfindungskraft mit bescheidnen Mitteln sich selbst zu helfen, und sich auch unter den ungünstigsten Umständen ein leidliches Leben zu bereiten weiß. Diese Seite des Robinson hat Campe später ausschließlich hervorgekehrt und ein vollständiges Noth- und

Hülfsbüchlein daraus gemacht, aber sie war schon in der ursprünglichen Anlage vorhanden. Wenn ferner der frühere Roman großartige, glänzende und feenhafte Verhältnisse aufsuchte, wandert der neue in ein Reich der Unschuld und Natur, welches von den Lastern und Verirrungen der Civilisation noch nicht ergriffen ist. Freilich bleibt es oft nur beim guten Willen, in der Ausführung machen sich noch immer die alten Reminiscenzen geltend. Das ist z. B. der Fall bei der beliebtesten dieser Robinsonaden, der „Insel Felsenburg, 1731.

---

Uebersehen wir die verschiedenen Richtungen, welche sich bisher in der deutschen Literatur auf das Mannigfaltigste durchkreuzt hatten, in ihrer Gesammtwirkung, so stellt sich folgendes Ergebniß heraus.

Der Zunftzwang, welcher das literarische Leben der vorigen Periode beherrschte, ist gebrochen; es ist dem Juristen nicht mehr erlaubt, ausschließlich für Juristen, dem Theologen nicht mehr erlaubt, ausschließlich für Theologen zu schreiben. Die Facultäten haben ihr Ansehn verloren. Der Schriftsteller fühlt sich nicht mehr als Mitglied einer Gilde, deren Voraussetzungen und Vorurtheilen er sich anbequemen muß, und die ihn vor jedem Unglimpf unzünftiger Pfuscher sichert; er sieht sich auf seine eigene Kraft angewiesen, er kann sich frei bewegen, aber er muß sich nun auch die Mühe geben, sich selbst zu bestimmen. Zu dieser Zersetzung aller bisherigen Gliederungen haben die Pietisten ebenso beigetragen, als Thomasius oder Wolff; sie haben gemeinsam das Ansehn der Facultät erschüttert und dem Schriftsteller einen neuen Richter gegeben, dessen Voraussetzung er sich fügen muß. Dieser Richter ist das Publicum: der Schriftsteller fühlt sich zwar als seinen Lehrer, er hat die Aufgabe es zu bilden, aber um das zu können, muß er so schreiben, daß er verstanden wird und daß er Sympathie erweckt. Von der Beschaffenheit dieses Publicums hängt für die nächste Zeit die deutsche Culturbewegung ab.

Weder die höheren Stände, noch das Volk im eigentlichsten Sinne, Bauern oder Handwerker, gehören dazu; die Gesinnung der höheren Stände gegen den Schriftstellerstand wird theils durch August den Starken, theils durch Friedrich Wilhelm 1. charakterisirt. Ausnahmen sehr erfreulicher Art sind vorhanden, aber diese fügen sich durch Neigung oder aus anderen Gründen der überwiegenden Masse des eigentlichen Publicums, sie geben ihm keine standesmäßige Färbung. Die niedern Stände lesen noch weniger als zur Zeit der Reformation, auf sie ist gar nicht zu rechnen. Das Publicum, für welches der Schriftsteller denkt und empfindet, redet und dichtet, ist der Mittel-

stand, oder, wenn man will, das Bürgerthum. Die herrschende Klasse des Bürgerthums bilden noch immer die studirten Leute, die nun durch Thomasius und Wolff gelernt haben deutsch zu schreiben. An sie schließen sich die wohlhabenderen Kreise des eigentlichen Bürgerthums an, die deutsch lesen wollen. Die Fassungskraft dieses Publicums ist, wenn man den mittlern Durchschnitt zieht, nicht groß, es liebt weder die eigentliche Gelehrsamkeit noch heftige Aufregung des Gemüths; die Verwilderung, die aus dem dreißigjährigen Kriege zurückgeblieben war, ist vollständig beseitigt oder hat sich in den eigentlichen Pöbel zurückgezogen, der sich noch an den Späßen des Hanswurst erbaut, die Haupt- und Staatsactionen mit ansieht und lüderliche Romane liest. Die Mittelclassen haben jetzt ein großes Selbstgefühl gewonnen: die Gelehrten waren genöthigt gewesen sich in ihren Streitigkeiten auf den gesunden Menschenverstand und das Gemeingefühl zu berufen, sie hatten sich vor der Menge gebeugt. Das Publicum hatte kein Interesse mehr an den irrenden Cavalieren und den Hofgeschichten der „römischen Octavia," es wollte von sich selber Etwas hören. Es verlangte zunächst moralischen Inhalt, die Schriftsteller mußten auf Veredlung des Familienlebens und der Erziehung denken; es verlangte ferner eine klare und deutliche Darstellung, eine Sprache, deren Verständniß nicht zu viel Mühe kostete, die kein Aergerniß gab, und an der man sich bilden und erbauen könne. Es verlangte endlich eine gewählte Form; denn sobald der Mittelstand in den Vordergrund tritt, entwickelt er ein sehr entschiedenes Anstandsgefühl. Die Frauen spielen jetzt im Publicum eine große Rolle. Um ihr Zartgefühl nicht zu verletzen, muß man alle Derbheiten vermeiden; die Literatur wird sittig und gesetzt; sie gedenkt auch der jungen Welt und sucht derselben die Milch guter Gesinnung und gesunden Wissens einzuflößen; die Fabel nimmt einen breiten Raum ein; übertriebener Geist wird nicht begehrt, wohl aber nützlicher Inhalt und eine gewisse gelinde Schalkhaftigkeit, damit der Ernst der Moralität nicht in Pedanterie verfalle. Der Mittelstand verlangt tägliche Nahrung, und so entsteht die periodische Literatur, zunächst die moralischen Wochenschriften, auf die Familie berechnet, Unterhaltungen am häuslichen Herd, an gemüthlichen Winterabenden vorgelesen zu werden. Da die Erfindungskraft der Zeit nicht groß ist, muß das Ausland herhalten. Die moralischen Wochenschriften sind fast stets nach dem Muster der Engländer, bei denen gerade damals das Anstandsgefühl die erste Stimme führte. Die Zünfte waren gebrochen, aber der Einzelne fühlte sich unbehaglich, man mußte auf etwas Anderes denken, die alte Organisation zu ersetzen. Zu diesem Zweck entstanden überall, wo der Mittelstand im städtischen Leben sich behaglich fühlte, Gesellschaften von Literaten und Literaturfreunden, die sich gegenseitig vorlasen, was sie in Versen und Prosa geleistet hatten, so gut

oder so schlecht es sein mochte, und es dann auch der übrigen Welt nicht vorenthielten. Es ist wiederum der „gekrönte Palmenorden", aber mit dem wichtigen Unterschied, daß nicht mehr Fürsten und Herren zusammentreten, um die Literatur künstlich zu heben, sondern der Bürgerstand selbst. Solche Gesellschaften bestehen in Leipzig, in Hamburg, in Zürich; soll aber die ganze Nation sich dieser Organisation erfreuen, so muß Methode hineingebracht werden. Es ist nöthig, daß eine unverdrossene Arbeitskraft die Sache in die Hand nimmt, ein Mann, der nicht müde wird, sich nach allen Seiten hin umzusehen, jeden Einzelnen zu bearbeiten und für seine Zwecke zu gewinnen; der sich zu fügen und zu schmiegen weiß und dabei doch die Zähigkeit, Ausdauer und Selbstsucht besitzt, die Masse, deren echter Repräsentant er ist, nie aus der Hand zu lassen; ein Mann, der durch sein eigenes Selbstgefühl das Selbstgefühl der Masse anständig vertritt, der Alles leistet, was sie verlangt, und sie niemals durch excentrische Einfälle ärgert. Um einmal einen seltsamen Vergleich zu wagen: — was Robespierre für den patriotischen Jacobiner, das wurde Gottsched für den deutschen Philister. Denn war auch die Form der Zünfte gebrochen, der Geist des Spießbürgerthums war geblieben, er hatte sich nur ausgedehnt und war deutsch und patriotisch geworden.

Warum sollte der Deutsche jetzt noch hinter dem Ausländer zurückstehen, da er Wolff hatte, den Lichtbringer Europas! In der Philosophie hatte man die erforderliche Höhe erreicht, es galt nun, auch in den übrigen Gattungen mit dem Ausland zu wetteifern, namentlich in der Poesie und Beredsamkeit, und es war natürlich, daß man wieder auf das Vorbild des Opitz zurückging, nur mit zeitgemäßen Reformen. Die bürgerliche Gesellschaft kann nur durch Regeln organisirt werden; Regeln für die Moralität, Regeln für den Anstand und das Betragen, Regeln für den Geschmack und für die Kunst. Denn wenn man sich nicht an eine bestimmte Regel halten kann, so hat die Willkür wieder freies Spiel! Um sicher zu sein in ihrem Eigenthum, verlangt die Mittelklasse einen höflichen Dictator, der ihr die Mühe des Denkens und Urtheilens erspart, und wenn dieser Dictator sein Publicum richtig versteht, so wird er sich hüten, selbstständig Etwas zu erfinden, er wird auf eine bereits bestehende Autorität hinweisen. Für das philosophische Denken genügte Wolff, in der Poesie und Beredsamkeit konnte man auf die Alten zurückgehn, da man ja immer darauf zurückgegangen war; und wo es an Gelehrsamkeit fehlte, aus der wirklichen Quelle zu schöpfen, hatte man die Nachbarn zur Hand, die den ganzen Aristoteles § für § in ein System gebracht hatten. Das Zeitalter Ludwigs 14. war bereits classisch, es war jetzt auch in England anerkannt und hier gab es Handbücher jeder Art, aus denen man lernen konnte, wie eine classische Tragödie, ein classisches Lehrgedicht, ein classisches

Epos, eine classische Fabel beschaffen sein müsse, um den guten Geschmack zu befriedigen und keinen Anstoß zu geben.

Wenn man einmal von Gottsched gar Nichts mehr wissen wird, bleibt er doch unsterblich durch das kleine Bild in Dichtung und Wahrheit: wie der riesengroße, respectable alte Herr dem Bedienten, der ihm zu spät die Perücke bringt, eine schallende Ohrfeige giebt, zugleich mit anmuthiger Geschicklichkeit die Allongeperücke auf das kahle Haupt wirft und dem Besuch mit verbindlicher Würde entgegentritt. Das Bild prägt sich so dem Gedächtniß ein, daß man sich schwer vorstellen kann, Gottsched sei einmal jung gewesen: und in der That werden auch wohl in dem zwanzigjährigen Gottsched die Züge des sechzigjährigen wieder hervortreten.

Gottsched war 2. Februar 1700 zu Judithen bei Königsberg geboren, natürlich Predigerssohn. Als hoffnungsvoller Knabe hatte er schon im 14. Jahre in Königsberg Theologie studirt, Gedichte und academische Abhandlungen geschrieben und bei seinem Lehrer Pietsch, dem Professor der Poesie, großen Beifall gefunden. Im 21. Jahr disputirte er über die Monaden, gegen die er einige Zweifel äußerte; in den Schulwissenschaften war er zurückgeblieben, Griechisch verstand er fast gar nicht, Latein und Französisch nicht viel; desto eifriger hatte er Wolff's „Vernünftige Gedanken" studirt. „So voll mein Kopf schon von philosophischen Meinungen war, so ein starkes Licht ging mir aus diesem Buche auf einmal auf. Alle meine Zweifel, womit ich mich vorher gequält hatte, löśten sich allmälig auf. Ich hub an Ordnung und Wahrheit in der Welt zu sehen, die mir vorhin wie ein Labyrinth und Traum vorgekommen war." So vorbereitet, habilitirte er sich 12. Merz 1723 an der Königsberger Universität und hielt Vorlesungen, die aber durch die Furcht unterbrochen wurden, in die Hände der Werber zu fallen, die seiner Körpergröße bereits eine sehr bedenkliche Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Er ließ sich von Pietsch ein Empfehlungsschreiben an Mencke geben, dem er schon als Wolffianer willkommen war, und wanderte 1724 heimlich nach Leipzig aus.

Es konnte für die Reform der deutschen Gesellschaft kein besserer Boden gefunden werden, als Leipzig. Das Bürgerthum herrschte hier ausschließlich, von einem Adel war kaum die Rede, aber im Bürgerthum selbst galt eine strenge Stufenfolge. Was Ernesti in seinen academischen Reden über den Nutzen und die Nothwendigkeit einer städtischen Aristokratie sagt, paßt am besten für Leipzig: respectabel war Alles, aber der Grad der Respectabilität war je nach dem Alter und dem Wohlstand der Familien und nach dem Einfluß der einzelnen Professoren, die ihnen angehörten, sehr verschieden. Seit der Zeit, daß wir Leipzig nicht in's Auge gefaßt haben, hatten sich wieder

neue Familien erhoben, die Winkler, Plattner, Sandel u. s. w., der Mittelpunkt der anständigen Geselligkeit war Mencke's Haus. Mencke war Hofrath, Präsident der Görlitzer poetischen Gesellschaft, Leiter eines europäischen Blattes und Gönner und Beschützer der kleinen anderen Blätter; er hatte öfters Gelegenheit, die Universität auf dem Landtag zu vertreten. Nur insofern stand er nicht ganz auf dem Niveau seiner Zeit, als er lieber Latein als Deutsch schrieb. In diesen Jahren schrieb er unter Anderem gegen das Sectenwesen in Religion, Philosophie und Kunst; er klagte über den Verfall der Literatur, da es an Mäcenen fehle und man den Aristoteles verachte; in der Vorrede zu seinen vermischten Gedichten warnte er vor Satiren gegen Hochgestellte: nur allgemein verhaßte Personen dürfe man illustrationis causa nennen. Er war in jeder Hinsicht respectabel.

In diesem Hause wurde Gottsched als Hauslehrer aufgenommen; zugleich habilitirte er sich 18. Nov. 1724 mit einer Wolffianischen Abhandlung und hielt Vorlesungen über die schöne Wissenschaft, in denen er für die formale Bildung eiferte. Leipzig machte noch zu Goethe's Zeit den Anspruch darauf, das einzig reine Deutsch zu reden. Damals war es noch in weit höherem Grade der Fall, und Gottsched, als gelehriger Schüler, eignete sich bald alle Vollkommenheiten dieser Mundart an, die er seitdem mit äußerster Strenge als Richtschnur des guten Geschmacks festhielt. Das Vorbild seiner Prosa war Wolff, hinter dem er aber in jeder Weise zurückblieb; in der Poesie bildete er sich aus Pietsch, Canitz, Neukirch u. s. w. eine eigene Regel. Mencke führte ihn in die Görlitzer Gesellschaft ein, auf die er bald den größten Einfluß gewann. Mencke selbst, der immerwährende Präsident derselben, betrachtete sich nur als vornehmen Protector und ließ seinen jungen Schüler gewähren, der 1726 zum Senior gewählt wurde und es durchsetzte, daß aus der Görlitzer Gesellschaft eine „deutsche Gesellschaft" wurde, theils aus Patriotismus, der damals ebenso zum guten Ton gehörte als die Moralität, theils um damit den Wunsch auszudrücken, sie möge sich durch ihre Filiale über ganz Deutschland ausdehnen. Bisher hatte die Gesellschaft nur Poetisches geleistet, Gottsched sorgte dafür, daß auch die Beredsamkeit angebaut wurde, er trieb jeden Einzelnen, so viel als möglich zu dichten und zu schreiben, damit man doch endlich eine deutsche Literatur bekäme. Es wurmte ihn, wenn französische Schriftsteller die deutsche Sprache verspotteten, die doch über den weitesten Raum ausgedehnt sei, und im Grunde den ersten Rang verdiene. Schon 1727 waren die Leistungen der Gesellschaft so umfangreich, daß er sie herausgeben konnte; er widmete sie dem Grafen Manteuffel, einem vornehmen sächsischen Staatsmann, der sich eifrig für die Literatur interessirte und von dem Gottsched hoffte, er werde einmal die Stütze der Ge-

sellschaft sein. Um die Corporation recht fest zu halten, stellte er das Ganze so dar, als sei jedes einzelne Product gewissermaßen ein Werk der ganzen Gesellschaft, und es gelang ihm wirklich, diese in Deutschland so populär zu machen, daß es auswärts für eine Ehre galt, darin aufgenommen zu werden. Seine Bemühungen um die Cultur der Sprache waren zum Theil sehr anerkennenswerth: er kämpfte gegen den Schwulst, gegen die Sprachmengerei und gegen den Kanzleistil, und drang darauf, deutlich und correct zu schreiben. Nur gerieth es ihm in der Regel etwas zu gravitätisch, so daß sein Stil sich ziemlich schwerfällig bewegte. Daß die Franzosen in der Form sein Vorbild wurden, war natürlich; sie waren es auch für Thomasius gewesen, und bei dem Einen wie bei dem Andern war der Zweck, durch Nachahmung dessen, was bei den Franzosen gut war, die deutsche Sprache von dem blinden Einfluß der Franzosen zu befreien. Seine Uebersetzungen begann er mit dem Fontenelle (Gespräche zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten, Gespräche der Todten u. s. w.), womit er einen moralischen und pädagogischen Zweck verband. Die wichtigste Arbeit dieser Periode aber war eine moralische Wochenschrift „die vernünftigen Tadlerinnen," 1725—26, deren Hauptinhalt belehrende und erbauliche Aufsätze in der Weise des englischen Zuschauers waren und hauptsächlich die Frauenbildung im Auge hatten. Die Frauen wurden ausdrücklich aufgefordert, sich in ihren Mußestunden eifriger auf die Poesie zu legen, da diese Kunst doch so leicht zu erlernen sei: auch gehörten zur deutschen Gesellschaft in Leipzig mehrere Damen, namentlich eine gekrönte Dichterin, Frau Christiane von Ziegler.*) Doch nahmen die „Vernünftigen Tadlerinnen" auch einen kritischen Anlauf, und sprachen sich für jene Zeit ziemlich stark darüber aus. „Unsere heutige Welt ist ganz unerträglich, wenn man diejenigen Poeten, die einmal das Glück gehabt, ihr zu gefallen, ein wenig auf die Probe stellt und alsdann befindet, daß sie in ihren besten Meisterstücken sehr wenige oder wohl gar keine tauglichen Zeilen geschrieben. Der Pöbel sowohl als die Halbgelehrten bewundern ein jedes kahles Blatt, das außer den Reimen und der flüssigen Schreibart weder Verstand noch Geist in sich hat. Und es ist unmöglich, ihnen diese Hochachtung gegen solche nichtswürdige Dinge aus dem Kopfe zu bringen, man mag das abgeschmackte Wesen derselben noch so handgreiflich vor Augen stellen."

Es konnte Gottsched nicht entgehn, daß für sein Vorhaben, Sitte, Regel und Anstand in die deutsche Literatur einzuführen, Nichts so wichtig war, als das Theater aus seiner bisherigen Verwilderung zu befreien. Ueberall, wo ihm in der Literatur eine classische Periode entgegentrat, hatte

*) Geb. Romanus, verwittwet 1731, gekrönt 1734, † 1752.

auch das Theater geblüht und war künstlerisch nach dem feinsten Geschmack der Nation ausgebildet worden. In Deutschland herrschte Hanswurst mit seinen Zoten, nebenbei die Oper und das Ballet, für die sich in der Natur kein Gegenbild fand, und der Gang der Stücke war so verworren, daß kein gebildeter Geist seine Freude daran finden konnte. Das Vorbild der Franzosen lag am nächsten, doch fand Gottsched auch in den Kunstversuchen der früheren deutschen Literatur, in der schlesischen Schule, manche beachtenswerthe Leistung, die sich noch immer auf dem Theater geltend machen konnte. Hanswurst war der Führer der ganzen bösen Schaar, gegen ihn mußte der Hauptkampf gerichtet werden. Die gewöhnliche mythische Darstellung dieses Kampfes wird durch folgenden authentischen Bericht auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt.

In den Jahren 1725—1727 spielte der Principal Hoffmann in Leipzig, den Gottsched und seine Freunde vergebens zu bereden suchten, regelrechte Stücke aufzuführen. Die Gesellschaft löste sich aber im folgenden Jahr in Hamburg auf, und als die Reste derselben unter Neuber's Leitung, 1728, nach Leipzig kamen, hatten sie keinen Hanswurst. Neuber versuchte zuerst ihn selber zu spielen, da er aber keinen Beifall fand, gewann er rasch entschlossen das Publicum durch eine Farce: er ließ sich in seiner Maske vom Theater herausprügeln, und erklärte damit den Hanswurst für abgeschafft. „Ebenso unverhofft und schlau, als er in dieser, ihm schlechterdings nicht angemessenen Maske das Theater betreten, nahm er auch wieder von demselben Abschied, und um zu zeigen, daß sie künftig niemals wieder darauf erscheinen sollte, ließ er sich von seinen eignen Leuten recht heroisch daraus vertreiben. Die feierliche Abdankung des Hanswurst gehörte also einzig und allein dem Neuber'schen Witze zu, ohne daß Herr Professor Gottsched einen andern Anspruch daran zu machen hat, als daß er solche längst gewünscht, dazu gerathen und die Vollziehung mit Vergnügen gesehen."

Der Actus war in sofern von Wichtigkeit, als er Neuber nöthigte, mit den Schriftstellern, die ihn dabei unterstützt, auch weiter gemeinsame Sache zu machen. Die Vermittlung übernahm seine Frau, damals 28 Jahr alt, eine namentlich in Männerrollen sehr beliebte Schauspielerin, die Ehrgeiz und Entschlossenheit genug besaß, in Gemeinschaft mit Gottsched die Verbesserung des Geschmacks auf dem Theater allen Ernstes zu unternehmen. Es gelang der Truppe, einige vortreffliche Schauspieler zu gewinnen, z. B. Koch und Schönemann, so daß sie bald als die vorzüglichste aller deutschen Wandertruppen galt, auch wurde sie von dem Ceremonienmeister König in Dresden mit Decorationen und Garderobe unterstützt. Die Reform konnte nur sehr allmählig vor sich gehen, weil es an regelmäßigen Stücken fehlte, die gegeben

werden konnten; hier mußte nun Gottsched mit seinen Freunden zunächst durch Uebersetzungen aushelfen.

Ueber diesen theatralischen Bemühungen vergaß er aber die übrige Propaganda nicht. Zunächst galt es, die deutsche Gesellschaft in ihrem Ansehn zu befestigen; er gab 1728 ihre Reden heraus und gewann auswärtige Mitglieder von Gewicht, z. B. Mosheim, Februar 1728. Zugleich sorgte er für die Stiftung von Filialgesellschaften, erst in Jena, bald darauf in Königsberg. Gern hätte er auch den Hof und die Großen in sein Interesse gezogen, von denen doch, nach seiner Ueberzeugung, allein eine gründliche Reform ausgehen konnte. So mühte er sich um den sächsischen Minister, Grafen Manteuffel, der aber vorläufig kalt blieb; dagegen schenkte ihm König seine Gunst und gab ihm guten Rath, wie er durch Gratulationsgedichte und dergleichen die Mächtigen des Landes für sich gewinnen könne. Einer derselben, der Präsident Heinrich von Bünau, der berühmte Geschichtsschreiber, verschaffte im December 1729 ihm eine außerordentliche Professur.

Daneben führte er einen sehr ausgedehnten Briefwechsel und wußte auch mit den Franzosen Verbindungen anzuknüpfen. Fontenelle, Secretär der französischen Academie, schrieb ihm 24. Juli 1728: Il est impossible qu'un étranger comme moi juge en détail de ce qui peut vous convenir. Je vois seulement en gros que vous avez pour votre langue un zèle auquel je ne puis qu' applaudir. Il faut avouer que nous autres Français nous pourrions bien être trop prevenus en faveur de la notre, quoique la grande vogue qu' elle a dans toute l'Europe nous justifie un peu. Nous avons l'avantage qu'on nous entend partout et que nous n'entendons point les autres, car notre ignorance en ce sens là devient une espèce de gloire. Par exemple, vous Monsieur, vous savez très-bien le français, et moi je ne sais pas un mot d'Allemand. Cependant je ne crois pas que ce succès de notre langue vienne tant de quelque grande perfection réelle, qu'elle ait par dessus les autres, que de ce qu'on s'est fort appliqué à la cultiver, et de ce qu'on y a fait quantité d'excellens livres en tout genre, qui ont forcé les étrangers à la savoir. 'A ce conte vous n'avez qu'à cultiver autant votre langue, et c'est, à ce qu'il me paraît, le dessein que votre société a conçu avec beaucoup de raison. Je ne sais si l'Allemand est plus dur que le Français, car je me défie toujours un peu de cette dureté ou douceur prétendue. Une chose plus considérable et que j'entends reprocher à votre langue, c'est que vos phrases sont souvent extrémement longues, que le tour en est fort embarassé, le sens longtemps suspendu et confus: que les ouvrages de votre société donnent l'exemple

d'un meilleur arrangement u. s. w. — Das war vollkommen in Wolff's und Gottsched's Sinn gesprochen. —

Gottsched's erstes Werk von Bedeutung, der „Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunst nach Anleitung der alten Griechen und Römer entworfen," 1728, diente als Leitfaden für seine Vorlesungen und fand bald so viel Beifall, daß es überall als Handbuch eingeführt wurde und zahlreiche Auflagen erlebte. Er folgt ganz den Wolffischen Grundsätzen, die Sprache, die Wortfolge, der Satzbau, die Architektonik der Gedanken, das Alles wird nach der Schnur geordnet. Er verwirft ebenso die glatte und saloppe Redeweise des Zittauer Schulmeisters als den Schwulst des „großen Pan." Alles in Versen und Prosa soll deutsch geschrieben werden, und zwar im reinsten, regelrechten Hochdeutsch. „Es ist allerdings wahr," sagt er in einer Denkrede auf Thomasius, „daß man noch jetzt mit großen Hindernissen zu kämpfen hat, doch wenn Thomasius noch lebte, würde er mit Vergnügen wahrnehmen, wie die deutsche Sprache und die deutschen Schriften fast täglich mehr Liebhaber und Leser bekommen, und wie das von ihm ehemals so tapfer bestrittene Vorurtheil beinahe alle Kraft in unseren Grenzen verloren hat."

Dies Vorurtheil hatte er selbst bei einer Dame zu bekämpfen, die bald mit ihm in nähere Verbindung trat. Auf einer Reise durch Norddeutschland, die hauptsächlich den Zweck hatte, literarische Verbindungen anzuknüpfen, über Wittenberg, Berlin nach Danzig und zurück über Rostock, Lübeck und Hamburg, lernte er in Danzig 1729 die junge Adelgunde Kulmus kennen, damals 16 Jahr alt (geb. 11. April 1713), deren Bruder, ein geachteter Arzt, 1712—1714 in Halle unter Wolff studirt hatte und ein eifriger Anhänger dieser Philosophie war. Das kleine anziehende Mädchen interessirte sich für den fremden berühmten Mann, und führte mit ihm seitdem einen lebhaften Briefwechsel. Sie war im Französischen sehr fertig und schrieb ihre ersten Briefe in dieser Sprache, was ihr aber Gottsched scharf verwies: „es sei unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser als in seiner eignen zu schreiben." Bald wurde sie wirklich bekehrt: „Sie haben mir neulich einen Beweis gegeben, daß ich lieber französisch schriebe; Sie stellten mir die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und die männliche Schönheit meiner Muttersprache so lebhaft vor, daß ich sogleich den Entschluß faßte, mich mehr darin zu üben, und ich fange schon an, gern deutsch zu denken und zu schreiben."

Auch mit der eigentlichen Philosophie fuhr Gottsched fort, sich zu beschäftigen. Er hielt in den Jahren 1727—1730 mehrere Disputationen, in denen er eine vermittelnde Stellung zwischen Wolff und seinen Gegnern einzunehmen suchte. Zwar sprach er sich im Allgemeinen ganz für ihn aus, aber

er suchte den unmittelbaren Einfluß der Seele auf den Leib und umgekehrt gegen das System der vorherbestimmten Harmonie zu retten. Wolff äußerte sich darüber ziemlich ungehalten, doch war ihm der Einfluß, den er durch Gottsched auf Leipzig ausüben konnte, zu wichtig, als daß er nicht ein Auge hätte zudrücken sollen. Zudem hatte er selbst 1727 erklärt, daß sein System auch ohne die Leibnitzische Hypothese bestehen könne.

Nachdem Gottsched zu Anfang des Jahres 1730 Professor geworden war, gab er sein zweites, berühmteres Hauptwerk heraus: „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen, darin erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besonderen Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden, überall aber gezeigt wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe." Hinzugefügt war eine Uebersetzung der Horazischen Dichtkunst in Alexandrinern. — Das Buch war ganz ernstlich so gemeint, daß es eine Anweisung sein sollte, wie man gute Gedichte machen könne. Freilich wird vorausgesetzt, daß der Poet ein glücklicher, munterer Kopf sein, einen lebhaften Witz, ein gutes Naturell und eine starke Beurtheilungskraft haben, eine weitläufige Gelehrsamkeit besitzen müsse u. s. w. Dann ist aber die Hauptsache die Regel, und zwar besonders für diejenigen, welche den guten Geschmack wieder herstellen wollen. „Alle unsere Versmacher steckten vor 100 Jahren noch in der tiefsten Barbarei. Der einzige Opitz hatte aus Griechen und Römern, Holländern und Franzosen sich die Regeln des guten Geschmacks bekannt gemacht. Er folgte denselben in seinen Gedichten, und verwarf Alles, was seine Vorfahren gestümpert hatten. Alsbald wachte ganz Deutschland auf. Ein so unvermuthetes Licht fiel sehr stark in die Augen, und da fing eine Menge Poeten an zu singen, die nur dem Exempel dieses großen Vorgängers folgten, die Regeln der Alten aber nicht halb so gut kannten als er." Ueberhaupt weist er mit großer Wärme auf Opitz hin. „Dieser große Dichter wird weniger gelesen, als er wohl verdient. Auch sogar diejenigen, die Poeten heißen wollen, haben oftmals seine Schriften nie gelesen, da sie doch eine rechte Quelle des guten Geschmacks in sich fassen. Und nimmermehr würde Deutschland soviel italienische und spanische, ich meine schwülstige, ausschweifende und zuweilen rasende Gedichte, gesehn haben, wenn man ihn fleißiger gelesen hätte." Das ganze Buch ist ebenso ledern, als irgend eins der früheren Handbücher der Poetik. Von dem eigentlichen Wesen der Poesie hatte Gottsched nicht die entfernteste Ahnung; seine Urtheile sind ebenso spießbürgerlich als seine Regeln. Der ungeheuere Erfolg des Werks — es erlebte eine Reihe von Auflagen — ruht nur darin, daß er den Deutschen einschärft, man dürfe in der Poesie ebenso wenig Unsinn reden als in der Prosa, ein Satz, der freilich sehr richtig ist und auch noch heute von

Zeit zu Zeit wieder eingeschärft werden muß. — Im Uebrigen kommen hin und wieder leidlich verständige Sätze vor, die er aus Andern entlehnt hat. Der Kreis seiner eignen Gedanken ist von einer grenzenlosen Armuth. — Von seiner Theorie ist nur ein Punkt hervorzuheben. Er erklärt die Fabel für ein Hauptwerk der Poesie, in ihr zeige sich die eigentliche Erfindungskraft des Dichters. Für diese nun giebt er folgende Regeln: „der Poet wählet sich einen moralischen Lehrsatz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit seines Satzes erhellet. Hiernächst sucht er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas Aehnliches begegnet ist, und von diesen entlehnet er die Namen für die Personen seiner Fabel, um derselben ein Ansehn zu geben."

Der Prosa dieser Vorschrift entsprechen auch die übrigen Regeln. Das Studium ist nach Gottsched das Haupterforderniß, „poetische Geister zu formiren", und die größte Geschicklichkeit in der Nachahmung soll auch die größte Fähigkeit zur Poesie beweisen. „Denn das muß man nothwendig wissen, daß es mit Einbildungskraft, Scharfsinn und Witz bei einem Poeten nicht ausgerichtet ist, sondern es gehört zu dem Naturell auch die Kunst und Gelehrsamkeit. Weil ein Poet also Gelegenheit hat, von allen Dingen zu schreiben, so muß er zum Wenigsten von Allem etwas wissen, in allen Theilen der unter uns blühenden Gelahrtheit sich ziemlicher Maßen umgesehen haben." Gottsched verwirft jede Erfindung, die nicht glaublich und wahrscheinlich ist, und findet nicht bloß bei Homer und Virgil, sondern selbst bei Voltaire „eine unglaubliche Menge verlornen Verstandes." Gleich Christian Weise ist er gegen die Aufnahme ungewöhnlicher Worte und gegen die Wortversetzung in der Poesie: „ein Poet muß die Wortfügung beibehalten, die in ungebundener Rede gewöhnlich ist, und man kann alle seine Gedanken gar leicht in üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verstehen geben."

Gottsched tritt damals noch entschieden für die Nachbildung der alten Versmaaße auf: wir haben kurze und lange Silben, wie die Alten, und es wäre nicht unmöglich, die heroischen Verse bei uns einzuführen, wir müßten uns nur einmal das Herz fassen, ungereimte Verse zu machen. Er selbst giebt eine Probe: „deutschen Ohren möchte sie noch ziemlich fremd und unangenehm klingen, allein denen, die einen lateinischen Vers in dergleichen Silbenmaaß ohne Reim schön finden, wäre es eine Schande, wenn sie eben diesen majestätischen Wohlklang der deutschen entweder nicht hörten, oder doch verwerfen wollten. Es fehlt Nichts, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit, noch an Witz, noch an Stärke in der Sprache fehlt, auf den Gedanken geriethe, eine solche Art von Gedichten zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszuschmücken, deren sonst eine poetische

Schrift außer den Reimen fähig sei. Man würde sich alsdann gewöhnen, mehr auf das innere Wesen und auf die Sachen zu sehen als zeither, leichter gute Uebersetzungen der Alten machen können, und bald auch in Schauspielen glücklicher werden, deren Reime immer gar zu studirt klingen und den Zuschauer ohne Unterlaß daran erinnern, daß er in der Komödie ist." — Diese Ansichten hat er eine Reihe von Jahren hindurch vertheidigt und nahm sie erst zurück, als der Versuch, zu dem er gerathen hatte, wirklich gemacht war. Die „kritische Dichtkunst" hatte sein Ansehn in Deutschland sehr vermehrt, auch Leute, die an Geschmack ihm bedeutend überlegen waren, gewöhnten sich allmählig an seine Führerschaft. Dagegen verschaffte ihm sein Kampf gegen die Oper einen Feind, der ihm sehr gefährlich werden sollte. Er hatte seine Professur hauptsächlich König zu verdanken. Dieser hatte seinen Ruhm zum großen Theil durch Operdichtungen erlangt und fühlte sich nun im höchsten Grade beleidigt. Er ließ ihm 21. April 1730 einen namenlos groben Brief schreiben, in dem er ihm seine Protection förmlich aufkündigte. Gottsched ließ es an keiner Kriecherei fehlen, sich bei dem Dresdner Hof in Ansehn zu setzen, aber er hatte nun einen Feind, der alle seine Bemühungen hintertrieb, und blieb Zeit seines Lebens in Ungnade. Nur seine Stellung in der deutschen Gesellschaft konnte ihn trösten, deren eigene Schriften, meist moralischen Inhalts, er 1730 herausgab, darin auch einige Aufsätze von Ernesti.

Mittlerweile hatten Neuber und seine Frau auf ihren Rundreisen durch Deutschland alles Mögliche gethan, um für Gottsched's Ansichten Propaganda zu machen; sie hatten die von Gottsched übersetzten französischen Stücke aufgeführt und gaben 7. April 1731 zum ersten Mal sein Originalstück „der sterbende Cato." Gottsched hatte ein Drama von Addison zu Grunde gelegt und es nach seinen Regeln verbessert, von Poesie war Nichts darin und von Verstand nicht viel. Desto reicher war es an Tugend und Moralität, und weil es das erste deutsche Stück war, mit welchem seit langer Zeit ein Dichter wagte gegen die Franzosen in die Schranken zu treten, so zweifelte man nicht daran, daß Deutschlands größter Kritiker auch sein größter Dichter sei. — Der spätere Tadel gegen Gottsched, daß er sich die Franzosen und die englischen Nachahmer der Franzosen zu Vorbildern gewählt, anstatt auf das englische Drama zurückzugehn, namentlich auf Shakspeare, ist nicht zu rechtfertigen. Das englische Drama war bereits die Grundlage des Deutschen gewesen, und hatte zu einer Verwilderung geführt, gegen die anzukämpfen die Hauptaufgabe der neuen Dichtung war; unmöglich konnte man von dem Feind eine Waffe gegen sich selbst entlehnen wollen. Anstand, Ehrbarkeit und Sitte, Regel und Gesetz in das deutsche Leben einzuführen und diesen Anstand und

diese Regel auch zum Inhalt der Vergnügungen zu machen, in welchen bisher Hanswurst sein Spiel getrieben hatte, das allein konnten Wolff und Gottsched als ihre Aufgabe betrachten, und ihre ganze historische Stellung, so groß oder klein man sie auffaßt, hätte aufgehört, sobald sie nur die geringste Nachsicht gezeigt hätten. Gottsched verstand von dem Handwerk der Kunst ebenso wenig als von dem poetischen Theil derselben, er wollte nur tugendhafte Gesinnungen und gesetzten Verstand im Drama vertreten, wie in der ganzen übrigen Literatur. Das Publicum sollte hier wie überall lernen, sich anständig aufführen und anständig empfinden; alles Uebrige war ihm gleichgültig. Daß seine eignen Anstandsbegriffe nichts Anderes waren, als ein ins deutsche Spießbürgerthum übersetztes Schema aus dem Hof Ludwig 14. — das konnten ihm am wenigsten die Vornehmen zum Vorwurf machen, die ja auch kein anderes kannten.

Da die Gelehrten nicht mehr blos für Gelehrte, sondern für den besseren Theil der Nation zu schreiben anfingen, so mußte auch die Darstellung eine andere werden. Der bisherige Notizenkram, der für Doctordissertationen und academische Programme ausreichte, und der höchstens zu weitschichtigen Sammlungen des Materials führte, wich dem Bestreben, etwas Ganzes, Abgerundetes, vollkommen Dargestelltes zu liefern. Von allen Zweigen der prosaischen Literatur ist keiner so geeignet, zwischen der Gelehrsamkeit und der allgemeinen Bildung zu vermitteln, als die Geschichtschreibung, und es ist charakteristisch für die Wendung der Zeit, daß gleichzeitig mehrere bedeutende, sorgfältig ausgearbeitete Werke über die deutsche Geschichte in deutscher Sprache erscheinen.

Das erste ist die „deutsche Kaiser- und Reichshistorie Herrn Heinrichs von Bünau", deren erster Band 1728 erschien, ein starker Quartant, der übrigens nur die Römerzeit umfaßte. Später folgten noch 3 Bände, bis zum Anfang des 10. Jahrhunderts. Das Buch geht aus den sorgfältigsten Studien hervor, ist nach kritischen Grundsätzen gearbeitet, die für jene Zeit alle Anerkennung verdienen, und dabei leicht, gefällig und correct geschrieben. Die Gesinnung ist freisinnig, und wir stehen bereits auf dem Boden der Aufklärung. Der Verfasser spricht seine Wahrheitsliebe und seinen Patriotismus in der Vorrede ohne Ostentation, aber mit edler Wärme aus. „Einige werden zwar tadeln, daß ich die deutsche Sprache vor der lateinischen erwählt, in maßen diese auswärts mehr bekannt ist; allein Cicero, dem vorgeworfen war, daß er in seiner Muttersprache und nicht viel lieber in der griechischen, als der damaligen Gelehrtensprache geschrieben, hat denjenigen bereits geantwortet, die ihre eigene Sprache verachten: mihi quidem nulli satis eruditi videntur, quibus nostra ignota sunt." — Ferner erklärt er sich gegen die Weise der

alten Chronisten, ohne Unterschied alles aufzuzeichnen, was sie in ihren Quellen vorfinden. „Zwar trifft man öfters bei Begebenheiten, welche an und vor sich selbst nicht von der größten Wichtigkeit sind, dennoch solche Umstände an, daraus man die Führung der göttlichen Vorsehung in irdischen Dingen und die Schwäche des menschlichen Verstandes erkennen kann. Es wird auch unter geringen Personen zuweilen so viel Großmuth, Tapferkeit und Standhaftigkeit gefunden, daß weit vornehmere und berühmtere Leute dadurch beschämt werden mögen, mithin kann die Lebensbeschreibung eines klugen, erfahrenen, redlichen und gewissenhaften, obgleich von Geburt und Glück nicht allzu großen Mannes, zur Aufmunterung in dem Tugendlauf, zur Verabscheuung der Laster, zur Erkenntniß des menschlichen Lebens, und dadurch zur Erlangung alles desjenigen Nutzens vieles beitragen, so man aus einer wohlgeschriebenen Historie vornehmlich zu erlangen bemüht sein muß. Allein da das menschliche Leben so kurz, alle Wissenschaft so weitläufig und das Gedächtniß so unhinlänglich, so ist man genöthigt, nicht auf alles, sondern blos auf das Unentbehrlichste das Absehn zu richten. Hierunter ist billig alles zu rechnen, woraus man den Ursprung und Wachsthum eines berühmten Volks erlernen kann und wodurch man von den Sittenveränderungen und Verfassungen eines Landes Nachricht zu erlangen Gelegenheit bekommt; endlich alles, was den Verstand durch anderer Leute darin beschriebenes Glück oder Unglück schärfen und die Nachwelt zur Vermeidung der bösen und Nachfolge der guten Beispiele antreiben kann." — Also immer der moralische Zweck. — Das Buch nimmt in der Geschichte der Wissenschaft eine nicht unwichtige Stelle ein, viel bedeutender aber war es für die Entwickelung und Kräftigung der deutschen Vaterlandsliebe.

Der Verfasser war 2. Juni 1697 zu Weißenfels geboren und sehr jung nach Leipzig gekommen, wo er bereits 1716 Beisitzer des Obergerichts wurde. Im folgenden Jahre wurde er Hof- und Justizrath in Dresden, 1731 Präsident des Appellationsgerichts; später durch Brühl verdrängt, trat er in Dienste Kaiser Carl's 7., der ihn in den Grafenstand erhob, und wurde 1751 Minister in Weimar. 7. April 1762 starb er auf seinem Gut Osmannstedt. Er war eins von den wenigen Beispielen wahrer Tüchtigkeit in den damaligen vornehmen Ständen, der größte Freund der Literatur und Förderer jedes strebsamen Talents; seine Bibliothek umfaßte 42,000 Bände.

Gleichzeitig, 1726, erschien die „Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie" (später bis zum Abgang der Merowinger fortgesetzt), von dem Leipziger Professor und Rathsherrn Mascou (geb. 1689 zu Danzig, † 22. Mai 1761), ein Buch, von welchem Mencke 1728 urtheilte, es sei so vorzüglich, daß es verdient hätte latein geschrieben zu sein.

Mascou war ein erfahrner Jurist, der auf die innere Entwickelung der Verfassung ein besonderes Augenmerk richtete. — Es war in dieser Beziehung ein sehr tüchtiger Kreis in Leipzig versammelt; der Stadtschreiber Lünig sammelte alte Constitutionen, Decrete und Verordnungen; Mencke selbst gab 1728—30 die „Quellenschriftsteller der sächsischen Geschichte“ heraus.

Nächst der Geschichtsschreibung war am wichtigsten für die Ausbildung der Prosa die Kanzelberedsamkeit, die damals doch noch einen viel wichtigeren Bestandtheil der allgemeinen Bildung ausmachte, als jetzt. Durch die Wolffische Schule kam eine freiere Richtung in die Predigt, zugleich aber auch die bedenkliche Neigung, die Religion auf das Gebiet des reinen Verstandes überzuziehn. Dieser Richtung gehörten z. B. die Berliner Prediger Reinbeck und Roloff an. Zugleich erregte die wachsende Bekanntschaft mit den französischen und englischen Schriftstellern das Bedürfniß, auch diese Gattung der Prosa den Regeln des guten Geschmacks zu unterwerfen. Nach dieser Seite hin macht Mosheim Epoche.

Lorenz Mosheim war 9. Oct. 1694 zu Lübeck aus einem alten steiermärkischen adligen Geschlecht geboren. Der Vater war katholisch, er selbst aber wurde protestantisch erzogen, kam 1719 zu Kiel an die philosophische Facultät und wurde 1723 als ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstädt berufen. Er war eine der stattlichsten Erscheinungen des neuen Bürgerthums, wie er denn auch nie, oder selten nur, das adlige Prädicat führte. Mit großer Weltklugheit, ohne eine Spur von geistlicher Anmaßung, wußte er den Fürsten und Ministern gegenüber, mit denen bisweilen sehr schwer zu verkehren war, die Würde des Standes aufrecht zu halten; er wußte alles Gemeine von sich zu entfernen, ohne deshalb gegen die Dinge dieser Welt blind zu sein, auf die er zuweilen sogar recht humoristisch einzugehn verstand. Er war von umfassender Gelehrsamkeit, aber frei von Pedanterie, der Notizenkram der Zeit hat ihn nicht berührt, in seinen Predigten, wie in seinen kirchenhistorischen Schriften strebt er nach Reinheit, ja nach Zierlichkeit der Form, doch so, daß er durch keine fremden Zuthaten den einfachen Sinn entstellt: er ist ganz bei der Sache und giebt nur das, was ihm als wesentlich erscheint. Schon als junger Mensch schrieb er 1716 „zufällige Gedanken von einem Vorurtheil in der Poesie, besonders der deutschen“, die im Wesentlichen mit den Gedanken von Leibnitz übereinkommen; er hatte auch Interesse für die altdeutsche Sprache und correspondirte 1722 mit einem dänischen Professor über den Ulfilas. Seine „heiligen Reden“ gab er seit 1725 heraus; sie unterscheiden sich ebenso wesentlich von den Wolffianern, wie von den Orthodoxen und Pietisten. Die Wolffianer brachten ihre Demonstrirmethode auch auf die Kanzel, sie hörten nicht auf, bei den allereinfachsten Dingen

zu definiren und Schlußfolgerungen zu ziehen und verfielen dadurch in eine noch ärgere Pedanterie als ihre Vorgänger. Mosheim spricht einfach und schlicht, wie ein Gentleman, wie ihm denn auch hauptsächlich englische Muster vorgeschwebt haben; er läßt es an der schicklichen Salbung nicht fehlen, aber er behauptet dabei immer die Würde des gebildeten Mannes; er ist von einer musterhaften Rechtgläubigkeit, aber mild und duldsam gegen Andersgläubige; er ist so recht der Mann der neuen Zeit, in welcher die alten Gegensätze sich neutralisiren.

Helmstädt war sehr gesunken, aber es hatte im Ganzen die alte Richtung bewahrt. Noch waren Reste von den alten Calixtinern vorhanden, z. B. Schmid, Fabricius, Polycarp Lyser († 1728), ein gelehrter Kenner der Diplomatik, Siegelkunde und Jurisprudenz, der mit großem Eifer dahin wirkte, das Studium der Geographie mit dem der Geschichte zu verbinden; ferner Hermann von der Hardt, der 1727 in seinem 67. Jahr abgesetzt wurde *), wegen der aenigmata prisci orbis, in welchen die Geschichten des alten Testaments naturalistisch erklärt wurden. In ihm ist bereits etwas von dem Trieb, der sich später als Cultus des Genius entwickelte: so feierte er 30. Juni 1722 in theatralischer Pracht Reuchlin's Geburtstag. Auch über griechische Mythologie hat er Einiges geschrieben (er starb 28. Febr. 1746). — Seit 1727 waren durch Mosheim auch einige Wolffianer nach Helmstädt gezogen **), die in der friedlichen Universität Unruhen zu stiften drohten; doch wußte Mosheim, der immer der Leiter des Ganzen blieb, alle Streitigkeiten in den Weg ruhiger, wissenschaftlicher Erörterung überzuführen.

Burkhard Mencke, bisher die stattlichste Person in Leipzig, starb, 58 Jahr alt, 1. April 1732. Die Redaction der Acta übernahm sein Sohn Otto, ein eleganter Jurist; die Professur der Geschichte erhielt Jöcher, ein Polyhistor von ungewöhnlicher Ausdehnung. Geboren 20. Juli 1694 zu Leipzig, hatte er in seiner Vaterstadt Philosophie unter Rüdiger studirt (geb.

*) Dasselbe widerfuhr 1728 in Leipzig Ad. Bernd (geb. 1676 zu Breslau, † 1748), der in der Schrift: „Einfluß der göttlichen Wahrheit in den Willen und das Leben des Menschen" katholische Sympathien verrathen hatte.

**) G. H. Riebov, geb. 8. Febr. 1703 im Lüneburgischen, stud. zu Halle Theologie und orientalische Sprachen; Philosophie bei Wolff. Habilitirt sich 7. Juni 1727 in Helmstädt, Juni 1732 nach Quedlinburg, Juni 1736 nach Göttingen. — J. G. Lakemacher, geb. 17. Nov. 1695 bei Helmstädt, in Halle 1715 unter Michaelis und Wolff gebildet, Nov. 1719 Magister in Helmstädt. 1724 Prof. der griechischen Sprache: de ritibus quibusdam Bacchicis a Graecis ad Judaeos recentiores derivatis, et ab his tabernaculorum festo usurpatis. — 1734: Antiq. Graec. sacrae. — † 16. Merz 1736.

1673, † 1731), dem entschiedensten Gegner der Philosophie vom Standpunkt der alten Scholastik; daneben hatte er Englisch, Französisch und Italienisch getrieben, sich erst auf Medicin und dann auf Theologie gelegt. 1714 wurde er Magister, 1717 in die philosophische Facultät aufgenommen, 1715 Mitarbeiter an den Biographien der Gelehrten, die Mencke herausgab und aus denen sich später das Gelehrtenlexicon entwickelte; 1720 Redacteur der deutschen Gelehrtenzeitung an Rabener's Stelle. Es war ein Mann, der es verstand, der Zeit Rechnung zu tragen; er ging von Rüdiger zu Wolff über und war der Erste, der in Leipzig über die Wolffische Philosophie Vorlesungen hielt, 8 Stunden wöchentlich, die außerordentlich besucht wurden. „Bald," erzählt Ernesti, „las er allgemeine Weltgeschichte, von der Schöpfung an bis auf die Zeit Carls des Großen; bald deutsche Reichsgeschichte von Carl d. Gr. an bis auf unsere Zeiten; bald trug er Geschichte der Staaten und Republiken und bald die Kirchenhistorie vor: der gelehrten und philosophischen Geschichte nicht zu gedenken. Er hatte die morgenländischen Sprachen vortrefflich inne, und war ein ebenso großer Liebhaber und Verehrer der lateinischen und griechischen Literatur, als er sehr ansehnliche Kenntniß davon besaß." Als Professor der Geschichte habilitirte er sich durch das Programm „über den Einfluß der Philosophie auf die Geschichte" und rechtfertigte gleich darauf Wolff's System gegen die Pietisten in der Abhandlung „Philosophie eine Klippe für Irrlehrer." *)

Die deutsche Gesellschaft, deren immerwährender Präsident Mencke gewesen war, blieb nun ganz in den Händen Gottsched's, der sie insgeheim schon lange geleitet hatte, doch hielt er sich noch nicht für bedeutend genug, persönlich diese Würde zu übernehmen: auf seinen Betrieb wurde Mosheim an die Spitze gestellt, der sich alle Mühe gab, in seinem Briefwechsel mit Gottsched ohne Anmaßung und ohne Zudringlichkeit anregend, fördernd und abwehrend auf die vernünftige Entwickelung dieser Gesellschaft einzuwirken. Das Verhältniß der beiden Männer charakterisirt ein Zug: Mosheim wünschte

*) Zu den namhaftesten Gelehrten Leipzigs in jener Zeit gehörten die Brüder Hebenstreit aus dem Voigtlande. Der ältere, geb. 1686, kam 1706 nach Leipzig, wurde Conrector an der Thomasschule, 1731 an Stelle Carpzov's Professor der hebräischen Sprache; tüchtiger Orientalist, † 1750; der jüngere, geb. 1702, stud. zu Leipzig Medicin, wurde 5. Mai 1730 Dr. med. und las über Botanik. Nachdem er seine junge Frau Dec. 1730 verloren, wurde er von der Regierung in botanischen Zwecken nach Afrika geschickt, schiffte sich 24. Jan. 1732 in Marseille ein, war in Algier, Tunis, Biledulgerid; 24. Merz 1733 wieder in Tunis; der Tod des Königs ruft ihn zurück, er tritt 22. Nov. 1733 die ordentl. Prof. der Physiologie an; berühmter Arzt, † 5. Dec. 1757. — Er hat in Afrika Inschriften gesammelt, die verloren gegangen sind.

den Tod seiner Gattin, 20. Sept. 1732, durch ein Gelegenheitsgedicht zu feiern; da er selbst des Verses nicht mächtig war, so bat er Gottsched darum, und gab ihm dafür eine kleine Erkenntlichkeit: einige Strophen, die nicht recht- gläubig genug klangen, glaubte er nach den Pflichten seines Standes verbessern zu müssen. — Gleichzeitig wurde Gottsched veranlaßt, einen der prachtvollsten Aufzüge des prachtvollen Dresdner Hofes, ein Carneval, zu feiern. „Nun hab' ich's selbst gesehn, nun weiß ich, wie es ist, mein König, wenn dein Volk des Kummers ganz vergißt, indem es voller Lust nach deinen Zimmern eilet und da die Fastnachtslust mit deinem Hofe theilet . . . So thust du auch, o Herr, in Kur- und Königreich, die Gnade für dein Volk macht dich dem Höchsten gleich, soweit es möglich ist . . . Es ist dir nicht genug, daß du mit Sorgfalt wachst, dein ganzes Land umher vor Feinden sicher machst . . . Nein, deine Gnade geht bis auf die Lustbarkeit. Dein Unterthan genießt bei dir die goldne Zeit, darin Saturn regiert." — Dieser Servilismus steht zwar keineswegs vereinzelt, so sangen damals alle Poeten des heil. röm. Reichs, aber es verdient doch angemerkt zu werden, daß Gottsched darin so weit ging als irgend ein Anderer.

Nach außen hin wußte er seine deutsche Gesellschaft so darzustellen, als ob sie bald mit der französischen Academie werde wetteifern können. So schreibt ihm Fontenelle 16. Oct. 1732: le projet de votre nouvelle académie est très-beau, et j'ose assurer qu'il réussira et que votre nom, Monsieur, sera à la tête d'une revolution heureuse et memorable qui se fera dans votre langue. Nous sommes dans un siècle où la raison commence à prendre plus d'empire, qu'elle n'en avait eu du moins depuis longtemps. Er gratulirt ihm namentlich, daß selbst bei den Geistlichen allmählig die Teufelsgeschichten in eben den Credit kommen, wie die heidnischen Orakel.

1732 beginnt das Werk, durch welches Gottsched seinen Einfluß hauptsächlich ausgedehnt hat: „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig," eine Zeitschrift, die sich 1732—1744 auf acht Bände ausdehnte und theils kritische Beurtheilungen der laufenden Literatur, theils freie Abhandlungen, hauptsächlich über die Sprache enthielt. Gleich im ersten Bande findet sich eine Kritik Milton's und damit die erste bedeutende Berührung Gottsched's mit den schweizer Kritikern Bodmer und Breitinger, die nun unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Bodmer wurde 19. Juli 1698 auf einem Dorf bei Zürich geboren, Sohn eines Pfarrers. Schon als Knabe verschlang er alle Bücher, die ihm vorkamen, am liebsten Romane und Reisebeschreibungen: auch an den classi-

schen Schriftstellern, die er auf dem Gymnasium kennen lernte, schätzte er hauptsächlich den romanhaften Inhalt, so im Curtius, in der Aeneide und im Ovid. Er glaubte später, sich von diesem Jugendgeschmack ganz losgemacht zu haben, im Grund aber ist seine Neigung immer dieselbe geblieben. Die Lehrbücher der Theologie und Philosophie erregten ihm kein Interesse; das Französische trieb er hauptsächlich des Telemaque wegen; im Deutschen hatte er mit seiner Mundart zu kämpfen und es gelang ihm nur mit großer Anstrengung, sich allmählig freier darin auszudrücken. Er lernte die Sprache hauptsächlich aus Opitz, der sein Lieblingsdichter wurde und den er unaufhörlich von Neuem las. Der Vater hatte ihn zum Geistlichen bestimmt, aber theils die Schwäche seiner Brust, theils seine Abneigung vor dem theologischen Studium, gaben ihm endlich den Muth, offen zu widersprechen. In Folge dessen sollte er Kaufmann werden und wurde 1718 erst nach Lyon und Genf, dann nach Mailand geschickt, um dort die Handlung zu erlernen. Statt dessen kaufte er eine große Menge Bücher zusammen, studirte die italienische Literatur und schrieb lateinische und italienische Verse. In den französischen Briefen, die er an seine Freunde schrieb, verspottete er die spitzfindige Scholastik finsterer Jahrhunderte, welche in Italien als allgemeine Lehrweise gelte. „Ist es nicht der Zweck unserer Religion, sich der Tugend zu weihen und das Laster zu hassen? Warum das nicht einfach sagen?" Mit großem Entzücken betrachtete er die Meisterstücke deutscher Kunst; am fruchtbarsten aber wurde für ihn die Lectüre des englischen „Zuschauers", die ihn über die Aufgabe der modernen Poesie aufklärte. Da man einsah, daß er für den Handelsstand nicht geeignet war, ließ man ihn 1719 wieder nach Hause kommen. Er legte sich auf die Geschichte und Rechte der Schweiz, um sich zu einer öffentlichen Lehrstelle geschickt zu machen; zugleich gab er einige unbedeutende Gedichte heraus, die nur Nachahmungen waren; als eine wichtigere Aufgabe erkannte er schon damals die Kritik. „Ich möchte gern den Gout der Deutschen verbessern, wenn es möglich wäre; — ich wollte daneben auch, daß die Franzosen von den Deutschen vortheilhafter urtheilen und nicht länger Ursache hätten, den bel esprit abzusprechen, sonderbar den Schweizern nicht."

In seinen Arbeiten und Ansichten fand er einen thätigen Freund, der weniger erfinderisch und rührig, ihm an gediegenem und durchgebildetem Wissen bei Weitem überlegen war. Es war Breitinger, Sohn eines Offiziers, geb. 1. Merz 1701 zu Zürich, der 1720 zum geistlichen Stande ordinirt war, sich mit einer Ausgabe des Persius beschäftigte und auch in der Geschichte nicht unbedeutende Kenntnisse besaß. Sie wurden bald sehr innig befreundet und beschlossen, gemeinsam ein Werk herauszugeben, welches der Kritik in Deutschland Bahn brechen sollte.

Geleitet wurden sie in ihren Ansichten durch ein Buch, das für jene Zeit sehr bedeutend war, die Reflexions critiques sur la poésie et sur la peinture des Abbé Dubos 1719. Dubos geht von der Frage aus, wie es kommt, daß in der nachbildenden Kunst unsre Lust erregt, was uns eigentlich schmerzlich ergreifen sollte? Er sieht den Grund zunächst in dem Bedürfniß der Seele, beschäftigt zu werden pour fuir l'ennui (ennui ist viel mehr als unsere Langeweile); ferner in der Anziehungskraft, welche die Leidenschaften auf uns ausüben, indem sie uns ein lebhafteres Gefühl unsers Daseins verleihen. Was in der Wirklichkeit uns entsetzt, berührt uns in der Nachbildung nur oberflächlich, und die Lust, die in dem erhöhteren Gefühl unsers Daseins liegt, ist daher mit keinem Schmerz gemischt. Das Anschauen der Leidenschaften reinigt uns von ihnen, d. h. es schreckt uns ab, und ist daher moralisch. Die Kunst hat den Zweck, uns einen großen und würdigen Gegenstand gegenwärtig zu machen: die großen Männer haben nicht die Regelmäßigkeit und Schönheit der Nachbildung für den letzten Zweck der Kunst gehalten, mais bien comme les moyens de mettre en oeuvre des beautés d'un ordre supérieur. — Dies war die Grundlage, von der Bodmer und Breitinger in ihren ästhetischen Werken ausgingen.

Die „Discurse der Maler" erschienen 1721—1723 und gingen aus einer Gesellschaft hervor, die sich an bestimmten Tagen versammelte und ihre Unterredungen über Poesie und Kunst gewissermaßen zu Protokoll gab. In der Ankündigung sprachen sie die Absicht aus, die Tugend und den Geschmack in ihren Bergen einzuführen. Die Bücher von den Sitten der Menschen, in deutscher Sprache, seien rar und in fremden Sprachen verborgen, ihr Unternehmen sei daher groß, kühn und wohl gemeint und verdiene die Beihilfe aller derjenigen Personen, welchen das Interesse der deutschen Muse und des Vaterlandes angelegen sei. Die Sittenmalerei mußte sich nun freilich ziemlich bescheiden, da die Censur in der kleinen Republik fast noch strenger war als an den Höfen, sie durfte sich nur auf Pedanterie, Klatschsucht, Leckerhaftigkeit und ähnliche unschuldige Dinge ausdehnen. Auch diese Zeitschrift gesteht, eine ihrer vornehmsten Sorgen sei, daß sie die Imagination des Frauenzimmers bereinige und ihm einen Ekel vor dem gothischen Geschmack beibringe; sie rühmt sich, daß einer ihrer Discurse mitten in einem Kranz aufgeweckter blühender Mädchen entworfen worden. Bodmer, der „Rubens" unterzeichnet (alle Mitglieder schrieben unter dem Namen berühmter Maler) ist der Feurige und Spaßhafte, Breitinger der Besonnene. — In allen Zweigen der Literatur wird auf eine neue Richtung hingedeutet, so namentlich in der Geschichte. „Unsere Historienschreiber sind unter die einfältigste Art zu zählen, welche nichts Eigenes haben, von welchen Nichts weiter prätendirt

wird, als die Sorgfalt und der Fleiß, zusammenzulesen, was zu ihrer Wissenschaft gelangt, und Alles getreulich, ohne Gefährte und unerlesen zu registriren." Die Verfasser hoffen, daß die deutsche Sprache allmählig durch die Reden politer und witziger Männer klar und rein werde, und daß sie sich mit guten Wörtern, die bei ihrer jetzigen Vernachlässigung durch den allgemeinen Gebrauch des Lateinischen fehlen, bei fortgesetztem Schreiben in derselben bereichern werde. Mit großer Heftigkeit wird die Unnatur bei Hoffmannswaldau und Lohenstein gerügt: die echte Poesie bestehe nur darin, daß man natürlich schreibe. Der Reim sei ein Erbe der poetischen Barbarei unserer Alten und mache einen schlechten Einfall nicht gut, dagegen hemme er den Gedanken und entkräfte die besten Ausdrücke. Opitz wird für den größten Poeten Deutschlands erklärt, weil er der größte Philosoph gewesen. „Eine Imagination, die sich wohl cultivirt hat, ist eins von den Hauptstücken, durch welche sich der gute Poet von dem gemeinen Sänger unterscheidet, maßen die reiche und abändernde Dichtung, die ihr Leben und Wesen einzig in der Imagination hat, die Poesie von der Prosa hauptsächlich unterscheidet. Die Natur ist die einzige und allgemeine Lehrerin derjenigen, welche recht schreiben, malen und ätzen, ihre Professionen treffen darin genau überein, daß sie dieselbe zum Original und Muster ihrer Werke nehmen. Ein Schreiber bearbeitet sich, daß er die Imagination seiner Leser mit Gedanken anfülle, das will sagen, wenn wir uns in dem Cartesianischen Stil ausdrücken wollen, daß er in ihre Imagination Bilder der Sachen male. Die Imagination der Leser ist der Plan oder das Feld, auf welchem er seine Gemälde entwirft. Sie ist in der Geburt des Menschen leer, wie ein Stück weißes Zeug oder ein gehobeltes Brett, und fähig alles dasjenige zu fassen, was ihr darauf vorstellen wollt: sie ist so geraum, daß sie fassen mag, was immer die Natur hervorbringt, ja daneben eine Menge Chimären, poetische Figuren und Capricen. Die Feder des Schreibers ist der Pinsel, mit dem er in dieses große Feld der Imagination malt, und die Worte sind die Farben, die er so wohl zu verwischen, zu erhöhen, zu verdunkeln und auszutheilen weiß, daß ein jeder Gegenstand in derselben seine lebhafte und natürliche Gestalt gewinnt. Ein Object, das auf diese Weise mit der Feder und den Worten in der Imagination abgebildet worden, heißt man Idee, deutsch ein Bildniß, ein Gemälde; der Schreiber ist dann ein curieuser Maler, der durch bloße Worte ein Gemälde verfertigt. Unter den Malern ist der beste, der so lebhafte Bildnisse malt, daß wir wie in einen Zweifel gerathen, ob wir nicht das Original selbst vor Augen sehn; unter den Schreibern verdient ebenfalls derjenige den ersten Rang, der seinen Lesern so lebhafte Bildnisse in die Imagination malen kann, daß sie die Originale wie auf einer Tafel oder einem Spiegel sehn." — „Der Scribent, der die Natur nicht ge-

troffen, ist wie ein Lügner zu betrachten. Alles, was keinen Grund in der Natur hat, kann Niemand gefallen als einer dunkeln und ungestalten Imagination. Auch die Abschilderung des Häßlichen ergötzt uns, wenn sie natürlich ist." — „Was die Poeten figürlich ihren Enthusiasmus nennen, bedeutet nichts Anderes als die heftige Passion, mit welcher ein Poet für die Materie seines Gedichts eingenommen ist, oder die gute Imagination, durch welche er sich selbst ermuntern und sich eine Sache wieder vorstellen oder einen Affect annehmen kann, welchen er will. Wenn er also erhitzt ist, so wachsen ihm, so zu sagen, die Worte auf der Zungen, er beschreibt nichts als was er sieht, er redet nichts als was er empfindet, er wird von der Poesie fortgetrieben nicht anders als ein Rasender, der außer sich selbst ist und folgen muß, wohin ihn seine Raserei führt."

Bei dem großen Einfluß, den für das nächste Menschenalter die Schweiz auf die literarische Bildung Deutschlands ausübte, muß man zweierlei in Anschlag bringen. Einmal war bei dem besten Willen von beiden Seiten ein gewisser Gegensatz zwischen den schweizer und meißner Schriftstellern nicht zu vermeiden. Zwar fühlten die Ersteren lebhaft das Bedürfniß, ihre Mundart wesentlich zu reformiren und unter feste Gesetze zu bringen: man kann es ihnen aber nicht verargen, daß sie die Anmaßung der Leipziger, welche in der Sprachreinigung unbedingten Gehorsam verlangten und sich ihrerseits zu keinem Zugeständniß bequemten, mit Mißfallen betrachteten. Wenn zuletzt die Leipziger, wie es ganz in der Ordnung war, gerade durch die Entschiedenheit ihrer Forderungen ihr Stück dennoch durchsetzten, so wurde für den Augenblick das Verhältniß dadurch sehr verbittert. Ferner standen die Schweizer bis dahin nur in sehr geringem Verkehr mit Deutschland, und es dauerte einige Zeit, bis es ihnen gelang, sich vollständig zu orientiren.

Bodmer schickte seine Discurse unter Andern an Wolff und an den Dresdner Hofpoeten König. Beide antworteten höflich, ohne aber eine nähere Verbindung anzuknüpfen. Am freundlichsten sprach sich Brockes über die Discurse aus: sie seien mit so viel Geist, Gelehrsamkeit und tugendhaften Absichten angefüllt, daß er gegen die Verfasser alle mögliche Hochachtung hege, ungeachtet er darin kein allzu vortheilhaftes Urtheil von seinen eigenen Gedichten angetroffen; er bedauerte, daß er so braven Leuten zu mißfallen das Unglück gehabt hätte. Hämischer äußerte sich Gottsched, ohne sich jedoch in eine offene Fehde einzulassen. In der Schweiz selbst waren die Stimmen getheilt: die Berner fanden ihre Landsleute in Zürich zu anmaßend und sagten sich von ihnen los; auch in den späteren Streitigkeiten hielten sie zu Gottsched. Ein großer Gewinn für die Züricher war die Uebersiedelung Zellweger's aus Appenzell nach Zürich, 1723, der dem ungestümen Enthu-

siasmus Bodmer's den Witz und die Einsicht eines feingebildeten Weltmanns entgegen setzte. Er war es auch, der Bodmer auf Milton aufmerksam machte.

Bodmer hatte 1724 eine Buchhandlung gegründet, und war im folgenden Jahr Professor der eidgenössischen Geschichte und Politik geworden; aber die Bekanntschaft mit Milton ergriff ihn so stark, daß er seine gelehrten Beschäftigungen darüber vernachlässigte. Schon damals versuchte er eine Uebersetzung, die er sich jedoch nicht getraute in seiner eignen Buchhandlung drucken zu lassen, sondern für die er so lange nach einem Verleger suchte, daß ihr Erscheinen um 7 Jahre verzögert wurde. Es war nicht blos der poetische Werth des Buchs, was ihn anzog, sondern ebenso die Persönlichkeit des Verfassers. „Milton war der Anwalt von allen Arten der Freiheit, der Kirchenfreiheit, der häuslichen und der bürgerlichen Freiheit; er dachte von dem Gemeinwesen, wie ein Grieche oder Römer, mit welchen er vollkommen bekannt war. Er fürchtete vor allen Dingen die geistliche Sclaverei und trat darin zu Cromwell." Diese politische Sympathie des Schweizers für einen Mann, der an den deutschen Höfen noch immer als Königsmörder verrufen war, ist bei dem ästhetischen Urtheil auch in Anschlag zu bringen.

1727 gab er mit Breitinger eine neue kritische Schrift heraus: „Von dem Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks, oder genaue Untersuchung aller Arten Beschreibungen, worin die auserlesensten Stellen der berühmtsten Poeten dieser Zeit mit gründlicher Freiheit beurtheilt werden." In der Widmung an Wolff sprachen die Verfasser ihren Dank dafür aus, daß sie ihre Grundsätze der Beredsamkeit und Poesie aus seiner Philosophie abgeleitet. „Denn auch die Beredsamkeit gehört mit zur Philosophie, weil sie die Begriffe von den Dingen kräftig ausdrücken lehrt, wodurch die Wahrheit erst ihr wahres Licht und den rechten Nachdruck bekommt." „Was unsere Deutschen betrifft, so sind ihnen fast alle Arten kritischer Aufsätze noch etwas Unbekanntes und diejenigen, welche über Beredsamkeit überhaupt geschrieben haben, halten sich einzig bei der äußerlichen Form der Rede auf. Aus solchen Lehrbüchern lernt man nur aus dem Gedächtniß maschinalische Schlüsse zusammenzufügen und ein mannigfaltiges Gewebe zusammenzuknüpfen; die Gedanken von dem Reim zu entlehnen, und mit Sachen ohne Gewicht, die aber mit gefirnißten, klingenden und verstiegenen Reden die unmündigen Leser betrügen, das Papier anzufüllen." „Was mich betrifft, so ist mein Geist mit einer so großen Liebe für die gründliche Wahrheit eingenommen, welche ohne höfliches Bedingen verwirft, was sich mir nach einer genauen Untersuchung nicht als wahr erzeigt; ich verstehe die Ceremonien nicht, zuvor um Verzeihung zu bitten, ehe ich die Wahrheit heraussage. Diese Gemüthsart hat mich zu meinem lange bedachten und spät ent-

schlossenen Vornehmen gebracht, alle Theile der Beredsamkeit in mathematischer Gewißheit auszuführen und den wahren Quellen, sowohl des Ergötzens, das uns gute Schriften geben, als der Kaltsinnigkeit, in welcher uns schlimme Schriften stehen lassen, nachzuspüren." — Es ist also eine Erweiterung der Wolff'schen Philosophie in der Weise, wie sie Bülfinger gewünscht hatte. Das Buch ist nicht vollständig ausgeführt; nach dem Plan sollte es 5 Theile enthalten, über die Einbildungskraft, über den Witz, über den guten Geschmack, über die Dichtungsart und über das Erhabene; nur der erste Theil ist ausgearbeitet und mit einer Reihe von poetischen Stellen belegt, über welche im Wesentlichen ein verständiges Urtheil gefällt wird. Von vorn herein stehen die Schweizer gegen Gottsched in dem Vortheil, daß sie der Untersuchung über die Kunst, welche auf die Seele wirken soll, die Untersuchung der Seele selbst zu Grunde legen und so für ihre Kritik einen positiven Halt zu gewinnen suchen. 1729 erweiterte Bodmer seine erste Schrift unter dem Titel „der Maler der Sitten", die wiederum einen moralischen Zweck hatte.*)

In Italien hatte Bodmer die Bekanntschaft des Grafen Conti gemacht, der sich lebhaft für die Kunst interessirte; mit ihm führte er 1729 einen Briefwechsel, in welchem er sein Unternehmen rechtfertigte, die Regeln der Wohlredenheit unter allgemeine, in der Natur des Menschen gegründete Grundsätze zu bringen. Leibnitz habe dem mechanischen System der Wohlredenheit und zugleich der unbestimmten Empfindung einen tödtlichen Streich beigebracht; er habe diese ihres widerrechtlichen Richteramts entsetzt und zu einer blos mitwirkenden und gelegentlichen Ursache des Urtheils der Seele gemacht. Eine geübte, fertige, und selbst in den kleinsten Stücken behutsam gehende Ueberlegung müsse der Empfindung vorgehen. „Die Ursache des Ergötzens rührt nicht unmittelbar von der Empfindung, sondern von der Ueberlegung her, von welcher die Empfindung eine bloße Folge ist. Denn das Ergötzen entsteht nicht von der bloßen Vorstellung nach dem Leben abgeschilderter Bilder und der Empfindung, die von ihnen entspringt. Dieses Ergötzen aber kann keine andere Ursache haben, als die Harmonie und die vollkommene Uebereinstimmung der Bilder mit der Sache, die sie vorbilden; und diese Uebereinstimmung muß nothwendig ihren Grund in der geschickten Verknüpfung, Zusammensetzung und Ebenmaße der Wörter, Figuren und Gleichnisse haben, welche ohne Ueber-

*) Unter den moralischen Schriftstellern jener Zeit ist noch hervorzuheben der Geh. Rath J. M. v. Loen, geb. zu Frankfurt a. M. 1694, † 1776. — „Evangelischer Friedenstempel nach Art der ersten Kirche entworfen" 1726. — „Zufällige Betrachtungen von der Glückseligkeit der Jugend" 1726. — „Der redliche Mann am Hofe" 1740. — „Der Adel" 1752. U. s. w.

legung und Vergleichung der Bilder mit dem Urbilde nicht können entdeckt werden." — Breitinger hatte sich in dieser Zeit hauptsächlich auf gelehrte Arbeiten gelegt, er hatte 1730 eine kritische Ausgabe der Septuaginta veranstaltet und war dafür Professor der hebräischen Sprache geworden.

Endlich erschien die Uebersetzung des Milton in ungebundener Rede, ziemlich ungelenk und altfränkisch; Bodmer schickte sie 5. Febr. 1732 an Gottsched, mit dem er von Zeit zu Zeit in höflichem Verkehr stand; zugleich versprach er ihm eine ausführliche Abhandlung, welche die Schönheiten des englischen Dichters entwickeln sollte. „Ich gestehe," erwidert Gottsched, „daß ich begierig bin, die Regeln zu wissen, nach welchen eine so regellose Einbildungskraft entschuldigt werden kann." Doch rühmt er die Uebersetzung in den kritischen Beiträgen außerordentlich: „Herr Professor Bodmer hat eine solche Stärke unserer Sprache gewiesen, daß man sagen könnte, daß Milton durch diese Verdolmetschung noch mehr Kraft und Nachdruck gewonnen habe, als er in seiner Muttersprache besitzt. Indessen hat es ihm aus Bescheidenheit beliebt, sich über den Mangel genugsamer Kundschaft in unserer Sprache zu beschweren, der doch in Absehen auf die Stärke seiner überall prächtigen und erhabenen Ausdrückungen gewiß nirgends zu spüren ist." — Bodmer versprach, die Rechtfertigung Milton's bald in Angriff zu nehmen; er munterte Gottsched auf, seinen Kampf gegen die Oper lieber durch positive Leistungen, d. h. durch gute Trauerspiele, als durch Kritik zu führen, wobei er aber so höflich als möglich andeutet, daß die Gattung der franzöſ. Tragödie (also auch der „sterbende Cato") keineswegs die höchste sei, die er sich vorstellen könne. „Das Lob solcher Kenner," erwidert Gottsched, „kann mir nicht gleichgültig sein. Allein ein Poet und weiter nichts zu sein, nährt bei uns den Mann nicht. Wir können nicht alle Professoren der Poesie werden; und der Ausgang hat es letztlich gewiesen, daß ich die Logik und Metaphysik zu lehren bestimmt gewesen. Ich habe also nicht vergeblich mein philosophisches Buch (seine Weltweisheit) herausgegeben; denn hält es gleich nicht viel Besonderes in sich, so hat es doch bei Hofe seine Wirkung gehabt, wo man auf solche Proben sieht." — Zugleich warb er ihn mit vielen Complimenten für die deutsche Gesellschaft an.

Der principielle Gegensatz zwischen den beiden Männern war stark genug, um früher oder später eine Fehde unvermeidlich zu machen. Dazu kam die Verschiedenheit der beiden Naturen. Bodmer gehörte in die Klasse der Anempfinder; ohne viel inneres Feuer, wurde er doch rasch durch eine äußere Berührung siedend heiß, jede neue Idee war im Stande ihn zu elektrisiren, jede neue persönliche Beziehung betrachtete er als heilige Herzenssache und war unglücklich und wüthend, wenn er erkannte, daß er sich getäuscht. Mißtrauisch

und empfindlich war ihm seine Persönlichkeit doch niemals die Hauptsache, er ging wirklich in der Sache auf und haßte die Gegner derselben als schlechte Menschen. Er hatte Nichts von schöpferischer Kraft, auch sein Urtheil war nichts weniger als fest oder sicher, aber er besaß ein weiches Gemüth und eine Empfänglichkeit für das Schöne in jeder Art, die ihn in beständiger Bewegung erhielt. — Gottsched dagegen war ein steifer, trockner und selbstgefälliger Pedant, von einer merkwürdigen Schwerfälligkeit im Denken und Empfinden, dem die Regel Bedürfniß war; er fühlte sich als den Reformator der deutschen Poesie und betrachtete jede Abweichung von der einmal festgestellten Ordnung als Meuterei. Er beschied sich, nur Redacteur und Senior der deutschen Gesellschaft zu sein, aber als solcher verlangte er Gehorsam. Er war nicht eigentlich, wie Bodmer, eine streitsüchtige Natur, sein Hochmuth wurde durch einen ziemlichen Grad von Furchtsamkeit gemäßigt. Außerdem hätte er geglaubt seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er sich je zu einer Heftigkeit hätte hinreißen lassen, während Bodmer in seinem Zorn ebenso unmäßig war, als in seiner Liebe. Dafür besaß Gottsched eine große Geschicklichkeit, Andere durch gute und schlechte Motive in den Streit zu hetzen, und sich dann hinter seine Respectabilität zurückzuziehen, wohl gar mit Achselzucken über den blinden Eifer des ungeschickten Parteigängers.

Während Gottsched durch die Organisation der deutschen Gesellschaften und durch seine kritischen Zeitschriften die Masse beherrschte, hatten die Schweizer das Glück, daß in ihren landschaftlichen Kreisen einzelne Dichter hervortraten, die sie für sich anführen konnten. Zunächst Drollinger. — Geb. 26. Dec. 1688 zu Durlach, hatte er 1703 zu Basel studirt und war 1710 Dr. jur. und Archivarius in seiner Vaterstadt geworden. Dies Amt verwaltete er sehr gewissenhaft: er arbeitete für seinen Hof wichtige Rechtsdeductionen aus und entwarf ein Glossarium für die Zeit von Rudolph von Habsburg. Er hatte zuerst im Stil Lohenstein's Versuche gemacht, war dann aber durch Kanitz auf eine einfachere Form geführt worden, und suchte seinen Vorzug hauptsächlich in würdigen Gegenständen und in gedrungener Kürze des Ausdrucks. Für seine Ode „Lob der Gottheit" wurde er 1733 in die deutsche Gesellschaft aufgenommen; außerdem besang er die Unsterblichkeit der Seele, die göttliche Vorsehung, das Vaterland u. s. w., Alles würdig und gehaltvoll. Ueber die bisherigen Formen der deutschen Dichtung dachte er ganz wie Bodmer. In einer Satire über die Tyrannei der deutschen Dichtkunst, wahrscheinlich 1737, spricht er zuerst von den Schwierigkeiten des Versmaßes: „Und wenn dies Alles überstanden, so kommt der Reim zu unsrer Qual und macht oft mehr als zwanzig Mal Vernunft und Einfall erst zu Schanden. Der Reim ist, was bei Kriegeszeiten der Werbungstrommel wilder Ton: ihm folgt ein

Schwarm von schlechten Leuten, die besten bleiben stets davon. O, möchte doch ein deutsches Ohr sich von dem Schellenklang entwöhnen! Die Zürcher Maler gehn uns vor und wagen sich mit freien Tönen vor unsrer Musen eklen Chor.. Selbst Gottsched hat es jüngst gewagt, ein Mann, den Phöbus kennt und liebt; doch was mich inniglich betrübt, der Beifall bleibt ihm noch versagt." — Am schärfsten sprach er sich über den Alexandriner aus: „Ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein, zu groß für einen und für zwei zu klein, je mehr er hat, je mehr ihm stets gebricht, zwölf Füße helfen ihm zum Laufen nicht, ihn macht dem Ohr kein Wechsel angenehm und kein geschicktes Maaß dem Sinn bequem u. s. w." — Außer den Oden und didaktischen Gedichten hat Drollinger Sinnschriften, Fabeln und Erzählungen gearbeitet. Seine Gedichte kamen erst nach seinem Tode heraus; er starb, in seinem Kreise allgemein geachtet und geliebt, zu Basel 1. Juni 1742.

Eine Erscheinung von viel größerem Gehalt und Einfluß auf die Entwickelung der Literatur war Albrecht Haller, geb. 16. Oct. 1708 zu Bern, aus einem ansehnlichen Patriciergeschlecht. Als Knabe war er schwächlich und trübselig, er lebte sehr einsam, bei Lehrern und Schülern unbeliebt, eigentlich unterdrückt. Schon damals besaß er eine ungeheuere Wißbegierde. Im sechsten Jahre lernte er Latein, im achten Griechisch und zwar so, daß er sich selbst Lexika zusammenstellte; dann fiel ihm Bayle in die Hand, er beschloß ein Gelehrtenlexikon zu entwerfen und schrieb wirklich über 1000 kleine Biographien. Die Lectüre des Lohenstein bestimmte ihn zu poetischen Versuchen, darunter auch eine Satire gegen seinen Lehrer. Nach dem Tode seines Vaters, 1721, blieb der Knabe sich ganz selbst überlassen; seine Studien und Excerpte gingen in's Ungeheure, doch lag Alles noch ziemlich chaotisch in seinem Gedächtniß. In der Poesie war er unverdrossen thätig; er entwarf ein episches Gedicht über den Ursprung des Schweizerbundes in 4000 Versen, schrieb Trauerspiele, Hirtengedichte u. s. w. Von Lohenstein sagte er sich immermehr los und betrachtete Brockes als sein Muster. Nach dem Wunsch der Seinigen sollte er Theologie oder Jura studiren, er zog aber die Medicin vor und begab sich 1723 auf die Universität Tübingen, wo er 16 Monate blieb und sich hauptsächlich mit Anatomie und Botanik beschäftigte. Die Professoren schätzten ihn wegen seines außerordentlichen Fleißes, von den Studenten wurde er als Pedant verlacht. Nachdem er die Magisterwürde erworben, ging er 1725 nach Leyden, um Boerhave zu hören, den größten Gelehrten seines Fachs, der ihn bald als den bedeutendsten und geistvollsten seiner Schüler anerkannte. Er studirte immer bis tief in die Nacht, sodaß seine Gesundheit ernstlich zu leiden anfing. Als Dr. med. ging er 1727 nach London, Oxford und Paris; schon hatte sich sein Ruf ausgebreitet und er wurde

überall von den Gelehrten mit Auszeichnung aufgenommen und als Ebenbürtiger begrüßt. Zuletzt ging er nach Basel, um dort unter Bernouilli die höhere Mathematik zu studiren. Dort gewannen auf seine Geschmacksbildung Drollinger und Muralt großen Einfluß. Der Letztere, der in französischer Sprache Briefe über die Engländer und Franzosen geschrieben, regte auch seinen Patriotismus an. Folgende Stelle aus einem seiner Werke drückt ungefähr das aus, was in Haller's späteren Dichtungen den Grundton bildet. „Glücklich unser Volk, wenn es wieder zu sich selbst käme und seine Vortheile zu benutzen verstände! Einfachheit und Redlichkeit sind ihm als Aussteuer zugetheilt worden. In seiner Einfachheit hat es eine Kraft gewonnen, welche demselben über mächtige Feinde den Sieg verschafft, und was sie an ihm verachteten, ist ihnen verderblich geworden. Man hat es um seiner Redlichkeit willen aufgesucht, und durch seinen urkräftigen Charakter hat es sich über alle Völker erhoben. Es scheint im Willen der Vorsehung gelegen zu haben, daß unter den Völkern ein redliches und einfaches sei, das in Ermangelung von Reichthümern sowohl, als von Gelegenheiten zu großen Vergnügungen nicht in die Versuchung käme, sich dem Luxus preiszugeben. Eine glückliche Verborgenheit, eine von aller Schaustellung, wie von aller Weichlichkeit ferne Lebensart sollte uns an unsere Berge fesseln und die von dieser Lebensart unzertrennliche Zufriedenheit sollte uns daselbst festhalten. Warum sind wir dessen überdrüssig worden und was haben wir bei den so oft unglücklichen und in ihrer Pracht verheerten, so oft durch ihre Verfeinerung und ihre verkehrten Wege unter sich uneinigen Völkern gesehen, das in uns die Lust erweckt, ihnen zu gleichen? — Nachdem wir durch die fremden Sitten besiegt worden sind, ist zu fürchten, daß wir auch in anderer Rücksicht das Schicksal der fremden Völker erfahren. Die Wohlgesinnten, welche die fremden Sitten, den Luxus und das ausgelassene Leben der Jugend unter uns haben hereinbrechen sehen, haben von da an den Untergang unseres Volkes vorausgesehen, und haben denselben vorausgesagt; und diejenigen, welche gegenwärtig alle diese Dinge auf dem höchsten Punkte erblicken, wohin sie sich erheben können, können nicht umhin, sich den Fall der Nation als nahe vorzustellen. Es giebt solche unter ihnen, welche traurige Vorahnungen davon haben."

1729 machte Haller mit dem Professor Johannes Geßner eine botanische Reise durch die Alpen; die Eindrücke derselben gaben ihm Veranlassung zu dem großen beschreibenden Gedicht. welches seinen Namen zuerst berühmt gemacht hat. In unserer Zeit, wo die Empfänglichkeit für Schönheiten der Landschaft so groß ist, daß sie kaum noch gesteigert werden kann, wo Schaaren von Touristen alljährlich die Schweiz durchziehen, um durch die ge-

waltigen Eindrücke der Alpenwelt ihre Phantasie zu erbauen, kann man sich schwer vorstellen, daß es jemals anders war. In der That aber ist dieser Sinn erst durch Haller's Gedicht geweckt worden, wie Brockes das deutsche Publicum zuerst an die Natur im Allgemeinen erinnerte. Die früheren Reisen hatten fast ausschließlich gelehrte Zwecke, wenn sie nicht, wie von Seiten der Fürsten, zum bloßen Vergnügen unternommen wurden.

Nach dieser Reise, die er übrigens in jedem Sommer, wenn auch im Kleinen, wiederholte, siedelte sich Haller als Arzt in seiner Vaterstadt an, wo er im Anfang vielen Erfolg, dann aber Anfechtungen hatte, die ihm den Aufenthalt verkümmerten. 1731 heirathete er Mariane Wiß, die Tochter eines reichen Patriciers. Sein Aeußeres wird von einem Zeitgenossen folgendermaßen beschrieben. Groß und schön gewachsen, hatte er ein edles, majestätisches Ansehn, ein lebhaftes, wenn auch kurzsichtiges Auge, ein äußerst sanguinisches Temperament, einen feinen, reizbaren Nervenbau und dabei eine schwache Leibesconstitution; war oft kränklich, nicht selten hypochondrisch, empfindlich heftig, den Schwächen unterworfen, zu denen sein Temperament hinneigte, von gewissenhafter Ordnung in seinen Geschäften, ein Wunder der Gedächtnißkraft.

1732 veröffentlichte er, ohne seinen Namen zu nennen, die „Versuche schweizerischer Gedichte“: der Titel sollte zugleich eine Entschuldigung für seine sprachlichen Eigenthümlichkeiten sein. Sie erregten sogleich großes Aufsehn, aber auch gerade in seiner Heimath, wegen ihrer religiösen Ansichten, erhebliche Bedenken. Doch wurden sie für die Literaturgeschichte erst dann von Bedeutung, als die Schweizer und Leipziger sie zum Gegenstand ihrer Kämpfe machten. Auf alle Fälle waren sie in ihrer markigen Gedrungenheit eine neue Erscheinung in unserer Literatur.

Die zweite schlesische Schule hatte sich bemüht, die Sprache der Poesie über die Prosa zu erhöhn; da es ihr aber an wahrem Inhalt des Herzens und an Bildung fehlte, war sie über diesem Bemühn in Schwulst und sinnlose Phrasen verfallen. Um diesen Fehler zu vermeiden und eine correcte hochdeutsche Sprache nach Art des academischen Französisch herzustellen, verlangte Gottsched, daß die Gesetze der Prosa auch für die Poesie gelten sollten. Gleich Wolff hielt er die Empfindungen und sinnlichen Anschauungen für „unklare Begriffe“, und stellte an die Kunst wie an die Wissenschaft die Forderung, diese unklaren Gedanken in deutliche zu übersetzen.

Haller dagegen blieb der alten Ueberzeugung treu, daß die Poesie und namentlich die poetische Sprache etwas Höheres sein müsse als die Prosa. Aber er wählte ein anderes Mittel als die Schlesier: statt die Phantasie von dem Gesetz des Gedankens zu entbinden, suchte er den Gedanken epigramma-

tisch so zusammenzudrängen, daß er den Leser zu einer Selbstthätigkeit nöthigte, in gewissem Sinn wie ein Räthsel, dessen Auflösung überrascht, aber doch als nothwendig erkannt wird. Der Unterschied seiner poetischen Sprache von seiner prosaischen besteht hauptsächlich in der Auslassung der Mittelglieder. Uebrigens aber soll der Poet nicht nur eben so richtig denken wie der Prosaiker, sondern er soll noch strenger und ernster von seinen Gedanken Rechenschaft geben. Ein ähnliches Gesetz beobachtete er bei seinen Bildern und Schilderungen; er gab nicht eine vollständige Beschreibung, sondern er stellte die Elemente des Bildes sinnig zusammen und überließ der Einbildungskraft des Lesers, sie zu verbinden. Diese Methode hat die poetische Sprache sehr gefördert; ein weiterer Fortschritt blieb Klopstock und in noch höherem Grade Goethe vorbehalten, nämlich die Elemente der Anschauung so in Stimmung aufzulösen, daß daraus unmittelbar ein ideales Bild hervorgeht, etwa wie eine im Mondlicht zerfließende Landschaft.

Die englischen Dichter hatten ihn angeregt. „Die philosophischen Dichter, deren Größe ich bewunderte, verdrängten bald bei mir das aufgeblähte Wesen Lohenstein's, der auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimmt.“ Von ihnen nahm er die „Liebe zum Denken und den Vorzug der schweren Dichtkunst“ an. „Nach meinem Begriff muß man die Aufmerksamkeit des Lesers niemals abnehmen lassen. Dies geschieht unfehlbar auf eine mechanische Weise, sobald man ihm einige leere Zeilen vorlegt, wobei er nichts zu denken findet. Ein Dichter muß Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen aufeinander häufen, oder gewärtig sein, daß man ihn weglegt.“ —

In den „Alpen“ ist zweierlei zu unterscheiden, das descriptive Moment und das sittliche. Was die Beschreibung betrifft, so vermißt man etwas, was man bei dem Dichter der „Ewigkeit“, der Millionen auf Millionen Jahre von ihr abzieht, um sie dann ungeschmälert zu finden, wohl erwarten möchte, nämlich das Element des Kolossalen und Gigantischen. Von diesem ist in dem Gedicht fast gar nicht die Rede. Haller beobachtet die Natur der Alpen als Botaniker, er zerlegt sie in ihre kleinen Erscheinungen; in jeder ist er tüchtig, sinnig und bedeutend. Einen poetischen Eindruck macht das Gedicht keineswegs, namentlich da die Sprache mitunter durch sehr starke Härten entstellt wird; aber es ist eine Lectüre, aus der die nächstfolgenden Dichter, auch Klopstock und Goethe, sehr viel gelernt haben. Bei weitem wichtiger ist das sittliche Moment. Haller, dessen Sprache nicht die entfernteste Spur von Sentimentalität zeigt, kann in Bezug auf die Stoffe der Vater der deutschen Empfindsamkeit genannt werden, der Vorgänger Rousseau's. Das Pathos des Gedichts ist die Sehnsucht des städtischen Pa-

triciers, der in seinen Umgebungen nur Selbstsucht und Heuchelei erblickt, nach freier unbefangener Natur. Dies Ideal der Natur sucht er theils in der wirklichen Natur im Gegensatz zur Menschenwelt, theils in dem einfachen und beschränkten Leben der Alpenbewohner. Dieses Leben, wie er es schildert, ist freilich ein Ideal, da Leidenschaft und Unfriede in der Hütte ebenso wohnen wie im Palast; aber ein Ideal wie das Deutschland des Tacitus oder der Frau von Staël. Alle drei Schriftsteller schildern ihren Gegenstand im bewußten Contrast gegen die Atmosphäre, die sie selber athmen, und durch diesen Contrast wird ihre Anschauung gefärbt, aber eine wirkliche stark sinnliche Anschauung liegt zu Grunde. Haller's Sehnsucht heftet sich auf ein wirkliches Bild, nicht auf ein Feenland Arkadien.

Haller war Berner Patricier und kannte auch als Gelehrter die sittliche Corruption sehr gut, die in den höheren Ständen herrschte; wenn er ihr in den Alpen ein Ideal entgegenstellt, so charakterisirt er sie in den drei großen Satiren mit leidenschaftlichem Haß. Etwas Rhetorik ist freilich dabei, und namentlich in den „verdorbenen Sitten" geht das Bedürfniß der Declamation nicht selten mit dem ruhigen Urtheil durch; aber grade in dieser letzten Satire ist derselbe Grundton wie in den Alpen nicht zu verkennen. Sucht er hier das Ideal patriarchalischer Zustände als Reisender, so findet er es dort in der Geschichte. Die bedeutendste von jenen Satiren, „über die Falschheit menschlicher Tugenden", wendet sich hauptsächlich gegen den Pietismus und Pharisäismus. Die Verachtung gegen die Missionäre, die bei den Heiden den Märtyrertod leiden und dafür bei den Christen als Heilige angebetet werden, ist in den stärksten Worten ausgedrückt. („Ist denn der ein Held, der am verdienten Strick noch prahlt am Galgenfeld?)" Nun gilt das freilich zunächst den Katholiken, weil das protestantische Missionswesen noch nicht im Gange war; aber die Sache bleibt dieselbe, und um keinen Zweifel zu lassen, wird zuletzt die Lehre Epikurs verherrlicht: „nicht jenes Wahngespenst, das Zeno sich erdichtet, das nur auf Dornen geht, zum Elend sich verpflichtet, die Welt zum Kerker macht, mit Müh sich Qual erkiest, und unerträglicher als alles Uebel ist." — Später hat er freilich hinzugesetzt, Epikur sei ein Plagiarius gewesen u. s. w., das ändert aber wieder an der Sache nichts: im Jahre 1730, als er jenes Gedicht schrieb, stand er, der spätere Pietist, auf demselben Boden des Naturalismus und Deismus, auf den seine nachmaligen Gegner Voltaire und Rousseau sich stellten. Ein Zug, der noch weiter in diesem Gedicht an Rousseau erinnert, ist die Verherrlichung der Indianer; am freudigsten aber würde Rousseau die folgenden Zeilen unterschreiben: „Von dir, selbstständig's Gut, unendlich's Gnadenmeer, kommt dieser gute Zug wie alles Gute her. Das Herz folgt unbewußt der Wirkung

deiner Liebe, es meinet frei zu sein und folget deinem Triebe;" d. h. mit andern Worten: das Herz, wo es sich selbst folgt, ist gut; der Pietismus dagegen lehrte: das Herz, wo es sich selbst folgt, ist böse. Das ist der große Gegensatz, der das Jahrhundert bewegt.

Was den Umschwung bei Haller herbeiführte — er soll ums Jahr 1732 stattgefunden haben — ist nicht vollständig bekannt, nach seiner eigenen Angabe die Lectüre eines religiösen Buchs. Die beiden folgenden großen Gedichte „über den Ursprung des Uebels" 1734 und „die Ewigkeit" 1736 sind schon in der neuen Stimmung geschrieben; indessen drücken sie nicht eine fertige Denkart, sondern nur das Ringen eines Geistes aus, der mit sich selbst in Unfrieden ist und die Lösung wohl hofft aber nicht findet. Die alte Stimmung der Satiren dauert fort, nur wird die Invective diesmal von den Berner Patriciern auf das ganze Menschengeschlecht ausgedehnt. Von jenem christlichen Pharisäerthum, welches alle „unwiedergeborne" Tugend leugnet, ist hier noch keine Rede. „Nur im Zierrath herrscht der Unterschied der Gaben, was Jedem nöthig ist, muß auch ein Jeder haben, kein Mensch verwildert so, dem eingebornes Licht nicht, wenn er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht. Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen, die dort an Michigans beschneiten Ufern wohnen, und unterm braunen Sud fühlt auch der Hottentot die allgemeine Pflicht und der Natur Gebot." — Dann folgt freilich eine Theodicee, die mehr der christlichen Ueberlieferung entspricht, die aber in der Mitte ihres Laufs inne hält, offenbar weil sie sich nicht weiter zu rathen weiß.

Es ist noch über die beiden lyrischen Gedichte zu reden. „Doris" wurde in jener Zeit von jungen Mädchen ohne Arg gesungen, es behandelt die sinnlichen Empfindungen mit möglichster Discretion und enthält nicht blos trotz seiner Weitschweifigkeit wirklich sehr schöne Stellen, sondern wird auch im Ganzen durch einen frischen lebendigen Zug getragen. Haller selbst freilich sagt bei der spätern Ausgabe: „bei diesem Gedicht habe ich fast nicht mit mir einig werden können, was mir zu thun zukäme. Es ist ein Spiel meiner Jugend. Was uns im zwanzigsten Jahre lebhaft und erlaubt vorkommt, das erscheint uns im sechzigsten thöricht und unanständig. Sollten wir uns nicht vielmehr der Eitelkeit unserer Jugend als des unschuldigen Zeitvertreibs unserer Kindheit schämen? Aber da einmal dies Gedicht in so Vieler Händen ist, da ich es aus denselben zu reißen unvermögend bin, so muß ich dieses Angedenken einer herrschenden und endlich in einem gewissen Verstand unschuldigen Leidenschaft nur aufrecht lassen. Die Jahreszahl selbst wird das Uebrige erklären." — Das Gedicht ist nämlich ein Jahr vor seiner Verheirathung gemacht, und Haller empfand sehr richtig, daß, wer mit Ma-

riane verheirathet ist, nicht solche Gedichte an Doris richten darf. Aber er empfand sehr unrichtig, wenn er glaubt, daß uns im sechzigsten Jahr als unanständig erscheinen muß, was uns im zwanzigsten als anständig erschien; unanständig ist es freilich, wenn der Sechzigjährige fühlen will, wie er als Zwanzigjähriger gefühlt hat, aber eben so unanständig, wenn er dem Zwanzigjährigen verargen will, so zu fühlen, wie er selber gefühlt hat. Uebrigens hört man doch aus jenem pietistischen Stoßseufzer eine gewisse, wenn auch verhaltene Vorliebe für die alte Empfindung heraus.

Berühmter ist die Trauerode auf Marianens frühzeitigen Tod, in der Haller die Schwierigkeit erörtert, „zu singen, wenn Seufzer mit den Worten ringen und ein Begriff den andern flieht." Diese Schwierigkeit ist in der That groß und die weitere Ausführung des Gedichts entspricht dem schönen Anfang keineswegs, obgleich es seiner innern Wahrheit wegen noch immer große Vorzüge vor den übrigen Versuchen der Art besitzt. Der Augenblick des stärksten, persönlichen Gefühls ist nicht der günstigste für das poetische Schaffen; erst wenn's in die Ferne gerückt ist und nur in der Erinnerung noch aufdämmert, findet es die entsprechende Melodie.

Haller's poetisches Schaffen währte kurze Zeit; zwischen den „Alpen" und der „Trauerode auf Mariane" liegen nur sieben Jahre; was er früher gedichtet, hat er verworfen, die späteren Gedichte sind ganz unbedeutend; sein Leben gehörte fortan ausschließlich der Wissenschaft.

In einem Brief an Gemmingen zieht Haller eine interessante Parallele zwischen sich und Hagedorn. — Beide haben mehr Geschmack als Kräfte. Beiden war die Reise nach England sehr wichtig, denn die Bekanntschaft mit der englischen Literatur lehrte sie die Bedeutung der Worte und stellte ihnen die Aufgabe, mit den wenigsten Worten viel zu sagen. Beide hielten sich von den antiken Maßen fern; auch der neue Schwung der Sprache kam ihnen oft verworren und gezwungen vor. Aber Hagedorn lebte in der Gesellschaft und trank gern Wein, Haller konnte den Wein nicht vertragen und fühlte sich am wohlsten in der Einsamkeit. Hagedorn war ein sorgloser Müßiggänger; Haller lebte in strengsten Studien und war zur Schwermuth geneigt; er arbeitete schwer, und dabei legte ihm die Sprache, die er erst lernen mußte, große Schwierigkeiten in den Weg. — In der That fließen seine französischen Briefe viel leichter als seine deutschen Schriften.

Ueber seine Poesie schwankte seine Stimmung; sein Ruhm war ihm wohl lieb, aber die Beschäftigung mit weniger ernsten Gegenständen kam ihm doch frivol vor. La Poésie, schreibt er 26. Mai 1737 an den Landvogt Sinner, est si difficile qu'on ne peut y réussir sans être génie, et quel dommage pour un génie que de se reduire à faire des vers. —

Das ist wieder die Stimmung der Wolff'schen Periode. Und dabei ist er doch sehr empfindlich, wenn Andere so denken. Un avantage aussi frivole que la poésie, schreibt er im August desselben Jahres, devrait-il m'ébranler? Et ne le fait-il point? L'homme est assez corrompu pour tirer vanité d'un habit, d'une reverence, d'un cheval, et suis-je meilleur que les autres? Les louanges, mon cher ami, ne valent rien pour nous. Quand même nous ne les croyons pas sincères, du moins nous croyons nous quelque mérite qui oblige les autres à se donner la peine de feindre en notre faveur.

---

Indem die Wolffische Schule die Glaubenslehren in Begriffe übersetzte, wirkte sie im Allgemeinen auf Vereinfachung derselben; doch fehlte es auch an scholastischen Köpfen nicht, die alles Mögliche in die Construction der Begriffe aufnahmen. Der Mittelpunkt derselben war Jac. Carpov in Jena, der 28. Aug. 1730 die Dreieinigkeit nach demonstrativer Methode erwies.*) Noch größeren Anstoß als diese Vermessenheit erregte die gleichzeitige Schrift seines Schülers Croon in Ostfriesland: Meditationes academicae de pietate Christiana per neglectum pietatis philosophicae impedita, einer seltsamen Mischung aus Rationalismus und Mystik, welche nachzuweisen suchte, daß ohne speculative Durchbildung wahre Pietät unmöglich sei. Croon mußte widerrufen, und Syrbius eröffnete Dec. 1731 aufs Neue seinen Kampf gegen die drei Wolffianer, in deren System er 19 anstößige Punkte fand (darunter den Satz, der natürliche Weg müsse den Wunderwerken vorgezogen werden). Die Gegner vertheidigten sich ebenso lebhaft; die Facultät entschied 4. Mai 1733 für Syrbius, aber die Höfe, unter denen die Universität stand, erklärten sich zuletzt für den Mittelweg: es dürfe über die Wolffische Philosophie gelesen aber nicht gedruckt werden.

Um diese Zeit regte sich wieder ein alter Mystiker, der seit Jahren in Deutschland verschollen war. Dippel hatte 8 Jahre in Altona ruhig gelebt; 1719 fiel er in Ungnade, wurde angeklagt, entfloh nach Hamburg, wurde auf dänische Requisition ausgeliefert und in Ketten nach Bornholm gebracht, nachdem er vorher hatte ansehn müssen, wie seine Schriften auf offnem Markt durch Henkershand verbrannt wurden. Erst nach siebenjährigem Gefängniß

---

*) Revelatum S. S. Trinitatis mysterium, methodo demonstrativa propositum et ab objectionibus dissentientium variis vindicatum. — Apr. 1737: Theologia revelata dogmatica, methodo scientifica adornata.

wurde er auf Vorbitten der Königin freigelassen, und ging Jan. 1727 nach Stockholm, wo der Hof ihn sehr ehrenvoll aufnahm und sogar damit umging, ihn zum Bischof zu machen. Von hier schickte er 1729 eine neue Streitschrift nach Deutschland: „Christian Democritus, Theologi, Medici, Juridici, Mathematici, Logici, Metaphysici et Ontologi per ignem, Analysis Cramatis Harmonici Hyper-Metaphysico-Logico-Mathematica, d. i.: Chymischer Versuch zu destilliren per descensum, per ascensum et per latus, und in ihr Sal, Sulphur et Mercurium zu resolviren die drei harmonischen Systemata der heutigen Philosophie, nämlich des Cartesius, Spinoza und Leibnitz; aus welchem sowohl die Bauern als die allersubtilsten Mathematici, so sie wollen, erkennen können, wo sie zu Hause sind, welches gewißlich nichts geringes ist. In aller Freiheit und nicht gezwungen herausgewickelt und wiederum gehörig zusammengerollt." — Die Schrift war hauptsächlich gegen Wolff gerichtet, aber die Pietisten und Orthodoxen nahmen den Handschuh auf; J. Lange denuncirte den alten Mystiker in einer ausführlichen Widerlegung dem schwedischen Hof, Jan. 1730, und Fr. Wagner (geb. 21. Jan. 1693 im Magdeburgischen, auf dem Pädagogium und der Universität Halle erzogen), Inspector zu Nauen, und neben Löscher jetzt der anerkannte Führer der Strenggläubigen, bezeichnete („Versuch einer gründlichen Untersuchung, was der wahre Begriff der Freiheit des Willens sei") sein Buch als freche Religionsspötterei. — Dagegen schrieb Dippel 1732: „Etwas Neues oder Retirade der lutherischen Orthodoxie in eine neue von etlichen Leibnitzianischen Ingenieurs aufgeworfene Schanze, in welcher Peter Hansen, Hofprediger zu Ploen, und Fr. Wagner, Inspector zu Nauen, den Democrit auf einen andern Kampfplatz fordern . . . Sammt einer Vorrede, worin die Thorheit und Schädlichkeit der gewöhnlichen systematischen Lehrart in allen Disciplinen dargethan und als ein Hauptmangel der Realität angemerkt wird." — In seiner Widerlegung, 1733, die stark mit Schimpfworten gewürzt ist, versichert Fr. Wagner, daß in seinen Schriften nichts sei, was Wölfisch sähe, schmecke oder rieche. — Dippel versuchte noch einige humoristische Entgegnungen, z. B. „von der beauté und Galanterie der heutigen Gelehrten, auf französisch genannt beaux esprits sans bon sens" u. s. w. — Er hatte prophezeit, er werde noch bis 1808 leben; aber das traf nicht ein; er starb 25. April 1734, 61 J. alt, auf dem Schloß Wittgenstein am Schlage; einer der seltsamsten Abentheurer einer im Suchen begriffenen Zeit. — Fr. Wagner wurde 1737 Hauptpastor in Hamburg, eine Stelle, in welcher seit J. F. Mayer der Eifer für die Orthodoxie gewissermaßen erblich war.

Die alten Helden der Universität Halle waren allmälig ausgestorben. Francke † 8. Juni 1727, 64 J. alt. Kurze Zeit vor seinem Tode hatte

er in Berlin den König so gerührt, daß dieser schon bereit war abzudanken; die Leitung des Waisenhauses übernahm sein Sohn. Thomasius † 23. Sept. 1728, 73 J. alt; ihm folgte Gundling*) 9. Dec. 1729, 58 J. alt — er war geadelt worden und hinterließ eine sehr reiche Bibliothek; P. Anton † 1730, 69 J. alt, Breithaupt 17. Merz 1732, 74 J. alt: kurz vor seinem Tode hatte er „Zufällige Gedanken" geschrieben, „über die Methode, wie ein Atheist von der Existenz Gottes zu überführen sei;" er hatte darin die mathematische Methode der Philosophie verspottet: Leibnitz selber würde darüber lachen, daß Wolff seine humoristischen Einfälle, seinen Witz und seine Phantasie in baarem Ernst genommen habe.**) J. Lange's Vorlesungen wurden immer spärlicher besucht, trotz seiner rührenden Ermahnungen; den Studenten war mit Gefühlen nicht mehr gedient; sie wollten deutliche Begriffe schwarz auf weiß nach Hause tragen. Er tröstete sich durch einen lebhaften Briefwechsel mit dem König von Preußen, dem er 27. April 1732 sein „mosaisches biblisch-historisches, davidisches evangelisch-apostolisch-apocalyptisches Recht und Licht" widmete, ein deutsches Bibelwerk in sechs Folianten, unkritisch, erbaulich und verwässert, das aber der König sehr gnädig aufnahm und allen Schulen zur Anschaffung empfahl. Die Apokalypse wurde darin als Schlüssel des ganzen Christenthums aufgefaßt. — Als Adjunct der theologischen Facultät und Aufseher über die Schulen des Waisenhauses zog er 1732 Spangenberg aus Jena nach Halle, der im Kampf gegen den Unglauben ganz mit ihm übereinstimmte: „Nachdem die päpstliche Religion ausgetrieben, fahen die Menschen an, nichts mehr zu glauben, und weil sie sehn, daß sie von den Banden des Papstthums erlöset, wollen sie auch von dem Evangelio und den Geboten Gottes frei und los sein, und daß hinfüro dasjenige recht und billig sein solle, welches ihr eigen Hirn und Gutdünken vorbildet." Aber er hatte

---

*) An seine Stelle kam ein großer Polyhistor nach Halle, J. H. Schulze, der 1717—1720 Privatdocent der Medicin in Halle gewesen und dann nach Altorf gegangen war; zugleich Orientalist, Theolog u. s. w. Seine „Geschichte der Medicin" (1. Bd. 1728) blieb Torso.

**) Noch stärker sprach sich der Philolog M. Geßner aus: Quae ab Leibnitio erant proposita ad tentandos homines, ut harmonia praestabilita, Wolffius cupide arripuit et proposuit serio. Leibnitium facile excuso: nam ille illusit homines et experiri voluit, quousque produci possit assentiendi bruta hominum humilitas, et imprimis, quo tandem possit producere machinam suam demonstrationis, Wolffium; nam videbat Leibnitius, quidquid dicat, quantumvis sit jejunum, illud demonstrari a Wolffio. Ingenium Wolffii et judicium plane immersum fuit demonstrationibus, ut cetera non saperet: ita plane non cogitavit interdum, quod diceret.

aus dem Verkehr mit dem Grafen Zinzendorf separatistische Neigungen eingesogen, wegen deren er Merz 1733 von der Facultät — die von einem Kirchlein in der Kirche nichts mehr wissen wollte — dem König denuncirt, von diesem sofort abgesetzt und aus Halle verwiesen wurde. Er ging nach Herrnhut und wurde später Bischof der Brüdergemeinde. — Einigen Ersatz für diesen Abfall gab dem Halle'schen Pietismus die Gründung eines Filials in Klosterbergen 1732 unter dem Abt Steinmetz (1730 mit zwei andern evangelischen Predigern aus Teschen vertrieben), der ganz im Sinn des Waisenhauses wirkte.

Das Bedürfniß der Studirenden nach deutlichen Begriffen wurde mehr und mehr durch einen neuen Professor befriedigt. Jac. Baumgarten (geb. 1706 zu Wolmirstädt, Predigersohn), war auf Schule und Universität Halle erzogen, und durch Breithaupt und Francke sehr begünstigt worden: der Letztere hatte ihm sogar den Unterricht im Waisenhaus anvertraut. Allein er zeichnete sich vor seinen Gönnern durch eine gründliche humanistische Vorbildung aus, und studirte ganz heimlich für sich die Wolffische Philosophie. 1728 begann er seine Vorlesungen — gleichzeitig kam sein jüngerer Bruder Alexander (geb. 17. Juli 1714 zu Berlin) nach Halle — zuerst sehr vorsichtig: er bekannte sich zu den herrschenden Glaubensregeln und suchte nur durch systematisch geordnete Vorträge den Verstand seiner Zuhörer in Zucht zu nehmen. 1732 wurde er Adjunct der philosophischen Facultät, zwei Jahre darauf ordentlicher Professor; er wurde der erste Systematiker der rationalistischen Theologie, obgleich er sich erst nach Lange's Tod damit herauswagte. Vorläufig standen an der Spitze der Partei die beiden Berliner Hofprediger Roloff und Reinbeck, die nicht blos in ihren Lehrbüchern, sondern auch in ihren Predigten die Wolffische Methode befolgten. Am entschiedensten sprach sich der Letztere in den „Betrachtungen über die in der augsburgischen Confession enthaltenen und damit verknüpften göttlichen Wahrheiten“ aus (1. Bd. Juli 1731, 2. Bd. Merz 1733), die zahlreiche Streitschriften hervorriefen. — In demselben Sinn wirkte Bülfinger in Tübingen (de cultu Dei rationali, Juni 1731).

Die frühere Richtung der Zeit hatte in der Universität Halle ihren Mittelpunkt und ihren kräftigsten Ausdruck gefunden, die neue Periode wird durch Göttingen charakterisirt. Halle war gleichsam ein Lager, von dem aus die kühnsten Schlachten gefochten wurden, Göttingen wurde ein Asyl der stillen Gelehrsamkeit und eine Staatsanstalt für brauchbare Beamten.

Die Mißhelligkeiten, welche in Bezug auf die Universität Helmstädt zwischen den beiden Höfen, denen sie gemeinsam angehörte, stattfanden, sind ihrer Zeit berichtet worden. Die Könige von England hielten es nun ihrer Würde

für angemessen, eine eigene Landesuniversität zu haben, schon aus Wetteifer gegen Preußen, und als König Georg 2. (er war seinem Vater 22. Juni 1727 gefolgt) Juni 1732 zum zweiten Male sein Stammland besuchte, wußte ihn sein Minister Münchhausen zu bestimmen, die Sache sofort in Angriff zu nehmen; auch die Königin Caroline, Leibnitz' Schülerin und Händel's Freundin, bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Münchhausen (geb. 14. Oct. 1688) gehörte zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen der Zeit. Er hatte 1710 unter Thomasius in Halle studirt und war 1715 aus sächsischen Diensten in hannöver'sche getreten, wo er 1727 Staatsminister wurde. Mit einem vielseitigen Wissen und einer fast gelehrten Bildung vereinigte er alle Eigenschaften eines vorzüglichen Staatsmanns; er wußte nicht blos mit dem Hofe zu verkehren, sondern, was zuweilen noch schwieriger ist, auch mit den Gelehrten, die er mit dem Wohlwollen eines echten Freundes der Literatur behandelte, für die er väterlich sorgte, deren Vorzüge er feurig anerkannte, und deren Schwächen er mit milder Nachsicht übersah. Dabei war er von einer unermüdlichen Thätigkeit und einem Feuer, das auch die Widerstrebenden mit sich fortriß. Was aus Göttingen Gutes geworden, ist alles Münchhausen's Werk, denn mit den Mitteln sah es sehr spärlich aus, und die übrigen Berather, Juristen und Theologen, folgten oft den kleinlichsten Motiven.

6. Febr. 1733 wurde in einem Rescript an die Landschaft das Werk in Angriff genommen: als Rathgeber gebrauchte Münchhausen hauptsächlich Mosheim in Helmstädt und Justus Böhmer in Halle. Große Schwierigkeit machte zunächst die Auswahl der Theologen; denn da die Universität durchaus einen friedlichen Charakter haben sollte, durften weder Eiferer aus Halle noch aus Wittenberg genommen werden. Am liebsten hätte Münchhausen Mosheim selbst geworben, aber dieser lehnte nach mannigfachen Verhandlungen, December 1734 und August 1735, ab. Wie nöthig es war, in diesen Verhandlungen die größte Vorsicht zu beobachten, zeigen die gemeinen Aeußerungen des Superintendenten Philipp Böhmer, die in Rößler's Actenstücken zu finden sind. Nach vielem Bemühen gelang es endlich ein Paar unbedeutende Theologen zu finden, die weder zu pietistisch noch zu orthodox waren, und sich auch von der Ansteckung der Wolff'schen Philosophie freigehalten hatten.

Zur mathematischen Profession schlug Münchhausen 16. April 1733 zwei Wolffianer vor. „Ob ich gleich die Person des Wolffen selbst zu vociren vielerlei Bedenken finde, auch für mich vor des Wolffen's Philosophie keine sonderliche Hochachtung trage, indem selbige mehr subtilitatem als nützliche Wahrheiten in sich faßt; das ganze System harmoniae praestabilitae gehet dahin, auf was Weise die Seele im Leibe wirke und selbigen bewege, welches jedoch ein Geheimniß der Natur ist, so man in diesem Leben schwerlich ent-

decken wird. Ich lasse dahingestellt sein, ob man nicht tempora Scholasticorum wieder erleben werde, wenn die Wolffianer auf denen Academien die Oberhand behalten, als welche gleich jenen ihre Zeit mit Untersuchungen zubringen, welche in gemeinem Leben gar geringen Nutzen haben. Weilen indeß diese Wolffianische Philosophie überall so viele Anhänger und so großen Beifall gefunden, so würde man der neuen Universität ohnfehlbar Tort thun, wenn man selbige nicht lehren lassen wollte."*) Es kam schon damals den Universitäten sehr darauf an, sich in Besitz der „neuesten" Philosophie zu setzen. „Es ist Halle kein geringer Ruhm, berichtet Hofrath Gruber an Münchhausen, daß daselbst in kurzen Jahren die Philosophie dreierlei Gestalten bekommen hat, dessen sich kein Ort in der Welt rühmen kann. Thomasius hat den Aristoteles vom Stuhl gestoßen und lächerlich gemacht; Buddeus und Gundling haben als Eclectici jenem wieder einen Stoß gegeben; endlich hat Wolff über beide gesiegt, dessen Austreibung der Universität einen unwiederbringlichen Schaden gethan." Das wurde auch König Friedrich Wilhelm klar gemacht; schon 1733 meldet J. H. Böhmer an Münchhausen aus Halle im Vertrauen, „daß man hier im Geheimen damit umgehe, Wolff von Marburg wieder nach Halle zu ziehn, wes gestalten Rex sich soll haben verlauten lassen, er müsse den Kerl wieder nach Halle kriegen, es möge auch kosten was es wolle. Die hiesigen Professores exceptis Theologis wünschen nichts mehreres, und daß es keine Unmöglichkeit sei, erhellet daraus, daß Rex bereits angefangen aus seiner eignen Schatulle Salaria machen zu lassen, so den ganzen Hof surpreniret. Ich glaube jedennoch nicht, daß Wolff jemals könne gewonnen werden, indem er sich nur neuen Anfechtungen würde exponiren müssen, weil seine Adversarii bei Hof unendlich mehr Credit haben als seine Freunde." Münchhausen eilt daher, mit Wolff anzuknüpfen; dieser war auch geneigt (25. Jan. 1734): seit dem Tode seines großen Gönners, des Landgrafen Karl († 1730; sein Nachfolger residirte seit 1732 in Schweden), fühlte er sich in Marburg nicht mehr heimisch. Doch zerschlugen sich die Unterhandlungen, und man entschied sich für den Eklektiker Hollmann aus Wittenberg, der nun die Philosophie in Göttingen vortrug.

Hauptsächlich war der Regierung an der guten Besetzung der juristischen Facultät gelegen, weil dies das einzige Mittel war, reiche und vornehme junge

*) Unter des berühmten Pütter Hauslehrern war um 1734 einer, der eben aus Carpov's Schule in Jena kam. „Dieser sonst nicht ungeschickte junge Mann war von Carpov's Unterricht in der Wolffischen Philosophie so eingenommen, daß er gleich in der ersten Lehrstunde anfing, mir Hefte zu dictiren, worin mir die erste Periode noch unvergeßlich vor Augen schwebt: omne possibile est ens; quidquid contradictionem non involvit, est possibile."

Leute nach Göttingen zu ziehen. Auch hier war der Anfang nicht glänzend: Münchhausen wählte lauter Gundlingianer, an ihrer Spitze Hofrath Gebauer, der Oct. 1734 als Prorector die Vorlesungen eröffnete: es war aber kein einziger Name von Bedeutung darunter. Die Zahl der Studirenden stieg im Anfang nicht über 147, die Stadt selbst, im 30jährigen Kriege völlig zerstört, bot einen traurigen Anblick dar; 180 Häuser waren niedergerissen und 237 standen völlig leer. Ein Drittel der Bürger waren so verarmt, daß selbst die Strohhütten und Keller, in denen sie wohnten, längst verpfändet waren. Nach außen hin war Göttingen eine starke Festung, das Innere hatte das Aussehn eines Fleckens. Viele Plätze lagen wüst und leer, die Hauptstraßen waren entweder schlecht oder gar nicht gepflastert, höchst unreinlich und wegen der verödeten Brandstellen und kothigen Sümpfe nur mit Mühe zu befahren. Die wirklich bebauten Straßen enthielten keine anderen Gebäude, als ungeheuere Scheunen, rauchrige, schwarzgebrannte und niedrige Hütten, in welchen Diele, Boden und Rauchkammer den meisten Raum einnahmen und für den Aufenthalt nur wenig dumpfe, meist mit Estrich ausgegossene Gemächer übrig ließen. Jeder Hausvater hatte seinen eignen Acker, sein eignes Vieh, und davon lebte er. Die Professoren, die von außen her berufen wurden, fühlten sich meistens sehr unglücklich, nur Männer wie Heumann (geb. 1681, † 1763), der schon länger als Lehrer in Göttingen gewirkt hatte und dem die Professur der Literaturgeschichte übertragen wurde, vermittelten zwischen den alten und neuen Einwohnern. Die Berichte auch nach der feierlichen Einweihung der Universität, 7. Dec. 1736, lauten sehr kläglich, und Mosheim schreibt noch um diese Zeit an Gottsched: „deutsch gesprochen, ich glaube, daß, aller Bemühungen ungeachtet, die Sache auf Flickerei hinausläuft. Man hat das Werk angefangen, ohne einen rechten Entwurf zu haben, der Rathgeber sind zu viele, und was der Eine baut, verdirbt der Andere."

Nur einen Mann gewann die Universität gleich zu Anfang, der allein eine Facultät werth war. — Matthias Geßner, Sohn eines Predigers bei Nürnberg, geb. 9. April 1691, hatte auf dem Gymnasium zu Ansbach als Currentschüler von Haus zu Haus Brod und Geld einsammeln müssen und auf der Universität Jena 1710 sein Leben kümmerlich durch deutsche und lateinische Geburtstagsgedichte gefristet, bis ihn 1712 Buddeus als Hauslehrer zu sich nahm und väterlich für ihn sorgte. In der reichen Bibliothek dieses Mannes fand er hinreichenden Stoff für seinen Wissentrieb, der persönliche Verkehr mit ihm klärte ihn über viele wichtige Punkte der Wissenschaft auf, und seine Vorlesungen gaben ihm den Leitfaden für sein eigenes Studium. Schon damals war er in den alten Sprachen vollständig zu Hause, auch in

der orientalischen Literatur setzte er sich fest und studirte nebenbei Geschichte, Mathematik und Rechtswissenschaft nach dem Grotius.

Durch Buddeus' Vermittlung erhielt er 1715 das Conrectorat in Weimar und eröffnete seine Thätigkeit durch ein kleines Lehrbuch, welches in der deutschen Pädagogik Epoche machte. Seine Grundsätze waren folgende. Man lasse nicht einen langen grammatischen Unterricht vorausgehen, sondern gehe nach Mittheilung des Allernöthigsten sofort an's Lesen. Einige bedeutende Schriften lese man langsam und erkläre sie so, daß man auf alle Schwierigkeiten aufmerksam macht, die für das vollständige Verständniß zu überwinden sind, alles Andere lese man rasch, um zum Verständniß des Ganzen zu gelangen. Frühzeitig suche man den Blick des Schülers zu erweitern, ihm den Zugang zur Geschichte, zu mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen zu eröffnen. Vielseitigkeit des Wissens ist nöthig, weil ohne sie der Geist zu leicht, wie bei den Scholastikern, sich in unnütze Grübeleien und Spitzfindigkeiten verirrt, und weil man ohne eine gewisse Weite des Gesichtskreises die eigene Beschäftigung überschätzt. Der Studirende mache es dem Reisenden gleich, der manche Länder und Städte im Fluge durcheilt, um nur eine Anschauung zu gewinnen, in wichtigen länger verweilt, um sie näher kennen zu lernen, und sich endlich zu bleibender Thätigkeit an einem Ort fest niederläßt.

Gleich nach Antritt seines Amts heirathete er ein armes aber vortreffliches Mädchen, und wenn es auch schwer hielt, bei kärglichem Einkommen Haus zu halten, so blieb sich seine Heiterkeit doch immer gleich, und er wurde darin auf's Treueste von seiner Frau unterstützt, die Alles, was unbequem werden konnte, von ihm abzuwehren wußte. Eigen ist, daß er seine Kinder von frühester Zeit auf daran gewöhnte, mit ihm lateinisch zu sprechen.

Sehr wohlthätig wirkte auf ihn der Verkehr mit dem Minister Marschall von der Greiffen, dessen großartige Bibliothek er verwaltete (hier legte er auch den Grund zu seiner wahrhaft erstaunlichen Bücherkenntniß), und durch dessen Einfluß er sich den feinsten Weltton aneignete. Nach dem Sturz dieses Mannes ging er erst an das Gymnasium zu Ansbach, dann durch die Vermittlung des Grafen Bünau, Sept. 1730, als Rector der Thomasschule nach Leipzig.

Hier war der Unterricht verwahrlost und die Schulzucht tief verwildert. Statt der Classiker waren theologische Compendien eingeführt. Geßner ging sofort mit entschiedner Festigkeit an die Reform. Er stellte die Zucht fest, erweckte durch seinen Unterricht die Theilnahme der Schüler und regte sie mit Eifer zur Selbstthätigkeit an. Zwei Männer standen ihm als Freunde und Helfer zur Seite. Der Eine war Ernesti, geb. in Tennstedt in Thüringen

4. Aug. 1707, in Schulpforte erzogen, wo er unter dem Rector Freitag sich in den alten Sprachen festsetzte. Er war nicht ein stilles, bescheidenes Kind der gewöhnlichen Art, wie eine Schulgeschichte beweist, die er selbst erzählt. „Ein Lehrer hatte erfahren, daß ich, indem er nach seiner Methode dasjenige erklärte, was er in der Hand hatte, etwas Anderes läse. Er erklärte den Herodian, schritt aber, war es nun so seine eigene Manier, oder geschah es um derer willen, die noch weit zurück waren, äußerst langsam fort, da er sich bei einzelnen Wörtern lange aufhielt und Alles bis auf's kleinste Stäubchen ausschüttelte. Ungeduldig über solche Trödelei, kam ich ihm bei Lesung des griechischen Textes soweit voraus, daß ich mit dem letzten Buch zu Ende war, da er sich noch mit dem ersten herumplackte." Er wurde überfallen und sollte bestraft werden, aber der Rector gab ihm Recht: die Reformatoren unserer Philologie waren keine Pedanten. — Ernesti hatte darauf zu Wittenberg studirt, sich 20. Juli 1730 mit einer philosophischen Dissertation (de emendatione voluntatis per saltum) in Leipzig habilitirt und war im folgenden Jahr Conrector der Thomasschule geworden, durch die engste Freundschaft mit Geßner verbunden, dem er in allen Ueberzeugungen beitrat. 1732 schrieb er eine „Philosophie der vollkommenen Grammatik" nach dem Quinctilian, wo er die Philosophie nur von Seite der klaren, richtigen Darstellung auffaßte, und gleich darauf eine Encyclopädie der Wissenschaften (Initiationes doctrinae solidioris: 1. Bd. Rechenkunst, Meßkunst, Seelenkunde, Metaphysik, 2. Bd. Dialektik, Naturrecht, Sittenlehre, natürliche Religion), worin er sich bemühte, die Kunstausdrücke in elegantem Latein wiederzugeben.

Der zweite seiner Freunde war Sebastian Bach, den Geßner schon von Weimar her kannte. Geb. 21. Merz 1685 zu Eisenach, wurde er 1703 Hofmusikus zu Weimar, wohin er nach einem kurzen Aufenthalt in Arnstadt und Mühlhausen 1708 wieder zurückkehrte. 1723 wurde er Cantor an der Thomasschule zu Leipzig, wo er bis an seinen Tod, 28. Juli 1750, verblieb. (Nur einmal, 1736, war er zum Besuch in Dresden, 1747 in Berlin.) Im Gegensatz zu dem unruhigen, feurigen Händel*), war er in seinem äußeren

*) Händel's erstes Oratorium „Esther," erschien 1720; um diese Zeit hatte er in London ein großartiges Theater eröffnet, für welches er berühmte Sänger und Sängerinnen auf dem Continent warb. Die eine derselben, die Cuzzoni, hatte ihn einmal durch ihren sinnlosen Widerspruch so gereizt, daß er mit den Worten: „ich weiß wohl, daß Du eine leibhafte Teufelin bist, aber ich will Dir zeigen, daß ich der Teufel Oberster bin," auf sie zusprang und sie zum Fenster hinauszuwerfen drohte, wenn sie sich nicht fügen wollte. Und sie fügte sich. Aber nicht blos mit der Willkür der Virtuosen hatte er zu kämpfen, mit Faustina Bordoni, dem Castraten Farinelli u. s. w., sondern auch mit der Mißgunst des Adels, während das eigentliche Volk ihm treu blieb.

Leben eine schlichte, bürgerliche Natur, bescheiden und anspruchslos, von strenger Sitte und Zucht, Haupt einer sehr zahlreichen Familie, der er eine tüchtige Erziehung gab, und von der sich Mehrere in der Musik ausgezeichnet haben. Er war als Organist und Clavierspieler beliebt und berühmt, auch seine kunstreichen und tiefsinnigen Compositionen wurden geschätzt: aber wenig ahnte die respectable Stadt, daß in ihrer Mitte ein Mann lebte, dessen Genius die Nachwelt einmal unter die ersten aller Zeiten und Nationen stellen würde.

In den höheren Kreisen Leipzigs war Geßner eine beliebte Persönlichkeit, da seine großen geselligen Talente jede Art des Verkehrs belebten. Mit Mencke, Mascou u. s. w. kam er regelmäßig wöchentlich in einem literarischen Kränzchen zusammen. Auch als öffentlicher Redner war er angesehen und wußte selbst die Anschlagszettel seiner Vorlesungen durch irgend eine zierliche oder feine Wendung zu verschönern. „Ob er ein ganz vollkommner Redner war," sagt Ernesti, „so wie ihn Cicero schildert, die Frage lasse ich unbeantwortet. Wenn ein vollkommner Redner derjenige ist, der von jeder Sache so spricht, wie es der Sache angemessen ist, so wird man ihm dieses Lob nicht absprechen können; wenn es aber nur derjenige sein soll, der von erhabenen Dingen mit Würde sprechen kann, so hatte er keine Gelegenheit dazu, auch war seine Stimme nicht dazu geeignet und er meinte, daß diese Art gegen die Sitte unseres Zeitalters sei. Sein Lehrvortrag war nicht nur deutlich und bestimmt, sondern empfahl sich durch eine gewisse Annehmlichkeit. Bei Erklärung der Schriftsteller hatte er sein Augenmerk zuerst darauf, daß die Zuhörer die Worte und den Sinn richtig verstehen möchten, ferner, daß sie gewöhnt würden, die Stärke der Gedanken und Worte zu fühlen, daß sie sich den Geschmack am Schönen und Edlen aneigneten, vor Allem aber, daß sie den Bau der ganzen Rede im Zusammenhang einsähen. Darum ging er in der Interpretation sehr rasch vorwärts und hielt Nichts von dem ermüdenden Verweilen bei Einzelnheiten. Für gute Köpfe und solche, bei denen er Eifer fand, war er besorgter, als für langsame und träge. Wenn er durch mehrmalige Versuche welche hatte kennen lernen, die aus Mangel des Talents oder der Neigung nichts lernten, um die kümmerte er sich fast gar nicht; damit er nicht mit ihnen die Zeit verderbe, die Andern nützlich sein könnte. Sein Gedächtniß war ungeheuer, er hatte gar keine Excerpte nöthig, und doch war er noch

---

Nachdem er die Oper aufgegeben, erregte er Jan. 1736 durch das Alexanderfest (Wettkampf zwischen der weltlichen und geistlichen Musik) den Enthusiasmus des Publicums; 1740 folgte Allegro, 1741 der Messias und dann die übrigen Oratorien bis zum letzten, Jephta, 1751. Er starb 13. April 1759, verheirathet ist er nie gewesen. —

nicht damit zufrieden und spottete über die Behauptung der neueren Philosophen, daß die Stärke des Gedächtnisses die Stärke der Beurtheilungskraft schwäche. Wenn er sich hinsetzte zu schreiben, so fiel ihm ohne angestrengtes Nachdenken alles ein. Er gab sich daher gar nicht lange ängstliche Mühe, sondern wurde in kurzer Zeit, fast ohne Arbeit fertig. Wenn er auf eine schwere Stelle stieß, so fand er beinahe bei der ersten Anspannung seines Witzes, was er suchte: hatte er die Sache ein-, zweimal versucht und es gelang ihm nicht, so forschte er nicht weiter. Denn man müsse dem Genie nicht Gewalt anthun: das, womit man sich den Beifall eines feinen, geübten Beurtheilers erhalten wolle, müsse man herauslocken, nicht heraus zwingen; was mit übertriebener Mühe gesucht sei, sehe wie ein geschminktes Gesicht. Daher", setzt Ernesti hinzu, „jene natürliche und liebenswürdige Simplicität, die uns für seine Entdeckungen und Urtheile unsere Zustimmung beinahe abnöthigt."

Der Umfang seiner Gelehrsamkeit war außerordentlich, die Sprachen der Morgenländer konnte er fast alle; in der hebräischen Literatur konnte er mit den größten Meistern wetteifern. Er hatte auch die Theologie nie vernachlässigt, doch ließ er nur diejenige gelten, die nach philologischen Grundsätzen aus der Schrift geschöpft war. Die moderne Spitzfindigkeit metaphysischer Demonstrationen gefiel ihm so wenig, als die alte scholastische; allen Streitfragen wich er aus, indem er sagte, er sei kein Theolog. Er sagte, er habe die Wahrheit der christlichen Religion mehr durch's Gefühl und aus Erfahrungen, als durch Beweise kennen gelernt. Die Spötter haßte er, weil sie die Würde des Menschen streitig machten. — Auch in der Geschichte und in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft war er soweit zu Hause, als es sich für die allgemeine Bildung eignete.

Dieser Mann war einer der Ersten, die nach Göttingen berufen wurden; Ernesti erhielt an seiner Stelle das Rectorat der Thomasschule (er wurde 1742 außerordentlicher Professor der alten Literatur, erst 1756 ordentlicher Professor der Beredsamkeit). Als Professor der schönen Literatur, Bibliothekar, Director des philologischen Seminars und Inspector sämmtlicher Schulen, wirkte Geßner gleich segensreich und war ausschließlich der Mittelpunkt des neuen academischen Lebens, bis durch Haller's Berufung 1736 noch ein anderer Zweig der Wissenschaft angebaut wurde.

Obgleich sein Einkommen nur 700 Thlr. betrug und er mehr als einmal glänzende Anerbietungen von andern Orten her erhielt, blieb Geßner doch der Georgia Augusta bis an sein Ende treu. Münchhausen zog ihn in allen Universitätsangelegenheiten mit unbegrenztem Vertrauen zu Rath, seine Amtsgenossen achteten ihn hoch, die Studenten liebten und verehrten

ihn. Seine Thätigkeit als academischer Lehrer wie als Gelehrter in den 27 Jahren seiner Göttinger Professur ist unglaublich. — Noch bedeutender waren seine Ausgaben der Classiker, bei denen sich nach und nach die Methode der wahren Erklärung herausarbeitet, nur das Verständniß des vorliegenden Schriftstellers, aber auch das ganze, nach Form und Inhalt, im Auge zu behalten. — Wie er in seinem ganzen Leben bei dem Außerordentlichen, auch wenn er es später als groß und schön erkannte, zuerst Bedenken hatte, so scheut er sich vor kritischen Aenderungen und Vermuthungen, er zieht eine Lösung der Schwierigkeit durch Erklärung vor. „Ich habe, sagt er in der Vorrede zum Claudian, meine Bemerkungen gegeben, nicht um meine Gelehrsamkeit zu zeigen, sondern um den Gedanken des Dichters zu erörtern; sodann habe ich, um den Geschmack der Jünglinge zu bilden, was schön und dichterisch sei, kurz angedeutet und ebenso getreulich auf das aufmerksam gemacht, was der Natur und den großen Mustern zuwiderläuft. Ich habe offen gestanden, wo ich etwas nicht verstehe, um so die einen zu trösten, wenn sie es auch nicht verstehn, und Gelehrtere oder Glücklichere zu eignen Versuchen anzureizen.“ Diese Grundsätze zeigen sich schon in der Bearbeitung des Plinius, in reinerer Anwendung beim Quinctilian, am vollendetsten im Claudian selbst. — Das Verdienst, welches gewöhnlich Heyne zugeschrieben wird, zuerst eine geschmackvollere Behandlung der Alten begründet und so auf die Entwickelung des guten Geschmacks eingewirkt zu haben, gehört Geßner. — Er zuerst nach dem herrschenden Bombast und der Incorrectheit wagt wieder einfach und natürlich zu schreiben. Sein Latein ist nicht eben kraftvoll, aber immer leicht und durchsichtig, gewandt und klar. — Schon in den Grundzügen der Pädagogik bezeichnet er als nothwendig, daß man der Muttersprache wieder mehr Sorgfalt zuwende und weder durch Einmengen unnöthiger Fremdwörter ihr eine widerliche Narrenjacke anlege, noch durch übertriebenes Streben, jedes Wort fremden Ursprungs, wenn die Sache selbst fremd sei, zu entfernen, in unnatürliche Ziererei verfalle. Entschieden schlägt er sich später auf Seite derer, die nach Thomasius' Vorgang die Vorlesungen deutsch halten, indem er nur für die Philologen lateinische wünschenswerth findet, und beklagt es wiederholt, daß er sich nicht mehr die Gewandtheit und Schönheit anzueignen vermocht hat, als wenn er etwa 30 Jahre später gelebt hätte.

In jeder Umgebung machte er sich bald durch die weite Ausdehnung seiner Gelehrsamkeit, durch die Klarheit seines Urtheils, durch den stets bereiten und treffenden Witz als eine bedeutende und überlegene Erscheinung geltend. — Die Eigenthümlichkeit seines Wesens, klares und helles Wissen zu suchen, aber jede spitzfindige Grübelei zu fliehn, zeigte sich auch in seinen religiösen Ansichten. Bei tiefer Frömmigkeit wies er jede subtile Erörterung

über die Grundwahrheiten der christlichen Lehre zurück: wem die Gewißheit des Glaubens nicht in der Seele ruhe, der werde durch keine Gründe zur Ueberzeugung geführt werden. — Als die Aerzte ihm den Tod ankündigten, sagte er: was ich mit Gott zu verhandeln habe, das hab ich nicht auf heute verschoben; mit den Meinigen habe ich das Meiste geordnet; was übrig, ist bald vollendet. Seine treue Lebensgefährtin war wenige Monate zuvor gestorben, er hatte ihren Verlust tief empfunden, aber gesagt: eines mußte allein bleiben! da will ich lieber der Verlassene sein, als daß sie es wäre. Er starb 3. Aug. 1761.

---

Januar 1728 besuchte der König von Preußen mit seinem Sohn den Dresdner Hof. Es war, als ob zwei Zeitalter einander begegneten. Auf der einen Seite der prunkliebende, ausschweifende aber lebenskräftige König, der zwar das Land systematisch aussog, aber wenigstens den Schein großartigen Wohllebens um sich verbreitete, auf der andern der sittenstrenge mürrische Soldat, der selbst die Tugenden des Privatlebens den Menschen hassenswerth zu machen verstand. Prinz Friedrich, nach dem Vorbild seiner Großmutter in französischer Bildung aufgewachsen, erfuhr von dem zornigen Vater immer ärgere Mißhandlungen, er beschloß endlich, sich ihnen zu entziehen. 4. Aug. 1730 erfolgte sein Fluchtversuch, 5. Sept. seine Abführung nach Küstrin, 6. Nov. die Hinrichtung Katte's. In denselben Tagen mußte der Dresdner Hofpoet König das Lustlager bei Mühlberg feiern, dessen Kosten 1,000000 betrugen und an dem 47 Fürsten Theil nahmen. Ein Volk läßt sich auch die Erpressungen eher gefallen, wenn man es unterhält; das preußische Volk hatte damals noch keine Ahnung davon, daß man den grimmigen Despoten, dessen Willkür gerade in jenen Tagen auf die Spitze stieg, einmal als seinen wohlwollenden Erzieher feiern würde. Die Aussöhnung mit dem Sohne erfolgte erst, als Friedrich sich einem verhaßten Eheband gefügt hatte: die Vermählung wurde 12. Juli 1733 durch Mosheim eingesegnet. August der Starke starb 1. Febr. 1733; sein Leben wurde durch Faßmann, der seiner preußischen Hofnarrenstelle mit Mühe entflohn war, in einem über alle Beschreibung niederträchtigen Buch verherrlicht. Die sächsischen Zustände besserten sich nicht durch seinen Tod; der poetische Anstrich, den die wüste Schwelgerei durch seine Persönlichkeit immer bis zu einem gewissen Grade gehabt, hörte auf, sein Nachfolger setzte die Verschwendung fort, aber ohne wahre Lust am Genusse; die Seele der Regierung wurde Graf Brühl (geb. 1700), der schlechteste aller Minister, die Sachsen gehabt: das Einzige,

was die neue Regierung auszeichnete, war die Erwerbung der großartigen Kunstschätze für Dresden, die noch heute die Zierde dieser Stadt ausmachen.

Der erste Act der neuen Regierung war, daß der Neuberschen Gesellschaft das Leipziger Theater genommen und wieder dem Hanswurst überlassen wurde. „Unsere Bemühung“ schrieb Friederike Neuber in ihrer Eingabe, „ist jederzeit dahin gegangen, in den Vorstellungen die strengste Moral beizubehalten, alle leere Possen und unehrbare Zweideutigkeiten zu vermeiden und, welches der eigentliche und vernünftige Endzweck des Schauplatzes sein soll, die Zuschauer nicht sowohl zum Lachen zu reizen, als solche zu verbessern.“ Diese Bemühung, setzte sie hinzu, sei dem Gemeinwesen nicht anders als zuträglich, und verdiene unter den Polizeisachen allerdings ihren Platz. Solche Rücksichten waren aber nicht ausreichend, Brühl zu bestimmen, der einen gründlichen Widerwillen gegen Gottsched und seine Schule hegte; Gottsched's Uebertragungen aus dem Französischen mußten wieder auf der Wanderschaft versuchen ihr Glück zu machen, und Gottsched selbst sah sich ängstlich nach einer Stelle in Göttingen um. Doch wurde er Febr. 1734 zum außerordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt: er habilitirte sich durch zwei Abhandlungen „für den Nutzen und die Nothwendigkeit der Metaphysik gegen ihre Verächter“ und „gegen das unbillige Urtheil der Fremden, namentlich der Franzosen, über unsere Literatur.“ Mosheim hielt für passend jetzt das Präsidium der deutschen Gesellschaft niederzulegen, da er nicht wohl der Vorgesetzte eines Amtsgenossen bleiben könne, doch behielt er es auf dringendes Bitten Gottsched's bei. Der neue Professor gab als Handbuch für seine Vorlesungen die „ersten Gründe der gesammten Weltweisheit“ heraus, nach dem Wolff'schen System, wie denn überhaupt in jener Zeit eine Reihe von Handbüchern die Popularität desselben bezeugten. Auch eine vollständige Geschichte der Wolffischen Philosophie wurde gleich darauf von dem Leipziger Professor Ludovici herausgegeben, der Gottsched's Lehrbuch mit großer Begeisterung besprach. In diesem Lehrbuch kommt der ketzerische Satz vor, daß es kein Majestätsverbrechen sei, wenn ein ganzes Volk diejenige Macht und Gewalt, die es einem Regenten gegeben, bei verspürtem Mißbrauch derselben zurücknehme: da vielmehr in diesem Fall der Regent die Majestät beleidige, die sich das Volk zum Theil vorbehalten. Die sonstige Loyalität des Mannes bürgt uns dafür, daß er sich bei diesem Satz, den er aus seinen Quellen excerpirt, nichts Böses gedacht habe; auch fand die Regierung in der Allgemeinheit desselben kein Arg; dagegen mußte Gottsched zu seinem Befremden vernehmen, daß in seinen religiösen Ansichten der klare Molinismus herrsche. „Wie weit diese Lehre recht oder unrecht habe“, schreibt ihm Mosheim 17. Sept. 1734, „will ich nicht ausmachen, aber das ist

gewiß, daß ein Mann, der sie behauptet, in keiner evangelischen Kirche das Amt der öffentlichen Lehrer führen könne, so lange unsere bisherigen Glaubensbekenntnisse stehn bleiben. Mit Ew. Hochedelgeboren ist es anders. Ein Weltweiser hat mehr Freiheit und ich will der nicht sein, der Andern das sagt, was ich hier als ein Theolog, der nach einer gewissen Vorschrift von den Lehren anderer Menschen urtheilen muß, geschrieben habe. Ew. Hochedelgeb. werden mir diese Freiheit zu gute halten. Ich gebe Ihnen hiermit vollkommene Gewalt, mich in der Weltweisheit, Rednerkunst, Poesie u. s. w. in die Schule zu führen, ja mich gar zum Ketzer in diesen Wissenschaften zu machen." Mosheim gab später der Sache eine scherzhafte Wendung: „Ist dieser Satz (daß man außer dem Stande der Gnade gute Werke verrichten könne), den man in Sachsen vor diesem als den größten Hauptirrthum angesehen, nunmehro in Leipzig zu einer Wahrheit worden, so habe ich Nichts dagegen zu erinnern." Indeß blieb Gottsched doch sehr betroffen, daß seine religiöse Respectabilität von einem so gemäßigten Mann angezweifelt wurde.

In Leipzig stand Gottsched's Ansehn damals sehr fest. Alle gelehrten Zeitschriften, die er nicht selbst herausgab, wurden von seinen Anhängern, von Mitgliedern der deutschen Gesellschaft, die zugleich Wolffianer waren, z. B. von Stübner, Steinwehr u. s. w. geleitet. Auch mit den Schweizern stand er damals auf dem Höflichkeitsfuß. Bodmer hatte nach dem Muster Boileau's eine kritische Geschichte der deutschen Poesie in Alexandrinern geschrieben, in der er Gottsched gelobt hatte, und die er in Gottsched's Zeitschrift theilweise abdrucken ließ, sogar mit der Erlaubniß, die Provinzialismen darin zu verbessern. Bodmer sprach sich in diesem Gedicht über die einzelnen Leistungen ziemlich streng aus, feuerte aber im Allgemeinen die Deutschen an, sich im Wetteifer mit den andern Nationen auf den Parnassus zu schwingen, wozu sie vollkommen die Kraft hätten. Er behandelte die älteren Zeiten summarisch und rechnete erst von Erasmus die Wiederherstellung des guten Geschmacks: „nachdem man von den Alten desselben wahre Spur und rechtes Maas erhalten. Gemach legt' auch die Sprach' ihr wüstes Wesen ab und wuchs jetzt schöner auf nach Richtschnur, Maas und Stab. Doch langsam und mit Müh, inmaßen der Gelehrte das ewige Latein mit wahrer Furcht verehrte." Der große Aufschwung, den die Poesie mit Opitz genommen, sei bald wieder gesunken. „Sind die Gedanken wahr, so sind sie auch gemein." „An Worten sind sie mehr, als an Gedanken reich, fern ist's, daß selbige sich in einander senken; sie geben auch Nichts heim zu fühlen und zu denken." Am schlimmsten wurde es mit Hoffmannswaldau: „Metaphern pflanzet er aus metaphorischen Worten, hier wird er ungereimt

und unerträglich dorten; ist stets an Tropen reich, wenn er sie stets vergeudet und ohne Ziel und Maas das Ding und Wort verkleidet. Er hüllet die Begriff' in Gleichniß und Figur, als einen Kerker ein, verbirgt uns die Natur und haßt die Deutlichkeit." Von Lohenstein: „Was er berührt muß Mosch und Ambra werden, er gräbt sich Erz und Stein aus einer fremden Erden, sucht Feuer in der See und Wasser in den Flammen, packt sein Excerptenbuch in einen Reim zusammen; sein vollgestopfter Vers ist matt und ohne Kraft und wo er hoch sich dünkt, da ist er schülerhaft." — Die Hauptsache ist aber der Aufruf an die Deutschen, in der Poesie einen höheren Aufschwung zu nehmen, die Gattung des Epos anzubauen und einen würdigen Stoff würdig zu besingen. Das Gedicht des künftigen Homer dürfe nicht menschlich und gemein, sondern wie eine Offenbarung erscheinen; das könne aber nur geschehn, wenn der Dichter sich mit einem neuen Geist erfüllt: „wenn er bei Seite setzt der Liebe irdschen Brand, ihr äußerliches Thun und wandelbaren Stand, wenn er die Liebe malt, die im Verstand entspringet, die nur ein Weiser fühlt, der sich zum Himmel schwinget, wo du der Schönheit Quell und ew'ger Brunnen bist, von dem die weibliche ein bloßer Ausfluß ist." — Es ist das Programm einer neuen Zeit, das freilich, um in Erfüllung zu gehen, eine ganz andere, schöpferische Kraft voraussetzte, als bisher auf dem Marktplatz der deutschen Literatur sich gezeigt hatte.

Merz 1735 heirathete Gottsched die Danziger Freundin, Adelgunde Kulmus, mit der er so lange correspondirt hatte. Sie war damals 22 Jahr alt, eine angenehme, kleine Frau, sehr bescheiden, aber, wie man aus ihren Briefen liest, an Mutterwitz und gesundem Gefühl ihrem Mann bei weitem überlegen. Sie verstand gut Französisch und Englisch und bildete sich ihren Geschmack an der Lectüre des „Zuschauers", den sie später übersetzte. Ihrem Mann zu Liebe lernte sie nach der Hochzeit noch Latein und unterstützte ihn in seinen Zeitschriften durch Uebersetzungen. Sie äußerte sich später einmal, es freue sie, daß sie keine Kinder habe, um ihrem Manne bessere Dienste leisten zu können. Sie hatte vielseitige Interessen auch für Musik und Malerei, übrigens war sie eine gute Hausfrau; ihr Mann soll sie durch unnütze Galanterien gegen andere Frauen zuweilen betrübt haben.

Gottsched hatte sich bei seinen dramatischen Versuchen immer nur an die Tragödie gehalten, Adelgunde ergänzte ihn dadurch, daß sie Lustspiele nach dem Französischen bearbeitete, z. B. „die Pietisterei im Fischbeinrock," 1736; die späteren Lustspieldichter gingen ganz aus ihrer Schule hervor. Noch im Jahr ihrer Verheirathung übersetzte sie den Cato des Addison, um dem Publicum zu zeigen, daß Gottsched's „sterbender Cato" keine bloße Nachahmung

sei. Dies Trauerspiel ging noch immer mit großem Beifall über alle deutsche Bühnen und Friederike Neuber wurde nicht müde, in ihren Wanderungen, auch wo sie entschiedenem Widerwillen begegnete, für die künstlerischen Ansichten ihres Freundes zu werben. Diese Propaganda wurde bedeutend durch die deutschen Gesellschaften unterstützt, deren Zahl sich immer mehrte: so gründete Samuel Lange, der Sohn des großen Pietisten, 1736 eine in Halle, nach dem Muster der Leipziger, und Mosheim (der 1735 seine Sittenlehre der heil. Schrift abschloß und die Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte begann) sorgte dafür auch in Göttingen. Die anerkanntesten Dichter, z. B. Bodmer und Drollinger, vermehrten als Mitglieder den Ruhm der Gesellschaft in Leipzig.

Dieser gewissermaßen officiellen Literatur steht ein freier, eigenthümlicher Schriftsteller gegenüber, der ihren ganzen Zusammenhang von einer höheren Warte aus mit ruhigem Spott verfolgt. — Man hat Liscow zuweilen mit Lessing verglichen, und die Aehnlichkeit ist wirklich in einigen Punkten schlagend; nur darf der Vergleich nicht zu weit getrieben werden. Lessing war Schriftsteller von Profession und seine ganze Seele war im Schreiben; Liscow betrieb es nebenbei. Es ist doch kein Zufall, daß er so früh aufhörte: Anerkennung hatten seine ersten Satiren genug gefunden, und wer im Stande ist so ganz zu schweigen, in dem ist der Trieb nie sehr mächtig gewesen. Auf der andern Seite hat Liscow schriftstellerische Eigenschaften, in denen selbst Lessing mit ihm nicht wetteifern kann. Die ersten Werke Lessing's, bis zu seinem Breslauer Aufenthalt, stehen im Stil ganz auf dem Boden seiner Zeit, obgleich sie besser und gründlicher gedacht sind; die Freiheit und Größe seines Stils entwickelt sich erst allmählig in harter Arbeit. Liscow's erste Schrift ist aus seinem 25. Jahre, und wenn man sie mit den gleichzeitigen Leistungen auch der besseren Schriftsteller vergleicht, so traut man seinen Augen nicht. Es ist nicht ein mühsamer Kampf gegen die Vorurtheile und Pedanterien, in welchen die Zeit befangen ist, sondern eine vollkommene Freiheit des Gemüths und des Verstandes, die mit den Gegensätzen humoristisch spielt. An freiem unbefangenem Humor steht Liscow weit über Lessing, dem es auch da grimmiger Ernst ist, wo er mit seinen Gegnern zu spielen scheint wie die Katze mit der Maus. Liscow lacht auf's Herzlichste über die Narren, die ihm vorkommen, und er besitzt die Gewalt der Darstellung, jeden Leser zum Mitlachen zu zwingen, auch heute noch, wo uns die Gegenstände, um die es sich handelt, nicht im Mindesten angehn. Was seine ganze Richtung betrifft, so schließt er sich an Christian Weise, Thomasius und Gundling an, deren positive Ueberzeugung er auch im Wesentlichen theilt, aber an Bildung, treffendem Witz und Urbanität ist er ihnen so unendlich überlegen, daß man kaum

begreift, wie diese Männer Zeitgenossen sein konnten. Er hat nur wenige Jahre schriftstellerisch gewirkt und seine Satire ausschließlich gegen Leute gerichtet, von denen schon damals Niemand zweifelte, daß sie die abgeschmacktesten Tölpel von der Welt waren, er hat aber bei dieser Gelegenheit Wahrheiten ausgesprochen, die sehr mächtige Parteien angingen und die sich durch den Zauber seines Witzes dem Gedächtniß einprägten: er befolgte darin den Rath Mencke's, der dem Satiriker empfahl, nur allgemein anrüchige Personen namhaft zu machen. Daraus eine allgemeine Regel zu ziehen, würde die größte Thorheit sein. Im Gegentheil erklärt sich dies Verfahren nur daraus, daß Liscow die ganze Schriftstellerei nicht Herzenssache war: er hatte zunächst den Kreis seines Umgangs im Auge, den er durch die Zeichnung seiner Hanswürste belustigen sollte, und sein eifriger Geist und seine freie Bildung brachten es dahin, daß auch in diesem Kampfe mit Windmühlen sich ein köstlicher Gehalt entwickelte.

Liscow war April 1701 in Schwerin geboren, Sohn eines Predigers und hatte seit 1718 in Rostock, Jena und Halle die Rechte studirt. Schon früher aber hatte er die Schriftsteller des Auslandes kennen gelernt, die eine freiere Richtung anbahnten, hauptsächlich Locke, Swift, Montaigne und Bayle. Seine erste Schrift, 1726, war gegen den Professor Manzel in Rostock gerichtet, der das Naturrecht wieder auf die Offenbarung zurückführen wollte, er theilte sie aber nur einigen Freunden mit und ließ sie 13 Jahre in seinem Pulte liegen. 1729 kam er als Privatlehrer nach Lübeck, wo ihn auch Gottsched kennen lernte.

In Lübeck erregte damals Magister Sivers durch seine rechtgläubigen Predigten und seinen gelehrten Notizenkram so viel Aufsehn, daß er 1732 zum Mitglied der Berliner Academie ernannt wurde. Die nächste Veranlassung war seine „Geschichte des Leidens, Sterbens und der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi," mit exegetischen Anmerkungen. Liscow machte das Buch in einer kurzen Persiflage: „Anmerkungen über die Zerstörung Jerusalems," lächerlich, was freilich eine wohlfeile Arbeit war, da er die Narrheiten des jungen Magisters — die allgemeine Narrheit der gelehrten Notizenkrämer — nur copiren durfte. Er versprach zugleich eine „kurze und gründliche Anleitung, wie ein junger Mensch ohne allen Verstand und Wissenschaft gelehrt und berühmt werden könne." Gleich darauf, Merz 1732, ließ er ein „Sendschreiben über eine gefrorne Fensterscheibe" folgen, in welcher gelehrte Beschauer tiefe Aufschlüsse über die Offenbarung Johannis zu finden glaubten. Er ließ Gelehrte verschiedener Art zusammenkommen, um diese Zeichenschrift aufzuklären und kam schließlich zu der Ueberzeugung: die Figuren sind zufälliger Weise entstanden; hat aber ja die Natur eine Absicht gehabt, so ist

es keine andere, als den verworrenen Zustand des Gehirns vieler Gelehrten abzubilden, die sich nicht schämen mit der größten Ernsthaftigkeit die elendesten Grillen vorzubringen. Dieses Resultat war an sich nicht erheblich, desto lustiger war der Weg, auf dem er den Leser dazu führte. Die Schilderung des neuen Academikers war für die Berliner wohl berechnet. „Der Hauptzweck seiner Arbeit war, die leichte und gemächliche Schreibart, die wir in unserer Sprache Bombast nennen, und welche seit einiger Zeit in Abnahme gerathen ist, wieder in Gang zu bringen, die Scribenten von dem schweren Joch der Sprachkunst zu befreien und durch Widerlegung des Horaz und Boileau die Herrschaft des Reimes über die Vernunft zu behaupten. Er war so listig, daß er nicht eigene Regeln vom Bombast gab, sondern sandte nur allerhand kleine Schriften von unterschiedlichem Inhalt in die Welt, in welchen diese Schreibart in ihrer ganzen Schönheit zu sehen war. Er schrieb kein eigen Buch wider die Tyrannei der Sprachkunst, sondern begnügte sich, in seinen Schriften keine ihrer Regeln zu beobachten" u. s. w. — Grund genug ihn in die Academie aufzunehmen.

Da nun Sivers auf der Kanzel und in Schriften gegen den anonymen Satiriker zu Felde zog, gab Liscow Sept. 1733 eine neue Schrift heraus, im Namen eines bekannten, frommen und einfältigen Candidaten, der sich als den Verfasser bekannte und sich gegen den Verdacht rechtfertigte, ein Satiriker zu sein. „Sie thun mir gewiß zuviel Ehre an, wenn Sie glauben, daß ich geschickt sei eine Satire zu schreiben und beleidigen mich, wenn Sie sich einbilden, daß ich Lust habe durch eine so unchristliche Schreibart mein Gewissen zu beflecken. Jedermann haßt den, der dieses Handwerk treibt, und flieht ihn, als ein gefährliches Thier. Es ist wahr, man lacht über die Einfälle eines solchen Menschen, man lobt ihn, wenn er es gut gemacht hat. So bringt es der verderbte Lauf der Welt mit sich! Aber auch diejenigen, die an seinen Spöttereien Gefallen haben und sich an dem Unfall ihres armen Nächsten ergötzen, wider welchen dieselben gerichtet sind, hassen denjenigen in ihrem Herzen, der ihnen diese Lust macht."

Er versichert, seine „Anmerkungen zur Zerstörung von Jerusalem" wären ganz ernsthaft gemeint gewesen. „Wie manchmal habe ich nicht Sachen auf der Kanzel vorgebracht, die gewiß nicht klüger waren! Ich mag schwatzen was ich will, man hört mir andächtig zu, man seufzt, man weint nach Gelegenheit, und wenn die Predigt aus ist, so lobt man mich. Das macht, die anständige Gebärde und der Ton der Stimme giebt unsern Worten, wenn wir auf der Kanzel stehen, eine Annehmlichkeit, die ihnen fehlt, wenn sie zu Papier gebracht sind, und der Ort, an welchem wir reden, sammt unserer Kleidung, wirkt in den Gemüthern unserer Zuhörer eine Ehrerbietung, die sie antreibt,

Alles, was wir sagen für gut zu halten. Un prédicateur, sagt Malebranche, a raison dans tout ce qu'il avance, et il n'y a pas jusqu' à son colet et à ses manches, qui ne prouve quelque chose. Ich will also bei meinem Leisten bleiben, ich will predigen und das Bücherschreiben Andern überlassen."

Sivers hatte sich darüber beschwert, daß in der Satire mit Bibelstellen ein unheiliger Mißbrauch getrieben war. „Leute die so denken," erwidert Liscow, „setzen sich durch ihre gar zu große Heiligkeit in den Stand, daß sie, ohne Gefahr zu sündigen, nicht einmal Essen und Trinken fordern können. Plagt sie der Durst, so dürfen sie nicht sagen, daß sie dürste; und wenn sie auf Reisen in ein Wirthshaus kommen, ist ihnen nicht erlaubt zu fragen: habt ihr Nichts zu essen?" — Ueber die Evangelienharmonien finden sich in dieser Schrift einige Einfälle, die Lessing wohl hätte gebrauchen können. — Er rühmt die Gemeinde des St. Annenklosters zu Lübeck. „Seitdem der Herr M. Sivers ihnen das Evangelium gepredigt hat, weichen sie an Wissenschaft in der Theologie und Kirchenhistorie und an Geschicklichkeit, von einem Buch zu urtheilen, den Gelehrtesten nicht. Dieser gelehrte Mann läßt sich die Mühe nicht verdrießen, diese ehrbare Versammlung in das Innerste der Theologie zu führen. Er ertheilt ihr Nachricht von allerhand alten und neuen theologischen Büchern, er unterrichtet sie in den neuen Religionsstreitigkeiten, und läßt sogar die alten Ketzer, welches in diesen indifferentistischen und laulichten Zeiten was rares ist, nicht in der Erde ruhn. Der Same, den er ausstreut, fällt auf ein gutes Land. Man redet nunmehro im St. Annenkloster nicht mehr von Kleinigkeiten und gemeinen Dingen. Man spricht von Gnosticis, Valentinianern, Manichäern, Marcioniten, Donatisten, Novatianern, Sabellianern, Photinianern, Arianern, Nestorianern, von den tribus capitulis, von Theodorus Mopsvestenus, von Aphthartodoceten, Patripassianern, Monotheleten, Eutychianern, Priscillianisten, Rosenkreuzern, Wiedertäufern, und mit einem Wort, von allen alten und neuen Ketzern. Man stellt sich vor, wie artig es wohl gelassen habe, als Simon der Zauberer den Hals gebrochen, und eine alte Badstube dem Cerinthus über den Kopf gefallen sei und also die Kirche von diesem Buben befreit habe. Man schilt den Grotius, eifert wider Thomasius, flucht Gerhard und Dippel, und läßt keinem Schwärmer für einen Pfennig Ehre. Die Frau, mit welcher ich redete, versicherte mich, daß sie öfters, wenn sie aus des Herrn M. Sivers Predigten käme, wider Dippel insonderheit so erbittert wäre, daß sie oft wünsche, den Buben vor sich zu haben, um ihm die Augen auszukratzen. „O du schädlicher Unflath der höllischen Schmeißfliegen!" So groß ist die Einsicht und der Eifer dieser andächtigen Personen! Und das ist kein Wunder, denn der Herr M. Sivers predigt gewaltig."

Sivers war nur eine Localgröße, aber die kleinen Satiren hatten doch Aufsehn gemacht, und man veranlaßte Liscow von Leipzig aus einen anderen, bekannteren Hanswurst zum Gegenstand zu nehmen. Es war der Professor Philippi, geb. 1701, der überall, wo er sich aufhielt, in Leipzig, Merseburg, Meißen, Unruhen stiftete und endlich 1731 in Halle eine Anstellung als Professor der Beredsamkeit fand. Als Gegner der Wolff'schen Philosophie hatte er es auch mit Gottsched verdorben, dieser scheute sich aber persönlich mit ihm anzubinden, weil er im Consistorium zu Dresden Freunde hatte, und ließ Liscow auf ihn aufmerksam machen.

Philippi hatte sich in dieser Zeit hauptsächlich durch zwei Schriften ausgezeichnet: „Eröffneter Tempel der Ehren und Vorsehung und die im Palast der Glückseligkeit abgelegten Wünsche bei dem höchst beglückten Antritt des hohen 63. Stufenjahres Ihrer Königl. Majestät in Polen und Kurfürstl. Durchlaucht in Sachsen, Friedrich des Großen", sowie durch sechs deutsche Reden, die als Muster männlicher Beredsamkeit gelten sollten. Um die Zeit, welche den Hintergrund bildet, richtig zu würdigen, ist es doch gut, diese „männliche Beredsamkeit" in's Auge zu fassen. Bei einer Gedächtnißrede auf die Königin ruft Philippi u. a.: „O du Flämmlein aus göttlicher Flamme, du ungeheuchelte Gottesfurcht! Steigst du denn nicht deiner Natur nach lieber aufwärts in die Höhe, als herunter in die Tiefe? Ach freilich! Dein mächtiger Strahl dringt aus dem ewigen Licht des Unsichtbaren und Allmächtigen in die Herzen derer, die dich begierig auffassen, und schlägt von da nach geschehener Entzündung des von Natur eiskalten Herzens in seinen ersten Ursprung wiederum zurück. Dies Steigen und Fallen des göttlichen Liebesfeuers, das bald aus dem Herzen zu Gott emporsteigt, bald aus dem Altare des Heiligthums herunterfällt, und die göttlich entzündeten Herzen immer noch mehr durchglühet, währet dann in einer wunderbaren Abwechselung und einem beständigen Lauffeuer so lange, bis davon endlich das Sterbliche in das Unsterbliche, der Tod in das Leben verschlungen und gleich jenem Wasser um den Brandopferaltar, von dem himmlischen Feuer gänzlich verzehrt, mithin die zerstörliche, menschliche Leibeshütte in eine unzerstörliche und alleredelste Natur versetzt wird." . . . . . „Es werden die unterirdischen Grotten mit dieser neuankommenden, preiswürdigsten Göttin beglückseligt und sie wird von allen deren Inwohnern auf das Ehrerbietigste und zärtlichste empfangen; darüber sollten wir denn nun auch uns selbst höchlich erfreuen, weil wir ja uns gleich nach unserer Geburt als Unterthanen des Reichs derer Todten haben einschreiben lassen, dessen oberster Beherrscher nicht etwa, wie die blinden Heiden dachten, Pluto heißt, sondern Jehova Zebaoth ist." — August der Starke war von einer lebensgefährlichen Krankheit durch die Ablösung

einer Zehe gerettet worden: „Da nunmehro", sagt Philippi, „dasjenige, was unserem großmächtigsten und unüberwindlichen Könige den höchstverdienten Ruhm der Unsterblichkeit einigermaßen noch streitig zu machen schien, durch den gewaltigen Arm des Königs aller Könige völlig aus dem Wege geräumt worden; überdies das veränderliche Schicksal, das wohl eher die größten Potentaten zu Boden geworfen, und von dem höchsten Gipfel der Ehre herabgestürzt hat, sich nur an die Zehe, als einen entbehrlichen Rest von der geheiligten Person des Königs wagen dürfen, so sehen wir nunmehro mit Freuden, daß unser theuerstes Oberhaupt weit über allen Wechsel der Zeit und des Glücks erhaben werden, hingegen alle unsere Glieder, Kräfte und Blutstropfen an sich ein unzulängliches Lösegeld gewesen sein würden, das Leben, die Gesundheit und glückseligste Regiment unseres allerruhmwürdigsten Beherrschers zu erhalten, wenn nicht, nach dem Rathe der heiligen Wächter selbst Ihre Majestät uns noch länger wäre geschenkt und unser einmüthiges Flehen dadurch gnädigst durch Gott wäre erhört worden u. s. w." — „Und wahrlich, da ein jeder treugesinnte sächsische Unterthan sein Herz gleichsam auf den Weg legt, den Ihre Majestät zu nehmen allerhöchst gesonnen, damit Selbe, als führen Sie auf lauter Herzen Ihrer getreuen Unterthanen dahin, und als würden Sie von selbigen unterwegs getragen, in höchstem Wohl zurückkehren und so oft sie unter währender Reise Ruhestatt halten, auf eben solchen getreuen Herzen Ihrer Unterthanen als einem gar sanften Kissen Sich zu lagern geruhen mögen: — so läßt die schnelle Durchfahrt Ihrer Majestät in allen unseren Herzen weit kennbarlichere Fußtapfen von Ihrer allerhöchst gewürdigten Durchreise durch hiesige Lande, als der größte Steuermann auf der See zu erhalten nicht vermag, wenn er gleich auf Schiffen vom ersten Rang die Wasser auf dem Ruder durchschnitten und einige bald verschwindende Spuren seiner Durchfahrt hinterlassen."

Gegen diese Mischung von Blödsinn und Niederträchtigkeit war es nun freilich, wie man es nimmt, leicht oder schwer eine Satire zu schreiben: leicht, sie zu verspotten, schwer sie zu überbieten. Aber man erwäge, daß dieser Servilismus noch immer die herrschende Gesinnung in Deutschland war, und daß es höchst nöthig war, an einem der Elenden, die sich zu den Organen derselben hergaben, ein Beispiel zu statuiren. Dem Anschein nach gegen den schlechten Geschmack, war die Satire in der That gegen die nichtswürdige Gesinnung gerichtet.

Unter dem Titel „Briontes der Jüngere" hielt Liscow eine Lobrede auf Philippi, „gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister von einem unwürdigen Mitglied derselben". „Die Gesellschaft der kleinen Geister hat einige Aehnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche. Sie ist in der ganzen Welt ausgebreitet und doch kann Niemand sagen, siehe, hier oder da ist sie. Ich sage

dies, um dem Vorwitz meiner Leser vorzubeugen, die sich ohne Zweifel bemühen werden zu entdecken, wo gegenwärtige Lobrede eigentlich gehalten worden. Ich gebe ihnen mein Wort, daß sie dies so wenig errathen werden, als sie errathen werden, wer der ältere Herr Briontes sei. Sie dürfen aber darum nicht zweifeln, ob eine solche Gesellschaft auch wirklich vorhanden sei. Sie glauben eine unsichtbare Kirche, sie glauben eine patriotische Assemblee und eine stille Todtengesellschaft zu Friedensburg. Sie glauben also, ob sie gleich nicht sehen. Warum wollen sie denn die Wirklichkeit der Gesellschaft der kleinen Geister in Zweifel ziehen, weil sie unsichtbar ist? Es sind darin viele große und berühmte Männer, die ich namhaft machen könnte, wenn ich nicht besorgte, sie möchten es übel nehmen."

Auch diese Stelle wurde wegen des Vergleichs der Religionsspötterei beziichtigt. Darauf antwortet Liscow: „Womit wollen sie beweisen, daß die unsichtbare Kirche so heilig und ehrwürdig sei, daß man mit Furcht und Zittern von ihr reden und sogar ihren Namen nicht anders als auf dem Katheder, der Kanzel, oder höchstens in einer Erweckungsrede nennen müsse? Die unsichtbare Kirche ist von Herzen demüthig und verlangt nicht, daß man unnöthige Complimente mit ihr mache. Sie besteht aus Gliedern, die alle gern leiden, wenn sie Jemand schilt, wenn sie Jemand schlägt, ja, wenn man sie gar schändet und sie in's Angesicht streicht: sie würde also, wenn sie gleich wirklich beleidigt wäre, die ihr angethane Schmach in der Stille verschmerzen und deshalb keine Weitläufigkeiten machen." — Es fanden sich noch andere verdächtige Anspielungen, z. B.: „Paulus, meine Herren, ward, wie Sie wissen, bis in den dritten Himmel entzückt und kam so klug wieder, als er hingegangen war; was würde uns der Herr Professor Philippi nicht für schöne Sachen erzählen, wenn ihm ein solches Glück begegnen sollte, da er schon durch das bloße Anschauen seines Landesvaters mehr gelernt hat, als Paulus im Paradies?"

Er hebt nun die Verdienste Philippi's hervor, durch seine neuerfundene männliche Beredsamkeit die heidnischen Regeln besiegt zu haben. „Sie wissen, meine Herren, wie schwer es die alten Griechen und Römer gehalten haben, eine geschickte Rede zu verfertigen. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, wenn wir nur bedenken, daß sie die Redekunst der Vernunftlehre in einer schändlichen Art unterworfen und sich eingebildet haben, man müsse erst denken lernen, ehe man sich zu reden unterstünde. D a s L i c h t d e s E v a n g e l i i, welches die Finsterniß, in der die Heiden wandelten, vertrieb, h a t a u c h d i e s e n s o b ö s e n u n d s c h ä n d l i c h e n W a h n v e r j a g t. Die heil. Kirchenväter und ihre würdigen Nachfolger haben sich ein Gewissen gemacht, den Weg der Gottlosen zu wandeln, sie haben durch ihre Beispiele eine solche Art

der Beredsamkeit eingeführt, daß es einem Menschen, der nicht stumm ist und nur Herz genug hat, das herauszusagen, was ihm zuerst ins Maul kommt, nimmer fehlen kann, dem Ruhm eines guten Redners davonzutragen. Jedermann hat sich bestrebt, diesem Exempel so ehrwürdiger Personen zu folgen und die Welt ist von einer entsetzlichen Menge großer Redner überschwemmt worden. Nun giebt es einige ekle und naseweise Gemüther, welche wieder auf den Weg der Alten hinweisen. Da diese Herren durch ihre Regeln allen Bestrebungen eine Last auferlegen, die auch unsere Väter nicht zu tragen vermocht, und von einem Redner so viel Vernunft, Scharfsinn und Wissenschaft erfordern, daß viele gute Gemüther, denen es sonst weder an Worten, noch Dreistigkeit fehlt, nothwendig in Verzweiflung gerathen müssen; auch überdem sich nicht schämen bei so hellem Licht des Evangelii die blinden Heiden als rechte Muster vollkommener Reden vorzustellen, so hoffe ich, daß alle diejenigen, die ihr eignes Bestes lieben und ihr Gewissen betrachten, sich eigentlich freuen werden, daß Herr Professor Philippi auf eine so feine Art die Richtigkeit solcher Einfälle zeigt.“ Philippi blieb die Antwort nicht schuldig, er wandte sich aber mit besonderer Wuth gegen Gottsched, den er für seinen eigentlichen Feind hielt. Die Gegenantwort gab Liscow jedes Mal Gelegenheit Narrheiten jeder Art zu geißeln, und mit besonderer Vorliebe ging er auf die neuen Propheten ein, die in der Weise der Apokalypse vom Reich der Zukunft zeugten. Eine gute Veranlassung gab ihm dazu unter Anderem Philippi's „mathematischer Beweis von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt“, die hauptsächlich gegen Wolff gerichtet war.

Am bleibendsten wirkte Liscow durch die Rechtfertigung der satirischen Schreibart. „Wenn man bedenkt, daß die Menschen ungemein geneigt sind, sich über den Unfall ihres Nächsten zu erfreuen, so sollte man glauben, eine auch nur mittelmäßige Satire müsse allemal mit allgemeinem Beifall aufgenommen werden; aber die Erfahrung zeigt, daß eine Satire, sie mag noch so wohl geschrieben sein, den Meisten mißfällt, und daß der Verfasser auch von denen getadelt wird, die seine Schrift loben. Denn obgleich die lustigen Einfälle alle Leser kitzeln und zum Lachen gleichsam zwingen, so geht dies Lachen den Meisten ebensowenig von Herzen, als dasjenige, so durch eine leibliche Kitzelung verursacht wird. Die Empfindung, welche in unserm Körper entsteht, wenn er gekitzelt wird, ist sehr zweideutiger Natur, und wie angenehm sie auch scheint, mit einer Art des Schmerzes untermischt. Mit der geistigen Kitzelung hat es eben die Bewandtniß, und das Vergnügen, das eine Satire ihren Lesern giebt, ist fast allemal mit einem heimlichen Verdruß vergesellschaftet. — Die Ursachen dieses Verdrusses sind nicht schwer zu errathen. Die erste ist der gemeine Wahn, daß Einer, der sich klug genug dünkt Andere

zu tadeln, eine große Meinung von sich selbst haben müsse. Es ist ferner natürlich, daß Derjenige, der in einer Satire angegriffen wird, einen größeren Anhang findet, als Derjenige, der sie geschrieben hat. Dieser ist ein gemeiner Feind und jener ein bedrängtes Brüderchen, dessen Nothstand ein Jeder zu Herzen nimmt. Das Gewissen ist ein wunderlich Ding, man denkt, heute mir, morgen dir! und liest also eine Satire mit Furcht und Zittern."

„Ich setze, fährt er ernsthaft weiter fort, solche Leser voraus, die nicht allein in der Schule gelernt haben, was Ironie heißt, sondern auch die Fähigkeit und Lust besitzen, diese Figur, wenn sie hoch getrieben und lange fortgesetzt wird, gebührend einzusehen. Wer so schwermüthig ist, daß er allen Scherz für sündlich hält und in den unschuldigsten Schriften, wenn sie nicht nach Salbung schmecken, Nichts als Greuel entdeckt, der möge in „Wudrian's Kreuzschule" und in der „Betrachtung der vier letzten Dinge" Trost und Erquickung finden und die Satiren ungelesen lassen."

Liscow untersucht darauf die Grenzen des Rechts der Kritik: sie muß wohl überlegen, ob der Scribent, den sie verurtheilen will, noch Hoffnung der Besserung übrig läßt, oder nicht, und danach die Strafe mildern oder schärfen. — „Ein verworrener Kopf, der mit Trotz und Anmaßung auftritt, und der gesunden Vernunft den Krieg erklärt, verdient kein Mitleid, er muß Andern zum Abschen und zur Verhinderung alles Unfugs, den er durch sein böses Exempel anrichten könnte, aus dem Lande der Gelehrten vertilgt werden."

Ebenso rechtfertigt er die burleske Form. „Wer so gesinnt ist, daß er zum Lachen spricht, du bist toll, und zur Freude, was machst du? der enthalte sich des Scherzens, aber er richte nicht seinen Bruder, der in seiner Einfalt glaubt, daß Beides, Lachen und Weinen, seine Zeit habe. Er hat nicht Ursache, sich mit seinem saueren Gesicht und mit seinem hängenden Kopf groß zu wissen oder sich einzubilden, seine Seufzer wären ein gewisses Zeichen, daß sein Herz von Weisheit überlaufe. Die Weisheit kommt auch in eine lustige Seele und kann mit einem fröhlichen Muth und heiterem Gesicht gar wohl bestehen. Wenn ich Einen überführen will, daß er geirrt, so kann ich entweder gewisse Grundwahrheiten voraussetzen und ihm zeigen, daß seine Lehre oder sein Verfahren mit selbigen im Streite; oder ich kann mich stellen, als wenn ich die Lehre, die ich widerlegen, und das Verfahren, das ich tadeln will, billige, und Folgen daraus ziehen, die so handgreiflich ungereimt sind, daß derjenige, mit dem ich zu thun habe, selbst, wo er klug ist, davor erschrecken, sie verwerfen und also seine eigenen Sätze umstoßen und seine That mißbilligen muß. Diese letztere Art der Widerlegung nennt man in den Schulen deductio ad absurdum, und sie ist zu allen Zeiten nicht nur für

erlaubt, sondern auch für die kräftigste gehalten worden. Eine Satire ist eigentlich nichts Anderes als eine deductio ad absurdum, und folglich ein erlaubtes und kräftiges Mittel, die Thoren einzutreiben."

„Bei ganz verkehrten Einfällen verlohnt sich der Mühe nicht, dieselben ernsthaft zu widerlegen, man kann sie spielend vertilgen; die ernsthafte Widerlegung muß für wichtige Fälle verspart werden."

Philippi hatte nicht gesäumt, seinen Gegner zügelloser Gesinnungen gegen Staat und Kirche zu beschuldigen und sogar eine Klage eingereicht. Darauf erwiderte Liscow: „Die Gelehrten müssen ihre Händel unter sich ausmachen: es sei denn, daß es, wenn es zwischen ihnen von Worten zu Schlägen kommt, nöthig ist Frieden zu gebieten. So lange es nur darauf ankommt, ob eine Lehre wahr oder falsch, ob ein Buch gut oder schlecht geschrieben sei, sieht die Obrigkeit dem Streit gelassen zu und maßt sich keine Erkenntniß darüber an. Freilich könnte sie beiden Parteien Stillschweigen auflegen; allein sie würde durch ein solches Gebot alle Untersuchung der Wahrheit und alle Bestreitung des Irrthums aufheben, die Vernunft unterdrücken, den Thorheiten Platz machen und bei Niemand als albernen und bösen Scribenten Dank verdienen. Die Obrigkeit kann urtheilen, ob eine Lehre dem gemeinen Wesen nützlich oder schädlich ist, allein von der Wahrheit oder Falschheit einer Lehre ein Urtheil zu fällen, das kommt ihr nicht zu. Ob ein Buch gut oder schlecht geschrieben, ob einer ein alberner oder verständiger Scribent sei, das kann sie nicht ausmachen, dieses kommt auf den Ausspruch der Kenner an."

Noch bei der Gesammtausgabe seiner Schriften vertheidigte Liscow seine Schreibart gegen die Anklagen frömmelnder Zeloten. „Wenn ich wollte, so könnte ich mein Verfahren durch die ironischen Ausdrücke, die in der Bibel vorkommen, ebenso gründlich rechtfertigen, als gewisse hitzige Priester ihre Grobheit durch einige harte Worte, deren sich die Propheten bedient haben. Allein ich will es nicht thun. Ich gebe zu, daß man in der Christenheit von keinen Satiren wissen würde, wenn es den Aposteln gelungen wäre, alle Welt so weise zu machen, als sie es selbst waren. Aber sehn sie denn nicht, daß man in diesem Fall auch von Kriegsgeschrei nichts hören würde? Ist es nicht offenbar, daß man, wenn es mit dem Eifer, mit der Andacht, mit der Selbstverleugnung und mit der Entfernung von aller Eitelkeit, welche die Christen in der ersten Hitze von sich blicken ließen, Bestand gehabt hätte, von Processen, von ost- und westindischen Compagnien, von Manufacturen, Tanzen, Fechten und dergleichen nicht das Geringste wissen würde? Es würde Niemand Bücher schreiben und sich in Wissenschaften vertiefen, die so viel Zerstreuung in sich fassen: die Salbung würde uns Alles lehren, und wir die

Zeit, die wir vom Ackerbau und von anderer unumgänglich nöthiger Handarbeit übrig hätten, mit Werken der Liebe und im Gebet zubringen. Aber die Priester zweier in Krieg verwickelter Republiken bitten von beiden Seiten, Gott möge die Waffen der Ihrigen gesegnen, und singen ohne Scrupel das Tedeum, wenn ihre Partei einen Sieg erhalten hat. Kein Priester in einer Handelsstadt macht sich ein Gewissen, auf der Kanzel für einen Schiffer zu beten, der mit Schiff und Volk nach Bordeaux gegangen ist; wohin er doch niemals kommen würde, wenn er so gesinnt wäre als die ersten Christen zu Jerusalem."

„Die Scheinheiligen meinen, Spotten sei unerlaubt: sie sprechen, Ernst und Sanftmuth stehn einem Christen besser an. — Ich habe über die Thorheiten meiner Gegner gelacht: sollte ich darüber weinen? Wer es thun will, der thue es immerhin: aber er muß wissen, daß er in meinen Augen noch lächerlicher ist als derjenige, über dessen Thorheit er sich betrübt. Ich möchte lieber nicht geboren sein, als in einem solchen Zustande leben. Wollen die Feinde der Freude mich deshalb unter die Unwiedergebornen rechnen, so muß ich es geschehn lassen. — Ich will nicht untersuchen, wie es in der Welt aussehn würde, wenn es diesen neuen Heiligen gelingen sollte, alle Freude aus derselben zu verbannen, und das menschliche Geschlecht in die tiefe Schwermuth zu stürzen, die sie als den Gipfel der christlichen Vollkommenheit ansehn, und auf welche sie sich so viel einbilden; sondern ich frage nur: was sie von der Gottheit für einen Begriff haben? wenn sie glauben, sie könne nicht leiden, daß ihre Creaturen fröhlich sind. Ich kann mir einen so traurigen und schimpflichen Begriff von Gott nicht machen; sondern ich bin versichert, daß es ihm nicht zuwider ist, wenn man sich nach der Vorschrift Salomons richtet. Ich esse demnach mein Brod mit Freuden, und trinke meinen Wein mit gutem Muth. Denn das ist mein Theil. Ich entschlage mich aller traurigen Gedanken, soviel nur möglich ist, und mache mir soviel gute Tage als ich kann. Die bösen kommen ohne unsere Bitte. — Meinen Satiren insonderheit habe ich manche lustige Stunde zu danken, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Zeit, da ich sie machte. Ich bin auch mit allen Folgen, die sie gehabt haben, vollkommen zufrieden, und also nicht im Stande, die Sünde, die ich begangen haben soll, zu bereuen." —

Gottsched, immer feige, hatte den heftigen Angriffen Philippi's gegenüber sich zu entschuldigen gesucht und Liscow's Schriften verdammt; er wurde noch einmal in die Streitigkeit hineingezogen, als Liscow ein lächerliches Schäfergedicht Philippi's veröffentlichte, das in den Händen der Frau von Ziegler gewesen war. Liscow hielt sich seit Anfang des Jahres 1734 als Privatsecretär in Hamburg auf, wo sein Bruder den „Correspondenten"

redigirte; Gottsched, der diese streitfertige Feder gern für sich gewinnen wollte, sagte ihm große Schmeicheleien, die aber Liscow mit kühler Höflichkeit ablehnte. Seine kleine Fehde mit Philippi setzte er immer fort; dieser hatte sich boshaft über den hingerichteten Katte ausgesprochen und war deshalb 20. Juni 1734 von den Verwandten desselben durchgeprügelt worden. Liscow veröffentlichte den angeblichen Bericht eines Arztes, daß der Professor an seinen Wunden gestorben sei und vor seinem seligen Ende noch ein reuiges Bekenntniß seiner literarischen Sünden abgelegt habe. Philippi ließ einen Brief veröffentlichen, um zu beweisen, daß er noch lebe, und das gab seinem Gegner Veranlassung, aus diesem Brief selbst den wirklich erfolgten Tod zu erweisen: ein wahres Meisterstück von Witz und toller, ausgelassener Laune, dem in der komischen Literatur Deutschlands wenig an die Seite zu stellen ist. Aber werthvoller als dieser Spott, war eine ernste Aeußerung. Philippi hatte noch ein zweites Unglück gehabt: er hatte dem König von Preußen in Halle eine Ode überreicht und dieser, der in ungnädiger Laune war, hatte ihn eigenhändig geohrfeigt. In Folge dessen nahm Philippi seinen Abschied und ging nach Göttingen, wo man ihn mit großem Schreck empfing; denn er war durch Liscow eine berühmte Persönlichkeit geworden. Ueber diesen Vorfall bemerkt Liscow: „Ich hielt es für niederträchtig über einen Unfall zu spotten, der einem jeden ehrlichen Manne hätte begegnen können, und beklagte den Herrn Professor Philippi von Herzen." — Eine blutigere Satire auf den herrschenden Militärdespotismus hätte man nicht schreiben können, als diese wenigen Worte. Ueberhaupt sind die Aeußerungen über die Souveränetät der Fürsten in Liscow's Schriften das Stärkste, was in Deutschland gewagt wurde.

Auch in Göttingen konnte Philippi sich nicht lange halten: er gab zuerst, Januar 1735, eine Schrift heraus „Cicero, ein großer Windbeutel", dann ein Journal „der Freidenker", das Göttinger Klatschgeschichten enthielt und wegen dessen er ausgewiesen wurde. Er soll nachher in großer Noth gestorben sein.

Schon 1734 gab Liscow eine neue Schrift heraus „über die Nothwendigkeit elender Scribenten." Er behauptete, daß diese drei Viertel der gelehrten Welt ausmachten und durch die Mehrheit der Stimmen sich als die alleinberechtigten behaupten könnten. „Daß unsere Gegner sprechen, die Mehrheit der Stimmen gelte in diesem Fall nicht, zeigt nur, daß sie nicht reiner Lehre sind: so reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil sie Ketzer, d. h. überstimmt sind. Sie sagen: über die Wahrheit eines Satzes hat die Mehrheit der Stimmen nicht zu entscheiden; heißt das aber nicht offenbar der Kirche Christi, die es zu allen Zeiten in weit wichtigeren Fällen auf die

Mehrheit der Stimmen hat ankommen lassen, eine entsetzliche Thorheit und Ungerechtigkeit vorwerfen? Es ist ein Glück für uns, daß die heiligen Kirchenväter klüger gewesen sind. Hätten unsere Feinde vor 13 oder 14 hundert Jahren gelebt und etwas zu sagen gehabt, so wäre kein einziges Concil gehalten worden, und die Ketzer würden freie Hand gehabt haben, den Weinberg der christlichen Kirche nach Belieben zu verwüsten. — Ich bin versichert, es wird sie einmal gereuen, daß sie die Ehrerbietung, welche sie dem großen Haufen schuldig sind, aus den Augen gesetzt haben, je besser sie wissen, daß die Stimme des Volks so viel gilt, als Gottes Stimme. Und überdem müssen sie sich nicht einbilden, daß die Menge, die uns in unseren Schriften hold ist, aus lauter geringen Leuten besteht: sie können glauben, daß sich viele vornehme und angesehene Männer aus allen Ständen darunter befinden. Denn Gott giebt denen, welche er in seinem Zorn groß macht, nicht allemal mit der Würde auch Verstand, und man hat schon lange angemerkt, daß diejenigen, welche die wichtigsten Aemter verwalten und die größten Ehrenstellen bekleiden, wieviel sie auch sonst auf sich halten, doch gemeiniglich so bescheiden gewesen sind, daß sie sich in ihren Urtheilen wenig oder gar nicht von dem Pöbel entfernen, sondern sich zu allen Zeiten nicht so sehr durch den guten Geschmack, als durch die Kleidung von demselben zu unterscheiden gesucht haben. Es ist also eine unverantwortliche Grobheit, daß unsere Feinde von dem Pöbel so verächtlich reden, unter welchem sich doch Leute befinden, denen sie alle Ehrerbietung schuldig sind."

„Wie kann man es uns also verargen, daß wir unsere Vernunft nicht gebrauchen? Wir können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem Haufen schuldig ist. Ich wollte nichts sagen, wenn die Vernunft im menschlichen Leben unentbehrlich wäre: aber so sehe ich nicht, wozu sie nützt. Die Weisheit, wodurch die Welt regiert wird, ist sehr gering, und nicht allemal sitzen die Klügsten am Ruder. Wir sind so gut und glauben es: ihre Gewalt, die äußerliche Pracht und die ernsthaften und gravitätischen Geberden prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein; sollten wir aber diese Herren genauer kennen, so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem Ausgang ihrer Verrichtungen den geringsten Antheil habe. Es gereicht dies den Großen der Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann. Können nun die Regenten im Krieg und Frieden ihr Amt ohne Vernunft mit Ruhm führen, so können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun, weil sie berufen sind, die Welt durch thörichte Predigten selig zu machen. Sie haben mit Geheimnissen zu thun, darin sich die Vernunft nicht mischen muß. Die Rechtsge-

lehrten gründen sich auf willkürliche Gesetze und einen höchst unvernünftigen Schlendrian; sie brauchen also der Vernunft so wenig als die Aerzte u. s. w. Die Weltweisen scheinen der Vernunft mehr benöthigt zu sein, allein sie haben sich ohne Nachtheil ihrer Ehre derselben doch allemal wenig bedient. Cicero sagte schon zu seiner Zeit, es sei keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von den Weltweisen behauptet habe: und heutiges Tages, da wir so schöne Compendia philosophiae haben, müßte einer ein Narr sein, wenn er ohne Noth seine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur so viel Gedächtniß, daß er eins dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wiederherzubeten, was er gelernt hat, so ist er geborgen. Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln und ein Weltweiser sein kann, so möchte ich wohl wissen, warum es nicht erlaubt sein sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben?"

„Es bleibt gewiß, daß die Vernunft eine Eigenschaft ist, die einen Menschen sehr ungeschickt macht, ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft und der wahren Kirche zu sein. Ein Bürger muß gehorchen und ein Christ muß glauben; wer seiner Vernunft nachhängt, der taugt zu beiden nicht. Wie viel Böses kann die Vernunft in dem Staat und der Kirche nicht stiften! Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt und sie vor den Richterstuhl seiner Vernuft stellt, muß sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entsteht eine Widerspenstigkeit, die endlich den ganzen Staat umkehren kann. Die Vernunft ist die einzige Quelle aller Rebellionen und noch ist kein Rebell gewesen, der nicht seinen Aufstand dadurch zu beschönigen gesucht hätte, daß die Befehle seiner Oberen ungerecht und folglich unvernünftig wären. — Wer sich zu klug dünkt, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, geräth auf Irrwege und verfällt endlich in das abscheuliche Laster der Ketzerei. Und gesetzt er verfällt soweit nicht, so ist auch der geringste Widerspruch einem Geistlichen verdrießlich: denn da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeugt sind, so muß es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstigt und alles, was sie sagen, meistert; die Vernünftler thun das. Wie übel würden also unsere Lehrer nicht daran sein, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten und ihr Amt mit Seufzen thun, welches doch nicht gut ist." — „Allgemein sehen auch die Seelsorger die Vernunft als ein wildes, unbändiges, reißendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß und mit welchem nicht

auszukommen ist, wofern es nicht an eine starke Kette geschlossen wird. Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig: allein darin stimmen sie doch alle überein, daß die Vernunft angeschlossen sein müsse. Nur mit diesem Unterschied. — Einige wollen, die Kette müsse fein lang sein, damit die Vernunft bei einer mäßigen Freiheit ihre Bande desto geduldiger trage. Man habe Exempel, daß sie, wenn man sie gar zu kurz gebunden, ihre Fessel zerbrochen, alles, was ihr vorgekommen, niedergerissen hat, und so unbändig geworden ist, daß man sie hernach nimmer wieder hat zähmen können. Andere dagegen behaupten, man müsse die Vernunft so kurz als möglich binden, denn sonst sei man nimmer vor ihr sicher, auch sei sie gar nicht so ungeduldig, als man vorgebe. Sie könnten wenigstens versichern, daß sie von der ihrigen, wie kurz sie auch angebunden sei, so wenig beunruhigt würden, daß sie kaum merkten, daß sie noch lebe. — Ich bin viel zu wenig, zu entscheiden, welche Partei recht hat, es thut auch zu meinem Zweck nichts; denn die Kette, an welche die Vernunft gelegt werden muß, mag nun lang oder kurz sein sollen, so gewinnen wir allemal dabei: weil doch ausgemacht bleibt, daß die Vernunft und deren Gebrauch nicht frei sein müsse, woraus ganz ungezwungen folgt, daß es uns nicht könne verargt werden, wenn wir eine so gefährliche Kraft der Seele so viel als möglich in ihren Schranken halten."

„Ich gestehe, die Vernunft ist eine Gabe Gottes, aber der Ausgang hat gewiesen, daß sie ein schädliches Geschenk gewesen ist. Kaum war der erste Mensch erschaffen, so verleitete ihn seine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er sich und seine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um sie und um uns alle geschehen. Sie würde es wohl gelassen haben, wenn sie entweder keine Vernunft gehabt hätte, oder nur so gesinnt gewesen wäre, als ich und meine vortrefflichen Brüder. Und dennoch lacht man uns aus."

„Wir sind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche so nachtheilig ist, mit Macht unterdrücken. Wir sind Beschützer der gemeinen Meinungen und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben so unentbehrlich sind. Wir vertheidigen die väterlichen Weisen und säubern die Kirche von Ketzern. Es ist wahr, unsere Feinde thun dies Letzte auch, aber sehr selten, und wenn sie es thun, so thun sie es mit Vernunft; und das taugt nicht. Ohne uns würde es also wunderlich in der Welt hergehen und unsere Feinde alles umkehren. Wer hätte sich wohl den gefährlichen Neuerungen des Pufendorf, Thomasius, Leibnitz und ihrer Anhänger widersetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riß getreten wären? Man lohnt uns mit Undank, und es ist leider schon dahin gekommen, daß über uns und unsere Schriften zu lachen für ein sicheres Merkmal eines scharfen

Verstandes gehalten wird. Wie indeß den Frommen alles zum Besten dienen muß, so hat auch unser schweres Kreuz, welches Niemand als wir zu ertragen fähig ist, seine Vortheile: und mich deucht, es ist ungemein geschickt, unsere Nothwendigkeit außer Zweifel zu setzen." —

Einem solchen Humor gegenüber mußten die Gegensätze zwischen den Leipzigern und Zürichern, zwischen den Pietisten und Orthodoxen, zwischen den Rationalisten und Supranaturalisten, als sehr unerheblich erscheinen. Liscow ist frei und souverain in seinem Spott, aber es ist nicht die Souverainität der Laune und Willkür die mit den Ueberzeugungen tändelt, sondern eine auf sicherer Bildung beruhende feste Ueberzeugung, die nicht mehr nöthig hat einen Anlauf zu nehmen, um Alles, was gegen sie aufsteht, niederzuwerfen. Dabei ist in der Form eine Anmuth und Zierlichkeit, welche der deutsche Humor nur selten oder nie wieder erreicht hat.

Bald nach der Herausgabe jener Schrift veröffentlichte Liscow 1735 eine ältere Abhandlung, die er schon vor 9 Jahren geschrieben, gegen ein neues System des Naturrechts vom Professor Manzel in Rostock, der im Geist Valentin Alberti's das Recht wieder auf die Theologie gegründet und behauptet hatte, die bürgerliche Gesellschaft müsse auch die Seligkeit des Einzelnen zum Zweck haben; der Atheismus sei zu bestrafen, weil er die Grundsätze der Sittlichkeit untergrabe. Er hatte sich einen Zustand der Unschuld ausgemalt, der durch den Sündenfall verloren gegangen sei und den er aus der Vernunft herzuleiten unternahm. Wie wenig nun die Vernunft sich mit einer solchen Unschuld, die zugleich das höchste Wissen, Herrschaft über alle Thiere und dergleichen enthalten solle, einverstanden sei, erweist Liscow mit einem Scharfsinn und einem Witz, der durch die Ruhe und Heiterkeit der Sprache nur noch bezaubernder wirkt. Gegen die Theorie des Sündenfalls ist nichts Scharfsinnigeres gesagt worden, als in dieser meisterhaften Abhandlung eines jungen Mannes. Zum Schluß nimmt er noch eine unschuldige Miene an. „Meine Einwürfe gehen nicht dahin, daß ich das, was uns von dem Zustand der ersten Menschen offenbar worden, in Zweifel ziehn oder gar leugnen wollte. Ich weiß wohl, was man den Schriften Mosis für Ehrerbietung schuldig ist. Meine Absicht ist nur, zu weisen, daß unsere Vernunft nichts von dem Stande der Unschuld wisse und daß es also ein verwegenes Unternehmen sei, denselben aus der Vernunft beweisen zu wollen. Der Bericht des heil. Schreibers von dem ursprünglichen Zustand und Fall des ersten Menschen ist so beschaffen, daß man Mühe hat, sich einen rechten Begriff von diesen Dingen zu machen. Warum wollte man in Dingen grübeln, welche Gott uns zu offenbaren nicht für nöthig erachtet? Moses sagt uns, Gott habe den Menschen nach seinem Bilde erschaffen, er habe ihn in

einen schönen Garten gesetzt, der Mensch habe von der Frucht eines Baumes gegessen, welche ihm von Gott zu essen verboten, und sei deßhalb aus dem schönen Garten vertrieben worden. Damit müssen wir zufrieden sein und uns nicht einbilden mehr davon zu wissen als Moses." — Mehr noch aber als diese Schrift wird den heutigen Leser, der Liscow mehr zu loben als zu studieren gewohnt ist, das Nachwort überraschen, welches er 1736 hinzufügte. Es ist gegen Reinbeck gerichtet, der sich in einer eigenen Schrift Manzel's angenommen hatte.

„Es hatte der Herr Professor Manzel sein „Recht der Natur" auf den Stand der Unschuld gegründet, und sich viele Mühe gegeben, aus der Vernunft zu beweisen, daß der erste Mensch höchst vollkommen erschaffen worden, aber seine Vollkommenheit durch einen gewaltsamen Zufall verloren habe. Seine Gründe kamen mir sehr schwach vor, ich widerlegte sie, und zeigte, daß die Vernunft von dem Stand der Unschuld nichts wisse, ja daß mir derselbe unbegreiflich, und der gewaltsame Zufall, durch welchen der Mensch um seine ursprüngliche Vollkommenheit gekommen sein sollte, gar unmöglich vorkomme. Da ich mich aber deutlich genug erklärt habe, daß meine Absicht nicht sei, was unsere Kirche aus der Schrift davon lehrt, in Zweifel zu ziehen, so hoffe ich, daß rechtschaffene Gottesgelehrte, welche die Blindheit und das Verderben der Vernunft genügend einsehen und wissen, wie nöthig es sei, dieselbe unter dem Glauben gefangen zu nehmen, sich an meiner Schrift nicht ärgern werden. Sollten sich, wie es zu diesen demonstrativischen Zeiten leicht sein kann, sonst Einige finden, die es mir verargen, daß ich die schöne Harmonie nicht einsehe, welche sie zwischen Vernunft und Offenbarung eingeführt zu haben sich einbilden, so bitte ich diese Herren zu bedenken, daß diese hohe Einsicht nicht Jedermanns Ding sei, so wenig als der Glaube. Ich rühme mich keiner Philosophie, durch welche ich die Tiefe der Gottheit ergründen könnte und will lieber mit unserem reinsten Gottesgelehrten nicht sehen und doch glauben, als diesen philosophischen Christen zu Gefallen sagen, daß ich sähe, was ich nicht sehe."

Hier wird mancher Leser ausrufen: das ist ja nicht aus dem Jahre 1739, sondern aus dem Jahre 1779! und das hat nicht Liscow gesagt, sondern Lessing. — Indessen Liscow hat nicht blos das gesagt, sondern noch mehr.

Reinbeck hatte nicht behauptet, daß die Vernunft aus eigner Kraft diese Wahrheiten entdecken; wohl aber, daß sie dieselben nachträglich einsehen könne. „Er wird mir erlauben, fährt Liscow fort, ihm zu sagen, daß er der Vernunft zu viel Ehre erweist. Sie ist, soviel ich sie kenne, so gar wild und verkehrt, daß ihr diese Wahrheiten, wenn man sie aus der Offenbarung

vorträgt, ganz unwahrscheinlich vorkommen. Sie sieht wohl, daß die Menschen durch ihre unordentlichen Begierden sich selbst und Andern schaden, aber sie hält diese Unvollkommenheit des Menschen für eine Frucht der nothwendigen und an sich unschuldigen Neigungen, die ihm von der Natur zu seiner Erhaltung eingeprägt sind, und für eine ganz natürliche Folge seiner Einschränkung. Sie sieht also das, was Herr Reinbeck ein Verderben nennt, als ein Ungemach an, wider welches man sich ebensowohl, wie vor der Hitze und Kälte, durch Kunst verwahren muß, ohne darauf zu verfallen, daß man vor Zeiten dieser Mühe überhoben gewesen sei. Ich gestehe, es wäre besser, daß man von diesem Ungemache frei wäre, und die Vernunft erkennet es auch: aber darum glaubt sie nicht, daß das menschliche Geschlecht sich jemals in einem so beglückten Zustande befunden habe, sowenig, als sie sich einbildet, daß die Erdkugel vor Alters mit Canälen, wie der Globus mit Strichen durchschnitten gewesen, und daß es in der ganzen Welt ausgesehn habe wie in Holland; obgleich diese Einrichtung unstreitig besser ist als die jetzige. Sie ist viel zu bescheiden, als daß sie von der Natur verlangen sollte, sich in ihren Wirkungen nach der Phantasie eigennütziger Menschen zu richten. Sie macht einen Unterschied unter Natur und Kunst, und erwartet nicht von jener, was ihr nur diese geben kann. Sie sieht, daß alle Werke der Natur roh sind und einer Ausarbeitung und Zubereitung bedürfen. Die Kunst muß der Natur zu Hülfe kommen, und der Mensch würde sich kümmerlich behelfen müssen, wenn er mit dem, was die Natur ihm fertig liefert, zufrieden sein wollte. — So denkt die Vernunft, und ist also weit von den Muthmaßungen entfernt, die Herr Reinbeck ihr beilegt."

„Man spricht: der Mensch sei vollkommen von Gott erschaffen worden, habe sich aber muthwillig durch eine Uebertretung in das Verderben gestürzt, in welchem er sich jetzt befindet. — Es sind dieses Alles unstreitige Wahrheiten. — Allein, wie die Vernunft für sich nicht im Stande ist zu erkennen, daß Gott die Fehler des Menschen als Uebertretungen seiner Gesetze willkürlich strafen werde, so würde man ihr auch zu nahe thun, wenn man den Satz, durch welchen man sich bemüht dies Verfahren der Gottheit zu rechtfertigen, auf ihre Rechnung schreiben wollte, um so mehr, weil derselbe, soviel die Vernunft davon versteht, einen wahren Widerspruch in sich faßt. Denn nichts ist so unbegreiflich als ein vollkommner Mensch ohne alle Neigung zur Sünde, der dennoch muthwillig sündigt."

Dies wird nun im Einzelnen mit großem Witz durchgeführt, und Liscow bezeichnet den Versuch, die Vernunft mit der Offenbarung in Einklang zu bringen, als völlig gescheitert. — „Es ist auch, die Wahrheit zu sagen, nicht nöthig: einem Christen, der von der Wahrheit und Göttlichkeit der heil.

Schrift überzeugt ist, liegt wenig daran, ob die Einwürfe, welche die Vernunft über die Glaubenslehren macht, gehoben werden oder nicht. Sein Glaube steht dennoch fest, und entscheidet, wenn er alles geduldig angehört hat, was ihm seine Vernunft über die Unmöglichkeit des Falles u. s. w. vorschwatzt: es müßte der Fall möglich sein, weil er wirklich geschehen ist." Schließlich versichert er Reinbeck seiner Hochachtung und bittet ihn, seinen Widerspruch als eine Schutzschrift wider diejenigen anzusehen, die ihm Schuld gäben, daß er der Vernunft zum Nachtheil der Theologie zu viel einräume.

Die kleine Schrift erinnert in Form und Inhalt so augenscheinlich an Lessing, daß nur noch Eins hinzugefügt werden muß. Lessing läßt es in seinem Kampf gegen den Rationalismus nicht blos für den Leser zweifelhaft, ob er sich in gewissem Sinne nicht wirklich den Orthodoxen zuneige, sondern in seinem eigenen Gemüth finden sich offenbare Schwankungen. Davon ist bei Liscow keine Spur: seine höflichen Wendungen, den Orthodoxen gegenüber, sind augenscheinlicher Hohn, und daß er es nicht für nöthig findet, seinen Kampf gegen die Uebereinstimmung der Vernunft mit der Offenbarung dadurch zu rechtfertigen, daß er gemeine Sache mit den Supranaturalisten macht, ist ihm um so höher anzurechnen, da die Rechtgläubigen damals doch immer noch mächtiger waren, als 40 Jahre später.

Manzel bemühte sich den Verfasser auszukundschaften, Juli 1735, und eine Klage gegen ihn einzuleiten; der Hamburger Senat ging aber darauf nicht ein; indessen verläßt Liscow doch bald darauf die Stadt und geht nach Meklenburg in den Dienst des Herzogs Carl Leopold, der aus seiner Hauptstadt vertrieben war. Es ist das in seinem Leben ein schwer zu erklärender Zug. Carl Leopold war ein Fürst, dem zu einem Cäsar Borgia nichts weiter fehlte als der Hintergrund der italienischen Sitten; er glich seinem Vorbild nicht blos an Verruchtheit, sondern auch an männlicher Schönheit: Liscow scheint wirklich eine Neigung zu ihm gehabt zu haben. Der Herzog schickte ihn im folgenden Jahr nach Paris, um für seine Wiederherstellung thätig zu sein, dachte aber nicht daran, ihn mit Geldmitteln zu versehn, und ließ ihn in so großer Bedrängniß, daß Liscow endlich genöthigt wurde nach Hause zurückzukehren. Er kam im Frühling 1737 nach Hamburg und nahm von dort aus seinen Abschied, indem er sich wohl hütete, wieder in die Nähe des Herzogs zu kommen; dann lebte er eine Zeit lang als Privatsecretair beim Klostervoigt von Preetz, begleitete einen Grafen Dankelmann als Legationssecretair nach Mainz und Frankfurt und trat, als auch dieses Verhältniß sich auf eine unglückliche Weise löste, 1741 in Dienst bei dem Grafen Brühl in Dresden. —

Nicht allein das gemeinsame Leben in Hamburg, sondern auch die in-

nere Verwandtschaft rechtfertigt die Zusammenstellung Liscow's mit Hagedorn.

Friedrich von Hagedorn war 23. Apr. 1708 zu Hamburg geboren, und da er aus einer ansehnlichen Familie war, die freilich nach dem Tod seines Vaters in Dürftigkeit versank, im Verkehr mit den Hamburger Schöngeistern aufgewachsen. 1726 bezog er die Universität Jena, wo er aber nicht viel lernte, und kehrte 1729 nach Hamburg zurück. Dort gab er 1729 „Versuche einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden" heraus, und kämpfte in der Vorrede gegen diejenigen, welche die Poesie für eine brodlose Kunst halten. Die Gedichte selbst schmeckten noch so sehr nach der alten Schule, daß er in die späteren Sammlungen keins derselben wieder aufnahm, doch veranlaßten sie Gottsched, ihm ein Diplom für die deutsche Gesellschaft zu schicken, worauf Hagedorn mit gebührender Höflichkeit erwiederte. Gleich darauf ging er nach London, wo er drei Jahre blieb. Dieser Aufenthalt war sehr fruchtbar für ihn, er lernte echten dichterischen Gehalt von leerer Reimerei unterscheiden, und gewann Sinn für den Humor; er ließ auch einige Sachen englisch drucken. Im Sommer 1731 kehrte er nach Hamburg zurück, wo er zwei Jahre darauf als Secretair bei dem English Court angestellt wurde. Die Stelle gab ihm wenig zu thun und dabei ein mäßiges, für seine bescheidenen Bedürfnisse ausreichendes Einkommen. Um dieses zu verbessern, heirathete er die alte und häßliche Tochter eines englischen Schneiders, in der falschen Hoffnung, daß sie Vermögen habe. Das war an sich nicht fein, aber es spricht für seine gute Natur, daß die Ehe glücklich wurde, obgleich er sich in seiner Hoffnung getäuscht sah. Freilich war er nicht viel zu Hause; er war die Seele der Hamburger Gesellschaft und alle Mittag im Dresserschen Kaffeehaus zu finden, welches er durch seine Jovialität und gute Laune belebte. In seinem behaglichen Lebensgenuß ließ er sich durch keine Sorgen stören. „Ich habe es oft, schreibt er einmal, für eine nicht geringe Glückseligkeit gehalten, daß es niemals mein Beruf gewesen ist noch sein können, ein Gelehrter zu heißen. Dafür habe ich die beruhigende Erlaubniß, bei den Spaltungen und Fehden der Gelehrten nichts zu entscheiden. Meine müßigen Stunden genießen der Freiheit, mich in den Wissenschaften nur mit dem zu beschäftigen, was mir schön, angenehm und betrachtungswürdig ist. Meiner Dichterei ist es, wie ich mir schmeichle, nicht nachtheilig, daß ich, um weniger unwissend zu sein, die besten Muster der Alten und Neuern mir täglich bekannter mache, obwohl ich dadurch weit mehr suche gebessert, klüger oder auch zu Zeiten aufgeräumter, als sinnreich und dichterisch zu werden." — In einer „Ermahnung an die Deutschen" tadelt er ihren allzugroßen Hang zur Gelehrsamkeit und fragt, ob sie durch ihre Studien

Germanien zu befreien, oder nur eine Stadt zu beschützen, der Unschuld Recht zu verschaffen, den Frevelmuth zu stören, die Tugend groß zu machen wüßten? „Geist und Herz, sagt er ein andermal, sind in den besten Alten und Neuen die einzigen Quellen des glücklichen Ausdrucks gewesen. Er leidet zum Oeftern unter dem Joch einer blinden Folge und kümmerlichen Knechtschaft." In seinen Gedichten beschäftigt er sich gern mit der Lächerlichkeit der Pedanten. „Beklagt des Grüblers trocknen Fleiß, der in der Alten besten Werken nur eine Lesart zu bemerken, nur Wörter auszusichten weiß. Ihr Geist, Geschmack und Unterricht befruchtet seine Seele nicht, sie mag sich noch so weise dünken; und nützt der klügern Welt sein Buch, so gleicht er denen, die zum Fluch den Wein zwar keltern, doch nicht trinken."

In dieser Stimmung ist es begreiflich, daß Horaz seit frühster Jugend sein Lieblingsdichter war. An ihm bildete er seinen Geschmack, nach seinem Vorbild bemühte er sich um Reinheit, Richtigkeit und guten Fluß der Sprache. Seine ausgebreitete Belesenheit machte ihn mit den besten Stellen der Classiker bekannt, die er bescheiden nachahmte; um dem Ausdruck immer mehr Einheit zu geben, wandte er unausgesetzt die Feile an, und was er änderte, war wirkliche Verbesserung.

In seinen Liedern, der ersten Gattung, in welcher er der Liebling des Publicums wurde (obgleich die Sammlung erst 1742 erschien), erkennt man wohl den Einfluß des Horaz, mehr aber noch das Vorbild Christian Weise's heraus, von dem er sich nur durch einen gewählteren Ausdruck unterscheidet: auch spricht er in der Vorrede ausdrücklich seine Vorliebe für das Volkslied aus. Freude an der Natur, Empfindung des Frühlings, heiterer Lebensgenuß, Wein und Liebe, das sind die ausschließlichen Stoffe seiner Lieder, die nicht selten in der Form einer Chanson gehalten sind. Es drückt sich in denselben eine gewisse Vorliebe für die gute alte Zeit aus, in der alles gemüthlich zugegangen sein soll: d. h. das Gemüth hängt an dieser angeblichen Vergangenheit, während das wirkliche Leben der Gegenwart angehört. „Die Fessel küssen, die man trägt, die uns ein Mädchen angelegt, das reizend Mund und Augen regt: das war die Kunst der ersten Zeiten. Die Fessel und die Knechtschaft flieh'n und, wo nur schöne Wangen blüh'n, um schöne Wangen sich bemüh'n; das nennt man jetzo Zärtlichkeiten." — Das ist doch nicht unbedingt satirisch gemeint! — In einem andern Lied, nach den herkömmlichen Spöttereien gegen Priester, Gelehrte, Advocaten, kommt Hagedorn auf die Könige zu sprechen: „Was grünt euch für ein Lorbeerhain, Monarchen, Herrscher, Sieger, Retter! Ach, könntet ihr unsterblich sein, Durchlauchte Fürsten, ihr wär't Götter. Wer kann doch eure Tugend fassen und eurer Gaben Wechselstreit? Ihr habt nichts als die Dankbarkeit und die Geduld uns überlassen. Der

Staatsmann, der an Würden groß, doch ungleich größer an Verstande, sitzt jedem König in dem Schoos und findet sich in jedem Lande. Regenten wissen zu regieren, die Kunst zu herrschen lernt sich bald: denn alles steckt in der Gewalt der Hände, die den Scepter führen.“ Dieser Strophen würde sich Liscow nicht geschämt haben, wie denn auch zwischen diesen Männern ein gesundes Einvernehmen bestand.

Hagedorn's moralische Gedichte (gesammelt 1750), nach dem Muster des Horaz gearbeitet, sind weniger bedeutend als seine Lieder, obgleich auch hier die Lehrhaftigkeit durch den heitern behaglichen Ton gemildert wird. In den Sinngedichten finden sich einige sehr gute Einfälle.

Der Hauptpunkt seines poetischen Wirkens aber sind seine Fabeln und Erzählungen. Hagedorn hatte einige davon schon seit 1732 in Weichmann's „Poesie der Niedersachsen“ veröffentlicht, gesammelt erschienen sie 1738, eine weitere Fortsetzung 1752. Gleichzeitig, 1738, erschienen zwei andere Fabelbücher von Stoppe aus Hirschberg und von Triller, beide im Ausdruck viel roher und ausschließlich moralisch. Gottsched suchte sie gegen Hagedorn zu heben, aber das Publicum war entschieden auf des Letzteren Seite: Hagedorn's Fabeln sind das erste populäre Buch der deutschen Poesie.

Die Fabel war eine alte, echt deutsche Gattung, theils des lehrhaften Zwecks wegen, der immer den Deutschen vorgeschwebt hat, namentlich in den Perioden, wo die bürgerliche Sittlichkeit dominirte, theils aber auch aus einem anderen Grunde. Liest man die alten Fabeldichter, nicht blos den Reinecke, aufmerksam, so erkennt man bald, daß sie an der drolligen Verwechslung von Thier- und Menschenköpfen ein sichtliches Behagen zeigen, daß es ihnen nicht blos auf die Moral ankommt und daß die Aesopische Form, eine allgemeine Regel durch ein einfaches Exempel zu illustriren, nicht die deutsche ist. Im 17. Jahrhundert hatten die Franzosen sich mit großem Eifer auf diese Gattung gelegt: Lafontaine wurde sogar allgemein unter die Classiker gezählt. Damit hatte aber die Fabel eine andere Wendung genommen: die deutsche Fabel ist in ihrer Schalkhaftigkeit naiv, während der Franzose den Abstand zwischen dem fein gebildeten Weltmann, der die Fabel vorträgt, und dem bescheidenen, humoristischen Inhalt deutlich hervortreten läßt; der Ton der Treuherzigkeit geht ganz verloren, wenn man auch zum Theil durch viele feine Einfälle entschädigt wird. Hagedorn fühlte diesen Gegensatz sehr wohl, und darum wollte er nicht Wort haben, daß er die Franzosen nachahmte: er bezog sich immer lieber auf Burkard Waldis als auf Lafontaine. An einem auffallenden Beispiel erkennt man aber doch augenscheinlich das französische Vorbild. Von allen poetischen Erzählungen Hagedorn's ist die populärste „Johann, der muntre Seifensieder“: sie steht sowohl im Burkard Waldis als im Lafontaine. Aber im

ersten ist ausdrücklich von einem Schuhflicker die Rede, nicht von einem Seifensieder, und erwägt man die ganze Farbe und den Zusammenhang der Geschichte, so ist augenscheinlich, daß hier nur an die erstere Profession gedacht sein kann. Das Mißverständniß erklärt sich daraus, daß Hagedorn das französische savetier (Schuhflicker) mit savonnier (Seifensieder) verwechselt hat. — Auch die breite Art der Darstellung erinnert nicht selten an die Franzosen. — Wie dem auch sei, diese Form der Poesie, die uns heute so geringfügig erscheint, war damals für die Cultur des deutschen Darstellungsvermögens ebenso wichtig, als Wolff für die Cultur des deutschen Denkens.

Schon Wolff, der für die Dichtung im Allgemeinen nicht viel Sinn hatte, beschäftigte sich 1734 mit der Theorie der Fabel, hauptsächlich vom Standpunkt der Lehrhaftigkeit; noch lebhafter nahmen sich die Schweizer der Sache an, aber sie machten auf eine andere Seite aufmerksam. Da sie überall in der Theorie auf das Wunderbare ausgingen, so fanden sie den Reiz der Fabel hauptsächlich darin, daß man überrascht werde, Thiere sprechen zu hören, sie nach menschlichen Motiven handeln zu sehen u. s. w. Lessing hat sie dafür scharf zurecht gewiesen, und man kann ihm gern einräumen, daß sie sich ungeschickt ausgedrückt haben: er hat aber die Schwäche seiner eigenen Theorie selbst am besten durch seine eignen blos lehrhaften Fabeln nachgewiesen, die wohl scharf sind, aber auch nicht eine Spur von Poesie zeigen. Nicht die deutliche Exemplification eines moralischen Satzes durch Figuren, die weiter nichts sind als Träger einer einfachen Eigenschaft, bildet das Wesen der Fabel, sondern die naive Darstellung des Falls, und naiv und humoristisch sind sinnverwandte Worte, nur von einem verschiedenen Standpunkt aufgefaßt.

---

April 1735 erschien zu Jena eine Abhandlung über die Dreieinigkeit, in welcher die Mehrheit der Personen im göttlichen Wesen nach mathematischer Methode ex solis rationis principiis erwiesen wurde: höchst scholastisch; die Mehrheit der Personen wurde als wesentliche Eigenschaft des Geistes, der Substanz aufgefaßt. Gott sei nicht blos Thätigkeit, sondern auch Leiden: Deus essentialis est complexus omnium substantiarum possibilium in Deitate: Deus vero personalis est substantia entis, quod Aseitatem habet u. s. w. Die gegenseitige Zeugung von Ewigkeit wurde als „Mittheilung der Aehnlichkeit" definirt. — Die Facultät gerieth außer sich; man hatte Carpov im Verdacht, und nöthigte ihn, seinen Schüler Darjes (geb. 1714 zu Güstrow) als den wahren Verfasser anzugeben, der sich 26. Febr. mit einem Programm „über die Möglichkeit der Schöpfung von

Ewigkeit her" (gegen Philippi) habilitirt hatte. Dieser mußte 15. Sept. 1735 einen höchst schimpflichen Widerruf unterzeichnen: seine Irrthümer wurden aneinandergereiht, und er bekannte: omnes eos ex animo totoque pectore abominor, detestor atque execror, meque his talibus ecclesiae Lutheranae maculam inussisse et scandalum haud vulgare praebuisse poenitet, piget, pudet, utque Deus mihi ignoscat dimittatque atrox hoc quod commisi peccatum supplex propter Christum veneror eundem.*)

Einen noch viel ärgern Anstoß erregte die Wertheimer Bibelübersetzung (1735—1737), die sich bemühte, alle bildlichen und supranaturalen Ausdrücke in Wolffische Vernunftbegriffe aufzulösen; eine augenscheinliche Verwässerung des Textes, die, obgleich gut gemeint, alle Poesie aufhob. Der anfangs unbekannte Verfasser war Lorenz Schmidt: Mosheim und selbst Wolff hatten abgerathen. Die Theologen waren nicht blos wegen der ketzerischen Neuerung empört, sondern auch weil Luther's Autorität dadurch angefochten wurde. Lange schrieb dagegen Sept. 1735 das Buch: „der philosophische Religionsspötter, im Wertheimischen Bibelwerk verkappt, aber aus dringender Liebe zu Jesu freimüthig entlarvt und in seiner natürlichen Gestalt dargestellt." Der Uebersetzer habe unternommen, den Grund der ganzen Religion, namentlich die Lehre von Christo und der Dreieinigkeit, aus den Büchern Mosis auszumustern; dazu sei er durch die Wolffische Philosophie verleitet, die eben noch in Carpov und Darjes so schlimme Früchte getragen. Die Bosheit dieser Menschen sei so hoch gestiegen, daß Gott nicht länger zusehn kann, und über Carpov's Haupt schwebe eine strenge Untersuchung. — Carpov antwortete 10. Oct. 1735, und charakterisirte Lange's Ketzermacherei vortrefflich, indem er selbst alle Ausschweifungen seiner Schüler verleugnete. Von beiden Seiten wurde der Streit, ob das Wertheimische Bibelwerk aus der Wolffischen Philosophie hervorgegangen sei, noch ein Jahr hindurch fortgesetzt. Auf kaiserlichen Befehl wurde 1737 das Wertheimer Bibelwerk verbrannt, der Verfasser eingesperrt und zum ewigen Schweigen verurtheilt; er starb 1761 als Hauslehrer zu Wolfenbüttel.

Endlich regte sich auch der alte Löscher. Die Systematik der Wolffischen Philosophie hatte zuerst viel Anziehendes für ihn gehabt; in einer „Widerlegung des Papstthums" 1724 sagt er sogar: „mathematisch soll der Beweis geführt werden; denn die jetzige Welt hat sich also gewöhnt, daß sie in Sachen, da es auf Meditation und Judicium ankommt, nichts als eine genaue, aus begreiflichen Principien hergeführte Vorstellung achte, dergleichen in den ma-

*) Er gab 1737 eine „Vernunftkunst" in mathematischer Form heraus, wurde 1744 Prof. zu Jena, 1763 zu Frankfurt und starb daselbst 1791.

thematischen Wissenschaften anzutreffen ist. Die mathematische Demonstrationsart läßt sich zwar an und für sich auf göttliche Dinge nicht appliciren, aber in der äußerlichen Betrachtung der Sachen, die zur Religion gehören, findet sie gleichwohl Platz." Aber allmählig waren die Bedenken doch zu stark geworden. Unter dem Titel: „Quo ruitis? treuherzige Anrede eines bejahrten Lehrers an die den philosophischen Studien ergebene Jugend gegen die zur Herrschaft sich drängende neue Philosophie" erschienen 1735—1739 12 Hefte gegen Wolff und Leibnitz, die persönlich übrigens mit Achtung behandelt waren. — Die offenbarte Religion darf keine herrschende Philosophie leiden, viel weniger sich derselben unterwerfen; sie kann ohne wahre Geheimnisse, welche in diesem Leben nicht zu ergründen sind, nicht bestehn, und sich demnach mit einer Philosophie nicht vertragen, die alles mathematisch demonstriren will. Die Cartesische Philosophie ist schuld daran, daß man durchgehends allzu lüstern, zweifelhaft und kühn geworden. Sobald man nur anfing, die zum wenigsten gar ungewisse Lehre, daß die Sonne stehe und unsere Erdkugel um dieselbe herumgedreht werde, festzusetzen, sobald nahm die Verachtung der h. Schrift und der Glaubenspunkte merklich zu; hingegen vermehrte sich der Laßdünkel, sammt der Lust, neue und paradoxe Meinungen anzunehmen und auszubreiten. „Erfahrung und Historie hat mich gelehrt, daß es unmöglich sei, ein allgemeines philosophisches System zu machen und dabei nicht in allerhand mißliche Folgerungen zu verfallen. Es ist weit besser, wenn man die erkannten philosophischen Wahrheiten verbindet, so gut man kann, und an der Cultur derselben immer fortarbeitet, obgleich hier nimmermehr alles zur Vollkommenheit gebracht werden kann. Sobald der Mensch, er sei so fähig und gelehrt als er wolle, die Wahrheit des Worts: unser Wissen ist Stückwerk! verleugnet, wird er sich selbst mit seinen Gedanken und Erfindungen bestrafen; und solches geschieht am stärksten, wenn man alles von einem Punkt herführt und seinen Begriff für ganz vollkommen hält." „Die Quelle der wahren Philosophie sind die Erfahrungen der Menschheit: specieller die Schriften und Traditionen der einzelnen Völker, aus denen sich lernen läßt, was die Menschheit bereits erfahren und gedacht hat. Den so gesammelten Stoff ordne man, unterscheide, was gewiß und was wahrscheinlich ist, und vergesse nicht, sich leiten zu lassen durch das Bestreben, alles zu Nutzen des menschlichen Geschlechts zu erforschen. Die rechte Philosophie kommt nicht vom Himmel hoch herunter, sondern hilft sich von unten herauf und steigt nach und nach zu einer gemäßigten Größe. — Läßt sich die jetzige Welt auch noch mit ihrem Rest von Religiosität ein wenig von diesen Einfällen blenden, Gottes Ehre durch eine neue Weltweisheit erhöhen zu wollen, so wird eine spätere Zeit das Schwert wider die Religion wenden: die Räsonneurs werden sie mit Füßen

treten. O wie graut mir vor diesen heranrückenden Zeiten! — Sobald der Philosoph sich nicht mehr auf den Stab stützt, den Gott ihm reicht, so hüpft er einher mit allerlei Einfällen, und zuletzt hebt er sich vom Grund und Boden in die Luft und will mit den Wolken herumflattern, vermittelst solcher Schlüsse, die genug Wind und Licht, aber keine solide Wahrheit in sich haben. — Ach man hüte sich insonderheit vor der einschleichenden Lehre, daß die Sünde ein Mittel zum Guten sei, und zur Vollkommenheit unserer Welt gehöre wie ein Triebrad zu seinem Uhrwerke. — Das Wesen der Freiheit wird aufgehoben, wenn Leibnitz behauptet, einer jeden Seele sei ihre besondere Reihe von Gedanken und die dieser entsprechende Reihe von Neigungen und Abneigungen zuvorbestimmt. — Wolff sagt, es bedürfe zur Bekehrung einer sündigen Seele eines Wunders. Das ist aber insofern falsch, als ja die Bekehrung kein Werk der göttlichen Allmacht und kein Wunder im Gebiet der Natur ist, dem nichts widerstehn kann. — Es liegt viel an der richtigen Lehre von den Wundern, denn sie sind ein Beweis der Existenz Gottes, sie sind himmlische Oeffnungen, durch welche wir gleichsam den verborgenen Gott sehen. — Vor Spinoza's Lehre, daß unsere Gedanken gar keine Freiheit hätten, beben die neuen Philosophen zurück, aber das Gift der Irrgeister behalten sie, wenn sie auch die groben Irrthümer verwerfen. — Das Gebet ist das Athemholen des Lebens. Nach der neuen Lehre ist es nicht der eigentliche Grund seiner Erhörung, sondern beides, das Gebet und was darauf geschieht, ist in der ursprünglichen Harmonie vorausbestimmt. Diese Lehre nimmt dem Gebet die Freiheit und Freudigkeit; sie nimmt ihm auch seine wahre Gestalt: denn der gläubige Beter soll mit Gott wirklich handeln, er soll kämpfen und ringen, sich activ verhalten und etwas wirken. Sie bringt die Menschen um Andacht und Glaubenskraft; sie scheidet uns von unserm Gott." —

Reinbeck hatte durchgesetzt, daß in Berlin die Stimmung für Wolff umschlug: zuletzt wurde auch General Grumkow für ihn gewonnen, und Ludovici durfte ihm die Geschichte der Wolffischen Philosophie widmen. Vergebens bot J. Lange Himmel und Erde auf, seinen alten Gegner der Ketzerei zu überführen. Der König von Preußen hatte am polnischen Erbfolgekrieg — in den die Thorheit des Kaisers Oct. 1733 das Reich verwickelte und der Oct. 1735 mit der schimpflichen Abtretung Lothringens an Frankreich endigte — mit seinem Sohn im Lager des Prinzen Eugen († 30. April 1736) Theil genommen; auf der Rückkehr war er schwer erkrankt und man erwartete seinen Tod und ein neues Regiment: doch stand er Jan. 1735 wieder auf.*) Aber sein Eifer gegen die Wolffische Ketzerei war den

*) 14. Aug. 1735 schickt v. Steinwehr an Gottsched einen sehr betrübenden

fiscalischen Gründen gewichen, und 24. Juni erließ er das Edict: „Demnach S. Maj. mißfällig vernommen, daß der Prof. Lange von Neuem ein Buch wider die sogenannte Wolffische Philosophie herausgegeben, worin die Universität Jena angegriffen wird, daraus aber nichts als neuer Lärm und unnöthiger Streit entstehn kann: als befehlen Sie demselben hiermit alles Ernstes, daß er seine Function in fleißigem Lesen und Unterricht derer Studiosen, auch Vollführung seiner biblischen Werke verrichten, aber von allen Streitschriften wider die Wolffische Philosophie abstrahiren solle.“

Um des Königs Gnade wieder zu gewinnen, erschien Lange nach erhaltener Erlaubniß 6. April 1736 persönlich vor demselben in Potsdam: er wurde hart angelassen und sollte sich darüber erklären, ob nicht die Vertreibung Wolff's aus Halle dem fiscalischen Interesse geschadet habe? Er wußte sich nur dadurch zu helfen, daß er eine Cabinets-Ordre erwirkte, wonach alle Landeskinder zwei Jahre in Halle studiren sollten. Auch Reinbeck suchte er zu bekehren, der ihn aber auf den Unterschied zwischen natürlicher und sittlicher Nothwendigkeit aufmerksam machte, und sich entschieden Wolff's annahm, obgleich er ihm nicht in all seinen Lehren beitrat. Nachdem Lange seine förmliche Anklage und Wolff seine Vertheidigung eingereicht, wurde unter Cocceji's*) Vorsitz 3. Juni 1736 eine Commission von zwei reformirten (Jablonski, Noltenius) und zwei lutherischen Theologen (Reinbeck, Carstädt) niedergesetzt, welche 23. Juni die Wolffische Philosophie von allen ihr gemachten Vorwürfen freisprach. Als Strähler, Lange's Anhänger, in einer neuen Streitschrift auch Baumgarten und Wolff angriff, wurde er Nov. 1736 ernstlich verwarnt: „widrigenfalls S. Maj. den Weg Rechtens über ihn ergehn lassen werde.“ **)

Wichtiger für die Zukunft war die Zustimmung des Kronprinzen Friedrich, der in Reinsberg einen halb lustigen halb philosophischen Hof hielt, und dem Suhm eine französische Uebersetzung des Wolffischen Hauptwerks zueignete. Enfin, schreibt er 27. Merz 1736 an Suhm, je commence à apercevoir l'aurore d'un jour qui ne brille pas encore tout-

---

Bericht über die Berliner Zustände: die Possen im Theater seien über alle Begriffe unanständig und werden von den höchsten Herrschaften angehört; übrigens griffen die Franzosen immer mehr um sich.

*) Geb. zu Heidelberg 1669, 1704 Reg. R. zu Halberstadt, 1711 Gesandter in Wien, vom Kaiser baronisirt, 1723 Präsident des Kammergerichts, 1730 Curator der Universitäten, 1738 erster Chef der Justiz, 1746 Großkanzler, † 22. Oct. 1755.

**) Die Angriffe Pfaff's in Tübingen: de methodo theologiam tradendi demonstrativa, 16. Juli, und Hollmann's in Göttingen: de definiendis justis scientiarum philosophicarum limitibus 21. Juli 1736 sind wissenschaftlich gehalten.

à-fait à mes yeux; et je vois qu'il est dans la possibilité des êtres que j'aie une âme, et que même elle soit immortelle . . . Pourvu que Wolff me prouve que mon être indivisible est immortel, je serai content et tranquille. An seinen vertrauten Hofprediger, 8. Juni: j'ai le malheur d'avoir la foi très-faible, et il me la faut étayer souvent par de bonnes raisons et des arguments solides. In dem ersten Brief, den er an Voltaire schreibt (8. Aug. 1736), nennt er Wolff le plus célèbre philosophe de nos jours, qui pour avoir porté la lumière dans les endroits les plus ténébreux de la métaphysique, et pour avoir traité ces difficiles matières d'une manière aussi relevée que précise et nette, est accusé d'irréligion et d'athéisme. Das Buch beschäftigte ihn mehr als man glauben sollte; er kommt fast in jedem Brief darauf zurück;*) freilich gesteht er, daß namentlich der Abscheu gegen die Verfolgung ihn bestimmt habe, auf Wolff's Seite zu treten.

Wie tief die Wolffische Phraseologie in alle Schichten der Gesellschaft eingedrungen war, zeigt u. a. ein Leipziger Hochzeitsgedicht 14. Aug. 1736 — solche Zeugnisse sind nicht zu umgehn. „Die Welt ist ein Zusammenhang und eine Reihe vieler Sachen; kein Widerspruch, kein strenger Zwang kann diesen Satz verwerflich machen. Der Schöpfer hat von Ewigkeit der reinsten Ordnung Sicherheit vorhergesehn, gewählt, gegründet. Er wußte, was von Nöthen war, sein Bau stellt keinen Fehler dar, weil alles sich so wohl verbindet. Ein Wesen, das vollkommen ist, hat was Vollkommnes schaffen müssen. Wer diese Lehre flieht, vergißt, der tappt in dicken Finsternissen. Was der Veränderung Namen trägt, und uns bald Lust, bald Schmerz erregt, bleibt dennoch zur Erhaltung tüchtig. Es ist zwar freilich eingeschränkt, und oft im Künftigen versenkt, im Ganzen aber schön und richtig . . . Gott hat nichts

---

*) Quant aux Allemands, schreibt er an Voltaire 6. Juli 1737, leur défaut n'est pas de manquer d'esprit. Le bon sens leur est tombé en partage; leur caractère approche assez de celui des Anglais. Les Allemands sont laborieux et profonds; quand une fois ils se sont emparés d'une matière, ils pèsent dessus. Leurs livres sont d'un diffus assommant. Si on pouvait les corriger de leur pesanteur et les familiariser un peu plus avec les Grâces, je ne désespérais pas que ma nation ne produisît de grands hommes. Il y a cependant une difficulté qui empêchera toujours que nous ayons de bons livres en notre langue: elle consiste en ce qu'on n'a pas fixé l'usage des mots; et comme l'Allemagne est partagée en une infinité de souverains, il n'y aura jamais moyen de les faire consentir à se soumettre aux décisions d'une académie. — Es war doch gut, daß Friedrich durch seine französische Poesie abgehalten wurde, sich um die deutsche Literatur zu kümmern.

Böses vorgebracht: die Baukunst war mit Huld vereinet; nur unsrer Einsicht Schwäche macht, daß die Vermischung dunkel scheinet. Was er beschloß, muß auch geschehn; wir können niemals weiter sehn, als unsre Sinnen uns erlauben. Wer dies nicht für die beste Welt, und weiseste Verknüpfung hält, will seines Schöpfers Ruhm berauben" u. s. w.

Auch erschienen jetzt — ein sicheres Zeichen, wie sehr Wolff's Philosophie ein allgemeines Bildungsbedürfniß geworden war — Lexica zum Verständniß derselben, und seine lateinischen Lehrbücher drangen nach Frankreich, Italien, Holland, ja nach Polen und Ungarn. Vom Ausland liefen die schmeichelhaftesten Briefe ein; Cardinal Fleury nannte ihn Professor generis humani, was der Einbildung, zu der er sich allmählig hinaufgeschroben hatte, am besten entsprach. Nur wenig konnten ihn einzelne Wuthäußerungen kümmern, z. B. ein Responsum der theologischen Facultät zu Halle wegen eines Candidaten in Osnabrück, an dessen Schluß es heißt: „was im übrigen die kurze Beilage betrifft, daß der Candidat ein Wolffianer sein solle, und von lauter „Möglichkeiten" auf der Kanzel rede, sie aber nicht wissen, was solches zu bedeuten habe, und davon unterrichtet sein wollen: so nennt man schon von mehreren Jahren her Wolffianer, die nicht allein in der Philosophie unrichtige und schädliche Principien haben, sondern dieselben annoch auf mancherlei Art in der Theologie einführen, und damit anstatt der Erbauung viele Verwirrung anrichten. Ob nun wohl das Wort „Möglichkeit" an sich selbst keinen Irrthum in sich hält, so ist doch der öftere Gebrauch bisher nicht ohne Grund als ein Kennzeichen der unziemenden Anhänglichkeit an der Wolff'schen Philosophie erfunden worden."

Der Sammelplatz der Wolffischen Aufklärer war das Haus eines vornehmen Mannes, des Grafen Manteuffel (geb. 2. Aug. 1676), der 1716 bis 1730 kursächsischer Staatsminister gewesen war, sich seit 1733 als reicher Privatmann in Berlin aufhielt und mit dem König wie mit dem Kronprinzen in engem Verkehr stand. Er gründete 1736 mit seinen Gleichgesinnten die Gesellschaft der Alethophilen, von der sich in andern Städten Filiale bildeten; an sich eine Spielerei, aber bezeichnend für die Stimmung der Zeit; damals tauchen zuerst die Freimaurer in Deutschland auf. An ihn wandte sich Gottsched 20. Juli 1737 um Protection, als seine religiösen Ansichten in Dresden Anstoß gegeben hatten. Manteuffel gab ihm Empfehlungsbriefe mit: je m'étais imaginé qu'on ne se départirait jamais à Leipsic d'un principe que j'y croyais reçu comme généralement vrai, savoir qu'il en est des sciences comme du commerce, et que pour les faire fleurir, il faut laisser une entière liberté à ceux qui les professent. Aber Gottsched zeigte sich schwach wie gewöhnlich: als ihm

Löscher in Dresden 25. Sept. 1737 hart zusetzte, und ihm mit Suspension drohte, wenn er fortführe, gegen die Prediger zu spötteln, gab er das Versprechen ab, alle anstößigen Stellen zu streichen — ein Kleinmuth, über den Manteuffel sehr den Kopf schüttelte. — Doch wurde er bald wieder versöhnt; er hatte dilettantische Bedürfnisse, in denen ihm Gottsched dienen konnte: so übersetzte er den Horaz in's Französische, wobei ihm der Rath eines Sachverständigen unentbehrlich war, und correspondirte mit ihm über den Nutzen des Reims, wobei Gottsched noch Juni 1738 sehr eifrig die reimlosen Verse für Deutschland in Schutz nahm. Aug. 1738 kam Manteuffel nach Leipzig, und lernte Gottsched, der gerade Rector war (seitdem ließ er sich immer Ew. Magnificenz nennen, und war so in jeder Hinsicht respectabel!) persönlich kennen: er lobte ihn, daß er in seinen Vorlesungen Wolff gegen den Verdacht des Spinozismus vertheidigte, nahm ihn unter die Alethophilen auf und trieb ihn an, gegen Löscher ein Handbuch der verbesserten Homiletik zu schreiben. Am meisten entzückte ihn eine von Adelgunde geschriebne Satire gegen die Gegner Wolff's, die er zum Druck beförderte (mit der an Liscow erinnernden Unterschrift „X. Y. Z. der Jüngere"). — Auch mit Wolff ließ er sich in eine Correspondenz ein, und brachte es vom 11. Mai 1738 bis 5. Nov. 1748 auf 280 Briefe!

Mosheim — der in dem Wolffischen System hauptsächlich eine Wiederaufnahme der alten Nominalisten aus dem 13. J. fand — sprach sich in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Sittenlehre" ziemlich spöttisch über die „allzuhohe Wissenschaft" aus. „Ich lese, schreibt er an Gottsched 2. Oct. 1737, seit einiger Zeit die Schriften nicht mehr, die von beiden Seiten herauskommen. Es wird in allen einerlei Lied gesungen. Einerlei Hitze, einerlei unbegründete Beschuldigungen, einerlei bittre Vorwürfe. Alle halten sich mit Nebendingen auf, keiner hat die Sache aus dem Grunde angegriffen. Dieser Spiegelfechtereien bin ich müde. Ich wünsche die Zeit zu erleben, daß Wolff einen Widersacher bekommt, der ihm gewachsen, ebenso in der Mathematik geübt ist und so scharf wie er denkt. Wer ihn aus dem Grunde angreifen will, muß nicht von unserm Stande, sondern ganz frei und unabhängig sein." — In Göttingen verfocht Niebov die Sache der Wolffschen Philosophie mit großer Heftigkeit gegen die dortigen Theologen.

Mit den Leistungen der deutschen Gesellschaft in Leipzig war Mosheim nicht recht einverstanden; er warnte Gottsched 23. April 1738 vor der Aufnahme gar zu schlechter Mitglieder, und empfahl ihm, sie durch bessere Köpfe, z. B. durch Haller zu ergänzen. Gleich darauf fand eine Krisis in Leipzig selbst statt. Ein gewisser Steinbach aus Hirschberg (Verfasser eines Wörterbuchs) hatte in der Vorrede zu „Günther's Leben" 1737 vom pro-

vinciellen Standpunkt Lohenstein ziemlich heftig gegen Gottsched in Schutz genommen; da er nun Mitglied der deutschen Gesellschaft war, erklärte Gottsched 11. Juni 1738 seinen Austritt, in der festen Erwartung, die Gesellschaft werde, um ihn zu versöhnen, den Empörer ausstoßen. Aber es geschah nicht: die Gesellschaft nahm die Entlassung an, wählte May zum Senior (unter den Unterzeichnern finden sich z. B. v. Steinwehr, Mag. Schwabe, sonst Gottsched's treueste Schildknappen, und Christiane v. Ziegler), und blieb auch bei ihrem Beschluß, als Gottsched einzulenken versuchte. Mosheim bedauerte diesen Bruch, suchte aber vergebens zu vermitteln. Uebrigens geschah dadurch Gottsched's Ansehen im übrigen Deutschland kein Abbruch: für alle jungen Literaten galt er noch immer als der unumschränkte Dictator im Reich des Geschmacks.

Auch die Schweizer standen noch immer in gutem Vernehmen mit ihm. Breitinger war in gelehrte Arbeiten vertieft, er schrieb z. B. eine lateinische Logik (1736) und erwies, daß die Religion der Gelehrsamkeit nicht feind sei; Bodmer schrieb in die „helvetische Bibliothek" (1735—1744) historisch-politische Beiträge zur Geschichte der Eidgenossenschaft, zugleich mit der Absicht, den sittlichen Sinn der schweizer Jugend zu kräftigen: er wollte sie zu einer allgemeinen Geschichte der Schweiz verarbeiten, aber die Censur hinderte ihn daran. Auch tröstete er sich bald: „die Materie ist zu mager, und ihrer Natur nach nicht so beschaffen, daß etwas Großes und Schönes daraus zu machen wäre. Wo noch in einem Canton etwas Interessantes gehandelt worden, so sind die Leute, welche die beste Wissenschaft davon haben, damit zu hinterhältig und furchtsam. In der Zeit, daß ich vergebens nach Materialien werbe, wollte ich einen Roman geschrieben haben, welcher vielleicht mehr Gewisses hätte, vielleicht auch nützlicher wäre als eine solche erbettelte und doch arme Geschichte." Er übersetzte 1737 den Hudibras, gab lateinische Gedichte heraus, und lieferte auch in Gottsched's Zeitschrift Beiträge. 1737 wurde er Mitglied des großen Raths.

Die ästhetischen Untersuchungen der Schweizer nahm ein Anderer auf, Alex. Baumgarten in Halle (geb. 1714), der nach den strengsten Vorschriften die Wolffische Philosophie studirt hatte. In seinen Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus 1735 versuchte er zu geben, was Bülfinger und nach ihm Breitinger als wünschenswerth dargestellt hatten: eine Logik der Einbildungskraft, die Zurückführung der Geschmacksregeln auf Naturgesetze. Es war eine Erweiterung der Wolffischen Philosophie, zugleich aber auch ein Gegensatz, denn Wolff hatte ausdrücklich das Gebiet der „verworrenen Erkenntniß" als ein gesetzloses bezeichnet. Sein Bruder Jacob, der die theologische Moral wissenschaftlich zu bearbeiten be-

gann, übergab ihm 1737 die philosophischen Collegien, und er trug seitdem die Philosophie mit noch größerer Präcision vor als ihr Stifter selbst. Sein mündlicher Vortrag war fließend und angenehm, während seine Compendien steif, trocken und schwerverständlich sind. 1739 wurde er ordentlicher Professor und schrieb ein Handbuch der Metaphysik. Die Pietisten schmolzen immer mehr zusammen: J. G. Michaelis starb 1738, 75 J. alt; Freylinghausen 12. Febr. 1739, 69 J. alt; J. Lange, immer mehr vereinsamt — auch sein Sohn Samuel neigte sich auf die Seite der Weltkinder und machte Liebesgedichte! — schrieb endlose Folianten über den Ruhm Christi, die Niemand las, und suchte seinem Herzen in einem zärtlichen Briefwechsel mit auswärtigen Glaubensbrüdern Luft zu machen. Der Pietismus wurde gerührt, seine Zeit war vorüber.

12. Febr. 1739 fragt Wolff bei Manteuffel an, ob es nicht gut sei, den 2. Bd. seiner Philosophia practica universalis dem König von Preußen zu widmen? „darinnen die Einrichtung eines vollkommenen Wandels aus der Natur der Seele erwiesen wird: indem Höchstdieselben viel Eifer bezeigen, es dahin zu bringen, daß Lehre und Wandel bei den Lehrenden überein ist." — Eigentlich, meint Manteuffel, sei es eine Profanation; aber immerhin; nur solle er sich aller Anzüglichkeiten gegen Lange enthalten. — Die Folge dieser (deutschen) Widmung war eine Cabinetsordre, welche den Candidaten das Studium der Wolffischen Logik empfahl, und der Antrag an Wolff (5. Mai, durch Reinbeck), eine Professur an Frankfurt a. O. anzunehmen; Wolff schlug statt dessen Halle vor. „Aber, sagte der König 6. Juni zu Manteuffel, da würden sich die Kerls gleich wieder bei die Köpfe kriegen! In Halle kann ich ihm keine Besoldung verschaffen, in Frankfurt kann er kriegen was er will."

Les nouvelles du jour, schreibt der Kronprinz 14. Oct. an Suhm, sont que le Roi lit pendant trois heures de jour la philosophie de Wolff. Ainsi j'espère que les bigots ne pourront plus opprimer le bon sens et la raison. Mais que dira ce philosophe? Car avec toutes ses règles de probabilités, je suis sûr qu'il ne se serait jamais douté de ce qui vient d'arriver. — Auch hörte man den König seitdem von Zeit zu Zeit vom „zureichenden Grund" und ähnlichen Ungeheuerlichkeiten reden.

Manteuffel widerrieth seinem philosophischen Freunde 14. Juni sehr ernst, de quitter un poste où vous êtes au moins tranquille et sûr de votre fait, pour venir vous embarquer dans cette galère-ci, où l'on n'aime les savans qu'en tant qu'ils peuvent servir à augmenter les revenus des accises, où l'on agit souvent (—comme vous ne l'ignorez-pas!) par boutades et pas des voies de fait, où l'on donne facilement des chaires de Professeur à des ignorans, souvent même à

des bouffons déclarés; où la barbarie gagne de plus en plus de terrain. Durch eine Undankbarkeit gegen Hessen gerathe Wolff in Widerspruch mit seiner eignen Moral. Mittlerweile erzählte Morgenstern, den man nach Marburg geschickt, um Wolff zu sondiren, dieser brenne vor Begierde nach Halle. Entrüstet darüber, schrieb ihm Manteuffel einen förmlichen Absagebrief, ließ sich aber besänftigen, als Wolff doch ablehnte. Tout sujet en ce pays-ci, de quelque condition qu'il soit, est regardé comme un esclave né dont le maître peut disposer comme bon lui semble. Tout le monde est persuadé qu'on chasserait tous les savans et abolirait toutes les universités, si l'on ne s'en promettait du profit. — Gerade wie bei uns! seufzt Wolff.

Aehnliche Verhandlungen hatte Manteuffel mit Gottsched zu führen. Auch dieser war 1739 durch Reinbeck aufgefordert, eine Professur in Frankfurt zu übernehmen, und hatte große Lust dazu, da er mit dem Dresdner Hof noch immer schlecht stand und da die Aussichten in Göttingen sich auch nicht klären wollten. Manteuffel warnte ihn, er könne wieder zum Soldaten gepreßt werden, und die Verhandlungen wurden wieder durch die Krankheit des Königs unterbrochen. Manteuffel, der ihn 17. Juli 1739 in Leipzig besuchte, trieb ihn an, ein homiletisches Handbuch für aufgeklärte Prediger zu schreiben, welches auch wirklich im folgenden Jahr unter Reinbeck's Namen erschien. Gottsched sträubte sich lange, da er Verfolgung von Dresden befürchtete, und sein vornehmer Gönner hatte einigemal Gelegenheit, ihn wegen seiner unphilosophischen Furchtsamkeit zu verspotten, im Uebrigen ertheilte er ihm guten Rath, wie er die Gunst angesehener Personen am Berliner Hofe gewinnen könne.

Um diese Zeit begann Brucker in Augsburg seine berühmte Geschichte der Philosophie. Er hatte gehört, Wolff sei ein Spinozist, war aber doch gewissenhaft genug, durch Gottsched's Vermittlung bei Wolff anfragen zu lassen, was es damit für eine Bewandtniß habe? Wolff erwiederte vornehm, er möge nur seine Schriften durchlesen, da würde er sich selbst überzeugen können. „Da nun dieser Mann, schreibt Adelgunde an ihren Gönner, theils mit seiner Historie beschäftigt, theils als Theolog gar nicht geneigt ist 20 ketzerische Quartbände durchzulesen, so wird mein Mann den Herrn Regierungsrath wohl etwas müssen sagen lassen, welches er nicht gesagt hat." Das geschah, und die Geschichte bezeugte dem Marburger Philosophen, daß seine religiöse Ansicht sehr weit vom Spinozismus entfernt sei.

Die Neuber'sche Gesellschaft hatte unausgesetzt in Deutschland für die regelmäßige Tragödie zu wirken gesucht und es war für Gottsched kein geringer Verlust, daß sie Ende 1739 nach Rußland berufen wurde, obgleich

es zwischen den beiden Verbündeten schon einige Mißhelligkeiten gegeben hatte. Friederike Neuber schied mit zornigem Herzen aus Deutschland; sie nahm von den Hamburgern in einem Epilog Abschied, wie ihn das verehrungswürdige Publicum selten gehört hat. Sie tadelte die Hamburger, daß sie so wenig für die Kunst gethan. „Bedenkt: mein Vorsatz war, das sag' ich öffentlich, daß unserm deutschen Reich' kein Vorzug sollt' gebrechen. „In einer Kleinigkeit", so werdet Ihr wohl sprechen, denn von der Schauspielkunst habt ihr sehr wenig Licht, weil's Euch an zartem Sinn, Natur und Kunst gebricht. Das Lesen langt nicht zu, auch nicht nach Frankreich reisen. Ein Schauspiel zu verstehn, erfordert einen weisen, wahrhaftigklugen Mann, der jede Wahrheit kennet, die Tugend redlich liebt, und dem das Leben gönnet, der Fleiß und Wissenschaft pflichtmäßig treibt und übet, und nicht blos um Gewinnst das wahre Gute liebet; nein! der dem Guten folgt, und hätt' er nichts als Hohn, der kleinen Geister Haß und Spötterei zum Lohn; dem auch der Mangel lieb, wenn er sich nur mit Ehren aus der Beschimpfung reißt, womit ihn die beschweren, die seine Feinde sind. — Ist dieses erst gethan, so nehmt auch, was ich sag', von mir vernünftig an. Geht selbst in Euer Herz, das wird Euch deutlich sagen, warum ich Euch so frei die Wahrheit vorgetragen. Glaubt, daß hier weder Stolz, noch Frechheit aus mir spricht, und auch kein Uebermuth, darum verwerft es nicht."

---

Der Pietismus war darauf ausgegangen, Kirchlein in der Kirche zu gründen, d. h. die Frommen und Wiedergebornen, ohne sie aus der großen Gemeinschaft der Kirche zu scheiden, zu einem engeren Bunde gottseligen Lebens an einander zu ketten. Die Milde und Besonnenheit des Stifters hatte eine Gefahr abgewandt, die sehr nahe lag, daß nämlich diese Kirchlein zu wirklichen Secten verknöcherten; die beständige Aufnahme fremder Elemente hatte der Bewegung einen phantastischen Anstrich gegeben, sie aber zugleich in lebendigem Fluß erhalten. Nun hatte der Pietismus das Uebergewicht erlangt, er beherrschte zum großen Theil die Facultäten, die Kanzeln und die Schulen, und auch die Gegner hatten sich seinem Einfluß ebensowenig entziehen können, als ehemals die katholische Kirche dem Einfluß der Reformation. Die Orthodoxie hatte ihre weltlichen Neigungen abgelegt und war gottselig geworden; sie nahm an dem Kampf gegen den gemeinsamen Feind, gegen die rationalistische Philosophie brüderlichen Antheil. Aber auch vereinigt waren die beiden bisherigen Gegner dem Strom des Zeitgeistes nicht gewachsen; das öffentliche Leben, die Sitte, die Wissenschaft und Kunst neigte sich dem Ra-

tionalismus zu, der alte Glaube in allen seinen Erscheinungen war in den engen Bezirk einer übelwollenden Opposition zurückgedrängt, die allgemeine Bildung hatte sich dem Streite entzogen, in den stillen Kreisen des Gemüths dagegen regte sich die alte religiöse Stimmung um so mächtiger, da sie allmählig ein Mittel wird, sich von dem gemeinen Haufen zu unterscheiden. In den niedrigsten wie in den höchsten Kreisen der Gesellschaft begegnen uns in dieser Zeit Erscheinungen, die unsere volle Aufmerksamkeit erheischen, wenn wir die Zeit im Großen und Ganzen nicht unrichtig beurtheilen wollen.

Die hervorragendste unter diesen Erscheinungen sind die Herrnhuter. Zum ersten Mal versucht der Pietismus, das Kirchlein der Wiedergebornen im vollsten Sinne des Worts zu einer engen Gemeinschaft zu organisiren. Er stützt sich dabei auf eine schon vorhandene Secte, die böhmischen Brüder, aber er giebt ihr eine Färbung, die mit den Elementen der wirklichen Bildung getränkt ist. Es ist der Geist des Stifters, der sich in jedem Zuge der Brüdergemeinde geltend macht.

Zu den bedeutendsten Figuren, welche das geistige Leben einer Zeit charakterisiren, gehören zwei Gattungen: die einen sind die positiven, einseitigen Vertreter der herrschenden Richtung, die anderen die excentrischen Charaktere, die alle Widersprüche der Zeit in sich zusammenfassen und ihnen durch einen genialen Blick, oder durch einen entschiedenen Willen ein von dem allgemeinen Strom der Zeit unabhängiges Leben verleihen. Zu den Ersten gehören Wolff und Gottsched, in der vordersten Reihe der Letzteren steht der Stifter der Herrnhuter, Graf Zinzendorf.

Eine seltsame, widerspruchvolle Erscheinung! Eine sanguinische, phantastische Natur, die jeden Augenblick von einer neuen, starken Gemüthsregung ergriffen wird, und dabei eine zähe Willenskraft, mit einem Instinct für Realität, der, wie die Magnetnadel, in allen Wellenschwingungen seiner Einfälle den stetigen Weg weist; eine ungewöhnliche Bildung, Witz und Scharfsinn, zuweilen mit genialen Blitzen verbunden, und dabei eine Reihe von Vorurtheilen und Voraussetzungen, die man kaum einem Kinde verzeihen möchte; eine Offenherzigkeit, die freilich auch mit etwas Ostentation getrieben wird, aber doch den Kindern dieser Welt die bedenklichsten Blößen zu bieten scheint, und dabei eine kluge Berechnung der Mittel, die, wenn man das Ganze seines Werks betrachtet, in Erstaunen setzt; ein Despotismus, der jeden Widerstand zu Boden tritt und im Princip eine fast republicanische Gesinnung. Diese Widersprüche ließen sich noch viel weiter verfolgen. So war Zinzendorf im Princip ein entschiedener Gegner aller Standesunterschiede, wußte aber von Zeit zu Zeit den vornehmen Edelmann sehr stark hervortreten zu lassen.

Ludwig Graf von Zinzendorf war zu Dresden 26. Mai 1700

geboren. Er hatte eine gelehrte und fromme Mutter, seine Großmutter war die Baronin von Gersdorf, die Freundin und Correspondentin Canstein's. Diese Frauen nahmen sich hauptsächlich seiner Erziehung an; Spener, der Freund des älterlichen Hauses, segnete einmal den Knaben zum Dienst Gottes ein, und von Berlin und Halle kamen die Führer der Pietisten öfters zum Besuch. Dies waren die Einflüsse, unter denen Zinzendorf aufwuchs. Er hat über seine Kindheit Einiges aufgezeichnet, was nicht sowohl für diese, als für die ganze Richtung seines Geistes von Wichtigkeit ist.

„Als in meinem sechsten Jahr mein Präceptor in der gewöhnlichen Abendbetstunde von mir Abschied nahm, gebrauchte er sich zarter Ausdrücke von meinem Heilande und seinem Verdienste, und auf was Weise ich ihm angehörte; die waren mir so aufgeschlossen, lebhaft und eindringend, daß ich in ein langwieriges Weinen gerieth, und unter demselben fest beschloß, lediglich für den Mann zu leben, der sein Leben für mich gelassen hat. In diesen Gedanken wurde ich von meiner sehr geliebten Tante Henriette ganz liebreich und evangelisch unterhalten; der sagte ich mein ganzes Herze und wir trugen es denn so gemeinschaftlich dem Heilande hin."

„In meinem achten Jahre lag ich eine Nacht lang ohne Schlaf und kam durch ein altes Lied, welches meine Frau Großmutter vor ihrem Schlafengehn gesungen, in eine Meditation, aus derselben in ein tiefes Speculiren, und dieses ging so weit, daß mir auf die letzt Hören und Sehen verging. Die raffinirtesten Ideen der Atheisten entspannen sich von selbst in meinem Gemüthe, und ich ward dadurch so angegriffen und so tief hineingebracht, daß Alles, was ich seitdem gehöret und gelesen, mir sehr seicht und unzulänglich geschienen und die geringste weitere Impression nicht gemacht. Weil aber mein Herz mit dem Heilande und ich ihm mit einer empfindlichen Aufrichtigkeit zugethan war, und vielmals dachte, wenn's möglich wäre, daß ein anderer Gott als er sein und werden könnte, so wollte ich lieber mit dem Heilande verdammt werden, als mit einem andern Gott selig sein; so hatten die seitdem immer wiederkommenden Speculationen und Vernunftschlüsse keine andere Gewalt bei mir, als mich zu ängstigen und mir den Schlaf zu verderben, aber auf mein Herz nicht den geringsten Effect. Was ich glaubte, das wollte ich, was ich dachte, das war mir odiös, und ich faßte damals gleich den firmen Schluß, den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu brauchen, als er langte, und mir ihn so weit ausklären und schärfen zu lassen, als es nur immer damit könnte getrieben werden, im Geistlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit so einfältig zu bleiben, daß ich sie zum Grund aller andern Wahrheiten legen, und was ich nicht aus ihr deduciren könnte, gleich wegwerfen wollte. Und das ist mir geblieben bis diesen Tag."

„Ich hörte von meinem Schöpfer erzählen, daß er ein Mensch geworden sei. Das afficirte mich sehr. Ich dachte bei mir selber: wenn der liebe Herr auch von sonst Niemanden geachtet wird, so will ich mich doch an ihn anhängen und mit ihm leben und sterben. So bin ich viele Jahre mit ihm kinderhaft umgegangen, habe stundenweise mit ihm geredet, wie ein Freund mit dem andern und bin in der Meditation die Stube vielmal auf- und abgegangen. In dem Gespräch nun mit ihm war ich sehr selig und dankbar für das, was er für mich mit seiner Menschwerdung Gutes gedacht hatte. Aber ich verstand die Größe und Genugsamkeit des Verdienstes seiner Wunden, und ach! des Martertodes meines Schöpfers nicht ganz. Es war auch das Elend und Unvermögen meines menschlichen Wesens mir nicht recht aufgedeckt, ich that das Meinige auch dabei, selig zu werden; bis auf einen gewissen außerordentlichen Tag, da ich so lebhaft gerührt wurde von dem, was mein Schöpfer für mich gelitten hatte, daß ich zuerst tausend Thränen vergoß und mich nach diesem noch genauer an ihn attachirte und zärtlich mit ihm verband. Ich continuirte mit ihm zu reden, wenn ich allein war, und glaubte von Herzen, daß er ganz nahe um mich wäre. Ich konnte viele Sprüche auswendig, da stunden dergleichen Wahrheiten drinnen. Ich dachte auch: er ist Gott, und kann mich verstehen, wenn ich mich auch nicht recht explicire, er hat ein Gefühl davon, was ich ihm sagen will. Oft dachte ich, wenn er mich nur einmal hörte, so würde es genug sein, daß ich auf meine ganze Lebenszeit selig wäre."

Es ist in allen diesen Geschichten wohl Wahrheit und Dichtung gemischt, doch wird durch solche Bekenntnisse das Spielende seiner späteren Richtung im Voraus angedeutet. Er will auch kleine Briefe an den Heiland geschrieben und mit ihm einen förmlichen Bund geschlossen haben.

16. Aug. 1710 brachte ihn sein Verwandter, Freiherr von Canstein, auf das Pädagogium nach Halle, wo er bis April 1716 blieb. Es ist gut, daß wir aus dieser Zeit auch andere Documente haben, als seine eignen Aufzeichnungen. So schreibt Canstein 6. Septbr. 1712 an Francke: „Die Aufführung des jungen Zinzendorf hat mich recht gekränkt. Es ist dieselbige so beschaffen, daß ich alle Hoffnung verliere, daß er auf dem ordentlichen Wege sollte gebessert werden; vielleicht thut Gott an ihm zu seiner Stunde was Außerordentliches, so ich noch von seiner Güte hoffen will. Indessen sage ich nicht ohne Grund, läßt man ihn in den jetzigen Umständen, so wird man nicht allein seinen Zweck an ihm nicht erreichen, sondern noch eine schwere Verantwortung auf sich laden, da er eine Ursach wird werden vieler 1000 Sünden, die Andere in Ansehung seiner begehen werden. Er wird nicht unterlassen mit den greulichsten Lästerungen die Werke des Herrn zu be-

legen. In dem Kinde ist eine Bosheit, die mit der größten Unwahrheit verknüpfet, bei solchen Gemüthern ist nicht viel auszurichten."

In diesem Ton gehen die Klagen noch einige Zeit fort, bis gegen das Ende des folgenden Jahres eine Besserung eingetreten zu sein scheint. Francke mag nach seiner Art und mit voller Zustimmung der Verwandten das „naseweise Gräflein" unter sehr scharfer Zucht gehalten haben. Zinzendorf selbst berichtet über seinen Aufenthalt Folgendes. „Da ich auf Befehl meiner lieben Tante auswärts kein Weibsvolk anzusehen begehrte, ob ich gleich zu Hause unter lauter Weibsleuten gewesen war, so suchten hingegen die Scholaren mir ihre täglich mehr überhand nehmenden Schulsünden mit aller List, Kunst und Plausibilität, die der Satan in ein menschlich Herz bringen kann, zu communiciren. Ich hatte auch eine Anfassung an solche Dinge, und da ich ohnedem zum Fürwitz geneigt war, hätte ich eben Alles wissen mögen, was gut oder schädlich gewesen; weil ich aber unter einer Gnadenzucht stand, die sie nicht kannten, so wurde ich nicht allein allemal von ihren bösen Thaten zurückgehalten, sondern es gelang mir mehr als einmal, diejenigen, die mich verführen sollten, statt dessen in's Gebet mit mir zu bringen und für meinen Heiland zu gewinnen."

Auch in seinen Bekehrungsversuchen war er eigenthümlich: er stiftete mit gleichgesinnten Knaben einen Orden „vom Senfkorn," dessen Mitglieder gewisse Regeln beobachteten und einen goldnen Ring trugen mit dem Motto „Unser Keiner lebt ihm selber." Uebrigens putzte er sich gern und liebte das Spiel. Im Dichten hatte er solche Gewandtheit, daß ihm die Verse wie natürliche Rede flossen. Seine lateinische Abschiedsrede von der Schule handelte von der Rechthaberei der Gelehrten.

Nach Ablauf der Schulzeit brachte ihn sein Vormund, damit er nicht zu pietistisch werden möchte, auf die rechtgläubige Universität Wittenberg, wo er einsah, daß die beiden Parteien oft um nichtige Dinge stritten. Er vertheidigte mit großem Eifer seine Halle'schen Freunde gegen die neuen Lehrer, machte auch einmal den Versuch, zwischen Beiden zu vermitteln. Er studirte fleißig die Rechte und Theologie, hielt strenge Andachtsübungen, versäumte aber auch nicht, was zu seinem Stande gehörte: das Letztere mußte ihm sein Heiland erleichtern. „Man sucht, denke ich, eigentlich ein Ridicule darin: ich finde es aber nicht. Ein pietistischer junger Herr, der einen geraden Verstand hat, weiß, daß, wenn ihm seine Vormünder einen Fechtmeister, Tanzmeister und Bereiter zuordnen, keine genugsame Entschuldigung zu finden ist, diese Gymnasie zu decliniren. Er bequemt sich also zum Fechtboden, zum Tanzboden, zur Reitschule ohne viel Wortwechsel; nimmt aber mit seinem Herzensfreunde, dem allgegenwärtigen Heilande Jesu Christo, die Abrede, er solle ihm

ja fein viel Geschicklichkeit dazu geben, damit er von allen solchen Allotriis bald mit Ehren losgesprochen und in die Freiheit gesetzt werde, die etliche Stunden des Tages auf etwas Solideres und seinem Gemüthe und künftigen Umständen Convenableres zu wenden. Mein einziger und wahrer Confident hat mich auch hierin keine Fehlbitte thun lassen."

Im Frühjahr 1719 ging er auf Reisen, zunächst nach Holland, wo er die Reformirten von einer besseren Seite kennen lernte, als er sie bisher sich vorgestellt. Um auf den Zerstreuungen der Reise seines Heilandes nicht zu vergessen, ordnete er seine Andachtsübungen mit einer strengen Regelmäßigkeit. Ein tägliches Gebet, welches er sich vorgeschrieben hatte, ging in eine lange Reihe von Fürbitten über, für den römischen Kaiser, für alle christlichen Könige auf Erden, für die Obrigkeit, unter deren Schutz er sich gerade befand, für seine nächsten Angehörigen, für seine Lehrer, Freunde, Feinde, für alle Kranken und Sterbenden, für seine katholischen Verwandten, für alle der Theologie beflissenen Edelleute, für die Universitäten Halle, Wittenberg und Leipzig, für die Sache der Jansenisten in Frankreich, für die Judenbekehrung und Anderes der Art, in mehr als hundert Rubriken, mit ausdrücklicher Nennung der Personen, die sich namhaft machen ließen. In so früher Gewohnheit schon gründeten sich die Litaneien, deren Gebrauch er später so vielfach ausgebreitet. — Von Holland ging er über Brüssel nach Paris, wo er 27. Sept. 1719 ankam und sofort bei Hofe und in den feinsten Zirkeln eingeführt wurde. Der fromme junge Graf, der zugleich ein großer Disputirer war, und über die jansenistischen Händel mitsprach, als wenn er dazu gehörte, erregte natürlich großes Aufsehn, doch scheint man ihn im Ganzen mehr als einen Sonderling betrachtet zu haben. Am theilnehmendsten kam ihm der Cardinal Noailles entgegen, der einmal versuchte, ihn zur katholischen Kirche zu bekehren. Zinzendorf gerieth in dieser Beziehung einige Male wirklich in Verlegenheit: er hatte die Antworten gelernt, welche seine Kirche auf jeden Einwurf der Katholiken vorschrieb; nun mußte er aber Einwürfe hören, auf die er nicht vorbereitet war. „Ich fing an, mich zu fürchten; gleichwohl mußte ich mit Leuten leben: und weil ich mit meinen Glaubensgenossen, die eben nicht wegen ihrer Herzenserbauung nach Paris reisen, wenig anfangen konnte, so mußte ich mich unter denen Landeseinwohnern nach Leuten umsehen, wo ich mein Gemüth erbaulich occupiren, und, nach meiner damaligen Idee, etwas Bleibendes auf die Ewigkeit mitnehmen konnte."

„Seitdem ich mit den Katholiken wenig Umgang und Correspondenz mehr habe, fange ich mich an über ihre Geduld, Raisonnabilität und Toleranz hintennach zu verwundern, daß sie so viel, zum Theil ungegründete, heftige Disputationes und Kritteleien, deren ich mich in meinen jüngeren Jahren

schuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine damalige Bekehrsucht in's Beste deuten, und mich doch so viele Jahre nicht hassen noch drücken mögen. Wollte Gott, daß meine Glaubensgenossen mit mir so raisonnabel und christlich gehandelt hätten. — Die Katholiken führen das Anathema gegen die Gegner im Munde und Panier, und haben oft viel Billigkeit gegen sie in Praxi. — Wir Protestanten führen libertatem im Munde und auf dem Schilde: und es giebt unter uns in Praxi (das sage ich mit Weinen) wahre Gewissenshenker."

In Paris hatte er zwei Freunde gewonnen, die ihm sein Leben hindurch verbunden blieben, den Grafen Reuß und den Freiherrn von Watteville; auf seiner Rückreise in Franken verlobte er sich mit einer Cousine, fand aber nachher, als die Neigung derselben sich abwandte, für angemessener, sie seinem Freunde dem Grafen Reuß abzutreten, und segnete selbst die Verlobung durch eine Erbauungsrede ein. In Halle forderte Francke ihn auf, die Stelle Canstein's beim Waisenhause zu übernehmen, er war auch gern bereit dazu, doch widersetzten sich seine Verwandten, und er trat vorläufig unter die Vormundschaft seiner Mutter und Großmutter zurück, die ihm Oct. 1721 eine Stelle bei der Landesregierung in Dresden verschafften. In dieser Stelle hatte er wenig oder nichts zu thun, doch hielt er Sonntags öffentliche Betstunden, im Einverständniß mit dem Superintendenten Löscher, den er von Wittenberg her kannte. Seine Großmutter verkaufte ihm Mai 1722 das Rittergut Berthosdorf und gleich darauf verlobte er sich mit der Schwester seines Freundes Reuß. „Bei diesem Vorhaben, schreibt er an seine Großmutter, wird es noch mancherlei Difficultäten setzen, indem ich ein schlechtes Glück für jemand bin, und die liebe Gräfin Erdmuth sich freilich eine sehr verleugnende Lebensart bei mir müßte gefallen lassen, und den chimärischen Stand, welchen Gott nicht eingesetzt, sondern der menschliche Ehrgeiz ersonnen hat, mit mir zugleich an den Nagel hängen, sondern auch der Hauptzweck meines Lebens, Christo unter Schmach und Verachtung die Seelen der Menschen werben zu helfen, auch ihre Function würde sein müssen, wo sie mir etwas nutzen wollte, jedoch nach der Regel, welche Paulus vorgeschrieben hat." — „Was die Gräfin Erdmuth belangt, gegen welche man mir eine kalte Liebe beimisset, so erlauben Sie mir zu sagen, daß ich hierinnen unglücklich sei; denn das ist dem lieben Gott nur allzubekannt, mit was für herzlicher Zuneigung ich ihr ergeben. Daß ich aber fleischlich-irdische Liebe zu ihr haben sollte, da behüte mich Gott vor. Die eheliche Liebe und Freundschaft gehöret sich meines Erachtens nicht ehr, als bis man vor Gott schon verbunden ist, denn wenn eine solche Sache zurückginge, und man hätte von einem oder anderem Theile sich fleischlich geliebet und creatürlich an einander ergötzet, so müßte es noth-

wendig Male im Gewissen zurücklassen. Ich weiß, daß sie mich ebenfalls herzlich liebet, aber nicht anders, als ich sie. Indem ich nun die liebe Comtesse Erdmuth dem Aeußern nach gar nicht considerire, sondern lediglich auf ihren Geist und Gemüthsbeschaffenheit, Glauben und Liebe sehe, so geschiehts, daß solche Liebe etwas indifferent scheint, weil sie mehr in das Inwendige als in das Aeußere gehet." — Aus dieser Stimmung begreift sich manches Wunderbare in den späteren Sitten Herrnhuts.

Um diese Zeit veranlaßten die Glaubensverfolgungen im Oestreichischen die mährischen Brüder zur Auswanderung; einige von diesen siedelten sich in der Nähe von Bertholdsdorf an und fällten 17. Juni 1722 den ersten Baum zum künftigen Herrnhut. Zinzendorf lernte sie dort bald darauf kennen, betete mit ihnen und versprach ihnen seinen Schutz. Immer zahlreicher wurden die neuen Ansiedler, zum Theil aus den verkehrtesten Secten, sodaß sie dem Grafen manchmal beschwerlich fielen, ja es waren einige Tollhäusler darunter, die er doch endlich entfernen mußte. Um nun diese Verhältnisse zu ordnen, besprach er sich öfters in Halle mit seinen Freunden, auch mit Thomasius, der halb spöttisch versicherte, um solche Bauern zu sehen, die philosophiren und glauben könnten, möchte er wohl selbst noch auf seine alten Tage eine Reise thun. Zinzendorf gab nun seine Stelle bei der Regierung auf und zog auf sein Gut, um sich ganz dem Gemeindewesen zu widmen. Diese unmittelbaren Beschäftigungen mit den Zuckungen des religiösen Lebens waren für ihn sehr lehrreich. „Ich lernte in einem halben Jahr mehr Kirchenhistorien, und bekam mehr Data zu einer soliden Kritik über die Häresiologie, als ich mir in Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie, ja selbst in Bayle, nicht würde gesammelt haben."

Auf Grundlage der alten mährischen Verfassung wurde 12. Mai 1727 die neue Gemeinde geordnet und Zinzendorf zum Gemeinde-Vorsteher erwählt. Die Eigenthümlichkeiten der Gemeinde treten gleich zu Anfang hervor, so die Entscheidung von Fragen, welche nicht durch ein positives Religionsgesetz geordnet waren, durch das Loos, von dem man annahm, daß der heil. Geist sich in ihm ausspräche; ferner die Einrichtungen von Chören, in welche die ganze Gemeinde nach Geschlecht und Alter abgetheilt wurde. Jeder Chor bekam seine Arbeiter und Gehülfen, seine eigenen Erbauungen, Lieder und Festtage. Insonderheit erhielten die Schwesterchöre in der Folge die größte Ausbildung. Einfache Kleidung war allen gemein, aller Modeputz wurde verbannt, mit ihm sogar Sonnenschirme und Fächer; ein geringer Hut, gewöhnlicher aber eine schlichte Haube von weißer Leinwand, ohne Spitzen, mit einer Schleife von seidenem Bande zugebunden, diente als Kopfbedeckung. Die Farbe der Bandschleife sollte die Chorgehörigen auch für den

äußeren Anblick unterscheiden: die Wittwen erhielten weißes, die verehelichten Frauen blaues, die Jungfern rosenrothes, die kleinen Mädchen dunkelrothes Band. Für die Brüder fanden keine solchen Abzeichen statt, doch gingen auch sie alle sehr einfach, gewöhnlich braun oder grau gekleidet. Eine Trauertracht gab es für beide Geschlechter nicht, da der Tod, oder das „aus der Zeit Gehen", wie man in Herrnhut das Sterben lieber nannte, für die Frommen nicht als ein Anlaß zum Leid angesehen wurde. Andere Vereine bildeten sich, die in Gebet und frommen Uebungen die Nächte durchwachten, oder auch die schon früher gewöhnlichen Nachtwachen der Reihe durch besorgten. Hieran schloß sich eine andere Einrichtung, das Stundengebet, da vierundzwanzig Brüder und Schwestern sich verbanden, von einer Mitternacht zur andern in unaufhörlichem Gebet zu verharren, indem jeder dieser Stundenbeter eine der vierundzwanzig Stunden auf sich nahm und in seiner Einsamkeit dem Gebet oblag, sodaß Tag und Nacht, dem biblischen Ausdruck nach, kein Schweigen vor dem Herrn sein durfte. Zinzendorf wurde nicht müde, durch poetische und prosaische Improvisationen die Gemeinde zu erbauen; wichtiger aber war es, daß er unter dem Anschein voller Brüderlichkeit und ohne den äußerlichen Apparat von Strafen u. s. w. eine strenge Zucht einführte. Jedes Mitglied der Gemeinde war in jedem Augenblick seines Lebens, ja, man kann sagen in seinem ganzen Denken und Empfinden, von den Gemeindevorstehern überwacht, und wie im Jesuitenorden, wurde der herrschende Geist in alle Details der täglichen Gewohnheiten übertragen. Auch die Frauen, die streng von den Männern gesondert blieben, hatten ihre Ordnung und ihren Vorstand, und selbst die Kinder wurden durch den Nachahmungstrieb in die allgemeine Erweckung und Andacht hineingezogen. Die Statuten wurden von Zeit zu Zeit geändert, da Zinzendorf jeden augenblicklichen Einfall mit großer Heftigkeit verfolgte, doch in der Hauptsache ging alles den geraden Weg. Eine stille Jungfrau, die sich vom Wollespinnen nährte, Anna Nitschmann, wurde zur Aeltesten der Schwestern gewählt; mit ihr traten 18 ledige Schwestern in einen engern Bund zu streng=jungfräulichem, von allen Lockungen der Sinne abgezogenem Wandel; sie versprachen einander mit Herz und Hand, sich dem Bräutigam ihrer Seelen unbedingt zu ergeben, und nicht anders zu heirathen als im Sinne des Heilands, nach seinem, durch den Ausspruch der Gemeinde und innere Ueberlegung erkennbaren Willen und mit völliger Ausschließung aller persönlichen Antriebe. — Jedes neuaufgenommene Gemeindemitglied mußte sich urkundlich verpflichten, im Fall der Widersetzlichkeit auszuwandern und seine Güter der Gemeinde zu hinterlassen.

So eifrig sich Zinzendorf mit den Angelegenheiten seiner Gemeinde beschäftigte, so lag ihm doch im Stillen ein umfassenderer Plan im Herzen:

Herrnhut sollte nur ein Vorbild sein, nach welchem sich alle Kinder Gottes zu engerer Gemeinschaft an einander schließen sollten. Die Brüdergemeinde selbst gründete mehrere Filiale, und schon seit 1728 sorgte Zinzendorf durch zahlreiche Rundreisen dafür, daß auch anderwärts verwandte Richtungen sich gesellig organisirten: so in Saalfeld, Weißenfels, Ebersdorf u. s. w. Ueberall hielt er öffentliche Vorträge und suchte Anhänger zu gewinnen, so in Jena und Halle. An dem letztern Ort aber mußte er erfahren, daß man ihn für einen Unwiedergebornen hielt, weil er den Bußkampf an sich selbst nicht erfahren zu haben eingestand. Nach seiner Lehre war der Verkehr mit dem Herrn ein ewiges Freuden- und Liebesfest. „Der sogenannte Bußkampf, sagt er, kann nichts Anderes sein, als eine geistliche Convulsion, die manchmal aus dem Contraste des regierenden Verderbens und des Gesundwerdens des Patienten, oder aber aus der Repräsentation der gesetzlichen Pflichten und der Zähigkeit der denenselben widerstreitenden Neigungen entsteht. Da leugne ich nun keineswegs die Existenz sowohl des einen als des anderen Bußkampfs, aber wie es einestheils unstreitig besser ist, die Zähne brechen durch, wenn es auch vermittelst des Stäupchens geschehe, als daß das Kind über dem Zahnen durch die Inaction der Natur krepire, anderntheils kein Medikus in der Welt noch so methodisch gewesen ist, den Kindern zu verbieten, daß sie außer der Ordnung des Stäupchens zahnen, so wäre es wohl beklagenswürdig, wenn die Theologen so unbarmherzig sein, und die Seelen, die ohne dergleichen geistliche Convulsionen aus dem Geiste geboren und dem Hirten in seine Arme geliefert worden wären, dem Wolffe zusprechen wollten, weil sich Mutter und Kind nicht nach ihrem tropo paedagogias gerichtet. Ich weiß also, daß die geistliche Zeugung nicht ohne Empfindlichkeit geschehen; daß ich aber den gradum der Schmerzen determiniren, oder den Bußkampf, wie er von den geistlichen Hebammen getrieben wird, und eher ein tausend Abortus, als eine wohlgestaltete Geburt herausbringt, recommandiren sollte, dazu würde mich kaum die Augsburgische Confession persuadiren können, wenn sie es sagte, viel weniger aber werde ich's den Theologis glauben, da sie es nicht sagt. Ich halte also alle Geburtsarbeit, dazu man die Seelen anstrenget, nicht nur zur Geburt aus dem Geiste unnöthig, sondern auch schädlich. Giebt es ein dergleichen schmerzhaftes Gebären, nach der verschiedenen Eigenart des Subjects, von selbst, so wird es auch selbst bis zur Ausgeburt souteniren, und Menschen könnten dabei aufs Höchste nichts thun, als dergleichen Motus möglichst moderiren." An einem andern Ort sagt er: „Die Leute wollen, daß eine Seele, die zum ersten Mal um den Heiland weinet, noch etliche Wochen, Monate oder Jahre aufgehalten werden, den und jenen Proceß durchpassiren, darnach absolvirt werden und dann in einer Ordnung, die wieder ihre Apho-

rismen hat, ein Heiliges werden muß. In meiner Idee ist das ein Heiliges, das zu den Füßen des Heilands um Gnade weint; — das ist ein solch geheimnißvoller Moment der Freiheit, da man mit Liebesthränen zu thun hat, die uns keine Freude wehren." — In Folge dieser Grundsätze wurden die Pietisten die entschiedensten Feinde des Herrnhuterthums. So verwandt die beiden Richtungen zu einander waren, so gingen Farbe und Stimmung doch sehr auseinander; wenn der innere Seelenkampf des Pietismus in finstere Grübeleien ausartete, so führte Zinzendorf's Liebesgefühl nicht selten zu kindischer Spielerei. — Daß noch andere Mißverhältnisse obwalteten, lehrt die folgende merkwürdige Stelle aus einem Bekenntniß Zinzendorf's. „Ich habe die Bequemlichkeit nicht, unter die Leute zu gehören, die entweder vom Gefühle regiert, oder durchs Gefühl satisfacirt, oder auch nur durch's Gefühl amüsirt werden. Ich gehöre unter die denkenden Leute, und unter die Leute, die sehr abstract denken, geschwind denken und denen die Gedanken zu nahe an einander hängen, um einem oder mehreren Bildern dazwischen Raum zu lassen; ich verwerfe die Empfindung nicht; ich halte sie für einen besonderen Tropum der Vorsehung, mit gewissen menschlichen Gemüthern zu handeln. Ich habe in meinem Berufe etwas davon kennen gelernt. Ich bin selbst nicht ohne Empfindung geblieben, aber ich kann mich auf keine Weise unter diejenigen zählen, welche die Empfindung als ein Talent anzusehen haben."

Wie die alten Pietisten, nahm sich auch Zinzendorf jeder religiösen Richtung an, in welcher er den Keim eines neuen Lebens zu spüren glaubte, gleichviel ob sie mit der seinigen verwandt war, oder nicht. So gewann er den Oberhofprediger Jablonski in Berlin, dem es vorkam, als sähe er die uralte apostolische Lebensart der ersten Christen wieder neu aufleben. Sept. 1730 ging er nach Berleburg, wo mehrere Schwärmer sich versammelt hatten, darunter auch Dippel, der den Grafen im Anfang ganz bezauberte, bis er hinter seine ketzerischen Ansichten kam; ferner der Sattler Rock aus Büdingen, ein Prophet, der, wenn der Geist ihn überkam, in schreckliche Convulsionen verfiel. Er kam später mit anderen Schwärmern nach Herrnhut, ohne jedoch von dem innern Leben der Gemeinde sehr erbaut zu werden.

Als man darüber uneinig war, ob die alte Verfassung der Brüdergemeinde beizubehalten oder die lutherische anzunehmen sei, überließ man die Entscheidung Jan. 1737 dem Loose, das von da an in der Gemeinde eine sehr große Rolle spielt. Nach einer Reise nach Kopenhagen, wo Zinzendorf mit dem Danebrogorden geehrt wurde, legte er 8. Merz 1732 zu Dresden seine Stelle als Regierungsrath nieder, und lebte fortan auf einer beständigen Wanderschaft. Er wurde um so mehr dazu veranlaßt, da er bei Hofe ange-

schwärzt und halb und halb des Landes verwiesen war. Vom 26. Jan. rechnet er sein erstes Exil. Er ging zuerst nach Tübingen, wo er viel gleichgesinnte Gemüther fand, darunter den Kanzler Pfaff, den Probst Bengel, der in Schwaben eine ähnliche Rolle spielte wie Spener in Norddeutschland, und aus der Offenbarung Johannis den nahe bevorstehenden Weltuntergang prophezeite; ferner den Magister Oetinger. Dann fiel es ihm ein, sich ganz dem geistlichen Stande zu widmen. Nachdem das Loos diese Neigung als göttlichen Ruf bezeichnet, ging er 17. Merz 1734 unter einem angenommenen aber adligen Namen als Hauslehrer zu einem Kaufmann nach Stralsund, wo er ein theologisches Examen bestand. Dann ließ er sich 19. Dec. in Tübingen förmlich ordiniren. Einen thätigen Helfer für seine Entwürfe fand er in Spangenberg, der von den Pietisten aus Halle vertrieben war; ferner an Steinhofer, der von der Gräfin von Ebersdorf zum Hofprediger ernannt wurde. Nachdem er ganz Deutschland durchreist hatte, besuchte er Februar 1736 auch Holland. Auf der Rückreise erfuhr er, daß der sächsische Hof, der bisher in Bezug auf ihn noch immer geschwankt hatte, ihm jetzt förmlich den Aufenthalt im Lande untersagte, obgleich eine Commission, die unter Löscher's Leitung Herrnhut besucht, sich im Ganzen befriedigt ausgesprochen hatte. Nachdem er noch in Liefland gewesen, ging er 25. Oct. 1736 nach Berlin, stellte sich dem König vor und fand Gnade bei ihm. Wenn er sich über Verketzerungen zu beklagen hatte, so ließ er es seinerseits an Despotismus nicht fehlen, wenn man ihm zu heftig widersprach. So hatte der Führer der Separatisten in Frankfurt, Andreas Groß, sich mißliebig über ihn geäußert, und Zinzendorf gerieth in solchen Zorn, daß er ihm versicherte, er wolle bei Gott um seinen Tod bitten. Er war fest überzeugt, daß jedes solche Gebet erhört werden müsse. „Wenn ich sehe", sagte er, „daß Seelen, die in der wahrhaftigen Gnade oder auf dem Wege dazu sind, von Andern geärgert oder verführt werden, so ergrimme ich im Geist, und ich stehe auf den Fall keinem Menschen für das, was ich seinethalben mit dem Heiland rede; es kann auch sein, daß ich ihn ausgerottet wünsche; aber ich warne, und ehe ich zum Heiland gehe, so bekenne ich meinen Vorsatz Allen, die es angeht, ganz aufrichtig, damit sie sich besinnen können, und wissen, daß ich nicht spiele!"

April 1737 wurde Zinzendorf in Berlin mit Erlaubniß des Königs von Jablonski förmlich zum Bischof der Brüdergemeinde ordinirt. Um diese Zeit kam unter vielen andern Neugierigen ein einsichtsvoller und gemäßigter Mann, der Geheimrath von Loen, aus Frankfurt nach Herrnhut, um sich über die neue Gemeinde zu unterrichten. In dem Bericht, den er darüber öffentlich abstattete, ist viel Interessantes. „Der Graf scheint mir

weder ein Betrüger, noch ein Apostel zu sein; gleichwohl finde ich in seinem Charakter etwas, das zu beiderlei Urtheil Anstoß geben kann. Er hat nicht allein viel Witz, sondern auch eine starke Einbildungskraft, welche aber, wenn sie außerordentlich aufgebracht wird, die gemeine Art zu denken verliert und nicht selten neben ausschweift. — Seine Manieren sind edel und seiner Geburt gemäß, man sieht, daß er unter hohen Standespersonen ist erzogen worden, daß er die große Welt gesehen und daß er sowohl mit Majestäten, als mit seinen Brüdern, die meistens geringe Handwerksleute sind, umzugehen weiß. Doch kommt er zuweilen stark in's Gedränge. Er ist von Natur hitzig, jäh und leicht aufgebracht, er trotzt auf seinen hohen Stand, wenn man sein Lehramt angreift, und sucht gleichwohl jenen aufzuopfern, um dieses zu erheben. Er schreibt sehr demüthig, wenn man aber seine Schriften angreift, so antwortet er hochmüthig. Er läßt sich nicht gern etwas sagen oder einreden. — Hätte ihn nichts als der Ehrgeiz geplagt, wo hätte er ihn besser vergnügen können, als an einem großen Hofe, wo ihn seine Geburt, sein Stand und seine Wissenschaft zu den ersten Staatsämtern würde erhoben haben! Es muß also etwas Religion und Frömmigkeit in seinen Bewegungen mit unterlaufen, wenn man auch zugiebt, daß im Geistlichen der Hochmuth soviel, ja noch mehr Nahrung, wie im Weltlichen findet. — Es ist bei diesen Leuten ein sich selbst schmeichelnder Wahn, welcher sich der Sinne und Einbildungskräfte um so mehr bemeistert, weil sie wissen, daß sie keinen andern als guten Zweck haben; eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes, der sie stets in sich selbst beschäftigt und eine Menge außerordentlicher Bilder erzeugt. An Scharfsinn, Einsicht und guten Einfällen fehlt es dem Grafen gar nicht, ja man kann mit Grund sagen, daß er eher zu viel als zu wenig Witz habe. Man muß insonderheit seine artige Schreibart in französischer Sprache bewundern. — Wenn er von der Liebe des Heilandes redet, so treibt er nicht selten die Einbildungskraft so weit, daß er dazu die schlüpfrigsten Vorstellungen der fleischlichen Liebe entlehnt. Diese Bilder sind voller Unreinigkeit und Befleckung, sie erwecken solche Begriffe, die sich zu einer reinen Andacht gar nicht schicken; ja sie machen selbst die Unschuld und Schamhaftigkeit erröthen."

Dies ist in der That eine der mißlichsten Seiten des Herrnhuterthums. Das Herrnhuter Liederbuch erschien 1735, und die Verliebtheit, mit welcher sich die Seele als Würmlein oder als Kreuzluftvögelein in Jesu Seitenwunden vertieft, übersteigt alle Grenzen. Hier einige Proben davon. „Des wunden Kreuzgotts Bundesblut, die Wunden= Wunden= Wundenfluth, ihr Wunden, ja ihr Wunden! Eur Wunden= Wunden= Wundengut, macht Wunden= Wunden= Wundenmuth, und Wunden, Herzenswunden. Wunden!

Wunden! Geißelwunden! Dornenwunden! Nägelschrunden! Speerschlitz! Grüß euch Gott ihr Wunden!" — „Seitenhöhlchen küßt das Döschen, Dößchen küßt das Seitenhöhlchen, Seitenhöhlchen küßt das Uhrchen, Uhrchen küßt das Seitenhöhlchen, Seitenhöhlchen küßt das Händchen, Händchen küßt das Seitenhöhlchen, Seitenhöhlchen küßt die Schwester, Schwester küßt das Seitenhöhlchen. Küsse, küsse, küsse, küsse, küsse, küsse." — „Ach wir zwei Seelchen, du Seitenhöhlchen, und ich sind nur Ein Herz, das sing' ich ohne Schmerz in Ewigkeit; mein Herzempfinden läßt sich entzünden, so oft es immer will, und ich halt ihm nur still in Ewigkeit. Ach welche Blicke ich dir itzt schicke! Ich bin Ein Geist mit dir, und du Ein Leib mit mir, und Eine Seel. Du Seitenkringel, du tolles Dingel, ich freß' und sauf' mich voll und bin vor Liebe toll, und außer mir!" — „Wenn ich ihn essen kann, so ist's mir am gesünd'sten, und wenn mein lieber Mann sein Oel läßt in mich dünsten; weil aber diese Gnad in einem Sakrament, das man nicht immer hat, dem Leib wird zugewendt, so muß ich mir nun schon beim Wachen und beim Schlafen Imagination für meine Seele schaffen." — „Höhlchen du charmirst mich so das macht mich von Herzen froh, springerhaftig, lustig, fröhlich, und so über alles selig; klopfet, klopfet in die Hände! Klopfet, klopfet in die Händ! Und was er im Kabinet, oder in dem Ehebett, will mit seinem Bräutel machen, das sind gar geheime Sachen, die unter vier Aeugelein, müssen bleiben ganz allein."

Weitere Bemerkungen über diese Art Poesie sind wohl überflüssig; sie gewinnt noch ein schlimmeres Licht durch die Gewohnheit der Herrnhuter, die Ehe durch das Loos schließen zu lassen. Man hat diese Gewohnheit zuweilen beschönigt, weil ja das Loos nicht zur Ehe zwänge, sondern sie nur erlaube, aber die Rohheit der ganzen Idee ist doch grenzenlos, und wie sich Zinzendorf sonst über die Ehe ausspricht, macht die Sache nicht besser. Z. B. „Das Kindererzeugen ist unter die Dinge rangirt, die man nun eben um's Heilands willen auf sich nimmt. Wer hat denn gesagt, daß die Sache die geringste Connexion mit dem fleischlichen Plaisir hat? Das ist eine Phantasie, die hat entweder der Satan in die menschliche Idee gezaubert, oder auch der condescendente Schöpfer darum zugelassen, weil sonst Niemand heirathen würde, als seine wenigen Leute auf Erden. Wenn man des Heilands ist, so fallen auch die Schuppen von den Augen weg: man sieht was anderes, es ist das nicht, was man sich vorstellt."

Vom Dec. 1737 an bis Ende Apr. 1738 hielt sich Zinzendorf in Berlin auf, wo er sich sehr wohl fühlte und zahlreiche Freunde gewann. Aus Sachsen war er jetzt definitiv ausgewiesen. Bereits 1732 hatten die Missionsreisen der Herrnhuter begonnen, die später von so großem Erfolg begleitet

waren; auch Zinzendorf schiffte sich Dec. 1738 nach Westindien ein, kam aber nach kurzer Zeit zurück und erzählte den Seinigen wunderbare Geschichten, die er erlebt haben wollte.* Nach der Rückkehr zog er die Summe seiner geistigen Existenz, in der sich einige interessante Bemerkungen finden. „Daß ich durch die Sache Jesu hätte berühmt werden wollen, war meinem Temperament ungemäß. Ich liebte Pferde, Grandeurs, meine Natur portirte mich, einen Xenophon, Brutus, Seneca abzugeben: die Modelle von meinen Voreltern waren demgemäß, meine Erziehung auch, und so viel wußte ich, daß bei der Lehre Jesu kein Staat auf dergleichen Etablissements konnte gemacht werden. Aber das habe ich Jesu wissentlich aufgeopfert." „Meine Führung ging ziemlich langsam und confus. Mich führten die Exempel der Heiligen und keine Principia. Was meinen Generalplan betrifft, so habe ich gar keinen, sondern gehe dem Heiland von Jahr zu Jahr nach, und thue, was ich soll, doch gern. Auf ein Jahr oder zwei habe ich zuweilen einen Specialplan: einen Plan, die mährische ohne mich entstandene Kirche dem Heiland zu conserviren; einen Plan, so viel heidnische Völker aufzusuchen als ich kann, und zu sehn, ob sie des für alle Welt vergossenen Blutes können theilhaftig werden; einen Plan, des Heilands Testament, soviel mir möglich ist, durch Gnade ausführen zu helfen, damit die zerstreuten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zusammenkommen, wo sie leiblich beisammen sind, nicht ins mährische (da arbeite ich vielmehr dagegen), sondern ins allgemeine Land der Gemeinschaft; einen Plan, so viel Seelen als ich kann zur Sündenschaft und Gnade zu bringen;.. einen Plan, alle, auch nicht zusammenwohnende Kinder Gottes zu vereinigen, dem ich seit 1717 bis 1739 unverrückt gefolget, lasse ihn aber jetzt fahren, weil ich nicht allein kein Durchkommen damit sehe, sondern im Gegentheil anfange ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung zu merken." —

Als öffentliche Macht hatte der Pietismus aufgehört, seitdem er in die Facultät aufgegangen war; desto stärker war seine Nachwirkung bei einzelnen Gemüthern. Nur die Krankheitsgeschichte der Einzelnen verschafft einen richtigen Blick in die Pathologie des Jahrhunderts, vorausgesetzt, daß diese Experimente nicht in anima vili angestellt werden.

Gewöhnlich stellt man sich unter einem Pietisten einen hagern blassen Träumer vor, abgezehrt durch ewiges Gebet, die Augen unabläßig zum Himmel gerichtet und den Sachen dieser Erde entfremdet; durch Seufzer und Thränen weich geworden, etwas hektisch und mit dem Tode beschäftigt. Aber der Pietismus zeigt sich auch in andern Metamorphosen.

Ein rüstiger alter Herr, breitschultrig und wohlbeleibt, mit hochrothem Gesicht und festem klaren Auge, in allen Geschäften des praktischen Lebens bewandert, und von einer Rührigkeit, die keinen Augenblick Muße erträgt; ein

alter Herr, der in seinem siebzigsten Jahr ohne Beihülfe der Hände einen Tisch zwischen die Zähne nimmt und auf demselben der Gesellschaft Kaffee präsentirt; ein streitfertiger alter Herr, der gegen Groß und Klein gewohnt ist laut und vernehmlich zu reden, in einer Periode allgemeiner Hundedemuth; ein alter Herr, dem sogar der Humor nicht fremd ist und der trotz aller Strenge seiner Grundsätze das Sprichwort versteht: Leben und leben lassen. — Es ist der alte Moser, den wir meinen: der Gelehrte, welcher das deutsche Staatsrecht dem Volk zugänglich gemacht hat und der zuerst unter den deutschen Rechtslehrern den Muth besaß, auf jede Gefahr hin der Gewalt gegenüber auszurufen: du thust Unrecht!

Joh. Jac. Moser wurde 18. Jan. 1701 zu Stuttgart geboren; sein Vater war daselbst Expeditionsrath, die Mutter stammte aus einer schwäbischen Predigerfamilie. Seine erste Erziehung war ziemlich unregelmäßig. „Hätte eine der Sache gewachsene Person, welche mein lebhaftes, aber auch meisterloses Gemüth zu regieren gewußt, meine Studien dirigirt, so hätte ich es in den Humanioribus weit gebracht; aber ich lernte unordentlich, wollte schon damals Bücher schreiben, übersetzte alte römische Schriftsteller, schrieb ein Antiquitäten- und Medaillen-Cabinet wie auch einen weitläufigen Tractat de Autochiria, sammelte eine Menge philosophischer ꝛc. loci communes u. s. w." — Als ein Buchdrucker ihm seine Bibliothek von 1200 Bänden, meist theologischen und philosophischen Inhalts, das Stück zum Kreuzer anbot, setzte er bei seinem Vater den Ankauf durch, und verschaffte sich durch eifriges Lesen dieser zufällig zusammengekommenen Masse eine umfassende, aber buntscheckige Bildung. — In der Schule war er ziemlich vorlaut; ein Hofmeister, den er mit Fragen quälte, sagte ihm einmal: tu es moleste sedulus! — Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters 1717 faßte er den Entschluß, die Universität zu beziehn; man ertheilte ihm endlich, mit Rücksicht auf seine ansehnliche Familie, die Erlaubniß: quum jam in Academiam properet, impetum ejus cursumque nec inhibere nec retardare voluimus. So kam er nach Tübingen, und ergab sich sofort einem leidenschaftlichen aber ungeordneten Fleiß: er ließ sich stets um zwei Uhr Nachts wecken, bis es seiner Gesundheit schadete. Die wüsten Gesellschaften der Zeit mitzumachen, hatte er keine Gelegenheit, da er das halbe Jahr mit zehn Gulden auskommen und über jeden Kreuzer Rechenschaft ablegen mußte.

An den Collegien über römisches Recht — die nach seiner Beschreibung in der That sehr ledern gewesen sein müssen — an den fingirten Rechtsfällen vom Cajo, Maevio, Titio, Sempronio u. s. w. fand er keinen Geschmack; dagegen wurde er durch ein Lehrbuch auf das deutsche Staatsrecht aufmerksam, „weil ich lauter brauchbare Dinge und wirkliche Fälle und Begebenheiten

suchte, und selbige in dieser Wissenschaft zu finden vermeinte." — Bereits im 17. Jahr knüpfte er einen gelehrten Briefwechsel an; im 19. erwarb er sich durch eine Disputation (die er nach seinem eignen Bericht durch unerhörte Dreistigkeit zu Ende brachte) die Licenz, durch einen dem Herzog gewidmeten Folianten „heraldische und politische Erklärung des würtembergschen Wappens" eine außerordentliche Professur der Rechte. Wer der Ansicht ist, in der „guten alten Zeit" habe der academische Hokuspokus stattlicher ausgesehn als heute, möge den Bericht von den Hanswurstiaden seiner Inaugural-Disputation in seiner Selbstbiographie nachlesen.

Professor war er nun, doch fand er keine Zuhörer; statt dessen erwarb er sich 1721 durch eine ziemlich dreiste Bitte den Charakter eines Regierungsraths, und legte sich zugleich das adlige Prädicat bei, wozu er eine zweifelhafte Berechtigung hatte: seine Familie, deren Stammbaum bis 1450 hinaufgeht, war 1573 geadelt worden (Moser v. Filseck); doch hatte der Zweig, zu welchem Moser gehörte, den Adelstitel nie geführt.*) So für jede Gesellschaft ausgerüstet, ging er im Spätherbst 1721 nach Wien, nachdem er sich daselbst durch die zeitgemäße Abhandlung Specimen prodromum juris imperialis in Magnum Ducatum Hetruriae empfohlen, erwarb sich die Gunst des Reichsvicekanzlers Grafen Schönborn, hatte eine Audienz beim Kaiser Karl und kehrte im Frühling 1722 mit den besten Aussichten und Versprechungen zurück. Die Rückreise hatte er benutzt, eilig eine Reihe von Klosterbibliotheken zu durchstöbern.

In Stuttgart heirathete er 16. Juni 1722 die Tochter eines Geheimraths, Rosine Vischer (geb. 14. Mai 1703), mit der er seit zwei Jahren verlobt war. Der größte Gegensatz, den man sich vorstellen kann: er ein entschiedner Cholericus, sie das ausgesprochne Phlegma. Uebrigens sah man ihn in Stuttgart scheel an, da man ihn beargwohnte, die kaiserliche Gunst durch Verrath gegen Würtemberg erkauft zu haben, und er erkannte bald, daß hier seines Bleibens nicht sein werde. Nachdem er also Wetzlar besucht, reiste er, mit einem Plan zur Verbesserung des Reichskammergerichts in der Tasche, Herbst 1724 zum zweitenmal nach Wien. An Reformen hatte man hier nicht gedacht, man wies ihn spöttisch zurück; doch beschäftigte ihn Schönborn vielfach mit juristischen und politischen Arbeiten, die er gut, sogar glänzend bezahlte. Nicht blos sein Auskommen wurde dadurch gesichert, er wurde eine einflußreiche Person: er erfuhr sehr viel, und man wandte sich an

---

*) 1733 hörte er, wie es scheint, aus religiösen Bedenken, auf, den Adel zu führen; den 13. Dec. 1763 wurde derselbe durch Kaiser Franz für seine Söhne restituirt; sein ältester Sohn 1769 durch Kaiser Joseph in den Freiherrnstand erhoben.

ihn, wenn man bei dem Vicekanzler etwas durchsetzen wollte. Nachdem er sich im Sommer 1725 auf einer Reise nach Stuttgart überzeugt, daß hier nichts für ihn zu hoffen sei, quittirte er den würtembergischen Dienst und holte seine Familie nach Wien ab: zudem hatte die kaiserliche Residenz auf ihn einen ganz andern Eindruck gemacht, als das kleinstaatliche Leben in Würtemberg. Doch sollte sein Bleiben nicht lange sein: die Arbeiten und namentlich die Gesellschaften bei Schönborn strengten ihn an, er wurde krank, die Zumuthungen, katholisch zu werden, wurden ihm unbequem, und der Antrag, eine wirkliche Regierungsrath-Stelle in Würtemberg anzunehmen, entschied seinen Entschluß: er schied aus Wien, wenn auch nicht ohne Betrübniß.

25. Juni 1726 wurde er ins Regierungsrathscollegium zu Stuttgart eingeführt. Hier entwickelte er eine staunenswerthe Arbeitskraft, und erlangte eben dadurch einen entschiednen Einfluß auf das Collegium, der Vielen unbequem geworden zu sein scheint, umsomehr, da er unter Umständen sehr gewaltsam durchgriff, in seiner Heftigkeit Niemand schonte, und namentlich die Unterthanen gegen die Uebergriffe ihrer Herren zu schützen suchte. Ob nun dies der Grund ist, daß man ihn im folgenden Jahr bei der Verlegung der Kanzlei nach Ludwigsburg in Stuttgart ließ, mit Pension und dem Titel eines ordentlichen Professors am Collegium Illustre zu Tübingen, aber ohne ihm etwas zu thun zu geben; oder ob wirklich Gesundheitsrücksichten mitwirkten, mag dahingestellt bleiben. In diese Jahre seiner Muße fällt der Beginn seiner journalistischen Thätigkeit: die „merkwürdigen Reichshofrathsconclusa“ 1726, und die „Reichsfama“, die allmählig zu 23 Bänden anschwoll, 1727.

Bisher hatte Moser's äußeres Leben einen abenteuerlichen Anstrich; hören wir nun, nach seinem eignen Bericht, die Geschichte seiner innern Entwickelung.

„In meiner Jugend beruhte der ganze Religionsunterricht auf den öffentlichen Katechisationen, die um so weniger hinreichten, als das wahre Christenthum damals noch als Pietisterei angesehn und man davor vielmehr gewarnt als dazu ermuntert wurde. Hingegen hatte ich schon in den untern Classen des Gymnasii aus (Löscher's) „Unschuldigen Nachrichten“ von alt und neu theologischen Schriften und Streitigkeiten so viel Kenntniß, als wohl hundert Pfarrer auf dem Lande nicht haben mögen, wollte auch Theologie studiren, wenn es mir nicht durch einen ungestümen Lehrer verleidet worden wäre. Auf der Universität aber kam ich bei einem tugendhaften Leben, nicht aus Lesung irreligiöser Bücher, sondern bei dem Nachdenken über die theologischen Wahrheiten und bei den aus meinem eignen Herzen entstandnen Zweifeln und Einwürfen gegen die heilige Schrift nach und nach ganz von der Religion ab; außer daß eine formido oppositi übrig blieb, und ich öfters, sonderlich bei

gewissen gottesdienstlichen Gelegenheiten aus dem tiefsten Grunde meines Herzens seufzte: wenn ein Wesen aller Wesen ist, so möge es sich meiner erbarmen! und wenn die Bibel Gottes Wort ist, so möchte Gott mich nicht in diesem Zustand sterben lassen! Daher ich auch mit größter Beklemmung meines Herzens das Aeußere mitmachte." —

Diese Gemüthsverfassung benutzte man in Wien 1721, ihn unter Verheißung großer Vortheile zu einem Religionswechsel aufzufordern, da ihm doch beide Bekenntnisse gleichgültig seien. Aber er war zu ehrlich, der katholischen Confession den Vorzug zu geben, weder vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, noch vom historischen der Schrift; er lehnte mit einer humoristischen Wendung den Antrag ab. „Damals hatte ich keinen Funken wahrer Religion, nicht einmal einer natürlichen." Als er bei seinem Abgang von Wien vom Kanzler Grafen Schönborn, der immer sehr gütig gegen ihn gewesen, Abschied nahm, sagte dieser zu ihm: „Ich habe immer geglaubt, der gute Geist werde Sie überzeugen, daß Sie in einer irrigen Religion seien; sed Spiritus flat ubi vult! Versprechen Sie mir wenigstens, daß, wenn Sie eine andere Ueberzeugung bekommen sollten, Sie dem guten Geist nicht widerstreben wollen." Moser bemerkte, daß, wenn es in Religionssachen auf das Alter ankäme, man zum Judenthum oder vielmehr zum Heidenthum zurückkehren müsse, denn diese Religion sei die ältere; leistete aber willig das verlangte Versprechen.

In Stuttgart (1727) — vielleicht, weil er von den unmittelbaren praktischen Geschäften dispensirt war — fing er an, in sich zu gehn. „Je mehr ich den ganzen Weltbau, mich selbst und alle Creaturen betrachtete, um so mehr Allmacht und Weisheit fand ich darin, und daß alles nicht von selbst also entstanden sein könne, sondern von einem unendlich großen Wesen geordnet sein müsse; worin Derham's Astro- und Physikotheologie mich so bestärkten, daß, ob mir gleich nicht alle Zweifel wegfielen, ich mich doch selbst für unvernünftig hätte halten müssen, wenn ich den überwiegenden Gründen hätte widersprechen wollen. Ich glaubte nun eine Gottheit mit großer Ueberzeugung, und hatte eine natürliche Religion. — Dr. Luther sagte mit Recht: es sei was Großes, wenn Jemand den ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses mit Wahrheit sprechen könne! und ich setze hinzu: wie viel tausend Christen betrügen sich hierin selbst! — Nachher machte in Ansehung der Wahrheit der christlichen Religion eine von dem seligen Spener einem Naturalisten ertheilte Antwort einen starken Eindruck bei mir: so Jemand will des, der mich gesandt hat, Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei. Anfangs deuchte mich diese Forderung unbillig; ich fand aber nachher, daß sie selbst in der Vernunft gegründet, mithin auch einer, so sich derselbigen nicht

unterwirft, unentschuldbar sei, wenn er verdammt wird, und daß kein Naturalist, er habe gegen die Wahrheit der christlichen Religion noch so viel einzuwenden, mit Recht sagen könne, es sei gegründet, so lange er sich dieses Probirsteins nicht bedient hat. Wenn z. B. ein Uhrmacher mir sagt: will er meine Uhren machen lernen, so muß er thun, was ich ihn heiße; thut er es und er lernt alsdann nicht, solche Uhren machen, so kann er mich für einen Stümper halten; thut er es aber nicht, so kann er auch nicht sagen, daß mein Vorgeben ungegründet sei, er mag noch so viel darüber räsonniren — hat nicht der Uhrmacher Recht? . . . Hierzu kam, daß ich anfing, auf meine Gedanken, Begierden, Worte und Werke genauer Acht zu geben, da ich dann den bösen Grund meines Herzens und die Unmöglichkeit, Gott so zu gefallen, und in diesem Zustand eine zuversichtliche Hoffnung einer ewigen Seligkeit haben zu können, bald einsehn lernte. Nun wurde mir das Evangelium vom Mittler faßlicher, und um seinetwillen auch das alte Testament unanstößiger."

Da die fortdauernde Unthätigkeit in Stuttgart seinem Geschmack nicht zusagte, zog er Merz 1729 als wirklicher Professor nach Tübingen. Dort studirte sein jüngerer Bruder Theologie. „Diesem war es in seinem Christenthum ein wahrer Ernst, und durch seinen Umgang mit meiner Frau wurde der Grund auch zu ihrer Erweckung gelegt. Sie hatte ferner eine rechtschaffene Näherin, die ihr viel Gutes beibrachte, sie auch mit andern redlichen Seelen bekannt machte; ich aber wußte von allem diesem nichts, ob ich gleich selber um eben solche Zeit erweckt worden war. Wir fuhren einmal über Land, und da kam im Discurs heraus, was Gott bisher an beider Herzen gethan, wir aber auf das sorgfältigste vor einander verborgen hatten, weil jeder Theil glaubte, der andere würde ihm hierin hinderlich sein. Wir waren darüber erstaunt, erfreut, und liebten einander nun auch aus diesem Grunde ganz von neuem, und viel herzlicher als jemals. Wir fingen an, ohne daß wir es von Jemand gehört oder Anleitung dazu gehabt hätten, aus dem Herzen mit einander zu beten, so gut wir konnten." — 1730 ließ er, um sich und Andere im Glauben zu stärken, die „erbaulichen Todesstunden" drucken, 1732 schrieb er 50 geistliche Lieder.

Mit der Tübinger Zeit beginnt Moser's große Bedeutung für die Entwickelung der Staatswissenschaft. — 1731 erschien sein „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland", später in sechs Auflagen wiederholt und durch unzählige Nachlesen und Specialitäten ergänzt. — „Wien und meine Regierungsrathstelle hatten mich gelehrt, was unbrauchbar und was mehr oder weniger brauchbar sei: ich schrieb ein Lehrbuch, darin ich die Alterthümer, das allgemeine Staatsrecht, das römische Recht u. s. w. ganz wegließ, und

die deutsche Staatsverfassung blos vorstellte, wie sie heutigen Tages beschaffen ist. Und weil ich für Deutsche schrieb, faßte ich mein Buch in deutscher Sprache ab." — Der letzte Umstand war nicht der unwichtigste. — „Meine Absicht war nicht durchweg neue Dinge zu entdecken und das Bekannte zu übergehn, sondern ein brauchbares Handbuch zu schreiben. Ich bestrebte mich 1) unsere deutsche Staatsverfassung vorzustellen, wie sie nach den Reichsgesetzen sein sollte, 2) zu zeigen, wie sie in der Praxis in Manchem davon abgehe, also wirklich beschaffen sei; 3) wie das deutsche Reich, soviel möglich, in seiner jetzigen Verfassung zu erhalten und die der Verbesserung fähigen Mängel abzustellen sein möchten." — Wenn man sich früher der Geschichte als einer Rechtsquelle bediente, so setzte sie Moser zu einem Hilfsmittel zur Erläuterung der Reichsgrundgesetze herab; gegen die alte und mittlere Geschichte war er gleichgültig, und auch die neue interessirte ihn nur insofern, als sie wirklich fortlebte. — In der allgemeinen Auffassung des Rechts trat er Gundling bei. Wolff's „demonstrative" Methode war ihm ebenso zuwider als die historische. Das deutsche Staatsrecht erschien ihm als ein geschichtlich gewordenes Verhältniß, dessen Einzelheiten in der Regel nicht sowol auf schriftlichen Normen, als auf Gewohnheitsrecht und Herkommen beruhen. Fern von aller gelehrten und geistreich thuenden Eitelkeit machte er auch in den heikelsten Fragen mit unbedingtem Freimuth alle ihm zugänglichen und von ihm für erheblich erachteten Thatsachen bekannt, zog daraus die ihm als richtig erscheinenden Schlüsse, und gab überall der Wahrheit die Ehre, mochte sie nun dem Kaiser oder den Reichsständen, den Katholiken oder den Protestanten genehm sein.

Das ungeheure Material, welches seine Vorgänger bereits aufgestapelt hatten, oder welches ihm während seines langen Lebens zufiel, unternahm er mit einem beinahe übermenschlichen Fleiß zurechtzulegen und zu sichten. Die Staatsverhältnisse wußte er in einer einfachen, für den Geschäftsmann leicht handlichen Ordnung abzuhandeln, ohne daß er einem Gegenstand einen ungebührlichen Einfluß gestattet oder einen andern vernachlässigt hätte. Bei seinem jeder nutzlosen Gedankenspinnerei abgewandten praktischen Wesen ließ er sich niemals zur Beschäftigung mit unbrauchbaren Spielereien oder blos geschichtlichen Merkwürdigkeiten hinreißen. Seine Schnelligkeit im Durchlesen schwieriger Briefe und Actenstücke, so daß er stets den Hauptpunkt traf, war ebenso unglaublich als seine Schnelligkeit im Schreiben; sie erregte schon bei den Zeitgenossen Staunen. Ein Schüler hat von ihm 393 Werke aufgezählt, darunter einige, die 50 Folianten umfassen! Seine Collectaneen hatte er nach Zetteln genau geordnet und wußte das betreffende Material augenblicklich zu finden.

Auf den Stil legte er keinen Werth; er stand darin selbst unter dem Niveau seiner Zeit. „Witzig und angenehm, wie mein lieber ältester Sohn, zu schreiben," sagt er selbst, „ist keine meiner Erbsünden;" manche seiner Schriften war auch um des lieben Brodes willen geschrieben.

Daß ihm philosophische Bildung fehlte, gestand er selbst willig zu. Niemals versucht er das Wesen einer von ihm dargelegten deutschen Einrichtung durch Hinweis auf allgemein menschliche Ideen zu erklären oder als innerlich nothwendige Folge gewisser vorangegangener Verhältnisse zu begründen. Wenn je der Hergang erzählt wird, so sind es die äußern Ereignisse, ohne Hinweis, ob dieselben etwas an der Sache änderten oder nicht; ob sie folgerichtige Entwickelungen oder gewaltthätige Veränderungen des ursprünglichen Gedankens waren. Jede Thatsache wurde leicht für einen rechtlichen Vorgang und jede geschichtliche Erscheinung für einen folgerichtigen Zustand genommen. Indem er das Dasein eines gemeinen deutschen Rechtsinstituts durch Beispiele aus den verschiedenen Reichsländern zu erweisen sucht, wird ihm die Häufigkeit einer Einrichtung bald gleichbedeutend mit ihrer allgemein rechtlichen Nothwendigkeit. Ja wenn er für eine vorliegende Frage mittelst zahlreicher Einrichtungen oder Vorgänge keine Antwort fand, so begnügte er sich auch mit ganz vereinzelten Fällen. Daß diese möglicherweise durch Folgewidrigkeit und Irrthum entstanden sein konnten, kümmerte ihn nicht. —

Etwas davon zeigt sich doch auch in seinem religiösen Leben. Moser versäumt nie das vermeintliche Eingreifen Gottes in sein Schicksal — d. h. alle zufälligen glücklichen Umstände — als „Thatsachen" sorgfältig aufzuzeichnen; und wenn er von der Sitte der Herrnhuter, durch Aufschlagen einer Bibelstelle den Willen Gottes zu entnehmen, principiell nicht viel hält, so scheint es ihm doch angemessen, die Fälle, wo so etwas wirklich eingetroffen, zu sammeln: es sind eben wieder Thatsachen.

Daß seine Rechtsansicht in der Regel bescheiden und oft nur als Zweifel auftritt, ist hauptsächlich Scheu vor der Censur und sonstigem Verdruß. Wer will einem Schriftsteller schwankende Formen verdenken, wenn ihm die Censur wiederholt das Wörtchen n i c h t ausstreicht! So hatte M o s e r sein Staatsrecht sehr vorsichtig abgefaßt, die verschiedenen Meinungen des Kaisers und der Stände nur referirt, ohne eigenes Urtheil: dennoch erregte es in Würtemberg starken Anstoß, daß er die Ansprüche des Kaisers ohne bestimmte Widerlegung hinstellte. — Dec. 1729 wurden seine Papiere confiscirt und ihm erst nach anderthalb Jahren zurückgegeben, weil man eine geheime Correspondenz mit Wien argwöhnte! Trotz seiner im Uebrigen sehr günstigen Stellung — er hatte zahlreiche Schüler, zum Theil aus den vornehmsten Ständen, machte Bekanntschaft mit den ersten Kreisen, und behielt noch Zeit, eine Assessur

in Wetzlar zu verwalten — verleideten ihm diese Verdrießlichkeiten sein Amt und er legte es 1732 nieder.

Dies gab Gelegenheit zu seiner ersten Bekanntschaft mit dem Grafen Zinzendorf, der ihm 1732 eine Stelle in Dänemark verschaffen wollte, und 1733 Tübingen selbst besuchte. „Um diese Zeit hatte eines herrnhutischen Töpfers Umgang mit meiner Frau vielen Segen; es kam bei uns zu einem ganzen Ernst, daß wir unsere Seelen erretten wollten. Es war um selbige Zeit überhaupt in Tübingen und in ganz Würtemberg eine große Erweckung und vieler Segen. Manche rechtschaffene Prediger thaten ihr Amt redlich, manche, so noch von denen im Anfang dieses Jahrhunderts Erweckten übrig aber wieder eingeschlafen waren, machten sich von Neuem auf. Mein und meiner Gattin Herzensfreude war, wenn wir wieder von Jemand hörten, der einen guten Sinn habe oder sich bekehren wolle; wir suchten ihre Bekanntschaft, reisten ihnen nach; es war uns höchst angenehm, wenn uns dergleichen Personen besuchten, sie mochten noch so geringen Standes sein. Wir scheuten uns auch nicht, unsern Sinn freimüthig und öffentlich vor Jedermann zu bekennen, und nahmen die damit verbundene Schmach von den Weltleuten willig auf uns." — Die Familie hielt sonntäglich häusliche Erbauungsstunden, an denen Viele Theil nahmen. — „Bei aller Redlichkeit unsers Herzens fehlte es uns dennoch an genugsamer Erkenntniß unsers Herzens, der Sünde, der Gnade, der Heilsordnung, des Unterschiedes des alten und neuen Testamentes u. s. w.: daher verfielen wir im Anfang, auch wol hernach, zuweilen auf Nebendinge; in das Wissen und das Gebet mengte sich Selbstgefälligkeit und Bekehrsucht; es fehlte auch nicht an mancherlei Gelegenheiten, da wir durch Andere auf Irrwege hätten gebracht werden können, und es war Barmherzigkeit von Gott, daß wir bei solchen Umständen ohne Schaden durchkamen. Weil es uns an hinlänglichem Unterricht fehlte, so blieben wir noch vier Jahr in einem gesetzlichen Zustand." — Was das heißen soll, wird sich bald ergeben.

Als Herzog Carl Alexander 31. Oct. 1733 zur Regierung kam, wurde Moser wieder als Regierungsrath nach Stuttgart berufen. Der neue Herr — (bisher östreichischer Feldmarschall, seit 1712 katholisch) — ging von großartigen Reformplänen aus, alle innern Einrichtungen sollten geordnet, mit allen Nachbarn die Streitigkeiten ausgeglichen werden, alles sollte auf einmal geschehn. Selbst Moser's ungeheure Arbeitskraft, der man alle unangenehmen Geschäfte, namentlich in Religionssachen zuschob, reichte nicht aus, eine sinnlose Aufgabe zu bewältigen, obgleich er auch hier sein Talent zeigte, unter Umständen sehr energisch durchzugreifen. Die großen Pläne geriethen, zum Theil wegen äußerer Noth, bald ins Stocken, Moser erhielt schon

1735 längern Urlaub, die Archive des Cardinal Schönborn zu Odenheim zu ordnen.

„Auch in Stuttgart genossen wir eines genauen Unterrichts nicht: hingegen schlossen meine Verwandten, auch andre redliche Seelen beiderlei Geschlechts mit uns eine etwas nähere Geistesgemeinschaft: wir gingen mit einander zum Abendmahl, bereiteten uns gemeinschaftlich darauf, und dankten auf gleiche Weise davor. Auch setzten wir, auf ernstliches Verlangen des Stadtpfarrers, die sonntäglichen Erbauungsstunden fort.“ — Die Frauen der Beamten mußten die Redouten besuchen; Moser indessen hatte als „ehrlicher Mann“ schon so viel Credit, daß man es ihm nachsah, wenn er dieser Verordnung aus Gewissensbedenken nicht Folge leistete. — In diese Zeit fallen seine „Rechtlichen Bedenken von Privatversammlungen der Kinder Gottes“, 1734, und sein „Altes und Neues aus dem Reich Gottes und der übrigen guten und bösen Geister“, 19 Thle., 1733—36.

Anfang 1736 erhielt Moser durch Vermittelung des Juristen Böhmer in Halle einen Ruf nach Frankfurt a. O., und da ihm seit der Herrschaft des Juden Süß die Stuttgarter Verhältnisse unerträglich geworden waren, kam er sofort um seine Entlassung ein. Sie wurde ihm verweigert: er wisse zu viel Geheimes von Staats- und Landesangelegenheiten. Er erwiderte, er sei kein Leibeigener, sondern diene auf Capitulation; doch zog sich die Sache in die Länge, bis er einen raschen Entschluß faßte, in Tübingen 2. Mai 1736 Dr. Jur. wurde, und gleich darauf nach Frankfurt abging. Hier fand er die Dinge nicht so, wie er sie erwartet. Die Studenten waren roh, die Collegien wenig besucht, die Professoren nahmen es leicht mit ihrer Schuldigkeit, schmeichelten den jungen Leuten und waren ihm mißgünstig. Diese Mißgunst wurde nicht kleiner, als er 2. Jan. 1737 in seiner Stellung als Director der Universität für seine Pflicht hielt, über die Versäumnisse seiner Collegen zu berichten. Es erfolgte eine heftige Aufregung, und die nächsten Vorgesetzten waren ihm abhold, da v. Ludewig und Cocceji in seinem Compendium des öffentlichen Rechts Ketzereien zu finden glaubten. Am 16. Mai erhielt er einen officiellen Tadel, daß die Universität nicht vorwärts komme, den 28. Sept. von Cocceji sogar die dürre Weisung, der Hof sei mit ihm unzufrieden, er könne gehn. Er beschwerte sich deshalb beim König, der in der That von den Schritten seiner Minister nichts wußte, und ihn beruhigen ließ (13. Oct.).

„In Frankfurt lebten wir in der Stille und suchten uns unter einander zu erbauen; man sagte, in unserm Hause gehe es fast zu, wie in einem Kloster. . . So bedrängt dieser Zeitlauf für den äußern Menschen war, so daß ich zuletzt fast mehr einem Gerippe als einem Menschen ähnlich war, so ge-

segnet war er für meinen Geist, und ich gelangte endlich 1737 zu einem bleibenden Zeugniß der Vergebung meiner Sünden und des Gnadenstandes bei Gott." — „Ich und meine Ehegattin hatten schon vor drei Jahren angefangen, uns von ganzem Herzen von der Welt ab und zu Gott zu bekehren, alles abzulegen was wir als Sünde erkannten, im Wort Gottes und in andern geistlichen Uebungen uns zu erbauen, die Schmach Christi von der Welt auf uns zu nehmen und uns zu seiner Nachfolge zu bekennen, fleißig unsere Kniee vor Gott zu beugen u. s. w. — Indessen hatten wir doch noch keinen bleibenden Frieden, sondern glaubten, so lange wir Ruhe vor unsern geistlichen Feinden hatten, sich keine grobe Ausbrüche der Sünde äußerten, wir seien bei Gott in Gnaden: gab uns aber Gott unser tiefes Verderben zu erkennen, oder wir wurden durch diese oder jene Uebereilung davon überzeugt, was wir noch vor arme Sünder, gebrechliche Creaturen und schlechte Helden gegen dem Satan und der Welt seien, so waren wir niedergeschlagen, unsers Gnadenstandes ungewiß, und wußten uns weder zu rathen noch zu helfen. — Hintennach habe ich eingesehn, daß uns zwar Jesus Christus lieb und werth gewesen, aber wir hatten eben doch uns auch noch selbst mit in Rechnung genommen: wir wollten erst durch unsere eignen guten Werke und heiliges Leben, unserer Einbildung nach, vorher schön werden, ehe wir uns zu Gott nahen und uns durch Christum in seinem Blut rechtfertigen lassen wollten; wir hatten eine verkehrte und schädliche Scham, und verbargen uns in unserm besudelten Kleide viel mehr vor Jesu, als daß wir uns in demselben zu ihm genaht und ihn um die schönen Kleider des Heils gebeten hätten. Die redlichen Seelen, mit denen wir Umgang hatten, verstunden die Sache nicht besser als wir. Wir hörten den öffentlichen Vortrag eines erbaulichen Lehrers, der aber selbst auf gesetzlichen Wege wandelte; und so blieben wir eben in unserer unerkannten eignen Gerechtigkeit und (heimlichen) Unglauben stehn."

„Auf einer Reise sprachen wir einen wackern Mann, der fragte uns: nun ihr lieben Brüder! wie steht's denn um euch? habt ihr Vergebung der Sünden? Wir stutzten, und es wollte keiner mit der Sprache heraus. Endlich sagte ich, wie es mir wirklich um's Herz war: dieses sei so etwas Großes, daß ich mir nicht getrauete, mich dessen anzumaßen. Er sagte aber nur: ei, das ist eine falsche Demuth! haben Sie es, so dürfen Sie es auch sagen; und haben Sie es nicht, so seien Sie so redlich und gestehn es! — Dabei aber verblieb es, und wir verstunden ihn nicht völlig. — Als aber ein Freund ein Jahr hernach eine weite Reise that, und auf selbiger viel gegründete Seelen sprach, erzählte er uns nach seiner Zurückkunft, wie so sehr viele er unter ihnen angetroffen habe, welche alle einmüthig bezeugten, daß sie zu einem bleibenden Frieden Gottes gekommen wären, auch gewiß wußten, und ihnen

niemals mehr streitig wurde, daß ihnen alle ihre vergangenen, gegenwärtigen und noch bis an das Ende ihres Laufs auf Erden vorkommenden Sünden, wenn sie im Stand der Gnade beharren würden, um des Blutes Jesu Christi willen auf einmal alle und auf ewig vergeben, und auf überzeugende Weise in ihrem Gewissen versichert worden seien. Sie hätten sich nämlich je länger je mehr als schwere Sünder erkennen lernen, und daß nicht nur die Ausbrüche, oder auch nur die Lust der Sünde, Sünde seien, sondern daß sie eben ganz verdorben und zu allem Guten untüchtig seien. In diesem Zustand nun, da sie sich selbst ein Ekel und ein Greuel gewesen seien, hätten sie sich zu Jesu genaht, um Gnade und Barmherzigkeit um des für sie vergossenen Blutes willen gebeten, und so seien sie begnadigt und der Kindschaft Gottes gewiß worden. — Dies gab mir einen wahreren Aufschluß von der Sache, und weil ich es der h. Schrift gemäß fand, so legte ich mich alle Tage, ohne meiner Gattin etwas davon zu sagen, auf den Boden vor dem Herrn, und bat ihn, weil ich nun erkenne, wie grundbös und verdorben ich sei, ich auch nicht mehr als ein Heiliger, sondern als ein Gottloser durch Christum gerecht zu werden verlange, so möchte er denn auch mir eine g e w i s s e und b l e i b e n d e Versicherung a l l e r meiner Sünden schenken. Ich verlangte ihm weder Zeit noch Weise vorzuschreiben u. s. w. — Als ich dergestalt einige Wochen täglich angehalten hatte, wurde ich eines Sonntags, da ich sonst keine Anlage noch Neigung zu sinnlichen oder aus Phantasie herrührenden Dingen habe, einesmals im Geist vor Gottes Gericht gestellt. Wer dieses nicht versteht, dem kann ich es auch nicht sagen noch erklären: es ging ohne Bilder und sinnliches Wesen zu; doch auf eine so wahrhaftige, eindringende, gegenwärtige und überzeugende Weise, als ich irdische Dinge sehn, hören, fühlen kann. — In diesem Zustand wurden mir in einem Augenblick nicht nur alle Ausbrüche der Sünden meines ganzen Lebens von Jugend auf, auf einmal, und doch so, daß ich einen jeden derselben genau nach allen Umständen der Zeit, des Orts unterscheiden konnte, vor Augen gelegt, daß ich weder zuvor noch hernach mein Lebtag im Stande gewesen wäre, selbige nur zu erzählen. . . Zugleich aber konnte ich einen penetranten Blick in den von der Sünde so gar durchdrungenen ganzen Zustand des Menschen thun, und wie der heilige Gott diese Sünde und Sündhaftigkeit verabscheue und in keiner Gemeinschaft mit einer solchen unreinen Creatur stehn könne und wolle. — Ueber dies erging eine förmliche Anklage über mich und das, was ich mit meinen Sünden verdient hätte; ich wurde gleichsam über viele Artikel verhört und befragt, ob ich nicht gestehn müßte, daß ich dies und dies verdient habe? wobei ich zu empfinden bekam, was der Zorn Gottes heiße. Ich gestand auch alles, was mir sowohl von Sünde und Verderben, als auch von der dadurch verdienten Strafe vorge-

halten wurde, willig zu, gab mich aller Verdammung schuldig, und daß ich die Gerechtigkeit Gottes auch in der Hölle preisen müsse; ich bat aber zugleich um Gnade um Jesu willen. — Hierauf war es, als wenn Jesus, von dem ich bisher nichts beobachtet hatte, hervorträte, für mich um Gnade zu bitten. . . Diese von Jesu seinem Vater geschehene Anzeige seiner für mich beschehenen Genugthuung war mir unaussprechlich lebhaft gegenwärtig in meinem Gemüth; und zugleich erging in meinem Inwendigen ein Machtwort an mich: nun ist es Zeit zuzugreifen! und ich that es auch augenblicklich. Ich erwartete keines richterlichen Ausspruches auf die gegen mich angebrachte Klage, sondern fing an, Gott die Ehre zu geben, ihm zu danken und ihn anzubeten, daß er das Blut Christi zur Versöhnung auch für meine Sünden angenommen habe: mich um seinetwillen und in ihm begnadigt und zum Kind angenommen habe: und unter diesem Loben und Danken wurde ich von dem Frieden Gottes ganz überschwemmt, wie darin eingetaucht, und nach Geist, Seele und Leib durchdrungen. — Ich stand endlich wieder auf: es ging mir aber, wie einem gesunden und muntern Kind, das, wenn es auf die Welt kommt, und so viele Dinge beobachtet, welche es noch niemals gesehn, seine Augen überall herumlaufen läßt, doch aber sich nicht recht drein zu schicken weiß. Ich rief meine Gattin und christliche Hausgenossen an einen abgesonderten Ort, und erzählte ihnen, was der Herr an mir gethan hatte. Sie verwunderten sich, widersprachen es zwar nicht, konnten es aber auch nicht ganz glauben, weil es mit gewissen Bildern und Sätzen, die sie sich von Andern in den Kopf gesetzt, nicht übereinkam: ich ließ mich aber nicht irre machen, denn ich wußte wol, was an mir geschehn war." —

Wir wollen den Eindruck dieser Geschichte durch keinen Commentar abschwächen; nur zwei Bemerkungen lassen sich nicht zurückdrängen.

Moser entwickelt in seiner Lebensbeschreibung wie anderwärts ein sehr deutliches Bewußtsein seiner Vorzüge wie seiner Schwächen, er hebt die ersten, ohne sich zu brüsten, mit gerechtem Selbstgefühl hervor, und theilt mit dem Leser die Ueberzeugung, daß bei ihm im Willen wie in der Kraft das Gute überwiegt. Wie reimt sich nun das mit dem zerknirschenden Gefühl der allgemeinen menschlichen und seiner speciellen Nichtswürdigkeit? Zwar bemerkt er hin und wieder Anstands halber, gegen Gott gehalten sei das alles doch nichts; aber das ist nur eine Abstraction oder vielmehr eine leere Phrase, so lange sich den Augen seines Geistes nicht deutlich herausgestellt, worin seine specielle Schlechtigkeit besteht. Das Gefühl also der allgemeinen Sündhaftigkeit, das er in jenem großen Augenblick gehabt haben will, ist nichts Anderes als ein durch künstliche Exaltation hervorgerufenes Spiel der Einbildungskraft.

Moser erklärt sich ferner fest überzeugt, daß jene Sündenvergebung nicht eine Vision, sondern ein wirklicher Act des Weltgerichts gewesen sei, daß ihm Gott in jenem Augenblick alle vergangenen und zukünftigen Sünden vergeben habe. Da er nun nach jenem Act ebenso gerecht und unsträflich gelebt hat wie vor demselben, so könnte man für diesen individuellen Fall die Sache dahin gestellt sein lassen und sich darüber freuen, daß, wenn auch nur durch einen Act der Phantasie, in seine theologischen Grübeleien ein Moment der Beruhigung eintrat. — Aber allgemein betrachtet ist die Sache nicht so unbedenklich. Es gehört zu den Hauptvorwürfen gegen die katholische Kirche, daß sie im Ablaß sogar künftige Sünden vergiebt; das Mittel ist freilich viel roher, aber schlimm bleibt es doch auch bei dieser protestantischen Art der Sündenvergebung, daß man im Zustand der Gnade noch Sünden begehen und ohne Weiteres der Vergebung derselben versichert sein kann. Man soll jedem Act religiöser Exaltation mißtrauen, an den sich nicht unmittelbar eine moralische Besserung knüpft. Der Protestantismus hat seine Stärke darin, das religiöse und das sittliche Leben des Menschen als eines darzustellen: hier wird es aber auf eine ebenso unheimliche Weise wieder von einander getrennt, wie z. B. in Calderon's „Andacht zum Kreuz", wo der Held eine Reihe unerhörter Missethaten begeht, aber der Vergebung derselben stets im Voraus versichert ist, weil er sich dem Kreuz gegenüber im Stand der Gnade befindet.

Wenn die allgemeine Niederträchtigkeit des Menschen nur eine Einbildung war, so sollte Moser von der Niederträchtigkeit des damaligen deutschen Lebens bald handgreiflich überzeugt werden. — Ende Oct. 1737 kam der König nach Frankfurt. Voraus war angezeigt worden, der lustige Rath Morgenstern werde eine Disputation halten: Vernünftige Gedanken von der Narrheit; wobei die Professoren opponiren sollen. Moser erklärte sich gegen den Commandanten, er werde es nicht thun; dieser beschwor ihn um alles in der Welt, sich zu fügen, der König sei es vom Größten bis zum Kleinsten gewohnt, daß man ihm pariren müsse. Moser suchte auf Morgenstern selbst einzuwirken, dieser aber erwiderte, er dürfe kein Wort mehr deswegen sprechen, weil der König ihm gedroht, ihn kreuzweis schließen und unter die Pritsche legen zu lassen. Dieses Herrn Morgenstern Habit, worin er auch auf dem Katheder stand, war von lauter Kleidungsstücken, die der König verächtlich machen wollte: ein gesticktes, großes, blausammetnes Kleid mit sehr großen rothen Aufschlägen und einer rothen Weste, sammt einer großen Perücke, die über den ganzen Rücken herabhing; die Stickerei an den Knopflöchern, Taschen, Hosen und Zwickeln in den Strümpfen bestand aus lauter silbernen Hasen; statt des Degens hatte er einen Fuchsschwanz an, und auf

dem Hut statt der Federn Hasenhaare. — Vor der Disputation äußerte sich der König zu Moser: der Morgenstern sei klüger als sie alle; Gundling war ein gelehrter Mann, aber mit dem Morgenstern nicht zu vergleichen, und er habe ihn zum Vicekanzler aller preußischen Universitäten gemacht. — Er fragte nach Wolff, und wunderte sich sehr, daß ihm Moser darüber keine Auskunft geben konnte. — Noch manche respectwidrige Aeußerungen ließ der König vernehmen, z. B. ein Quentchen Mutterwitz sei besser als ein Centner Universitätswitz. — Als Moser sich über das Thema der Disputation beschwerte, rief er, auf ihn deutend: „Ja, ja! das ist auch so ein Heuchler! was ist es denn? Ein jeder Mensch hat seinen Narren; ich habe den Soldatennarren, der da hat den geistlichen Hochmuthsnarren. Es ist ja nur ein erlaubter Spaß." — „Scherze und Narrentheidungen, erwiderte Moser, seind denen Christen verboten." — „So gehe er nur nach Berlin zum Probst Roloff, der wird ihm diesen Spruch anders erklären." — „Wenigstens bleiben es unnütze Worte, und für jedes müssen wir einmal Rechenschaft geben." — Alle diese Einwände waren fruchtlos, die Disputation ging vor sich, und der Verdruß darüber zog Moser eine ernsthafte Krankheit zu, in Folge deren er um seinen Abschied einkam, der ihm jedoch abgeschlagen wurde. Die Streitigkeiten mit seinen Collegen häuften sich, er gab 15. Oct. 1738, eine neue Klageschrift ein, und man schickte aus Berlin den Probst Reinbeck, um die Sache zu untersuchen, der es jedoch als Wolffianer mit Moser's Gegnern hielt. Die Sache blieb in der Schwebe, bis Moser, 6. Febr. 1739, in einer Disputation de jure et modo succedendi in regna Europae, speciatim in regnum Bohemiae für das Recht Maria Theresia's eintrat. Die unmittelbare Folge davon — so stellt er wenigstens die Sache dar — war seine plötzliche Entlassung, 12. Febr., die jedoch von keinen Ausdrücken der königlichen Ungnade begleitet war. — Jetzt ganz ohne Anstellung, beschloß er, nach Ebersdorf im Voigtland zu gehen.

Bevor wir ihn hier zu den Herrnhutern verfolgen, betrachten wir, wie eine andere, nicht unbedeutende Natur das ursprüngliche Christenthum sucht. — Edelmann war kein Reformator, er hat nichts gegründet und im Grunde auch nichts zerstört, aber er ist für uns ein lebendiges Bild, wie eine begabte, wenn auch nicht tiefe Natur, die sich aber durch Wahrheitsliebe, Unerschrockenheit und unverwüstliche Laune vor den meisten der Zeitgenossen auszeichnet, in solchen Conflicten sich verhält.

Edelmann wurde 9. Juli 1698 zu Weißenfels geboren. Sein Vater, ein armer Kammermusikus, konnte für die Kinder nicht viel thun. Doch sind meistens ordentliche Leute daraus geworden. Von Edelmann's Schulleben ist nur eine Bemerkung interessant, aus seiner ersten Schulzeit zu Sanger-

hausen, wo er bis zum 17. Jahr verblieb. „Ich machte den Anfang, mich mit dem Barbara und Celarent bekannt zu machen, und lernte in kurzer Zeit so perfect zanken, daß ich mich nicht gescheut hätte mit manchem Studenten anzubinden. Denn ich war damals schon sehr naseweis, und fing schon an, mich über Andere zu moquiren, wenn ich sah, daß sie mich lehren wollten und doch selber nicht wußten, was ich nachgerade schon wieder zu vergessen anfing." Die Umstände seines Vaters nöthigten ihn, bald bei dem einen bald bei dem andern seiner Verwandten Zuflucht zu suchen und die Schulzeit bis zu seinem 22. Jahr auszudehnen. Er besuchte nach einander die Gymnasien von Lauban, Altenburg und Weißenfels. Ueberall wurde er mit sehr guten Zeugnissen entlassen. Abgesehn von den gewöhnlichen Schulgegenständen, machte er geläufig deutsche Verse, war in Disputationen gefürchtet und hatte sich aus allen möglichen Dingen eine große Collectaneensammlung angefertigt.

So kam er mit einem ziemlich starken Begriff von seiner Gelehrsamkeit, aber nur mit 20 Gulden in der Tasche, 29. April 1720 nach der Universität Jena. Sieben Stunden hörte er täglich Collegia, außerdem mußte er sich seinen dürftigen Unterhalt durch Privatstunden verdienen. In der Theologie schloß er sich an Buddeus und Walch an. In der Dogmatik wurde er sehr stark, im Hebräischen und Griechischen brachte er es nicht weit, dagegen warf er sich auf's Französische. Die Kirche zu besuchen, war auf der orthodoxen Universität nicht Sitte; an dem wilden Leben der Studenten nahm er keinen Theil; seine Vergnügungen beschränkten sich auf das L'hombre. Einigmal versuchte er zu predigen, merkte aber, daß ihm die Gabe der Improvisation abging und daß er alles sorgfältig einstudiren müsse. Von Zweifeln scheint er nicht heimgesucht zu sein, er folgte seinem Lehrer aufs Wort, predigte gelegentlich gegen die Ketzer und fand Wolff ebenso langweilig als ketzerisch. Er scheint nicht viel darin gelesen zu haben.

Nachdem er Sept. 1724 die Universität verlassen hatte und in Eisenach examinirt war, erhielt er 14. Merz 1725 auf Buddeus' Empfehlung eine Hauslehrerstelle in Niederöstreich bei einem lutherischen Grafen. Die Reise durch das katholische Süddeutschland erweiterte seine Begriffe; nebenbei beschämte ihn, daß unterwegs alle Kellner besser französisch sprachen als er. Sein neuer Aufenthalt war angenehm, er führte ein lustiges Leben, ging viel auf die Jagd, besuchte die umliegenden Klöster, disputirte mit den Mönchen, lachte über ihre Unwissenheit und zechte mit ihnen, denn sie waren nichts weniger als intolerant. Einigemal war er mit seiner Herrschaft zu längerem Besuch in Ungarn. Er würde in diesen harmlosen Zuständen noch länger verweilt haben, wenn es ihm nicht eingefallen wäre, an seine Zukunft zu

denken. Sein Herr konnte im katholischen Lande ihm keine Versorgung geben, und so nahm er Merz 1728 seinen Abschied und trat eine neue Stelle in Wien an.

Hier kam er in eine ganz andere Atmosphäre. Seine Vorgänger, Pietisten aus Halle, hatten seinen Patron völlig bekehrt. „Sie hatten dem armen Mann einen so erschrecklichen Gott in seine Phantasie gesetzt und ihn hingegen so abscheulich elend und zu allem Guten untüchtig abgemalt, daß es kein Wunder war, wenn er nach der Redlichkeit seines Herzens, deren er sich bewußt war, und nach welcher er keinen Menschen, geschweige Gott zu beleidigen im Sinn hatte, an sich selber irre werden mußte. Er that alles, was er konnte, sich der „sündlichen Gedanken", die ihm wider seinen Willen aufstiegen, zu entschlagen, und konnte sich ihrer doch nicht erwehren. Seinem eigenen Gefühl zuwider mußte er sich einbilden, daß sein Dichten und Trachten von Jugend auf immerdar böse sei, und durfte doch Gott nicht förmlich die Schuld geben, daß er ihn in einem so elenden Zustand hatte wollen geboren werden lassen. Solche Gedanken müssen ein armes Gemüth, das es redlich meint und sich aus dem Wirrwarr nicht zu helfen weiß, in die äußerste Verzweiflung bringen. Von den leidigen Tröstern wird alles auf den Teufel geschoben, und dieser muß auf sich nehmen, was seine finstern Patrone verdorben haben. Blieben sie den Leuten mit ihrem Geschwätz von einer ohne Schuld verderbten Natur und von einem deswegen erzürnten Gott vom Leibe, so wollte ich den Teufel wohl sehn, der von Natur gute Gemüther in so trostlose Umstände sollte versetzen können, als ich diesen ehrlichen Mann gesehn. Sein Temperament inclinirte zur Fröhlichkeit: weil er aber nach der Halleschen Theologie glauben mußte, daß alle Fröhlichkeit Sünde sei, so durfte er nicht fröhlich sein. Deswegen pflegte er die Worte: er gebe uns ein fröhlich Herz u. s. w. bei den gewöhnlichen Tischgebeten mit der größten Inbrunst und thränenvollen Augen zu beten, wie er sich denn überhaupt mit dem Gebet dergestalt zu martern gelernt hatte, daß er, oft zwei Stunden auf den Knieen liegend, und Gott fast alle Augenblicke vorwerfend, daß er ihn aus sündlichem Samen habe wollen erzeugt und in Sünden empfangen und geboren werden lassen, um Gnade und Vergebung seiner Sünden flehte, daß ihm der Angstschweiß vom Gesicht herablief. Das Seltsamste war, daß man ihm nichts von der unermeßlichen Liebe Gottes gegen seine Geschöpfe vorsagen durfte, das hielt er für den größten Leichtsinn, und es war der nächste Weg, sein Vertrauen gänzlich zu verscherzen; hingegen wer ihm den Zorn Gottes recht groß und die Hölle recht heiß machen konnte, der war ihm recht . . . Ich mußte selbst einer solchen Gebetsmarterstunde beiwohnen . . . Ich durfte es nicht abschlagen, allein ich kann in Wahrheit

sagen, daß mir in meinem Leben nicht so bänglich ums Herz gewesen. Nicht daß ich durch das kalte Geplapper dieser heiligen Schwätzer wäre gerührt worden, sondern mir war nur bange, die Reihe zu beten möchte endlich auch an mich kommen. Zwar dachte ich noch an nichts weniger, als daß das Gebet nicht ein dem Höchsten angenehmer Dienst sein sollte. Vielmehr sahe ich mich für einen großen Sünder an, wenn ich betrachtete, daß ich die Gabe des Gebets nicht in dem Maß meiner Brüder hatte. Denn es ging nicht anders, als wenn sie die Worte auswendig gelernt hätten. Allein es regte sich doch schon ein heimliches Mißfallen bei mir."

Endlich konnte er es nicht länger aushalten. Er kehrte 1728 nach Niederöstreich zurück und führte wieder das alte lustige Leben. Leider wurde er einmal genöthigt, als Candidat des göttlichen Worts bei einer frommen Gräfin die Rolle eines Teufelsbanners zu führen. In dieser Zeit las er Brockes' „irdisches Vergnügen in Gott", das ihn zu einem begeisterten poetischen Schreiben an den Dichter veranlaßte.

Juni 1731 verließ er Oestreich und nahm eine Informatorstelle bei einem Landprediger in der Nähe von Chemnitz an. Noch immer hielt er sich für einen vollkommen Rechtgläubigen, noch immer war er bereit jedes Wort der Bibel zu beschwören: so in einem Brief an Löscher, 1. Jan. 1732, dem er sich als Reiseprediger nach Ostindien anbot. Den ersten Anstoß gab ihm das unheilige Leben seines Principals, den er doch die Sacramente austheilen sah. Dann fiel ihm eine Schrift in die Hände, in welcher aus biblischen Gründen die Berechtigung der Kindertaufe angezweifelt wurde. Die Sache ist nicht unwichtig: denn wenn im Uebrigen nach den Lehren der lutherischen Kirche jede göttliche Gnadenwirkung durch ein vorbereitetes und gläubiges Gemüth empfangen werden muß und ohne dieselbe wirkungslos bleibt, so macht die Taufe eine Ausnahme. Indem er noch mit diesem Zweifel kämpfte, stieß er auf die Behauptung Löscher's, daß auch ein Wiedergeborner das Sündigen nicht lassen könne: dies schien ihm mit 1. Joh. 3, 9 nicht zu stimmen. Indem er mehr und mehr auf den Verdacht gerieth, es habe mit dem orthodoxen System nicht ganz seine Richtigkeit, ging ihm durch Arnold's Kirchengeschichte ein neues Licht auf, und als er kurze Zeit nachher als Hofmeister nach Dresden kam, war seine erste Sorge, sich alle ketzerische Schriften anzuschaffen, die er auftreiben konnte, aber nur diejenigen, die tiefer in die Mystik die Christenthums einzudringen strebten als die Kirche selbst: denn gegen die Freidenker und Naturalisten hatte er noch den alten Abscheu.

In seinen Grübeleien über das Verdienst Christi und wie es mit der menschlichen Seele zusammenhänge, versäumte er keins der üblichen Gnaden-

mittel, er ging eifrig zum Gottesdienst und zur Beichte, fastete und betete ohne Unterlaß. Fest überzeugt, daß das ursprüngliche Christenthum irgendwo eine Wahrheit sein müsse, aber nicht in der Landeskirche, sah er unablässig umher, wo es etwa zu finden sei. In Dresden lebte die stille Gemeinde der Gichtelianer, die auf die Lehren J. Böhme's gegründet, ihre Heiligkeit unter Anderem darin suchte, daß sie nicht freite: übrigens harmlose wohlwollende Leute, von denen Edelmann nur Liebes und Gutes empfing. Gleichzeitig aber hörte er von den Herrnhutern, und was ihm auch von den Gegnern darüber mitgetheilt wurde, erregte ihm die lebhafte Hoffnung, hier das Gesuchte zu finden. Er wandte sich brieflich an Zinzendorf; die Antwort war, begleitet von dem nöthigen Reisegeld: komm und sieh zu! Pfingsten 1735 reiste er nach Herrnhut ab. Die Gemeinde, auch der Graf imponirten ihm sehr, und Zinzendorf konnte die ziemlich bestimmte Hoffnung fassen, daß Edelmann, nachdem er seine Dresdener Beziehungen gelöst, zu ihm zurückkehren und sich zum Missionär ausbilden werde. Edelmann war eine sanguinische Natur, die einem starken gegenwärtigen Eindruck schwer widerstand; auch seinen Zweifel über die Kindertaufe und über die Wirkung der Wiedergeburt hatte Zinzendorf in seiner Weise vorläufig zu beschwichtigen gewußt. Erst nach der Trennung trat die Reflexion ein. Es fiel ihm auf, daß bei aller vermeintlichen Gleichheit der Graf doch seinen Stand stark hervortreten ließ, daß er sich orthodoxer aussprach, als er eigentlich gesinnt war; es machte ihn stutzig, sein Suchen nach dem ersten Christenthum als eine Schwärmerei zurückgewiesen zu sehn: er erinnerte sich an die vielen Kindereien, die bei dem herrnhutischen Gottesdienst mit unterliefen, während er an echtem Inhalt ziemlich leer war. „Die Knaben wurden mit Gebeten gemartert, die sie knieend aus dem Kopfe machen mußten, welches Pönitenz genug war, indem sie manchmal tief nach Worten seufzten und mit genauer Mühe eins erwischen konnten, womit sie eine der Natur ganz unbekannte Sache auszudrücken im Stande waren. Nicht besser ging es den Mägdlein. Dieses von der Natur mit genügsamer Beredsamkeit versehene Geschlecht war da so arm an Worten, daß ich außer den bekannten Sprichwörterchen: ach du guter Heiland! ach du süßer Heiland! fast nichts Vernehmliches verstehn konnte." — „Es wurden dem Grafen in den Stunden, die er wöchentlich halten mußte, die allerwichtigsten und einer recht tiefen Betrachtung würdigen Fragen vorgelegt, die auf verschiedenen Zetteln auf sein Pult gelegt wurden, ehe er in den Versammlungssaal kam. Jede dieser Fragen hätte allein mehr als eine Stunde Nachsinnen erfordert, allein dieser Mann Gottes beantwortete sie alle ohne das geringste Nachdenken, sobald er sie nur gelesen hatte. Ich kann nicht sagen, daß er den Fragenden auf ihre Zweifel genug gethan hätte: allein das

geistige Mengelmus, das er darüber herschüttete, benahm ihnen zum wenigsten die Kraft, die sie sonst auf die Gemüther hätten haben können, und diese wurden, anstatt überzeugt zu werden, von der Verwunderung über die Fertigkeit eingenommen, mit welcher sie dieser begeisterte Mann von der Materie ab und auf ganz andere Dinge zu bringen wußte." —

Er gab seine Hauslehrerstelle auf und zog zunächst zu einem Mann, der gleich ihm ketzerische Schriften aufgekauft hatte, dann zu einem frommen Töpfer. Daß er nicht gleich nach Herrnhut ging, hatte verschiedene Gründe. Seine Freunde, die Gichtelianer, hatten ihn gewarnt; bei ihnen hatte er in einer dringenden Verlegenheit (es galt eine Unterstützung seines Bruders) Geldhilfe gefunden, die ihm Zinzendorf verweigerte; vor allem aber hatte er noch ein Werk zu vollenden, von dem Zinzendorf nichts wußte.

Noch ehe er nämlich diesen aufsuchte, hatte er den Zweifeln, die ihn quälten, einen andern Ausdruck verschafft. Er hatte — wie er damals glaubte und wie er noch 17 Jahre später mit geheimem Stolz empfand — auf unmittelbare Inspiration Gottes unter dem Titel „unschuldige Wahrheiten" als Gespräche zwischen Philalethus und Doxophilus, seine Untersuchungen über die Wiedergeburt, die Kindertaufe u. s. w. zu Papier gebracht, und vier Hefte davon, ohne seinen Namen zu nennen, nach Leipzig geschickt. Ein halbes Jahr hatte er nichts davon gehört, plötzlich erschienen sie in Frankfurt gedruckt. Nun lernte er Dippel's Schriften kennen; sein Grundsatz leuchtete ihm ein: Gott als vollkommenes Wesen kann nicht zürnen; die ganze Lehre von dem Bruch und der Versöhnung ist also eine Lästerung. Diese Idee gab ihm Veranlassung zu fünf neuen Heften, in denen auch Dippel's des Vielgeschmähten Name zu Ehren gebracht wurde; immer heftiger wurde sein Drang, immer lauter der Jubel, mit dem er eine Fessel nach der andern abwarf. — Der Herausgeber seiner Schrift, der Buchhändler Groß, Chef der Separatisten in Frankfurt, hatte mit Haug in Berleburg 1726—1739 eine neue Paraphrase der Bibel unternommen, in welcher das Christenthum mystisch verklärt werden sollte. Sie forderten Edelmann auf, sich ihnen anzuschließen, und freudig folgte er, da er es als einen Ruf des Herrn ansah.

In Dresden war seines Bleibens nicht; Löscher stellte bereits einige sehr bedenkliche Untersuchungen an; die Gichtelianer waren mit dem übermüthigen Ton der „unschuldigen Wahrheiten" nicht einverstanden, obgleich sie über die Sacramente ähnlich dachten. Den Herrnhuter Abgesandten, die ihn zur Erfüllung seines Versprechens aufforderten, sagte er definitiv ab, und das Sprüchlein, mit dem sie ihn, nach ihrer Art, auf offner Straße anfangen, faßte er als ein Orakel: „Gieb ihm heute :,: den Prophetengeist, der die

Leute :,: zu der Wahrheit reißt! Gib ihm Eifer, gieb ihm Lust, einen Harnisch vor die Brust, eine Kraft, die :,: alles niederreißt."

In der Petri-Paul-Messe 1736 ging Edelmann von Dresden ab; in Frankfurt nahm ihn Groß sehr freundlich auf: es war ein stilles Völkchen, auf deren Lebensart die Einflüsse des Halle'schen Pietismus nicht gar zu schlimm eingewirkt hatten, und Edelmann glaubte nun endlich die echten Christen, nach denen er suchte, gefunden zu haben. Am meisten erfreute ihn eine Lustfahrt auf dem Main, wo die fromme Gesellschaft am Schluß mitten unter den lustigen Schiffsleuten das Lied: Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren! anstimmte. In Berleburg schloß er mit Haug einen Contract: er sollte ihn nicht blos bei dem Bibelwerk, sondern auch bei der Historie der Wiedergebornen unterstützen. Der Uebelstand war, daß er bei dieser Gelegenheit ärgere Ausfälle gegen die herrschende Orthodoxie vorbrachte als den Freunden zweckmäßig schien; er mußte sich gefallen lassen, daß sie einen großen Theil strichen. Dasselbe war der Fall im elften und zwölften Stück der „unschuldigen Wahrheiten", in welchen er gegen das Sacrament des Abendmahls zu Felde zog. Namentlich erregte der Ausdruck „Götterfresserei" starken Anstoß. Doch dauerte das Verhältniß ein ganzes Jahr fort.

Die Gegend wimmelte von Secten aller Art. Eine derselben, die Anhänger der Madame Guyon, etwa zwei Meilen von Berleburg, bestand hauptsächlich aus einigen adeligen Familien. „Diese hatten nun zwar nichts von äußerlichem Gewirke, sondern schienen die Menschen nur in sich selbst in die Stille zu führen, von dem Geräusch der Sinnen und Affecte auf eine Zeitlang auszuruhn und sie auf die in ihnen redende Stimme Gottes aufmerksam zu machen. Wenn das nun auf eine freie Art geschehn wäre, so würde diese Uebung nicht ohne Nutzen gewesen sein; aber da sich die armen Leute täglich eine gewisse Stunde bestimmten, in welcher sie auf des H. v. Marsay Stube zusammenkamen, und ohne ein Wort zu sprechen, bis zum Verlauf der Stunde nur stille vor sich wegsahen, bisweilen um nicht einzuschlafen die Augen verdrehten und heimliche Seufzer hören ließen, auch während dieses selbsterwählten Stillschweigens nichts andres in sich hören durften, als was alle armen Sünder laut bekennen, nämlich daß sie arme, verdorbene und zu allem Guten untüchtige Creaturen wären, so konnte auch aus dieser geistlichen Uebung weiter nichts herauskommen, als daß die armen Leute blieben, wie sie waren, und doch dabei Wunder dachten, was sie vor Andern voraus hätten. Ich war in ihren heiligen Augen ein sehr kleines Lichtlein, und ich that alles, was ich konnte, mir selber kleiner zu scheinen, als mich mein Schöpfer gemacht hatte. In der That hatte ich noch wenig Erfahrung in Ansehung solcher besondern Wege, deswegen paßte ich auf ein jedes Irrlicht, das außer mir nur halb-

wege etwas blinkend erschien, mehr als auf das Licht, das mir Gott selber in meinem Inwendigen verliehn. Dieses mußte ich für das Allerverdächtigste halten, und was war es da Wunder, wenn mich die Flatterlichter außer mir aus einem Irrthum in den andern führten, und mich mir selber je länger je unbekannter machten. Zwar ließ ich nichts an mir fehlen, in mich selbst zu gehn, und hielt deswegen die Stunden des Gott gewidmeten Stillschweigens ebenso fleißig mit als die Andern: aber weil ich nicht allein die Brillen nicht wegwerfen durfte, durch welche mich andere arme Sünder sehn hießen, sondern auch das Wort, das sie mir von außen als Gotteswort zuschrien, mit in mich hineinnehmen mußte, so konnte ich weder mich selbst recht erkennen, noch hören, was der Herr zu meiner Beruhigung in mir redete, und wenn die Stunde dieser Unwirksamkeit vorbei war, so war ich ebenso leer an wahrer Zufriedenheit als vorher."

Nachdem er noch mit seinen „Brüdern" 1737 die Ostermesse zu Frankfurt bezogen, kam es allmählig zum Bruch, mehr aus geschäftlichen Gründen als aus principiellen. — Jetzt „schienen Mangel und Armuth beide Hände nach mir auszustrecken, indem ich überall nichts sah, worauf ich mir Rechnung zu meinem ferneren Lebensunterhalt hätte machen können. Mein treuer Gott ließ mich aber nicht lange in dieser Wüste, sondern bereitete mir ganz unvermuthet einen Tisch." — Es ist überhaupt anzumerken, daß Edelmann, nachdem er dem Christenthum völlig abgesagt, doch in jedem günstigen Zufall ein unmittelbares Eingreifen der göttlichen Vorsehung findet.

Zunächst kam er mit den Inspirirten in Verbindung, die sich 1717 auf den Antrieb „ihrer Propheten von ihrer Nahrung und guten Umständen aus Meiningen hatten vertreiben lassen. Was diese armen, verblendeten Leute bei diesem vermeinten göttlichen Beruf durch die Länder, wodurch sie gezogen, für Drangsal, Spott und Verachtung ausstehn müssen, das ist kaum zu beschreiben." Was ihn zu ihnen zog, war die gleiche Ansicht von Abendmahl und Taufe; vielleicht auch der Umstand, daß er von ihnen, die durchweg den untern Ständen angehörten, als der erste gebildete Herr, der zu ihnen übertrat, sehr geehrt wurde. Ihr Gottesdienst war so eingerichtet, daß sie zuerst aus einem mystischen Gesangbuch („Davidsches Psalterspiel der Kinder Zions in alten und neuen auserlesenen Geistesgesängen" 1729) ein Lied sangen, und dann des Herrn harreten, der Einen nach dem Andern von ihnen ergriff und ihn zu einem lauten Gebet veranlaßte. „Ich muß gestehn, daß ich in meinem Leben nie elender, abgeschmackter und kraftloser beten hören, als unter diesen begeisterten Brüdern. Namentlich der Vorsteher brachte nichts anders zu Stande als einen stammelnden Wiederhall der gemeinen lutherischen Wiedergebornen, nämlich daß er ein armer Sünder sei, der des Ruhmes mangele,

den er vor Gott haben sollte, und der nichts desto weniger sich anmaßte für andere arme Sünder zu bitten, daß sie Gott auch zu einem solchen Thoren machen möchte wie er einer war. Man muß sich nicht einbilden, daß diese Leute über den Text, den sie erklären sollten, erst vorher meditirt hätten; das hielten sie für babylonische Gaukelpossen; sie erwarteten, was ihnen der Geist auszusprechen geben würde, wenn sie sich auf den Lehrstuhl würden gesetzt haben. — Ich zwang mich, diesem kraft- und saftlosen Zeuge Geschmack abzugewinnen, und weil mir meine Brüder zu verstehn gaben, daß man, um die Kraft des Geistes Gottes recht zu empfinden, immer einfältiger werden und sich von aller Schulgelehrsamkeit ausleeren müßte, so bemühte ich mich, nachdem ich freilich wenig Trostreiches in meiner Schulweisheit fand, im rechten Ernst diese heilige Einfalt zu lernen, und ich muß sagen, daß die Zeit, die ich bei den Inspirirten zugebracht, die einfältigste in meinem ganzen Leben gewesen. Denn bei den großen Secten finden die Sinne und die Phantasie noch immer etwas Angenehmes und nicht selten wird auch das Herz gerührt. In den Versammlungen der Inspirirten fand ich nichts dergleichen."

Drei Wochen hatte er sich zu den Inspirirten gehalten, als der Besuch des großen Propheten angekündigt wurde. Dieser Prophet war der Sattler Rock, Sohn eines Predigers im Würtembergischen, geb. 1678. Er hatte schon als Kind mancherlei Rührungen und wurde in Berlin als Sattlergeselle durch eine Krankheit zu dem ernstlichen Vorsatz gebracht, dem weltlichen Sinn zu entsagen. Als er 1702 nach Stuttgart zurückkam, war dort eine sonderliche Erweckung. Die Despotie der Prediger führte zum Separatismus und 1707 zur Landesverweisung, Rock wurde gräflicher Hofsattler in Marienborn, von hier ging er ins Isenburgische und erhielt um Weihnacht 1714 die Gabe der Inspiration, die ihm bis an sein Ende, 5. Febr. 1749, verblieb. — Die Inspiration bestand darin, daß er in Convulsionen verfiel und in diesem Zustand allerhand unzusammenhängende Worte ausstieß, die von den Gemeindemitgliedern eifrig niedergeschrieben wurden. Wenn sich die Schreiber über ihre Texte nicht vereinigen konnten, so konnte der Streit nicht anders als durch eine neue Inspiration entschieden werden. „Denn wenn sie der Prophet nach seinem eignen gesunden Verstande entscheiden wollte, so würde die Weissagung schon etwas Menschliches und folglich Ungewisses mit sich führen, wenn er aber seines Verstandes völlig beraubt ist, und selber nicht weiß, wer durch ihn spricht, noch was durch ihn gesprochen wird, alsdann wird sie für unbetrüglich gehalten."

Auf Edelmann hatte der Prophet doch einen großen Eindruck gemacht; erst als er wieder allein war, erregte die Erinnerung an die schreckliche Convulsion in ihm den Zweifel, ob Gott oder der Teufel durch ihn gesprochen.

„Ich bat Gott recht inbrünstig, daß er mich keinem falschen Geiste preisgeben, sondern mich deutlich überzeugen möchte, ob er es sei, der durch den Propheten redete, oder ob derselbe nur aus Vermessenheit einen göttlichen Gesandten agirte.“ Einige Zeit darauf schrieb er an einen Freund: „Was ich während dieser Blindheit, da meine Seele stets etwas Gewisses suchte, für Angst und Marter ausgestanden, wenn Scrupel oder andre mir verdächtige Dinge vorkamen, das kann ich Dir mit keiner Feder beschreiben; die Desperation war manchmal nur einen Schritt von mir. Denn ich hatte keinen Gott, zu dem ich hätte ein Herz haben können, und alles, was man mir von seiner Liebe und Barmherzigkeit vorschwatzte, davon fand ich immer grade das Gegentheil: ja wenn mir der getreue Gott gleich durch das Licht der Vernunft zu Hilfe kommen, und mich durch ein heiteres und wohlgegründetes Raisonnement aus meiner Finsterniß gnädig herausführen wollte, so bat ich ihn, wie ich war gelehrt worden, daß er mir doch Kraft schenken wolle, meine speculirende Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen zu nehmen; ich konnte ja vor derselben zu keiner Gewißheit kommen, indem sie sich schier augenblicklich mit ihren Einwürfen meldete, daß ich ganz untüchtig zum Glauben wurde. Er wisse ja und erkenne an mir, daß ich nichts als Ihn allein suchte. Er möchte sich doch aus Gnade zu erkennen geben, damit ich prüfen könne, ob es wirklich der Herr mein Gott sei, der durch die Inspirirten redete. Ich wollte ja gern meine Vernunft gefangen nehmen, Er sollte mir doch die Kraft schenken, solches zu thun. Je mehr ich aber so bat, je weniger Stimme und Aufwecken war da, sondern es regte sich vielmehr ein gar kräftiger Widerspruch in mir, daß ich nicht recht betete, worüber mir vollends alle Kräfte vergingen, daß ich in diesem höllenmäßigen Zustand mein Bett gar oft mit den bittersten Angstthränen netzte, und den Tod gern hätte kommen sehn.“

Nicht lange sollte dieser Zweifel währen. Schon dreiviertel Jahre hatte sich Edelmann zur Gemeinde gehalten und sich noch immer von der Gewohnheit des lauten Betens ausgeschlossen. Darüber befragt, führte er den Spruch an: wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein. Das verstieß gegen den Hauptgrundsatz der Inspirirten, und man beschloß ihn durch den Propheten widerlegen zu lassen. „Ich befand mich in einer solchen Verlegenheit und Befangenheit des Gemüths, daß ich dachte, ich müßte verzweifeln. Je näher die Zeit kam, je fürchterlicher sah es in meiner Phantasie aus, gegen welche die Vernunft in keiner Weeise aufkommen konnte. Das Herz im Leibe bebte mir, wenn ich daran dachte, was für ein Kampf mir bevorstand. Denn nach meinen damaligen Vorstellungen war der Geist, der durch den Rock redete, entweder Gott selbst oder der Teufel. War es Gott, was für ein Urtheil hatte ich wohl zu erwarten, wenn ich den Geist der Wahrheit einen Lügengeist heißen

wollte; war es aber der Teufel, wer versicherte mich, daß ich mich auf göttlichen Befehl an ihn machte und des Beistandes Gottes zu gewarten hatte? In dieser wahren Höllenangst, die kein Mensch glauben kann, der sie nicht selbst erfahren hat, erbarmte sich der Herr. — Ein paar Tage ehe mein fürchterlicher Gegenpart ankam und ich dem äußern Ansehn nach immer schwächer wurde, mich auch unter vielen Seufzern, Thränen und Winseln zu Bette legte und nicht wußte, ob ich wieder aufstehn würde, überfiel mich vor allzugroßer Mattigkeit der Schlaf, der bisher wegen der wunderlich durcheinanderlaufenden Phantasien mehr eine Marter als Erquickung gewesen war. Wie ich eine Weile gelegen hatte, erwachte ich plötzlich, und in dem Augenblick kamen mir die Anfangsworte aus dem Evangelium Johannis mit solcher Lebhaftigkeit ins Gemüth, daß mir nicht anders däuchte, als wenn sie Einer in Gegenwart zu mir spräche und mit einem nur zu empfindenden Nachdruck zu mir sagte: Gott ist die Vernunft. Es war mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich aus den Thoren des Todes wieder ins Leben zurück gerufen würde, und ich konnte nunmehr kaum den Tag erwarten, an welchem ich mit dem Rock anbinden konnte und die Kraft des bisher uns unbekannten und doch so nahen Gottes an ihm probiren sollte. Die Vernunft, die bisher nicht hatte hören dürfen, stellte mich auf einmal auf einen so weiten Raum, daß ich ihn nicht übersehn konnte. — Man stelle sich einen an Händen und Füßen lange Zeit gebundenen und in äußerster Finsterniß gefangen gelegenen Sclaven vor und urtheile über seine Freude, wenn er sich auf einmal wieder in Freiheit gesetzt sieht: man wird sich doch keine Vorstellung von der Freude machen können, die mein Gemüth damals einnahm. Und wie ich einmal diesen Vortheil hatte, so war mir der Rock, wenn er auch den Teufel und seine Großmutter im Leibe gehabt hätte, ein Kinderspiel. Ich schlief also unter innigstem Lobe Gottes und unaussprechlicher Zufriedenheit wieder ein."

Und doch, als er dem Propheten gegenüber saß und dieser wieder in seine Convulsionen verfiel, wandelte ihn eine Art von Furcht an. Als aber der Prophet begann: „es steigt ein Gnadenbrünnlein aus dem Centrum, da die Liebe ruht" (Centrum statt Centro): — „so war alle meine Furcht dahin und ich sah, daß ich es mit einem elenden Stümper zu thun hatte, der kaum werth war, daß ihm ein Donatschüler geschweige ein Gelehrter zuhörte. So wenig braucht Gott die falsche Weisheit zu Schanden zu machen, wenn der Mensch seiner Vernunft Gehör geben will."

„Sobald die Aussprache geendigt war, wurde das Lied angestimmt: Zion fahre fort in Licht. In demselben stand unter andern folgender Vers: „Zion, prüfe recht den Geist, der dir ruft zu beiden Seiten, thue nicht was er dich

heißt, laß nur deinen Stern dich leiten. Zion, das, was krumm und schlecht, prüfe recht, prüfe recht." — Diesen Vers sang ich dem Propheten ins Angesicht mit einer solchen Freudigkeit und durchdringendem Ton, daß er dasaß wie einer, der keine Widerrede im Munde hat, und die ganze Gemeinde konnte wohl merken, daß was Sonderbares und Ungewöhnliches in mir vorgehn mußte. In der That war es nicht anders, als wenn mir diese Worte vom Himmel zur Bestärkung meines angefangenen Durchbruchs zugesprochen wären." — Am Ostersonntag 1738 begab er sich in die allgemeine Versammlung und erklärte, daß sie von einem falschen Geist betrogen wären. Er wurde ausgestoßen und der Prophet erklärte in einer neuen Ansprache, Edelmann werde in Kurzem nackt und bloß aus Berleburg fort müssen.

Die Inspirirten hatten sich bisher an seine weltliche Kleidung gestoßen. Um nun zu zeigen, daß er sich wohl selbst verleugnen könne, zog er nicht blos einen schlechten Kittel an, sondern trieb die Verwegenheit so weit, die Perücke abzuwerfen und Haar und Bart wachsen zu lassen, um Christus ähnlich zu werden, der auch keine Perücke getragen. Nun ganz ohne Mittel, legte er sich auf ein Handwerk, lernte das Bortenwirken, las mit seinem Lehrmeister eifrig die Bibel und fing an namentlich Sonntags über Berg und Thal spazieren zu gehn und Gott in der Natur zu betrachten. Er hatte sich jetzt wirklich aus der dumpfen Kerkerluft der Secten unter den freien Himmel gerettet. Auch den Teufel wurde er los, da er zufällig den Spruch: 2. Petri 1, 19 aufschlug und darin fand, daß der Lucifer in unserm Herzen aufgehn müßte, wenn es Tag darin werden sollte. Es fiel ihm ein, daß Lucifer der Lichtbringer heißt und daher keinen bösen Geist bedeuten könne.

Das Handwerk betrieb er nicht lange. Bald fanden sich Zuschriften von Befreundeten ein, welche die Fortsetzung seiner angefangenen Werke verlangten, namentlich von einem Berliner Kaufmann Pinell, und zugleich bedeutende Geldunterstützungen. Er gab also in der Ostermesse 1739 zunächst zwei Streitschriften heraus, in denen er sich sowohl von den Inspirirten als von seinen alten Freunden, den Frankfurter Separatisten, vollständig lossagte. Sein neuer Freund wünschte ihn kennen zu lernen, schickte ihm Reisegeld, und Edelmann machte sich Pfingsten 1739 nach Berlin auf den Weg. Aber sein Bart zog ihm überall vielfache Anfechtungen zu und in Potsdam wurde er arretirt und vor den alternden König geführt. Das Gespräch war spaßhaft wie alle, die aus jener Zeit berichtet werden. — „Geht er in die Kirche?" — Ich habe meine Kirche bei mir. — „Er ist ein gottloser Mensch, er ist ein Quäker!" — Wir sind Narren um Christi Willen. — „Geht er zum Abendmahl?" — Wenn ich Christen finde, die sich nebst mir mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit heut oder morgen oder

wann es sonst ist das Abendmahl mit ihnen zu halten. — „Warum geht er nicht in die Kirche? da wird es ja ausgetheilt.“ — O Ew. Majestät das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine antichristliche Ceremonie. —

Es ist kein kleines Wunder, daß der König, statt ihn auf diese dreiste Anrede mit Stockschlägen zu begnadigen, ihm 16 Groschen gab, mit der lachenden Bemerkung, er wäre ein gottloser Mensch, er möge sich bekehren. Edelmann hatte die Kühnheit, ihm darauf das Gleiche zu wünschen und die 16 Groschen nur unter Protest anzunehmen. Doch wurde ihm untersagt nach Berlin zu gehn, und er kehrte nach Berleburg zurück. — Hier fand sich im Herbst 1739 ein neuer Glaubensgenosse bei ihm ein, ein Apotheker Erhard aus Berlin, der sich gleich ihm den Bart wachsen ließ, den Fleischspeisen entsagte, und nachdem Mai 1740 aus Berlin von dem wohlthätigen Freunde eine große Bücherkiste ankam, mit ihm den Spinoza studirte. — Der richtigen Färbung wegen bedarf dieses Bild noch eines Gegenbildes. Daß es damals keineswegs unzeitgemäß war, gegen die Hypochondrie des Sündenbewußtseins zu predigen, davon möge hier ein auffallendes Beispiel mitgetheilt werden. —

Albrecht von Haller war durch die erste Ausgabe seiner „Schweizer Gedichte“ ein berühmter Mann geworden; die gelehrte Welt kannte ihn als großen Physiologen; außerdem war er in allen Zweigen des Wissens, und nicht blos oberflächlich zu Hause. Jan. 1736 erhielt er einen Ruf an die neugegründete Universität Göttingen, er kam daselbst 30. Sept. an; ein unglücklicher Fall veranlaßte den Tod seiner geliebten Gattin, 31. Oct. Von dieser Periode an hielt er sich ein Tagebuch, das er fast ununterbrochen bis zu seinem Tode — vom 28. Jahre bis zum 69. — fortführte. Einige Auszüge aus demselben werden die pietistische Stimmung, die sich in jenen Tagen auch der hellsten Köpfe bemächtigte, versinnlichen.

2. Dec. 1736 beginnt das Tagebuch. — „Durch den Tod meiner geliebten Marianne wurde ich in eine große Traurigkeit versetzt, und es wachte insonderheit mein Gewissen auf, als ich bedachte, wie man im Todeskampf so sehnlich seufzt über die Sünden, die man ohne Bedenken täglich thut. Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens. Immer hat sich etwas in mir nach der Besserung gesehnt, aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit. Ich kann weder recht beten, noch an Christi Verdienst Antheil nehmen; ich bleibe in einer dürren und ängstlichen Ungewißheit. Denn die Welt liebe ich, Hochmuth und insonderheit Unreinigkeit herrscht in meinen Gedanken. Ich habe Ursache zu zweifeln, ob etwas Gutes an mir sei. O Gott! erweiche

mein fühlloses Herz! — 8. Dec. — Gottlob, ein Fünklein des Glaubens! so schwach es auch ist, so munterts mich auf. — 17. Dec. — Schon lange nichts Göttliches mehr! Eitelkeit, Neid, Haß, Zorn; o was soll aus mir werden! Ich habe nicht mehr Kraft zu seufzen. Heiliger Geist zerknirsche mich! — 18. Dec. — Nichts gebessert. Aeußerlich Ruhe. Ich vergesse meinen Gram nach und nach. Aber mit Gott wie stehts? Lau ohne Eifer, ohne Furcht, ohne Liebe. — 19. Dec. — Elendes Gebet ohne Kraft und Glauben. Elende Entschließungen ohne Erfolg. Noch immer Ungeduld, Ruhmsucht, heimlich auch wohl öffentlich. Auch Zorn und Hader. Indessen verläuft die Zeit der Gnade, und wer weiß, wie lange sie währen wird? — 1737, 6. Jan. — Elender Zustand, wenn man sich selbst nicht besehn darf und vor dem Spiegel sich scheut! O wie viel besser waren meine traurigen Tage, als dieser weltliche Verdruß. — 13. Jan. — Ich war krank. Gott hat in dieser Zeit mich etwas von der Süßigkeit der Gläubigen schmecken lassen. O daß ich diese Erinnerung nie wieder verliere! — 10. Febr. — Der Zustand meiner wankenden Gesundheit erinnert mich an Gott zu denken. Ich danke dir Gott für diese Gnade, da ich sonst deiner bald vergessen würde. — 26. Febr. — Weit schlechter als jemals. Ich darf nicht mehr sagen, Herr bekehre mich! Mein Herz ist zu schlimm und zu falsch. Aber was soll ich denn sagen? Herr erbarme dich meiner, um deiner grundlosen Güte willen; — 25. Merz. — Unfruchtbare Entschließungen, die ich nicht in Augen gehabt und an die ich so zu sagen niemals gedacht; darf ich noch andere machen? — 10. April. — Heiland der Welt! gieb mir Gnade, mein Elend zu fühlen! — 14. April. — Mein Herz hängt an der Welt, so wenig es auch Ursache an der Welt findet, daran zu hangen. O Gott! es kennt dich nicht; es denkt an dich mit Undank, ja wohl mit heimlichem Haß, wie ein Verurtheilter an seinen Richter. — 15. Mai. — Noch ist mein ganzes Leben irdisch gesinnt. Und ich weiß nicht, ob ich das Herz fassen darf, in diesem Augenblick vor Gott zu treten. Sein allsehendes Auge sieht alle die Unlauterkeiten meines Herzens, alle Heuchelei ist ihm sowohl Greuel als Thorheit.

Auch seine Correspondenz ist mit solchen Betrachtungen angefüllt. 26. Mai 1737 schildert er einem Freund in Bern seinen Zustand: c'est sterilité, incapacité de penser à quelque chose. Longtems je n'ai pensé qu'à moi seul et à mes différens malheurs. La solitude où j'ai vécu, où je vis encore, ne m'a point enrichi l'imagination. J'ai perdu presque le sentiment, je n'espère, je ne désire, je ne goûte rien. — Im August. — Je ne suis encore ni tranquille ni content, je n'espère plus de l'être: mais les occupations qui m'accablent en quelque manière m'étourdissent, et

ma distraction me tient lieu de raisonnement pour me rendre moins sensible aux désagrémens de mon état. Er zählt seine Beschäftigungen auf: tout cela m'enlève les jours et les heures et me les fait trouver courtes dans la même solitude où je contais il y a quelques mois chaque jour que j'avais vécu comme un fardeau dont je me délivrais. — Hélas! mon ame n'y rentre que trop! Qu'il est difficile de rompre avec les passions! Sans liaison avec qui que ce soit, enfermé des semaines entières dans ma maison, je trouve au milieu d'une vie si détachée des agrémens du monde des objets à tout moment qui me dérangent. Mille resolutions de mieux faire ont été inutiles, mille autres le seront de même, si ce même Dieu qui m'a oté tout ce qui rend cette vie supportable, ne veut par sa bonté infinie faire servir mes malheurs à un véritable bien. Insensible pour Dieu, pour un sauveur qui a bien voulu en quelque manière renoncer aux privilèges de la Divinité et qui s'est fait adopter parmi nous uniquement pour qu'il lui fût possible de souffrir, je me retrouve le même également incapable de faire mon devoir envers Dieu, envers les hommes et envers moi-même. Je vous avoue qu'un état pareil devrait faire dresser les cheveux à tout homme qui ne s'aveugle point. Car quelle certitude a-t-on de faire mieux? serai-je plus touché, plus frappé de l'éternité présente à mes yeux, plus isolé contre le monde? Et si je reste dans l'état où je suis, que deviendrai-je! — Je ne sens que trop combien ma malheureuse délicatesse me nuit: livres, hommes, sermons, je trouve aussitôt quelque défaut: et implicitement je me dispense d'en suivre les avis dès que je trouve qu'ils en auraient besoin eux mêmes. Elle même, cette délicatesse, n'est qu'orgueil, que resistance à cette simplicité aimable que Dieu souhaite de voir en nous. — Non, vous n'avez point, mon cher ami! ce mépris de toute chose hors de vous, cette repugnance à vous abaisser, cette estime mal fondée pour vous même que je ne sens que trop dans moi.

26. Mai 1737. Ist's daß ich mein Elend weniger empfinde, oder bin ich sonst von der Welt minder verleitet? Ich spüre mich merklich ruhiger. Gott sei Dank, trauriger im Aeußern und gerührter; aber mit mehr Hoffnung! Ach, daß ich Thränen vergießen könnte, die vom Herzen gingen; die nicht den Verlust der Weltfreuden, sondern die Feindschaft mit Gott beweinten! — 20. Juni. — Wie kalt ist meine Liebe gegen Gott! — 1. Juli. — Ist's ein Betrug, oder bin ich endlich etwas gerührt? O hilf mir Armen, daß ich nicht durch falsche Beredung mich besser glaube! — 22. Juli. — Die Bewegungen der Gnade habe ich so vernachlässigt, daß ich fast nicht

mehr hoffen darf, einen Zug derselben zu fühlen. Wo werde ich hinfliehn, wenn Gott einst Rechenschaft von mir fordern wird! — 3. Oct. — Vater, reiche mit deine Hand, führe mich ab vom Weg des Verderbens, worauf ich wandle. Schärfe das Gefühl meiner Sünden; unterwirf mich deinem züchtigenden Geist. — 24. Nov. — Die Kraft des Wortes Gottes ist in mir mächtig gewesen. Es dünkt mich nun möglich und fast leicht zu überwinden. Aber ich kenne mich und mein tückisch Herze wohl: wenn du o Gott mich nicht bewahrst, wie bald werde ich abtrünnig werden! — 3. Dec. — Bin ich nicht noch ebenso hochmüthig, geizig, jähzornig, gehässig und im Herzen so üppig, als ich jemals gewesen! Vater, ich bin ein böses, verhärtetes Kind, das seinen ihm zurufenden Vater wegstößt. Zerknirsche mein steinernes Herz, daß ich fühle, was dein Zorn ist — 1738, 1. Jan. — Fast sehe und fühle ich nichts mehr von Gott. Zerstreut in weltlichen Sachen, ohne Eifer und Aufmerksamkeit; hängend an Ehre, Wollust und an allem Bösen, zufrieden mit den tröstlichen Zuredungen meiner Eigenliebe. O Herr, erbarme dich mein, denn ich bin eitel und falsch, eitel Heuchelei. — 22. Febr. — So lange hab ich mich vor Gott verborgen! Aber darum sieht er mich doch, und seine Strafe wird durch meine Sicherheit nicht abgewandt. Ich habe seitdem allen Geschmack an göttlichen Dingen verloren, ich bin der alte unbekehrte elende Mensch. — 12. Merz — Ich verliere nach und nach das Gefühl meines Elends und verfalle in eine Schlummersucht, in eine Unempfindlichkeit, die ich mit meiner Untreue wohl verdient habe. — 24. Merz. — Es ist alles das Gleiche; ohne Gefühl, ohne Eifer und ohne Andacht. Die Dornen der Welt ersticken meine übrigen Empfindungen vor Gott gänzlich O Gott, reiße mich aus diesen Klauen des Todes! Ich schreie zu dir, matt und ohne Andacht. Aber sieh mich doch in meinem Blute liegen und erbarme dich. — 30. Merz. — Mein Elend ist um so viel größer, je weniger ich es fühle oder erkenne. Fällt ein Laster, so steigt ein anderes. Die Unempfindlichkeit aber vor Gott nimmt täglich zu. — 6. April. — Wie unrein sind meine Gedanken; kaum kann ich mich einigermaßen an Gott erinnern. Ich bin lauter Untreue, Selbstgefälligkeit und Weltliebe. — 23. April. — Nach und nach verliere ich auch das Gefühl meines Elends. Es steigen mir gar große Gedanken von meiner vermeinten Gerechtigkeit auf. Ich scheue und fürchte den Sonntag, und finde die Zeit zu göttlichen Beschäftigungen viel zu lang. — 19. Juli — Die Welt wird mir alle Tage angenehmer und meine Lüste nehmen zu. Tod und Ewigkeit verliert sich aus meinen Augen. Ich habe kein Gefühl mehr von göttlichen Sachen. O besser Kreuz als solcher Wohlstand! Ich bin auch nicht einmal ein rechter Heuchler mehr. Herr erbarme dich! — 24. Aug. — Dieser Tag war noch elender als die vorigen.

Meine Ungeduld und Ekel über dem Wort Gottes und die Begierde nach der Welt sind ganz ausnehmend gewesen. O Herr, was wird es werden! Uebergieb mich nicht dem Gericht der Verstockung und des Unglaubens! — 8. Sept. — Alles in gleichem elenden Zustand! desto elender, da ich mein Elend je länger je weniger fühle und recht friedlich damit bin; hingegen von Gott und der Ewigkeit den Begriff täglich schwächer und schwächer fühle. —

Man kommt ihm in Göttingen auf eine unglaubliche Weise entgegen, jede Forderung wird ihm erfüllt, kaum daß er sie ausgesprochen hat, sein Ruhm steigt von Jahr zu Jahr: enfin je m'amuse et j'oublie presque que je suis malheureux. (27. Aug. 1738.) Aber die geringste Intrigue, die er wahrzunehmen glaubt, erweckt in ihm die Sehnsucht nach der Schweiz: les états despotiques ne sont que caprices. Dann erinnert er sich wieder an die geringe Anerkennung, die er dort gefunden: Des reflexions affligeantes me font croire, que tous mes efforts pour ma patrie ne sont que des chicanes contre la providence, et qu'elle déclare tous les jours de plus en plus sa volonté qui m'ordonne de vivre et de mourir parmi les étrangers. (17. Dec. 1738) — Er ist nur froh in der Einsamkeit seines botanischen Gartens und seiner Anatomie: au reste presque aucun commerce avec le monde, et surtout aucune confiance avec qui que ce soit. Cela est triste, mais nécessaire. Doch regen sich in ihm noch stille Wünsche (er ist erst 30 Jahr alt): qui supprimées par des retours de douleurs se reveillent avec mes forces et ma santé! (17. Dec. 1738). — Im folgenden Jahr reist er nach Bern, und führt eine neue junge Gemahlin, Elisabeth, die Tochter des Rathsherrn Bücher, nach Göttingen heim. (22. Aug. 1739.) Die erste Bemerkung, die wir gleich darauf, 28. Aug., im Tagebuch finden, ist folgende: „Nachdem ich lange herumgeirrt wie ein Schaf ohne Hirten, wende ich mich endlich wieder, o Herr! zu dir! zwar elend und schwach!"

Seine gelehrten Arbeiten häufen sich immer mehr; er schreibt darüber an seinen Freund, 1. Jan. 1740: Tout ce travail sert infiniment à me tranquilliser et à étouffer ces semences de mécontentement qui germent si aisément dans un coeur oisif. — 27. Mai. — Mais comme il nous convient d'avoir toujours quelque chose qui nous rende la vie indifférente, j'ai beaucoup à souffrir de mon peu de santé. Cela jette sur mon esprit même des nuages que peut-être un autre genre de vie dissiperait et que rien ne dissipe ici. Souvent je me trouve parfaitement incapable d'espérance, de désir même, et je ne vois rien autour de mon ame, pas même ce cher Moi que l'amour propre distingue presque toujours, qui puisse me donner quelque consolation. Ces

vapeurs d'hypochondrie s'augmentent peu à peu et deviennent plus fréquentes... Il n'y a point de salut hors de nom de J. Christ: tout le système de vertu Platonique s'évanouit auprès des protestations réitérées de St. Esprit que toute la justice des hommes n'est qu'un linge souillé et qu'il n'y a point d'autre vie que de reconnaitre J. Christ et le Père qui l'a envoyé . . . Parlons Moi, c'est un sujet trop chéri pour l'oublier. — Die französische Sprache giebt selbst dem Pietismus anmuthige Wendungen! —

Schon im ersten Jahr seiner Ehe verliert er auch die zweite Gattin. Vater du bist gerecht! heißt es im Tagebuch, 8. Juli 1740; Du hast meine Untreue bestraft! Auch dieser Verlust müsse mir als eine Leitung dienen. — Reute aus meiner Seele alle thörichten Hoffnungen der Welt. — Und an Stinner, 22. Aug.: — Après la mort de ma chère femme, expression, dont je ne crains point de me servir, je me suis regardé avec plus d'attention. J'ai trouvé au dedans de moi-même la cause de tous mes malheurs. Depuis bien du temps j'ai flotté entre l'amour du mal et la crainte de la justice divine. Les malheurs me rapprochaient celle-ci, un peu de relache me rejetait dans le monde. De là sont partis mille projets contraires les uns aux antres; enfin l'amour de la volupté et de mes aises a vaincu, j'ai cherché une femme pour dedommager mon amour-propre de ses pertes. Si j'avais surmonté un penchant dont je connaissais le danger, Mlle. Bucher vivrait heureuse chez son père, et je n'aurais pas eu tant de sujets de larmes et au commencement de mon mariage et après sa fin prématurée. — Plusieurs années ne suffisent pas pour éteindre les droits que le monde a sur nos coeurs corrompus, il ne reconnaît point de préscription. — Pour guérir un coeur infatué de mollesse, d'ambition et de volupté, prevenu contre ses propres lumières par des felicités vaines et passagères, rempli de projets chimériques et d'espérances que le bonsens désavoue, enfin pour guérir un coeur corrumpu, il n'y a que Dieu qui puisse y suffire. La raison n'est qu'un mauvais médecin, elle ne guérit que palliativement et elle ne saurait aller à la racine du mal. J'ai trouvé que le peu de monde que je voyais, m'avait rempli l'esprit d'amour, d'orgueil, de mollesse et de dégoût pour ce qui seul est nécessaire. Chaque soirée affaiblissait l'idée de l'éternité et me ranimait le goût d'une felicité mondaine. — C'est le premier article sur lequel j'ai resolu. J'ai abandonné entièrement les compagnies. Je me trouve fort tranquille dans cette retraite volontaire, et je ne me suis ennuyé que dans les premières semaines, où l'idée presente de

la mort m'empêchait de m'appliquer aux études. — Vous me direz qu'il y a pas de mérite à quitter un monde Allemand, indifférent, insipide, et difficile avec tout cela. Ce monde avait pourtant la force de me distraire, de me rappeler des idées flatteuses, et à me rendre inquiet dans la tranquillité où j'aurais dû vivre. — De vous dire si je soutiendrai ce genre de vie, si opposé à mes inclinations, vous sentez que je ne le puis pas. Mon coeur est trop rempli de recoins et de retentions, pour que je puisse en répondre, il faudrait peu de chose pour le raccrocher. Mais l'indifférence même de ce peuple me permet d'espérer. — Eh pourquoi regretterions nous le monde! Destinés à le quitter nous nous trouverons infiniment plus libres, dès que rien ne nous y attachera avec force. Tous ces bonheurs chimériques que colore une philosophie corrompue, cet amour modéré des créatures dont on sait se prouver si bien l'innocence, ne font que nous aveugler et nous empêcher de voir le tombeau ouvert sous nos pieds. Il est difficile qu'un homme soit bien Chrétien, lorsqu'il se refuse aux idées de la mort et de l'éternité. Nos sens trompeurs nous figurent aisément une éternité sur terre, une vie finie, mais qui ne finira point or dont du moins nous ne voyons pas la fin. Mais les malheurs et la réflexion nous rappellent les terreurs nécessaires d'une seconde vie et nous font sentir le prix d'un Mediateur, être inconnu, et indifférent à la plupart des hommes.

8. Aug. 1740. — Heute habe ich eine starke Rührung gehabt, dafür sei Gott gedankt. Am Leibe bin ich nicht recht gesund, aber wenn nur die Seele gerettet wird; wenn nur die Ewigkeit gut ist. — 9. Aug. — In 24 Stunden hat sich mein Zustand zehnmal verändert. Gestern war ich aufgeräumt, heute halb eitel und weltlich; darauf unwillig und betäubt; nun wieder stille und munter und zum Christenthum etwas aufgeweckter durch gute Bücher. Es scheint bei mir am Gebet zu fehlen, wozu ich eine große Schläfrigkeit fühle. — 10. Aug. — Traurigkeit nach dem alten Menschen, Schläfrigkeit nach dem neuen; kein rechtes Leben, Groll und Verdruß über nichtswürdige Dinge. Elender Zustand, wenn das Aeußere und Innere beide ohne Trost sind, wenn man nach einem unglückseligen zeitlichen Leben noch ein ärgeres in der Ewigkeit zu gewarten hat! — 19. Aug. — Die schönsten Personen vernichtet ein Fieber und macht sie zum abscheulichen Aase. Und dennoch leben wir, als wenn wir ewig leben wollten. Elende Menschen, und ich insbesondre! Kaum ist das erste tödtliche Grausen vorüber, so dringen neue üppige Gedanken auf mich zu, und in meinem Herzen wallt Selbstliebe. Wer wird mich erretten von dem Leibe dieses Todes! — 13. Octbr. — Ich weiß gar

nicht, wie ich werde; so kalt, so unempfindlich, so entfernt von aller Lust an geistlichen Sachen, daß ich über mich selbst erschrecke. Das muß die Frucht von den vielen Zerstreuungen sein. Was wird aus mir werden, wenn ich so fortfahre! — 6. Decbr. — Das eitle, unnütze, weibische Geschwätz kann ich nicht lassen. Es ist ohnedem so viel Nachrede, unnützes Richten und so viel Eigenruhm dabei, daß ich mich zu Tode schämen möchte. Kann ich denn nicht arbeiten und schweigen!

6. Janv. 1741. — Le souvenir de deux épouses enterrées à ma droite et à ma gauche, la solitude et l'abandonnement dans lequel je passe ma vie, la certitude que tout ce que j'ai perdu l'est irréparablement, tout cela . . . m'avait accablé à un point, que fatigué de noires reflexions je çedais à mon désespoir, plongé dans une tristesse plus profonde que tous les autres chagrins dont je me souviens. Dans cet état malheureux une révolution soudaine se fit chez moi, et je passai au milieu d'une nuit si desolée à un état de joie épurée que je n'avais sentie encore. Le plus grand de mes maux était sans doute la conviction où j'étais, que sans consolation de la part des hommes je me voyais encore sous la colère divine. Je sentais qu'une misère éternelle succéderait aux horreurs de cette courte vie. La secrète resistance de mon coeur, la fierté qui se désolait d'être méprisée, enfin le manque de pardon que nous devons aux offenses des hommes, étaient un secret anathème qui m'opprimait et qui étouffait tous les mouvemens de la grâce. Tout d'un coup je me sentis la force de ce dernier ennemi, et je sens en même temps être persuadé que desormais rien ne s'opposerait à mon salut. — Er schreibt Versöhnungsbriefe an alle seine literarischen Gegner.

21. Jan. — Ich bin wiederum sehr ruhig. Aber alle Ruhe, die nicht gegründet ist auf das Zeugniß des Geistes, ist ein durch Schlaftrunk erzwungener Schlummer. Zerstöre die falschen Quellen meines Trostes, strafe mich, auf daß ich dich allein, nicht meine Ehre, nicht das Tändelwerk meiner Studien und weltlichen Freuden zum Grund meiner Ruhe setze! —

16. Mai 1741 verlobt er sich zum drittenmal; diesmal war die Ehe glücklich und dauerhaft. — In der Stimmung seines Tagebuchs ändert es nicht viel. — Erbarmender Gott, heißt es 22. Juni, versuche mich nicht über mein Vermögen. Siehe, zu meiner vielen und verhärteten Bosheit kommt noch die Lectüre verfluchter Bücher, die dich zum Lügner machen wollen. O Herr, ich glaube, hilf aber du meinem Unglauben! — 25. Juli. — Ich lese in der Bibel, durchgehe die Geschichte des leidenden Erlösers, und denke zugleich an meine Pflanzen oder an andere Possen. Kommt ein weltlich Blatt, das

mich von den Betrachtungen abruft, so lege ich das Wort Gottes hin, und lese so viel, daß mir von dem Samen unmöglich ein Körnlein übrig bleiben kann. — 1. Merz 1742. — In meiner großen Ruhe ist doch keine wahre Ruhe. Mir fehlt der Friede mit Gott, die Lust, ihm mein Herz zu öffnen, mir fehlt der Glaube, der ins Leben einfließt. — 2. Aug. — Obwol auch das, was ich eben jetzt thue, nicht von aller Heuchelei frei ist, so komme ich doch zu dir, o Vater. — 4. Aug. — Alle Creaturen empören sich über mich. Ich finde in der Welt anstatt Vergnügen und Frieden ewigen Widerspruch, Haß und Verachtung. O daß ich mich doch von dieser Sklaverei losreißen könnte, wo man es so schlimm hat, und mit Verleugnung der auf lauter Stolz ruhenden Empfindlichkeit mich in die Ordnung Gottes fügen könnte, woraus alles Uebrige fließen würde. — 14. Octbr. — Die Welt bezahlt mich, wie ich's verdiene. Je mehr ich von Gott weiche, je elender und unglückseliger werde ich. Mein Hochmuth fordert eine allgemeine Verehrung, und die wird mir aller Orten abgeschlagen. Verachtung und Feindschaft zeigen sich täglich deutlicher. — 15. Octbr. 1744. — Vielleicht wäre es besser, wenn ich nur lieber nichts mehr hier aufzeichnete. Was ist es alles, als halbes, kaltes, laues Geschmack. Ist etwas an meinem Gemüth gebessert oder geändert? Habe ich mehr Demuth, mehr Liebe für den Nächsten, mehr Gefühl von Gott und dem Heiland! Ist nicht selbst diese Schrift eine Heuchelei?

---

Die allgemeine Aufmerksamkeit des schreibenden und lesenden Publicums in Deutschland richtete sich nach der aufgehenden Sonne in Berlin. Von der neuen Regierung, die dort bald eintreten mußte, erwartete man ein goldenes Zeitalter für Kunst und Wissenschaft. Kronprinz Friedrich hatte seine aufgeklärte Gesinnung, seine Liebe zur Philosophie und Dichtkunst nach allen Seiten hin so lebhaft ausgesprochen, daß Niemand ahnte, was für ein verzehrender Ehrgeiz anderer Art in ihm loderte. Er schien allen Anforderungen des neuen Zeitalters gerecht werden zu wollen. So hatte er sich 5. Aug. 1738 auf einer Reise nach Holland unter die Freimaurer aufnehmen lassen (in derselben Zeit war zu Dresden die erste Loge gestiftet worden). Er äußerte den größten Abscheu gegen den Despotismus, dessen traurige Wirkungen er freilich an sich selbst erfahren hatte, und hielt es für zweckmäßig, als Programm seiner Regierung eine Widerlegung des Schriftstellers zu veröffentlichen, den man als den Lehrer aller bösen Fürsten verabscheute. März 1739 beschloß er, den „Antimacchiavell“ zu schreiben, im December hatte er ihn fertig,

im April des folgenden Jahres schickte er ihn an Voltaire zum Druck und im September kam er heraus. Daß dieses Buch literarisch nicht viel bedeuten will, darf heute nicht erst ausgesprochen werden; doch wäre es die größte Thorheit, in diesem Programm eine bewußte Heuchelei zu suchen. Friedrichs Abscheu gegen tyrannische Fürsten war ganz ernst gemeint, und er nahm sich wirklich vor, das Glück seiner Völker zu machen. In der Praxis wird dann freilich in einer unumschränkten Stellung das moralische Gefühl durch die stärkere Neigung zurückgedrängt. — Weit interessanter als diese politische Abhandlung war ein Brief, den Graf Manteuffel 12. Juli an Gottsched schrieb, worin er nachwies, wie nach den herkömmlichen Begriffen ein Souverän ohne eigentlich bösen Willen wohl dazu kommen könne, in dem Elend seiner Völker eine Sorge für ihr wahres Glück zu sehen.

Noch vor dem Regierungswechsel, 15. Juni 1739, warnte Manteuffel den Freund in Marburg, sich nicht zu große Hoffnungen zu machen, der Kronprinz sei auf den besten Wegen gewesen, aber er werde mehr und mehr durch Voltaire verführt. Voltaire habe keine Principien: son génie plus vaste que solide, soutenu d'une Philautie démesurée et d'un désir outré de passer pour un esprit universel et supérieur, le porte à embrasser et à soutenir avec vivacité les opinions les plus extraordinaires. Étant de ce gout-là, il ne faut pas être surpris qu'il donne à corps perdu dans le matérialisme et le scepticisme, ne cachant pas même à ses confidens qu'il est Athée. Il est d'ailleurs d'une humeur turbulente, inégale, emportée, mordante et tellement livré à la vilainie, à la debauche la plus infame et à tout ce qui est le plus opposé à la probité et à la sagesse, qu'il n'y a que la crainte des supplices qui l'empèche de professer ouvertement la scéleratesse. Dieser hat nun durch seine Correspondenzen auch den Kronprinzen verführt, dont les sentiments étaient alors beaucoup plus justes. Die Lectüre der Wolffschen Logik hatte eine sehr gute Wirkung gethan: s'il avait pu gagner sur son amour — propre de consulter quelqu'ami entendu sur certains endroits un peu difficiles par eux mêmes ou mal rendus par le traducteur, il se serait formé sans autre secours le jugement le plus juste qu'on eût pu souhaiter. Mais trop prevenu en faveur de sa pénétration et se croyant naturellement un génie supérieur aux plus grands génies de son temps, le Prince lut cette traduction avec avidité sans le communiquer d'abord à personne. Il se l'expliqua lui-même selon ses propres lumières, se remplissant l'esprit de toutes sortes d'idées arbitraires souvent très différentes des vôtres; und nun wurde es Keyserling, Jordan u. A. leicht, die schwachen Seiten derselben aufzuzeigen, und

den Prinzen zu überreden, daß die Wolffische Philosophie était la plus raisonable de toutes, mais que n'y elle ni aucune autre ne suffisait pas pour bien approfondir et prouver l'existence de Dieu, l'immortalité de l'ame et d'autres opinions pareilles.

Nov. 1739 kehrte Friedrich Wilhelm krank nach Berlin zurück; seine Tage schienen gezählt. Doch hatte er noch Zeit, Merz 1740 einen neuen Hofprediger zu berufen, der in seinen Ueberzeugungen ganz auf einer Stufe mit Jablonski, Reinbeck und Roloff stand. Es war Sack, geb. 1703 zu Harzgerode; er hatte eine Zeitlang als Erzieher eines Prinzen in Holland gelebt, war 1731 reformirter Prediger zu Magdeburg geworden und hatte 1738 „Predigten über verschiedene Wahrheiten zur Gottseligkeit" geschrieben. „Ich will ihm sagen," sagte ihm der König bei der ersten Audienz, „was die Hauptsache in der Religion ist: Gott fürchten und Jesum Christum lieben und recht thun; das Andere ist Alles — (hier entfuhr dem König ein etwas starker, der theologischen Sprache ganz fremder Ausdruck). Er hat viel Feinde", fuhr er fort, „die ihm auf alle Art entgegen sein werden, aber sei er getrost, ich werde ihn zu schützen wissen; nur muß er gleich herkommen und sein Amt antreten; denn wenn ich sterbe, so werden sie alles über den Haufen werfen und ihn verdrängen."

Der Tag neigte sich zu Ende; ehe der König starb, ließ er noch Roloff kommen, der die Unterredungen aufgezeichnet hat. Er ermahnte ihn, seinen Feinden zu vergeben, und der König beauftragte seine Gemahlin, nach seinem Tode, aber erst nach seinem Tode, an ihren Bruder zu schreiben, daß er ihm vergebe. Roloff hielt ihm mit großer Unerschrockenheit die Gewaltthaten vor, die er ausgeübt, und verlangte eine vollständige Sinnesänderung, wenn er auf Seligkeit hoffen wollte, aber Friedrich Wilhelm meinte, daß in diesem Stück die Könige vor den Particuliers etwas vorausḣaben müßten. Ganz einig wurden sie nicht. — Der König starb 31. Mai 1740.

„Die Possen haben nun ein Ende", sagte König Friedrich, jetzt 28 Jahr alt, zu den bisherigen Genossen seiner Vergnügungen in Rheinsberg, und gleichzeitig zeigte er den alten Generalen seines Vaters das strenge Antlitz des Gebieters. Doch traten vorläufig noch die literarischen Neigungen in den Vordergrund. Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters schrieb er an Voltaire und andere Gelehrte und Schriftsteller des Auslandes, um sie für Berlin und die Academie zu gewinnen. Mit Voltaire selbst und Alembert wollte es vorläufig nicht gelingen; dagegen wurde Algarotti geworben (geb. zu Padua 11. Dec. 1712), der in Paris 1733 Vorlesungen über Newton für die Damen gehalten hatte und Sept. 1739 dem Kronprinzen vorgestellt war: ein liebenswürdiger Dilettant und guter Gesellschafter, auf dessen Urtheil

über Malerei sehr viel gegeben wurde (er kehrte 1754 in sein Vaterland zurück). Ferner Maupertuis (geb. 1697 zu St. Malo), der 1736 von der franz. Academie nach Lappland geschickt war, um dort die Gradmessung zu leiten. Er wurde 1746 Präsident der Academie, deren Aufgabe noch immer sich hauptsächlich auf Naturwissenschaft beschränkte. Zu ihnen gesellte sich der Marquis von Argens (geb. 24. Juni 1704 zu Aix), der ein wildes, abentheuerliches Leben geführt und 1737 durch die „lettres juives" gezeigt hatte, daß er auf der höchsten Höhe der Aufklärung stand (er heirathete noch im 60. Jahre eine Schauspielerin und kehrte 1768 in seine Heimath zurück). Endlich Euler (geb. zu Basel 15. April 1707, seit 1730 Professor in St. Petersburg), einer der ausgezeichnetsten unter den damaligen Astronomen, der später, 1746, durch seine Schrift „Gedanken von den Elementen der Körper" mit den Wolffianern in Streit gerieth und 1747 „Rettungen der Offenbarung" schrieb.

Bald nach Antritt seiner Regierung, 3. Juli 1740, erließ Friedrich 2. eine Cabinetsordre an den Minister der geistlichen Angelegenheiten, worin er es den Gemeinden freistellte, sich einer Form des Gottesdienstes zu bedienen, welche sie für die geeignetste hielten. „Die Religionen, schrieb er bald darauf, müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue; denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden." „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen; denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden." Diese Duldung dehnte sich auf alle Secten aus; einen Theologen definirte er zuweilen als ein Thier sonder Vernunft.

Nachdem er sich in Berlin hatte huldigen lassen, kam er Sept. 1740 zum ersten Mal mit Voltaire zusammen und sprach sich ganz begeistert über ihn aus; diese Begeisterung minderte sich aber beträchtlich, als ihm die Habsucht des Philosophen bei einer zweiten Zusammenkunft große Summen abpreßte. C'est bien payer un fou, schreibt er 28. Nov.; jamais bouffon de grand seigneur n'eut de pareils gages! — Er war doch immer der Sohn seines Vaters!*)

Als die wichtigste Neuerung aber des neuen Regiments erschien den Freunden der Literatur die Wiederberufung Wolff's. — Wolff war in Marburg immer unruhiger geworden. Warum man ihn nicht nach Göttingen berufe? fragt er Manteuffel 17. Jan. 1740; dort erkläre Schmauß,

*) Bei seinem großen Interesse für die Musik that Friedrich auch dafür etwas; er berief 1740 den Böhmen Franz Benda (geb. 1709 † 1788) nach Berlin.

das Jus Naturae sei ein Non Ens, Hollmann lehre Voltairesche Sätze, man trage die ärgsten Lehren vor, um den Beifall der rohen Jugend zu erschleichen; wenn es aber nur nicht Wolffisch heiße, so seien die Theologen zufrieden. — Ostern hatte er den ersten Band seines Naturrechts dem Kronprinzen von Preußen gewidmet, und von diesem die schmeichelhafte Antwort erhalten: il y a longtemps que je lis vos ouvrages et que je les étudie, et je suis convaincu que c'est une conséquence nécessaire pour ceux qui les ont lus, d'en estimer l'auteur.

Bei der Nachricht von dem Tode des alten Königs spricht sich Manteuffel sehr begeistert für den neuen aus. Ce qu'il faut le plus admirer, c'est que tout ce qu'il sait et tout ce qu'il fait est absolument et uniquement du cru de son génie et le fruit de son application à la lecture, personne au monde ne pouvant se vanter de l'avoir instruit, ni de lui avoir inspiré les sentimens qu'il a. — Reinbeck erhielt 7. Juni 1740 den Auftrag, den Philosophen um jeden Preis für Preußen zu gewinnen; aber Wolff erfuhr zu seinem Schrecken, daß es sich um eine Stelle bei der Academie handle. Mit der Academie mache man nur Parade, die Universität bilde nützliche Bürger; er selber könne nur gut arbeiten, wenn er zugleich Vorlesungen halte. Die Zusammensetzung der neuen Academie bestärkte ihn in dieser Verachtung: Maupertuis, der nicht einmal Latein versteht! Algarotti, Euler, Gravesend, Muschenbroek — alles keine Philosophen! (auch Newton hielt er für keinen). — Endlich wurden alle seine Wünsche erfüllt: 11. Sept. 1740 erhielt er die Vocation nach Halle als Professor der Rechte und der Mathematik, Hofrath, 2000 Rthlr. Gehalt; Friedrich schrieb selbst an den König von Schweden, um seine Entlassung zu bewirken; 30. Nov. reiste er aus Marburg ab, von den glänzendsten Ehrenbezeigungen begleitet, und Abends 6. Dec. zog er im Triumph in Halle ein, das er vor 17 Jahren als flüchtiger Missethäter verlassen.

Im Triumph! Professoren, Studenten und Bürger holten ihn feierlich ein; Lange mußte ein höfliches Gesicht machen, den alten Feind Strähler fand er verkommen (er starb 1733). Das Ziel seines Ehrgeizes war erreicht; sein Ruhm auf seinem Höhepunkt: in demselben Jahr erschien vom Prof. Formey la belle Wolffienne, eine Verarbeitung seines Systems für das schöne Geschlecht; überblickte er die deutschen Hochschulen, so sah er die Lehrstühle aller Facultäten mit seinen Schülern besetzt; selbst eine hebräische Grammatik wurde in Wolffischer Methode verfaßt. Voltaire schrieb nach einiger Zeit: Wolffio docente, Rege philosopho regnante, Athenas invisi. Wohl mochte sein Herz schwellen. — Sein Vermögen war beträchtlich, nach einigen Jahren konnte er ein Rittergut bei Halle kaufen, 1745 erhob ihn der

Kaiser durch die Vermittelung der Jesuiten in den Freiherrnstand, nach Ludewig's Tod († 7. Sept. 1743)*) wurde er Kanzler der Universität.

Aber die hochgespannten Erwartungen der Studirenden wurden nicht befriedigt. Wolff war doch alt geworden und hatte für die Vorlesungen kein Interesse mehr. Es schien ihm wichtiger, das Menschengeschlecht durch seine lateinischen Quartanten zu erleuchten, als der Jugend die Anfangsgründe beizubringen. Sein Mißfallen gegen die Berliner Academie wuchs von Jahr zu Jahr, und sein letzter Briefwechsel ist mit Bitterkeit angefüllt. Selbst diejenigen, die er aus der Ferne verehrt, wußten sich nicht mit ihm zu stellen: Baumeister aus Wittenberg, der früher eine Biographie von ihm geschrieben, urtheilte nun nach persönlicher Kenntniß, ihm sei noch nie ein so phlegmatischer, kalter und abstoßender Mann vorgekommen. Ebenso ging es Jacob Baumgarten, der es schwieriger fand, mit den Philosophen zu verkehren, als mit den Pietisten. — —

Die neue Regierung hatte die beste Absicht, für die Universität Halle etwas zu thun, aber die politischen Ereignisse traten dazwischen. — —

Kaiser Karl 6. starb 20. Oct. 1740. — Cette mort, schreibt Friedrich 26. Oct. an Voltaire, l'événement le moins prévu du monde, dérange toutes mes idées pacifiques, et je crois qu'il s'agira au mois de juin plutôt de poudre à canon, de soldats, de tranchées que d'actrices, de ballets et de théâtre . . . C'est le moment du changement total de l'ancien système de politique. Nebenbei dankt er ihm dafür, daß er den Druck des Antimacchiavell besorgt, und schickt ihm einige Oden. — Anders an Algarotti, 28. Oct. Une bagatelle comme la mort de l'Empereur ne demande pas de grands mouvements. Tout était prévu, tout était arrangé. Ainsi il ne s'agit que d'exécuter des desseins que j'ai roulés depuis longtemps dans ma tête.

10. April 1741 war die Schlacht bei Mollwitz. — —

Die Beförderung Wolff's ließ auch Gottsched hoffen, daß seine Zeit gekommen sei, aber diese Hoffnung zerschlug sich bald, als sein Gönner, Graf Manteuffel, plötzlich aus Berlin ausgewiesen wurde. Ob man ihn für einen sächsischen Spion hielt, oder was sonst die Veranlassung war, ist nicht bekannt. Der alte Herr fand sich bald in sein Schicksal, er lebte seitdem in Leipzig, als Gönner aller literarischen Unternehmungen und im engsten Verkehr mit Gottsched. — Es kam jetzt die Zeit der allgemeinen Empörung gegen den Dictator im Reich des Geschmacks, angeregt durch die Schweizer.

---

*) Heineccius † Aug. 1741; J. H. Böhmer † 1749; der Mediciner Hofmann † 1742, 82 J. alt.

Die „kritische Abhandlung von der Natur, der Absicht und dem Gebrauch der Gleichnisse; mit Beispielen aus alten und neuen Schriften“ schickte Breitinger in einem sehr verbindlichen Schreiben 1. Juni 1739, fast ganz fertig, an Gottsched „zur freimüthigen Beurtheilung“ ein. Sie war das Resultat vieljähriger Besprechungen mit Bodmer. „Die meisten Lehrbücher bleiben bei allgemeinen Sätzen stehn; je tiefer sie in das Besondere heruntersteigen, desto undeutlicher werden sie. Wenn ihre Regeln in gewissen Fällen mit der Erfahrung nicht stimmen, so gestatten sie Ausnahmen, glückliche Fehler: sie erwägen nicht, daß die Regeln nur Erfahrungen sind, aus der Beobachtung der Natur der Dinge und des Verhältnisses des menschlichen Gemüths mit denselben gezogen. Streiten die Schönheiten mit den Regeln, so müssen nothwendig diese oder jene falsch sein. — Die Einbildungskraft bedarf ebensogut einer Logik als der Verstand: was in der Vernunftlehre die Begriffe, das sind die Bilder der sinnlichen Dinge in der Logik der Phantasie; wie in der Vernunftlehre aus der Verknüpfung der Begriffe die Sätze hervorwachsen, so in der Logik der Phantasie aus der Verbindung zusammenstimmender Bilder die Gleichnisse.“ —

„Ich darf, sagt Breitinger, meinen Landsleuten das Lob nicht vorenthalten, daß sie den übermäßigen Pomp Lohenstein's aus ihren Schriften größtentheils verbannt haben; aber einige sind darüber so seicht, dürr und trocken geworden und in eine so niedrige Plattheit verfallen, als ob sie alles Zutraun zu ihren Kräften verloren hätten, und nicht hoffen dürften, sich durch bescheidene Anwendung der Figuren höher zu erheben als die gemeine Schreibart. Sie gehn nicht, sondern kriechen mit einer zaghaften Behutsamkeit, obgleich nach einer gemessenen Bewegung im Staube umher: ihre Poesie ist nicht besser als eine abgezählte und reimende Prosa. Darum wäre es mir lieb, wenn ich ihnen Muth einflößen und sie bereden könnte, daß Mangel und Kargheit ebensoviel Ekel bringt als Verschwendung, und einen frostigen und witzlosen Kopf verräth.“

Die Abhandlung erschien Anfang 1740; unmittelbar darauf Bodmer's „kritische Abhandlung vom Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, nebst einer Vertheidigung Milton's,“ und Breitinger's „kritische Dichtkunst;“ die erste in dem heftigen, zuweilen unbehülflich polternden Ton, der Bodmer eigen ist; die zweite in der systematischen Umständlichkeit, an die man durch Wolff gewohnt war. Aber ein gründliches Studium der Alten hatte Breitinger über den bloßen Formalismus der Schule erhoben.

„Ich nenne, sagt Breitinger, die Poesie eine poetische Malerkunst. Der Poet ist sowohl, wenn er den Lauf und Zusammenhang der Begebenheiten

erzählt, als wenn er sich verweilt, das Wundersame in den Gegenständen und Handlungen ausführlich zu beschreiben, immer bemüht, die Bilder, die ihm seine glückliche Phantasie lehrt, mit solchem Nachdruck und Klarheit, solcher Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit vorzustellen, daß das Gemüth dadurch ebenso stark entzündet wird, als durch die sichtbare Vorstellung eines lebhaften Gemäldes. Die poetischen Schildereien empfangen ihr rechtes Licht daher, wenn die Gedanken des Poeten nach ihren wichtigsten, erhabensten und beweglichsten Umständen, unter angenehmen fremden Bildern und Figuren vorgestellt und dadurch ganz sichtbar und sinnlich gemacht werden. — Die Historie sucht als Zeugin von der Wahrheit zu unterrichten, die Poesie aber als kunstvolle Zauberei auf eine unschuldige Weise zu täuschen. — Das poetisch Schöne ist ein hellleuchtender Strahl des Wahren, welcher mit solcher Kraft auf die Sinnen und das Gemüth eindringt, daß wir uns nicht wehren können."

„Je neuer und unerwarteter eine Vorstellung ist, desto größer muß das Ergötzen sein. Das Neueste ist aber das Wunderbare, und folglich auch nichts angenehmer. Die wundersame Neuheit in den Vorstellungen liegt eigentlich nicht in den Sachen, die uns vorgestellt werden, sondern in den Begriffen dessen, der von einer Vorstellung nach seiner Empfindung urtheilt. — Die eigenthümliche Kunst des Poeten besteht darin, daß er die Sachen, die er durch seine Vorstellung angenehm machen will, von dem Ansehn der Wahrheit bis auf einen gewissen Grad künstlich entferne, jedoch in dem Maaß, daß man den Schein der Wahrheit nicht gänzlich aus dem Gesicht verliert. Folglich muß der Poet das Wunderbare als wahrscheinlich, und das Wahrscheinliche als wunderbar vorstellen."

Bei der Vertheidigung Milton's handelte es sich darum, die platten Begriffe Gottsched's von der Wahrscheinlichkeit umzustoßen. „Der Dichter, sagt Bodmer, verleiht den Engeln die Sichtbarkeit, vermittelst einer Art Schöpfung, die der Poesie eigen ist. Das Sichtbarwerden der Engel ist für die Einbildung nicht ohne Wahrheit, es hat nämlich dieselbe Wahrheit, welche die möglichen Dinge haben, und diese nimmt die Phantasie statt der eigentlichen Wahrheit und Wirklichkeit, welche die Engel, ob sie gleich unsichtbar sind, ebensowohl haben als die Dinge aus der unsichtbaren Welt. Diese Art der Schöpfung ist das Hauptwerk der Poesie, die sich eben dadurch von den Geschichtsschreibern und Naturkündigern unterscheidet, daß sie die Materie ihrer Nachahmung allezeit lieber aus der möglichen als aus der gegenwärtigen Welt nimmt. Der Dichter thut mit den Engeln nicht mehr, als wenn er Gegenden, Flüsse u. s. w. mit Vernunft begabt; er darf es, weil sie sichtbare Gestalt angenommen. Dasselbe thaten Dante und Tasso." Die weiteren Ausführungen über die Anwendung der Mythologie sind dürftig genug; wenig-

stens war doch so viel durchgeführt, daß poetische Wahrheit und Lebensfähigkeit etwas Anderes ausdrückt als die bloße Uebereinstimmung mit einem in die Sinne fallenden Gegenstand.

Den Mangel an Empfänglichkeit für Milton und die Dichtung überhaupt leitet Bodmer aus der Neigung der Deutschen zur Philosophie und Abstraction her: „diese macht sie seit einiger Zeit so vernünftig und so schließend, daß sie zugleich matt und trocken werden; die Lustbarkeiten des Verstandes haben ihr ganzes Gemüth eingenommen und unterdrücken die Lustbarkeiten der Einbildungskraft. Dem großen Publicum mangelt es an einem freien Geist, der ebenso nothwendig ist, ein schönes Werk zu empfinden als zu schreiben. Es fehlt unsrer Einbildungskraft an Ruhe und Stille.“

„Die Poesie war in ihrem Ursprung der Verehrung Gottes, der Besserung des Nebenmenschen und einer unschuldigen Aufmunterung des Gemüths gewidmet; aber diese edle Gabe des Himmels ist durch schändlichen Mißbrauch entweiht worden. Die deutschen Poeten haben von der Würde ihrer Kunst keine höhern Gedanken, als daß sie solche in ihren öffentlichen Schriften als eine brodlose Kunst ausgeben und für ein bloßes Nebenwerk halten, ja behaupten, der Handwerksmann leiste dem gemeinen Wesen mehr nützliche Dienste als der Poet. Dies sagt genug, was man für Streiche von ihnen zu hoffen habe, zumal sie diese edle Kunst aus niederträchtigem Eigennutz zur Schmeichelei und zu pöbelhaften Zoten mißbrauchen.“

Die kleinern Gattungen dienen nur zu unschuldiger Kurzweil; aber die großen — Epos, Trauerspiel — haben die Besserung des Willens zum Zweck. — „Die Gegenstände, die nur unsere Wißbegierde stillen, ziehn nicht so an als die, welche unser Herz zu rühren vermögen: diese letztern wirken daher in der poetischen Darstellung viel kräftiger und sicherer als die todten Werke der Natur, und am kräftigsten diejenigen, welche die heftigsten, ungestümsten und widerwärtigsten Gemüthsleidenschaften, als Furcht, Schrecken, Mitleid erregen, weil die Kunst der Nachahmung diese Leidenschaften von allem Widerwärtigen reinigt.“

„Man soll niemals schreiben, als wenn man einen Affect empfindet, und aufhören, sobald man ihn nicht mehr empfindet; es ist gar nicht nöthig, daß dieser Affect einem wirklichen Gegenstand gilt, wenn man die Einbildungskraft nur so zu stimmen weiß, daß die Kraft ihrer Vorstellungen dem wahren Gefühl gleich kommt.“

„Es ist zwar gewiß, daß die Natur vor der Kunst gewesen ist, angesehn die Kunst nichts ist, als eine nachgeahmte Natur; ich gestehe auch zu, daß Homer's, Sophokles und Demosthenes Schriften ohne die Hilfe der Kunstbücher geschrieben worden, in welchen die Kunst in Regeln vorgetragen

ist; allein dieses will nicht sagen, daß besagte Schriften darum ohne Regeln verfasset worden; sonst müßte keine Kunst und folglich keine Natur darinnen vorhanden sein, weil die Regeln nichts anderes sind, als Auszüge und Anmerkungen der Kunst und der Natur; sie müßten auch ohne Annehmlichkeit und Schönheit sein, weil die Regeln und das, was gefällt, nicht zwei streitende Dinge sein können, allermaßen die Regeln keinen anderen Zweck haben, als den Weg zu zeigen, den man einschlagen muß, wenn man gefallen will. Diese trefflichen Poeten und Redner sind vielmehr die einzigen gewesen, welche die Kunst in der Natur gefunden und uns die Regeln ihrer gefundenen Kunst in den Werken und der Ausführung geliefert haben."

„Weil denn Kunst und Regeln in ihren Schriften vorhanden sind, so lasset uns doch noch näher untersuchen, woher sie dieselben geholt haben. Doch nicht aus Eigensinn oder Zufall, sondern was war natürlicher, als daß sie erstlich auf dasjenige Acht gaben, was eine gewisse beständige Wirkung auf das Gemüth gethan hatte, und daß sie hernach ferner nachdachten, warum die Stücke, so belustigten, diese Wirkung nothwendigerweise thun mußten." — Ausdrücklich wird das Verdienst hervorgehoben, welches sich die Leibnitzische Philosophie mittelbar durch Läuterung der Begriffe im Allgemeinen um die ästhetischen Gesetze erworben. In das Materielle der Kunstmittel geht Breitinger sehr ausführlich ein. Seine Abhandlung über den wahren Werth der Wörter und deren Wohlklang enthält vortreffliche Bemerkungen. Die Vorzüge des meißnischen Dialekts für die Schriftsprache werden anerkannt, seine einseitigen Anmaßungen dagegen abgewehrt. Alte verloren gegangene Worte, welche geeignet wären, Begriffe und Sachen in ein helleres Licht zu setzen, und die nur die Trägheit des Volks fallen lassen, müßten gerade für die Poesie wieder hervorgesucht werden. „Da der Dichter auf die Entzückung der Phantasie, und auf die Erweckung derjenigen Lust losgeht, die das menschliche Herz in der Bewegung und dem Kampfe der Leidenschaften unmittelbar findet, so wird dasjenige, was bei dem Redner nur ein Nebenwerk und Mittel ist, seinen Zweck zu befördern, sein einziger Zweck und sein Hauptwerk. Seine Erzählung muß als ein sichtbares Gemälde die Sachen nicht blos erzählen, sondern zeigen, und das Gemüth in eben diejenige Bewegung setzen, als die wirkliche Gegenwart und das Anschauen der Dinge erwecken würde. Dazu ist die gemeine und gewohnte Art zu reden viel zu schwach: sein ganzer Ausdruck muß darum ganz neu und wunderbar, d. i. viel sinnreicher, prächtiger und nachdrücklicher sein."

Ueber den Reim und die Versmaaße denken die Schweizer wie damals Gottsched, nur daß dieser blos als Ausnahme gelten läßt, was jene als allgemeines Gesetz aufstellen. Am eifrigsten sind sie gegen den Alexandriner: das

sich immer gleichbleibende Ebenmaaß aller Verse müsse in einem langen Werk in eine widrige Monotonie ausarten, viel mehr noch bei uns, als bei den Franzosen, weil diese die Silben nur zählen und nicht messen. — Das ganze Werk ist nicht unmittelbar gegen Gottsched gerichtet, der sogar einige Male lobend erwähnt wird, doch fehlt es nicht an kleinen Sticheleien, die Gottsched nothwendig auf sich beziehen mußte: so namentlich, wenn die geringe Hochachtung getadelt wird, womit deutsche Kunstrichter von der Ilias oder Odyssee und dem befreiten Jerusalem sprechen. Dieser Mangel an Gefühl für das wahrhaft Große war in der That die schwächste Seite Gottsched's; und hier war es dringend nothwendig, ihn rücksichtslos zu bekämpfen.

Gottsched behandelte die Werke seiner Nebenbuhler mit einer vornehmen Geringschätzung, welche Bodmer auf's Tiefste verletzen mußte. „In der kritischen Dichtkunst, sagte er, sind einige Materien, die zur Dichtkunst überhaupt gehören, sehr weitläufig, andere dagegen gar nicht behandelt. Dagegen sind einige Kapitel eingeschaltet, die man hier gar nicht suchen würde; darin ein paar unserer berühmtesten Poeten angegriffen worden." „Man wird daraus weder eine Ode noch eine Cantate, weder ein Schäfergedicht noch eine Elegie, weder ein poetisches Schreiben noch eine Satire, weder ein Sinngedicht noch ein Lehrgedicht, weder eine Epopöe noch ein Trauerspiel, weder eine Komödie noch eine Oper machen lernen." Gegen Milton's Erfindungen machte er Einwände, denen man sich, so roh sie ausgedrückt sind, in neuerer Zeit vielleicht theilweise anschließen würde; nur darf man, um den beiden Gegnern gerecht zu werden, nicht vergessen, daß es sich in einem poesielosen Zeitalter zunächst um die Anerkennung einer poetischen Kraft handelte, und daß es galt, einem bodenlos nüchternen Publicum den Sinn für echte Begeisterung zu erwecken. Die Schweizer gingen darin ehrlich und mit tüchtigem Gefühl zu Werke, während Gottsched mit hämischer Kleinkrämerei die Sache in's Persönliche zieht. Er giebt sich das Ansehn, als sei Bodmer's Versuch, ein ausländisches Werk zu empfehlen, eine Lästerung wider unser Vaterland und alle seine Poeten. Was könne das philosophirende Deutschland dafür, daß ihm Milton nicht schmecken wolle? Es sehe ohne Zweifel auch in diesem Engländer den Lohenstein'schen Schwulst, die ungeheure Einbildung, die hochtrabenden Ausdrücke und die falsche Einbildung herrschen. Noch roher äußerte sich Triller (geb. 1695 zu Erfurt, studirte seit 1713 in Leipzig Medicin, 1730—1744 Leibarzt eines deutschen Prinzen, 1746 Professor zu Wittenberg, † 1782) in der Vorrede zu den neuen äsopischen und moralischen Fabeln 1740, übrigens kein unbedingter Anhänger Gottsched's. In allen Zeitschriften, die unter Gottsched's Einfluß standen, wurde der Kampf gegen die Schweizer fortgesetzt. Im Anfang gerieth Bodmer darüber in große Bestürzung und

verzweifelte schon daran, mit seinen Ansichten durchzubringen, aber bald ermannte er sich und überbot nun seinen Gegner, wenn nicht an Witz, doch wenigstens an Grobheit. Bodmer hatte die Neigung, mit großer Unbefangenheit Einfälle Anderer zu benutzen; diesmal mußte ihm Liscow dienen, doch ahmte er ihn nicht ungeschickt nach. In dem „Complott der herrschenden Poeten und Kunstrichter" läßt er Gottsched eine Rede halten, die nicht schlecht ist. „Bis dahin haben wir unsere Schriften nach Regeln verfertigt, welche wir selbst gemacht hatten; unser Gehorsam gegen dieselben war freiwillig, wie der Grund, worauf sie gebaut waren, nur unsere Willkür und freier ungebundener Wille war. Wir hatten das Lob, den Ruhm, den Beifall und die Bewunderung in unserer Gewalt und theilten sie mit freiem Willen denjenigen aus, die uns ebensoviel davon zurückgaben. Künftig soll dieses alles aufhören. Denn man will uns eine neue Dichtkunst, neue Regeln dessen, was schön heißen soll, auferlegen. Nach diesen Gesetzen will man uns richten, in die wir doch niemals gewilligt haben. Man meint sie zwar damit zu behaupten, daß sie aus der Natur des Menschen und der Dinge hergeholt wären; aber was thut uns das, da sie nicht aus unserer Natur hergenommen sind?" „Wir wollen, heißt es zum Schluß, Lob und Tadel, Ehre und Schande, Schönheiten und Fehler mit einander gemein haben. Eines Ruhm soll Aller Ruhm, Eines Schmach Aller Schmach sein. Wenn Einer getroffen wird, sollen Alle schreien, Alle sollen den Streich empfinden und rächen." Mit Ernst vertheidigte Bodmer das Recht der Kritik. „Ich habe mich beredet, daß die Kritik niemals unhöflich und unbescheiden sein könne, so lange sie gerecht ist. Es ist keiner gezwungen, seinen Geist und Verstand durch öffentliche Schriften auf die Probe zu setzen, und es kann Einer ein nützlicher Patriot, ein erfahrener Arzt, ein kluger Staatsmann, und daneben doch ein schlechter Dichter sein; aber wenn sich Einer durch offene Schriften freiwillig zum Lehrer des Volks aufwirft, so muß er der Kritik das Urtheil überlassen."

Bodmer suchte in seinem ungestümen Eifer auf allen Seiten Anhänger zu werben; so bemühte er sich z. B. um Hagedorn. Aber dieser war zu so etwas nicht geeignet. „Es wäre billiger und besser, schreibt er 8. Sept. 1741, wenn die streitenden Mächte in Leipzig und Zürich einander nicht so lächerlich zu machen suchten. Es ist eine große Schwachheit, die Fähigkeit zur Dichtung und Kritik nur sich und seinen Freunden beilegen zu wollen, und Andere davon auszuschließen."

In der That konnte der Streit in letzter Instanz durch bloße Kritik nicht entschieden werden; es kam darauf an, wer von den beiden Gegnern den anderen durch positive Leistungen überbot. Vorläufig bemühte man sich um

Muster aus älterer Zeit, und die Leipziger wie die Schweizer fielen auf die deutsche Poesie des Mittelalters. Gottsched hat der Zeit nach den Vortritt; er wies schon 1732 auf die Minnesänger hin und führte eine sehr ausgebreitete Correspondenz, um die Untersuchung der alten Sprache und Dichtungsart systematisch zu organisiren. Aber Bodmer war ihm an intensivem Verständniß und an Feuer überlegen; seine Abhandlung „von den günstigen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause", 1742, war für ihre Zeit vortrefflich und seine spätern Ausgaben altdeutscher Gedichte, wenn sie auch den kritischen Anforderungen unserer Zeit nicht mehr entsprechen, haben viel dazu beigetragen, den Sinn für den Geist des Mittelalters und das Verständniß seiner Sprache in Deutschland zu beleben.

Wenn Gottsched den Schweizern vorwarf, daß man aus ihnen für die Praxis nichts lernen könne, so suchte Bodmer schon 1741 diesen Vorwurf zu entkräften, indem er für ein zu erwartendes Heldengedicht nicht blos die Formen, sondern auch den Stoff angab. Er entwarf nämlich den Grundriß eines epischen Gedichts vom geretteten Noah. „Eine Materie aus der wahren Religion hat vor einem Gedicht, das auf die heidnische Mythologie gegründet ist, den Vortheil der Wahrscheinlichkeit in seinen wunderbarsten Erfindungen. Hiezu kommt, daß die wahre Religion eine andere Hoheit, eine andere Würde, eine andere Majestät sowohl in den himmlischen und höllischen Vorstellungen, als in den Wahrsagungen und feierlichen Solennitäten mit sich führt, als die heidnische thun würde." Die Schweizer Dichter hält er für besonders berufen, sich eines solchen Stoffs zu bemeistern: „der Eindruck, den unsere Alpen und die Ungewitter, die darüber fahren, auf unsere Gemüther machen, ist schon mächtig, uns zu den Bildern vom Hermon und Libanon empor zu heben." Zugleich suchte er dem Gegenstand eine welthistorische Perspective zu geben: in den vorsündfluthlichen Lastern wollte er die Gebrechen seiner eigenen Zeit geißeln, in Noahs Haus eine paradiesische Unschuldswelt gegenwärtig machen und in seinen Nachkommen einen Hinweis auf die allmählige Entwicklung der menschlichen Cultur geben.

Man muß sich die Sache nicht so vorstellen, als ob durch diese Angriffe der Schweizer Gottsched's Ansehn mit einem Male gestürzt worden sei, im Gegentheil steht es in den nächsten Jahren durch die große Ausbreitung seiner Verbindungen höher als je. Auch das Theater war noch ganz in seinen Händen. Nach dem Abgang der Neuber'schen Gesellschaft nach Rußland war Schönemann an die Spitze einer neuen getreten, und beeiferte sich, überall wo er hinkam, Gottsched's Werke, den „sterbenden Cato" und die „Iphigenie," aufzuführen. Er fand sich zu Ostern 1741 auch in Leipzig ein, im folgenden Jahr in Berlin, wo er sich freilich darüber beklagen mußte, daß die Vorliebe

des Königs für die Franzosen kein deutsches Theater aufkommen lasse. Sorgfältiger noch als die Neuber war er um die Aufführung regelmäßiger Stücke bemüht, von denen bereits ein größerer Vorrath vorhanden war; doch machte er dem Publicum zuweilen Zugeständnisse und führte z. B. in Hamburg die erste Localposse, den „Bocksbeutel" auf. In seiner Gesellschaft waren sehr tüchtige Mitglieder, Eckhoff (geb. 1720 zu Hamburg), Sophie Schröder und Ackermann; aber er hatte mit ihnen seine Noth und sprach sich zuweilen sehr verächtlich über das ganze Schauspielergeschmeiß aus, wo dann Gottsched in der Regel die Vermittlung übernehmen mußte.

Um nun das vorhandene Material der Bühne zu ordnen und zu sichten, gab Gottsched 1741—45 die „deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten" heraus, mit einem Anhang: „Fenelon's Gedanken von der Tragödie und Komödie." Bei weitem die Mehrzahl waren Uebersetzungen aus dem Französischen, dazu kam Gottsched's „sterbender Cato," seiner Frau „Panthea," ferner eine Reihe von Lustspielen Adelgunde's, durchweg in Prosa geschrieben. Die folgenden Bände enthalten immer mehr Originalstücke, da die Schüler und Anhänger sich um diese Sammlung drängten; die meisten derselben kann man freilich kaum mittelmäßig nennen, aber sie bilden bis zu Lessing's Dramaturgie, also fast ein Menschenalter hindurch, den Stamm des deutschen Theaters. Das Charakteristische bei ihnen ist, daß sie nicht von der Bühne ausgegangen, sondern aus literarischen Zwecken der Bühne octroyirt sind.

Gottsched verband mit dieser Sammlung noch einen andern Zweck: er wollte den Franzosen zeigen, daß wir auch eine Literatur hätten, die sich mit der ihrigen messen könne. Ein anonymer Briefschreiber in Frankreich, 1740, hatte behauptet, die Deutschen hätten kein erträgliches Theaterstück, und Riccaboni in seinen „historischen und kritischen Betrachtungen über die verschiedenen Theater Europa's" hatte ihm diese Behauptung nachgesprochen; er nahm sie aber 4. Juni 1741 zurück, als ihm Gottsched seine „Schaubühne" übersandte. — In der Vorrede sind auch einige Bemerkungen über die Regeln des Aristoteles, den Gottsched freilich nur aus den französischen Kunstrichtern kennt.

Ein zweites Unternehmen von nicht geringerer Bedeutung war die Uebersetzung des Bayle, 1741 — 1744, welche mehrere junge Leute, die sich in Leipzig eingefunden hatten, unter Gottsched's Leitung ausarbeiten mußten: in den Anmerkungen sorgte er dafür, alle skeptischen Aeußerungen des Verfassers in's Rationalistische zu übersetzen.

Endlich gab Gottsched's Schüler, Mag. Schwabe in Leipzig (geb. 1714 im Magdeburgischen) 1741—1745 „Belustigungen des Verstandes und Witzes"

heraus, für welche alle die jungen Leute, welche später als Reformatoren der deutschen Poesie gefeiert wurden, ihre Beiträge gaben: die beiden Schlegel, Gellert, Rabener, Kästner, dann Gärtner, Mylius, Cramer, Zachariae, Ebert, Schmidt, Uz, Kleist, Lange, Pyra, Gleim u. s. w. Alle zusammen wurden damals als eine Schule betrachtet, deren anerkanntes Haupt Gottsched war.

Der Bedeutendste unter ihnen war Elias Schlegel, geb. 28. Jan. 1718 zu Meißen, aus einem ansehnlichen Beamtenhause, welches, wie später die romantischen Neffen entdeckten, zu irgend einer Zeit den freiherrlichen Titel geführt haben muß. Er war 1733—1739 in Schulpforta gebildet und hatte sich eine gründliche Kenntniß der beiden alten Sprachen angeeignet, wie sie damals zur Seltenheit gehörte. Er hatte schon im 17. Jahr die Georgica in Alexandriner übersetzt, und arbeitete nach den Regeln Gottsched's und nach dem Muster des Euripides zwei Trauerspiele aus: „Hekuba" und „die Geschwister in Taurien." Dann schrieb er ein kleines Epos „Dido." Von seinem Arbeiten erzählt sein jüngerer Bruder: „seine ganze Brust war in Arbeit, sie athmete schneller, und ihr Athmen ging in ein obwohl nicht wildes doch lebhaftes Schnauben über. In diesem Zustande goß er seine Verse in vollem Strome oft zu Hunderten hin. Aber oft strich er des Morgens darauf mehr als die Hälfte durch, oder zog sie enger zusammen, oder achtete es nicht, sie zu dreißigen, vierzigen wieder umzuschmelzen, und zwar in gleicher Begeisterung, die sich im Durchlesen, wenn ihm hie und da eine neue Idee aufstieß, schnell wieder entzündete."

April 1739 kam er auf die Universität Leipzig; noch vor seiner Ankunft waren die „Geschwister in Taurien" von der Neuberschen Gesellschaft aufgeführt worden. Er legte aber auf den Rath seines Vaters die Poesie vorläufig bei Seite und vertiefte sich in sehr ernsthafte Studien. Zuerst hörte er bei Christ den Plautus, mit dem er sich schon auf der Schule beschäftigt hatte; dann hörte er bei Mascov deutsche Reichsgeschichte und suchte sich in der Jurisprudenz auszubilden. Nur die Mußestunden verwandte er auf die Ausbesserung seiner Trauerspiele, denen er auch andere Titel gab.

1740 wurde er genauer mit Gottsched bekannt; in seinem Auftrage übersetzte er die Elektra des Sophokles in Alexandrinern (eigentlich hatte Gottsched reimlose Jamben verlangt) und arbeitete ein Trauerspiel „Lucretia", um zu zeigen, daß man den Stoff keusch behandeln könne. Das Stück ist in Prosa, später wollte er's in Verse bringen. Bedeutender war der Entwurf zum „Hermann", der 1741 vollendet und von der Neuberschen Gesellschaft aufgeführt wurde: diese war nämlich Ostern 1741 wieder nach Leipzig gekommen, und die Principalin hatte aus Aerger darüber, daß Gottsched ihren

Concurrenten Schönemann begünstigte, ihren ehemaligen Freund 18. Sept. in einer boshaften Parodie auf die Bühne gebracht. Doch wurde Schlegel in diese Zwistigkeiten nicht verwickelt, und Gottsched ließ den „Hermann" 1742 in der Schaubühne abdrucken. Das Stück bemüht sich ernsthaft zu charakterisiren und den handelnden Personen Reden von Gewicht in den Mund zu legen. — Bald darauf erhielt Schlegel Gelegenheit, sich auch auf dem kritischen Gebiet zu versuchen, und zu zeigen, daß er seinem Gönner bei weitem überlegen war.

Die Erinnerung an Shakspeare war in der deutschen Literatur fast ganz verschwunden; selbst Bodmer schrieb nicht einmal seinen Namen richtig. Da erschien 1741 eine Uebersetzung seines „Cäsar" vom Geheimrath von Bork (1735—1738 preußischer Gesandter in England, stirbt als Curator der Berliner Akademie 1747). Die Uebersetzung ist in Alexandrinern, verräth aber in der Sprache ein nicht unbedeutendes Talent. Der Uebersetzer hat sogar den Muth gehabt, alle komischen Stellen beizubehalten. — Dieses Werk veranlaßte Schlegel, eine Parallele zwischen Shakspeare und Gryphius zu ziehen, die zu Gunsten des Ersteren ausfiel, wenn er auch hauptsächlich nur seiner trefflichen Charakteristik wegen gelobt wurde. Schlegel tadelte die Deutschen, alle Komödien aus dem Französischen zu übersetzen, ohne auf den Unterschied der Sitten zu achten, da doch jede Komödie dem Nationalcharakter entsprechen müßte. Das französische und englische Theater sei jedes in seiner Art schön, und die Engländer beobachteten die echten Regeln des Aristoteles besser als die Franzosen.

Schlegel schrieb in demselben Jahre noch mehrere Abhandlungen in Gottsched's kritische Beiträge, die durchweg Beachtung verdienen. „Wenn man", sagt er einmal, „den Begriff der Kunst auf die Nachahmung zurückführen will, so muß man sich zuerst klar darüber werden, was Aehnlichkeit heißt. Die Mathematik nennt diejenige Figur einer andern ähnlich, deren Theile unter sich eben das Verhältniß haben, welches unter den Theilen der andern ist." Mit dieser Erklärung wurden die rohsten Begriffe der Nachahmung widerlegt, als ob z. B. der Vers im Drama, der Gesang in der Oper unnatürlich sei. „Wenn es in der Dichtkunst unnatürlich sein soll, die Handlungen des bürgerlichen Lebens in Versen und die Gemüthsbewegungen der Helden in Versen und Musik zugleich nachzuahmen, so ist's auch in der Bildhauerkunst unnatürlich, belebte Körper durch unbelebte, z. B. durch den Marmor nachzuahmen." „Diejenigen kennen die Natur der Poesie besser, welche die Komödie in Versen aus dem Grunde angreifen, daß es allzuschwer, ja gar unmöglich sei, die dialogische Art zu reden mit dem Zwange des Silbenmaßes zu verbinden, ohne sie undialogisch zu machen: daß also die kleine Anmuth, nämlich die, so das Silbenmaß den Worten ertheilt, der größern Anmuth,

nämlich der, welche die dialogische Art zu reden einem Lustspiele giebt, weichen müsse. Auf den Beweis und auf die Widerlegung dieses Grundes kommt entweder die Verdammung oder die Lossprechung der Komödie in Versen an. Daß die Komödie in Versen den Franzosen nicht unmöglich sei, daß die dialogische Art zu reden darunter nicht leide, haben Molière, Destouches, Regnard, der Verfasser des Modevorurtheils u. s. w. durch thätige Beweise gezeigt. Der Streit ist also blos auf die deutsche Komödie in Versen einzuschränken. Man darf den Streit nunmehr doch noch nicht für geendigt halten, und schließen, wenn der Zwang des französischen Silbenmaaßes die dialogische Art zu reden nicht undialogisch macht, so wird es von dem Zwange des deutschen Silbenmaaßes eben so wenig zu besorgen sein. Die deutsche Prosodie ist eine weit strengere Tyrannin, als die französische ist. Wir haben lange und kurze Silben, unser Silbenmaaß verlangt also ihre richtige Abwechselung, vornehmlich aber in den Komödien, deren Natur nothwendig die reinsten Verse erfordern wird. Die Franzosen haben keine langen und kurzen Silben, also kann auch ihr Silbenmaaß keine Beobachtung derselben verlangen." Natürlich meint er mit diesem Versmaaß den Alexandriner.

Seine eignen Lustspiele „die entführte Dose", „der geschäftige Müßiggänger", „die Pracht zu Landheim", „die drei Philosophen" sind durchweg in Prosa; ebenso die Bearbeitungen der Frau Gottsched nach dem Holberg und ihre eigenen Lustspiele, die keineswegs den zarten, weiblichen Sinn verrathen, der sie sonst ausgezeichnet zu haben scheint, so daß sich Lessing später nicht wenig darüber wunderte, wie eine Frau so schmutzige Sachen habe schreiben können. Man glaubte eben, daß der Anstand in die Tragödie gehöre, während das Lustspiel sich wohl darüber hinwegsetzen könne, um das Publicum doch einigermaßen für den verlornen Hanswurst zu entschädigen.

Für die „Belustigungen" schrieb Schlegel Episteln und anakreontische Gedichte, auch begann er ein episches Gedicht „Heinrich der Löwe", für das sich Gottsched sehr interessirte. Nov. 1742 ging er als Privatsecretair eines Herrn von Spener nach Dresden. Seine Persönlichkeit beschreibt Gellert, der sich ihm ganz unterordnete, folgendermaßen. „Er war blond. Ein Paar hellblaue, denkende, halb traurige, halb frohe Augen, bald muthwillig, bald ernsthaft, lagen tief in seiner breiten und hohen Stirn. Sein Mund, die Oberlippe etwas aufgeworfen, und seine Habichtsnase gaben seinem Gesicht ein eben so edles Ansehn, als sein beredtes Auge dasselbe angenehm machte. — Für das schöne Geschlecht hatte er viel Achtung; doch weiß ich kein Frauenzimmer, das er bis zur Leidenschaft geliebt hätte. Hätte er aber eins geliebt, und seine Geliebte hätte seine Neigung, für das Theater zu ar-

beiten, gemißbilligt, so würde er diese Neigung der Liebe gegen sie, wie reizend sie auch gewesen wäre, vorgezogen haben."

Die beiden jüngeren Brüder, Adolph Schlegel geb. 1721, und Heinrich Schlegel, geb. 1724, die noch eine Zeit lang mit ihm zusammen in Leipzig studirten, waren in jeder Beziehung unbedeutender; sie hielten sich damals gleichfalls zu Gottsched's Rednergesellschaft, obgleich sie die Sache später zu leugnen suchten.

Zu demselben Kreis gehörte Abr. Kästner, geb. 27. Sept. 1719 zu Leipzig. Sein Vater, Professor der Rechte, ließ ihn keine öffentliche Schule besuchen, sondern ertheilte ihm Privatunterricht, und brachte ihn dahin, daß er im 12. Jahr die Universität besuchen (er studirte neben der Jurisprudenz auch Mathematik und Geschichte) und im 14. Notar werden konnte. Unter der Aufsicht seines Oheims verdiente er schon damals mit Advocatengeschäften etwas Geld, trieb aber nebenbei alle möglichen Studien; er lernte Französisch, Englisch, Italienisch, dann Spanisch, Schwedisch und Holländisch. Er war Mitglied der deutschen Gesellschaft, machte Verse und gehörte zu Gottsched's Anhängern, doch wußte er auch Haller's Verdienste zu würdigen. 1737 wurde er für eine Abhandlung „über den cartesianischen Beweis vom Dasein Gottes" von der Facultät zum Doctor gemacht und fing zwei Jahre darauf an über Philosophie und Mathematik zu lesen. Seine erste Abhandlung von Bedeutung handelte über den Einfluß der theoretischen Philosophie auf die Gesellschaft 1742; zugleich machte er Lehrgedichte über die Kometen, über das Verhältniß der Vorsehung zum Zufall u. s. w. Seine Epigramme verrathen nur in geringem Umfange den Witz, der ihm zu Gebote gestanden zu haben scheint. Er war ein Liebling aller Gesellschaften, zugleich aber seiner scharfen Zunge wegen gefürchtet. In religiöser Beziehung war er gegen die Freidenker eingenommen, aber sein Christenthum hatte nichts Zelotisches.

Gellert, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen im Erzgebirge, Sohn eines armen Predigers, mußte sich schon im 11. Jahre durch Abschrift von Kaufbriefen und andern Documenten sein Brod verdienen, und erwarb sich dadurch die schöne Handschrift, die zeitlebens sein Stolz blieb. Seit 1729 wurde er auf der Fürstenschule zu Meißen erzogen und kam 1734 auf die Universität Leipzig, wo er Theologie studirte, sich in den philosophischen Vorlesungen langweilte und unter Jöcher und Christ sich einige unbedeutende Kenntniß in der Geschichte erwarb. Nach Hause zurückgekehrt, 1738, versuchte er einige Male zu predigen, was ihm aber seiner Schüchternheit, seiner schwachen Brust und seines schlechten Gedächtnisses wegen sehr schwer fiel. Seine damaligen Predigten zeigen einen gemilderten pietistischen Sinn, der namentlich auf strenge Moralität drängte. „Wenn du bekehrt bist, so setze dir vor, eher zu sterben,

als wieder zu sündigen. Hast du die Sünde gelassen, so fange an sie zu verfluchen. Widerstehe dem Satan, so fliehet er. Fürchte dich vor dir selbst, versuche aber auch deine eigene Stärke, brauche alle Mittel! Fleuch' vor der Gelegenheit, suche die Einsamkeit, lasse dich den Engel aus Sodom führen. Bete, ringe mit Gott!" u. s. w. Er tadelte die Menschen wegen ihres Leichtsinns in Beziehung auf den Gebrauch der religiösen Heilmittel. „Man stößt die Mittel des Heils eben nicht mit Füßen von sich; man bemüht sich aber auch nicht sehr um dieselben; man glaubt die Lehre Jesu aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Trägheit, um mit einer Handlung bald fertig zu werden. Man entschließt sich in einem Augenblicke, den Himmel, die Hölle, den Tod, das Gericht, das ewige Leben, Gott und Jesum Christum zu glauben, um nur des verdrießlichen Geschäfts, diese Wahrheiten zu lernen und bekennen zu können, bald los zu werden." „Wir kommen wie spielend zum Himmel, können uns in einer Minute bekehren, und am Ende des Lebens in einer Minute gläubig und selig werden. Aber sehet nur diese Minutenchristen an! Wo ist ihr Glaube, wenn man ihnen zuruft: Zeige mir den Glauben durch deine Werke! u. s. w."

Auf Löscher's Empfehlung wurde er 1739 Hofmeister in der Nähe von Dresden; dann begleitete er 1741 einen Neffen auf die Universität Leipzig, wo er den Cicero und Seneca eifrig studirte, um sich im Stil und in der Moral auszubilden; seinen Lebensunterhalt verdiente er theils durch Privatunterricht, theils durch Arbeiten am Bayle und an den „Belustigungen". Gottsched, der zuweilen Gelegenheitsgedichte von ihm arbeiten ließ, stand er in tiefer Devotion gegenüber; dagegen schloß er sich mit enger Freundschaft an Elias Schlegel an. Er war mittler Größe, hager, gebückt, mit eingefallenem Gesicht, gebogener Nase, blauen, milden und gutmüthigen Augen; schon damals kränklich, zur Hypochondrie geneigt und mit Abscheu vor jedem Streit erfüllt.

Zwei Schulfreunde aus Meißen traf er in Leipzig wieder an: Gärtner, geb. 29. Nov. 1712 zu Freiberg im Erzgebirge, Hauptmitarbeiter am Bayle, der auch Rollin's Geschichte und andere Sachen aus dem Französischen für Gottsched übersetzte; und Rabener, geb. 17. Sept. 1714 in der Nähe von Leipzig, wo er seit 1734 die Rechte studirte, zu gleicher Zeit sich aber für das Steuerwesen vorbereitete. 1737 sprach er öffentlich für die Milderung der Strafen gegen den Diebstahl und wurde 1741 in Leipzig Steuerrevisor, welches Amt er mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltete, da er zum tüchtigen Geschäftsmann geboren war. „Sein Gemüth", erzählt Weiße von ihm, „war immer so ruhig und heiter, daß der Witz nicht einen Augenblick durch Verdruß oder Besorgniß unterdrückt wurde. Nie ist ein Deutscher ein

besserer Gesellschafter gewesen. Er sagte ebenso gute Einfälle als er schrieb; er erzählte vortrefflich; er spottete mit wahrem Witz und beleidigte nicht. Niemals durfte in seiner Gegenwart die Fröhlichkeit zur Ausgelassenheit werden, niemals der Scherz die Grenzen der guten Sitten überschreiten. Seinen Freunden diente er von ganzem Herzen, bald mit seinem Vermögen, bald mit seiner Feder. Er war im höchsten Grade arbeitsam, und opferte Vergnügen und Gesundheit seinen Geschäften auf; er unterrichtete sich so genau von der ganzen Landesverfassung, als es kaum zu seinem Amt nöthig gewesen wäre. Auch seine trockensten Arbeiten hatten durchaus das Gepräge des guten Geschmacks. Er war ein ordentlicher Haushälter, sparsam, aber nicht karg; in seinen Sitten war er äußerst strenge, wenngleich zuweilen sein Scherz frei war; er liebte den Umgang mit vernünftigen und geistreichen Personen des schönen Geschlechts, und stand mit vielen Vortrefflichen desselben in Briefwechsel, aber er konnte sich nie zur Heirath entschließen. Der Sinn für Freundschaft war stärker in ihm entwickelt, als der Sinn für Liebe. Den Gottesdienst besuchte er regelmäßig, obgleich er die Scheinheiligkeit und Bigotterie verachtete."

Dieser äußerst solide Mann wurde nun Deutschlands privilegirter Satiriker; es läßt sich voraussetzen, daß er damit keinen Brand zu stiften beabsichtigte. In der That waren seine Grundsätze über den Mißbrauch der Satire sehr streng. „Es giebt Stände, welche zwar so heilig nicht sind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihnen zu entdecken, bei denen aber doch die Billigkeit erfordert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend ist ohnedem geneigt genug, das Fehlerhafte an denjenigen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit den Muthwillen im Zaum halten soll; wollen wir sie durch bittere Satire noch muthwilliger machen? — Die Geistlichen sind zwar nicht über die Satire erhaben, und viele würden gar zu sorglos sein, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satire schützen sollte; dennoch glaube ich, daß man nicht vorsichtig genug dabei verfahren kann. Die Religion läuft Gefahr verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, sie zu predigen. — Von denen will ich nicht reden, welche unter dem gemißbrauchten Namen der Satire sich Mühe geben, den ganzen Bau unseres Glaubens zu erschüttern. Ihre unsinnige Wuth, so ohnmächtig sie ist, verdient das Tollhaus und keine vernünftigen Vorstellungen. Ich will nur eines Mißbrauchs gedenken, welcher mehr Leichtsinn als Bosheit verräth. Es giebt gewisse Gebräuche der Kirche, welche gleichgültig sind und zur Religion selbst nicht gehören; sie machen den geistlichen Wohlstand aus. Man hüte sich ja, diese lächerlich zu machen! Ist das Volk abergläubisch, so wird es unsere

Schriften verabscheuen; ist es leichtsinnig, so wird es bei diesen gleichgültigen Gebräuchen nicht stehen bleiben, sondern wesentliche Stücke der Religion auch für gleichgültig halten und endlich über die ganze Religion spotten lernen."

So ehrbare Gesinnungen bürgen mehr für die Moralität als für den Witz dieser Satiren; von einem Liscow ist nicht die Rede. Es ist bescheidener Spott über die schlechte Behandlung der Hofmeister, über die Narrheiten des Gesindes u. s. w.; alles für eine moralische Wochenschrift geeignet. Die ersten Satiren erschienen 1741 in den „Belustigungen" und dann immerfort: Martin Scribler, Chronik des Dörfleins Quirlequitsch u. s. w.

Enge mit diesen Schülern aus Meißen befreundet war ein Schüler der Fürstenschule zu Grimma, Andreas Cramer, geb. 29. Jan. 1723 in einem Flecken im Erzgebirge, der seit 1742 zu Leipzig Theologie studirte, und den seine Armuth zwang Privatstunden zu geben, für Breitkopf Correcturen zu machen und an sämmtlichen Unternehmungen Gottsched's mitzuarbeiten. Er gehörte später zu den salbungsvollsten Geistlichen und scheint schon in der Jugend etwas davon gehabt zu haben, wie überhaupt der ganze Geist dieser Schule mehr erbaulich, als geweckt war.

Ein eifriger Schüler Gottsched's war ferner Melchior Grimm, geb. 25. Dec. 1723 zu Regensburg, der später für die Verbindung der deutschen und französischen Literatur sehr wichtig wurde. Er hatte April 1741 von Regensburg aus an Gottsched einen begeisterten Brief geschrieben, ihn um seine Protection gebeten und ihm einige poetische Proben eingeschickt, darunter natürlich ein Lobgedicht an Gottsched; Sept. 1741 schickte er auch ein Trauerspiel „Banise", welches Gottsched in seine Schaubühne aufnahm, es aber später mit des Dichters Einwilligung wieder wegließ, weil es gar zu schlecht war. Grimm studirte von 1742—45 in Leipzig und schloß sich ganz an Gottsched an; nach Ablauf der Universitätszeit ging er mit einem Grafen Schönberg nach Frankfurt a. M. zur Kaiserwahl.

Gottsched beherrschte nicht blos die Leipziger Schule, sondern sämmtliche deutsche Gesellschaften; auch die Göttinger stand unter seinem Einfluß. Am unterthänigsten zeigte sich die deutsche Gesellschaft in Königsberg, seit 1742, an deren Spitze Präsidenten und Hofprediger standen. Auch die Gesellschaften in Basel und Bern standen zu ihm, aus Neid gegen die Züricher; nicht minder wuchs sein Ruhm im Auslande, namentlich in den französischen Journalen wurde er allgemein als Gründer des deutschen Theaters gefeiert. — Aber immer lauter wurden auch seine Gegner.

Der gefährlichste schien Liscow zu werden, der seit Sept. 1741 k. Cabinetssecretär in Dresden war. „Was werden die Ausländer von uns denken, sagt er in der anonymen Vorrede zu Heineken's Longin, Oct. 1742,

wenn sie sehn, daß die Vorfechter des deutschen Witzes so unbändig auf rechtschaffne Männer losziehn, die weiter nichts gesündigt haben, als daß sie behaupten, man müsse etwas gelernt haben, wenn man schreiben will, nicht schreiben ohne zu denken, in der Poesie nicht kriechen, und mehr auf männlichen Nachdruck als auf süße Zierlichkeit sehn? Ist es nicht eine Schande, daß diese seichte und ekle Herrn alles, was in dem Geschmack geschrieben ist, als schwülstig, dunkel, hart und rauh verwerfen, und, da sie wider die Sachen nichts aufzubringen vermögen, oft über ein einziges Wort, das ihren zarten Ohren ungewöhnlich klingt, einen kindischen Streit anfangen? Ich tadle nicht, daß man sich bemüht, rein zu schreiben; ich bin kein Feind des Wohlklangs und der Zierlichkeit: aber mich dünkt, man muß eine kleine Seele haben, wenn man, wie gut auch die Gedanken sind, um eines harten und ungebräuchlichen Ausdrucks willen kläglich thut. Leute, die dergestalt an Kleinigkeiten kleben, laufen große Gefahr, lächerlich zu werden, wenn sie sich erkühnen, von hohen Dingen zu reden." — „Nach der Meinung dieser Herrn ist Breitinger nichts gegen Gottsched. Man darf sich darüber nicht wundern, denn ihren Gottsched verstehn sie; sie können ihn lesen ohne dabei zu denken; seine Regeln sind leicht, und die Beispiele, die er giebt, von der Art, daß auch der ärgste Stümper nicht verzagen darf. Breitinger ist ihnen zu hoch: wenn sie ihn lesen, so müssen sie nachdenken, und wenn sie nachgedacht haben, so machen sie doch keine andere Entdeckung, als die traurige, daß sie und sogar ihre Meister nimmer Poeten gewesen sind noch werden können." — Doch hatte Liscow keine Neigung mehr, sich in die literarischen Tagesstreitigkeiten einzulassen. *)

Nicht selten wurden für Gottsched die übereifrigen Bemühungen seiner nächsten Anhänger gefährlich. — In den ehrbaren Kreis seiner Leipziger Schule war 1742 ein lockerer Gesell getreten, Mylius aus Kamenz in der Lausitz, geb. 11. Nov. 1722, der sich noch als halber Knabe in seiner Vaterstadt durch ein Pasquill gegen angesehene Persönlichkeiten, namentlich gegen den Pastor Lessing, Abscheu und Verfolgungen zugezogen, und der in der wohlhabenden Stadt Leipzig durch sein unordentliches Aussehn Verachtung erregte. Er war nicht ohne Talent, und hatte für die Naturwissenschaften einen wirklichen Eifer, aber seine Dürftigkeit veranlaßte ihn unter Gottsched's Lei-

*) Er wurde 1745 Kriegsrath, und heirathete die Wittwe eines Kammerherrn v. Buch, durch die er ein Gut bei Eilenburg erhielt. 1749 wurde er wegen freier Reden über Brühl in Untersuchung gezogen und verhaftet, im folgenden Jahr zwar freigelassen, aber mit Verlust seines Amts. Er lebte seitdem auf seinem Gut, wo er 30. Oct. 1760 starb, 59 J. alt.

tung sich an literarischen Streitigkeiten zu betheiligen, für deren Verständniß es ihm an Bildung fehlte. An Patriotismus gab er es seinem Meister nicht nach: „Es wird eine Zeit in Deutschland kommen, heißt es in einer seiner damaligen Stilübungen, da seine Ehre als ein hellglänzendes Licht schimmern wird, weil seine Schriftsteller die Künste und Wissenschaften in der Muttersprache lehren werden: die Deutschen werden nicht mehr zu den Ausländern wallen dürfen, klug und vernünftig zu werden; die Weisheit und die Künste werden in deutschen Kleidungen einher gehn und die uns verachtet, werden unsere Sprache erlernen müssen, ihre Stimme zu hören. Diese Zeit wird unmittelbar auf die jetzige folgen: Weltweise, Kunstlehrer, Redner und Dichter werden aufstehn, und wenn sie in deutscher Sprache die Künste und Weisheit lehren werden, dieselbe bei allen auswärtigen Völkern verherrlichen!" — Nicht minder stand er in Bezug auf Aufklärung auf Gottsched's Seite, und ließ Gespräche drucken, welche die Offenbarung nach Grundsätzen der Vernunft zu verbessern suchten; „die wirkliche Eingebung der heil. Schrift, wie sie insgemein genannt wird, stelle ich mir gar nicht so nach dem Wortverstande vor, wie die Orthodoxen: als ob ein Schüler dem andern den Spruch einbläst, welchen dieser seinem Lehrer aufsagen soll. Man glaubt insgemein, die heiligen Schriftsteller hätten selbst gar nicht gedacht, als sie ihre Schriften abfaßten, sondern nur so hingeschrieben, was ihnen ohne ihr Zuthun durch den heiligen Geist eingekommen wäre." Diese falsche Ansicht wird nun in gemäßigter Weise rectificirt. — 1745 gab Mylius gar eine Wochenschrift heraus mit dem gefährlichen Titel „der Freigeist": trotz des ziemlich unschuldigen Inhalts wurde er von nun an als Religionsspötter verschrien. — Am gefährlichsten aber für Gottsched wurde er durch die „Halleschen Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks", welche er mit Andr. Cramer 1743—1744 herausgab, und in denen er Haller's „schweizerische Gedichte" auf eine sehr gehässige Weise angriff. Dieser Angriff erbitterte die Dichter in Halle gegen Gottsched, ihr bisheriges Haupt, von dem, wie sie glaubten, Mylius inspirirt sein müsse.

Die Gründung der deutschen Gesellschaft in Halle durch Samuel Lange, den jüngeren Sohn des Pietisten (geb. 1711), ist bereits erwähnt worden. Lange, der im Einverständniß mit seinem Vater Satiren gegen Wolff und gegen die Herrnhuter gemacht hatte, bildete den Mittelpunkt eines neuen Kreises, mit welchem die Periode der sentimentalen Freundschaft beginnt, die aus der Lyrik einen Cultus machte. Nachdem Lange 1736 Berlin besucht, wurde er Pastor zu Laublingen in der Nähe von Halle und heirathete seine geliebte Doris, welche er früher in Gedichten angeschwärmt und mit der er zärtliche Briefe gewechselt hatte. In seiner stillen gemüthlichen Pfarre ver-

sammelte er gern die poetischen Freunde um sich, die in zärtlichen Gedichten und Briefen mit ihm wetteiferten. Zunächst nahm er 1737 einen armen Theologen zu sich, der seit 1735 in Halle studirte, Pyra, geb. 1715 zu Cottbus in der Lausitz, der auf der Universität dem äußersten Mangel verfallen war. Er arbeitete an einer reimfreien Uebersetzung der Aeneide, und schrieb ein Trauerspiel „Jephta“, in welchem er versuchte die Chöre der Alten wieder herzustellen. Eine Zeit lang verschaffte ihm Lange eine Hauslehrerstelle, dann kam er wieder nach Laublingen, wo er 1741 eine moralische Wochenschrift herausgab, die aber nicht lange währte. Beide Freunde bewarben sich um Gottsched's Gunst und arbeiteten auch an den „Belustigungen“ mit; hauptsächlich legten sie sich auf freundschaftliche Lieder. Pyra war von beiden bei weitem der Bedeutendere, und würde noch mehr geleistet haben, wenn nicht ein frühzeitiger Tod seine Entwicklung unterbrochen hätte. Er erhielt 1742 eine Conrectorstelle in Berlin, blieb aber in steter Verbindung mit Lange, dessen Vater er auch in feurigen Gedichten verehrte.

Es war entscheidend für den Ton der nun aufkeimenden Poesie, daß sie in Leipzig wie in Halle hauptsächlich von Studenten ausging. In einer Periode unreifer Bildung fixirte sich die Ueberzeugung, und hinterließ dem späteren Alter eine jugendliche Färbung, die nicht immer angenehm aussah. Als gemeinsamen Lehrer verehrten diese jungen Leute Alexander Baumgarten, dessen Aussprüche ihnen wie ein Evangelium galten. Baumgarten wurde 1740 zwar nach Frankfurt a. O. versetzt, aber er hinterließ in G. F. Meier (geb. 1718 in einem Dorfe bei Halle) seinem Schüler, der schon seit 1739 Vorlesungen hielt, einen Stellvertreter, der ihn insofern ersetzte, als er sich aufs strengste nach seinen Collegienheften richtete.

Außer Lange und Pyra hatten sich hauptsächlich drei junge Leute an Baumgarten angeschlossen: Gleim, Götz und Uz. Gleim war 2. April 1719 zu Ermsleben im Selkethal in der Nähe von Halberstadt geboren, und erst in einer Privatanstalt auf dem Lande erzogen, dann unter der Protection des Grafen Stolberg in der Stadtschule zu Wernigerode. 26. April 1735 starb plötzlich sein Vater am Gallenfieber, das er sich aus Verdruß über die Trakasserien preußischer Werber zugezogen hatte, und unmittelbar darauf erfolgte der Tod der Mutter. Es ist eigenthümlich, daß dieser schmerzliche Eindruck vorüberging, ohne sich der Gesinnung des späteren Dichters der Grenadierlieder einzuprägen. 1738 bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studiren, daneben aber hörte er Baumgarten's und Meier's Vorlesungen, versuchte sich in scherzhaften Gedichten im Ton Christian Weise's, und kaufte viel alte Bücher auf. Bei dieser Gelegenheit lernte er die beiden Freunde kennen. — Gleim war mittler Größe, sein Gang bis zum

höchsten Alter leicht, lebhaft, fest und gerade; seine Stimme voll und stark, sein Gesicht durch ein paar helle Augen belebt. Zur Zärtlichkeit geneigt und gewöhnt, jedem Unbekannten mit unbedingtem Vertrauen entgegen zu kommen, konnte er doch sehr jähzornig werden, wenn man ihm widersprach. — Gleich ihm studirte Uz (geb. 3. Oct. 1720 zu Anspach, Sohn eines Goldschmidts) die Rechte. Er studirte sehr eifrig den Anakreon und Horaz und wetteiferte schon damals mit seinem Freunde in dem Versuch, diese Dichter poetisch zu übersetzen. Beide hatten ein ausgeprägtes Formtalent und ein gutgebildetes Gehör für Melodie. Ebenso der Dritte im Bunde, der Theologe Götz (Predigerssohn aus Worms, geb. 9. Juni 1729). Gleim verließ April 1740 Halle, und ging als Hauslehrer zu einem Obersten nach Potsdam; später wurde er Secretär beim Prinzen Wilhelm; Götz wurde 1742 Hauslehrer und Hausprediger in Emden. Der Briefwechsel zwischen ihnen dauerte fort, und Langblingen blieb der Tempel der Freundschaft, um den sich der Kreis bewegte.

Diese jungen Dichter hatten durchweg eine große Verehrung vor Haller gehabt, und Mylius' Angriff mußte ihnen sehr empfindlich sein. Doch waren sie im Allgemeinen der literarischen Polemik abgeneigt, und nur Pyra hob den Handschuh auf.

Pyra, seit 1742 Conrector in Berlin, schrieb 1743 einen „Erweis, daß die G.ttsch.dianische Secte den Geschmack verderbe“; dem Inhalt nach nicht bedeutend, aber wichtig, in sofern es der erste rücksichtslose Angriff war. Ist einmal das Signal gegeben, so folgen gewöhnlich die Angriffe bald von allen Seiten. Auch Breitinger trat für Haller ein: „Man kann es dermalen der Wahrheit nicht füglich überlassen, den Irrthum durch die Stärke ihres eigenen Lichts zu besiegen. Sie hat zwar eine unüberwindliche Gewalt über die Menschen, wenn sie von ihnen erkannt wird: aber der Irrthum weiß sich so geschickt in ihre Gestalt zu verwandeln, daß man ihn leicht für die Wahrheit ansieht und ehrt. Ueberdem begünstigt die Kurzsichtigkeit der Leute diese Täuschung nur zu sehr. Daher muß man ihm die Larve vom Gesicht reißen und ihn in seiner eignen Farbe zeigen, damit er Abscheu erwecke — eine Absicht, die sich ohne Mühe und Kampf nicht erreichen läßt.“ — Bald darauf griffen beide Freunde Gottsched's „deutsche Schaubühne“ an und wiesen nach, daß der „sterbende Cato“ mit Kleister und Scheere gearbeitet sei.

Wie es mit dem Theater beschaffen war, trotz aller Bemühungen, den classischen Geschmack zur Herrschaft zu bringen, ergiebt sich am besten aus einer Vorrede des Principals Schönemann zu der Sammlung der von ihm aufgeführten Stücke. „Ich will anjetzt nur einen einzigen Grund des elenden

Geschmacks in Deutschland anführen, und ich schmeichle mir, in ihm die Hauptquelle aller andern entdeckt zu haben. Ich habe fast an allen Orten die Erfahrung gemacht, daß die Schönen und die jungen Herren, obgleich lange noch nicht einen feinen und ganz richtigen, doch noch immer in Vergleichung den besten und natürlichsten, die sogenannten Gelehrten aber den wenigsten und verderbtesten Geschmack gezeigt haben. — — Der Satz, daß die schönen Wissenschaften die Herzen menschlicher und ihre Anhänger gesitteter machen, ist wegen seiner Wahrheit so allgemein angenommen, daß man ihn fast in allen todten und lebendigen Sprachen als ein Sprüchwort findet. Unter allen Zuschauern aber, die mich irgendwo meine Schauspiele zu besuchen gewürdigt haben, habe ich noch keine ungesittetern gesehen, als auf den Universitäten, wo ich bisher meine Bühne eröffnet habe; das wegen seiner Sitten so liebenswürdige Leipzig ausgenommen. Unter den Bürgern der andern scheinen die meisten einen Ruhm darin zu suchen, den niedrigsten Pöbel an scheußlichen Sitten zu übertreffen. Die meisten Handlungen, wodurch man die Schauspielhäuser an solchen Orten entehrt, sind zu niedrig, als daß man viel davon schreiben und sie an's Licht bringen könnte. Nur ein Exempel anzuführen: wer kann es sich, ohne es gesehen zu haben, in Deutschland als möglich vorstellen, daß Leute alle Ehrfurcht vor sich selbst, vor einer großen Versammlung, vor dem anwesenden Frauenzimmer und vor den besten Werken des Witzes so weit verlieren, und in einem Schauspielhause den Tabaksrauch auf die frechste Weise um sich her ausschütten, ganze Wolken davon auf die Bühne jagen und die spielenden Personen darin einhüllen können? Anderer Niederträchtigkeiten nicht zu gedenken. Kann man es nun wohl einem Franzosen oder Engländer, der niemals ein deutsches Gesicht gesehen hat, wenn er von dieser Aufführung in Schauspielhäusern hört, oder gar selbst sieht, verdenken, wenn er dann sich von einem Deutschen ein Bild macht, welches dem Rhinoceros ähnlicher sieht als einem Menschen? Denn welcher Engländer oder Franzos hat solche Aufführung jemals von einem Matrosen in seinem Lande gesehen? Unsere Nachkommen wenigstens, wofern diese Schande unserer Sitten bis auf sie aufbewahrt werden sollte, werden sich uns unmöglich anders als in Bärenhäute gekleidet vorstellen: daß man aber seidene Kleider nach französischem und neuem Schnitte, reiche Westen und Federhüte tragen, und doch in einer Komödie Tabak rauchen könne, das wird ihnen so etwas gräßlich Wunderbares sein, wie uns die Schilderung der Chimäre. Die übrigen Sitten werden sich aus dieser Handlung deutlich genug muthmaßen lassen."

Schönemann's Theater hatte entschieden den Vortritt; Friederike Neuber mußte 1743 ihre Gesellschaft entlassen, und wenn es ihr auch gelang, im folgenden Jahre eine neue zusammenzubringen, so blieb sie doch in küm-

merlichen Verhältnissen. Ihr Zerwürfniß mit Gottsched hatte keine guten Früchte getragen. — In der Regel schiebt man den Zerfall des Theaters theils den Schauspielern, theils dem Publicum zu; das wichtigste Moment bleiben immer die Dichter. Vom Trauerspiel wird man in einer Zeit, wo die Nation erst mit Mühe suchen muß, sich in ihrer eignen Sprache zurecht zu finden, nicht viel erwarten; bezeichnend ist es aber, wenn auch die niedrigste Gattung des Lustspiels, das bloße Abbild der wirklichen Zustände, nicht gedeihen will. Was Gottsched's Schule in dieser Beziehung geleistet, bleibt noch hinter Weise zurück; der Ausdruck war unbeschreiblich roh und die Erfindung unnatürlich. Am besten sieht man aus der Nachbildung französischer Stücke, wie schwer es den Deutschen wurde, sich natürlich zu bewegen. Neben den Franzosen schöpfte man hauptsächlich aus Holberg, einem gewiß nicht sehr feinen Dichter, den man aber doch noch vergröbern mußte, um ihn dem Publicum genießbar zu machen. Frau Gottsched selbst war am fruchtbarsten in solchen Bearbeitungen; an sie schloß sich Quistorp an, Licentiat in Rostock, der Jan. 1743 unter dem Titel „der Bock im Proceß" eine wüste Nachahmung von Racine lieferte. Bei diesen Literaten war noch der Uebelstand vorhanden, daß sie von der Technik des Theaters nichts verstanden; darum machte ein Schauspieler von Profession Glück, J. Chr. Krüger, geb. 1722 zu Berlin. Er hatte zuerst in Halle Theologie studirt, dann aber wegen Geldmangel die Universität verlassen müssen. 1742 wurde er Schauspieler unter Schönemann und lernte bei einer Reise der Gesellschaft nach Leipzig den Kreis Rabener's und Gellert's kennen. Auf ihre Anregung schrieb er 1743 das Lustspiel „die Geistlichen auf dem Lande," ein wüstes Criminalstück. Zwei Geistliche, von denen der eine seine Köchin geschwängert, der andere seiner alten Haushälterin die Ehe versprochen, werden entlarvt: es kommt hauptsächlich darauf an, eine alte Frau, die den geistlichen Stand blind verehrt, zu überführen. Das Stück fand, trotz seiner Rohheit bei dem Pöbel vielen Beifall; von anderer Seite wurde es der Religionsspötterei angeklagt, und Krüger schrieb, um seine Unparteilichkeit zu zeigen, ein Nachspiel, worin ein paar Juristen die Schurken sind. Um doch allen Facultäten gerecht zu werden, schrieb Mylius, der mit Krüger bekannt war, 1745 ein Lustspiel „die Aerzte," das jenes an Schmutz noch überbietet. Beide haben später noch einige Versuche gemacht, z. B. Krüger „die Candidaten, oder das Mittel zu einem Amt zu gelangen." Er starb 23. Aug. 1750 zu Hamburg, erst 28 Jahr alt.

Die Ansprüche, welche arme Literaten an Gottsched machten, ihnen eine Versorgung zu verschaffen, waren groß; nicht immer konnte er sie befriedigen, und das gab dann nicht selten Gelegenheit, sich aus Rache an ihm zu reiben.

Einer seiner Schützlinge war Rost, geb. 1717 zu Leipzig, den Gottsched October 1740 in Berlin bei der Spener'schen Zeitung untergebracht hatte, und der daselbst 1742 unzüchtige Schäfererzählungen drucken ließ, welche von Schönemann aufgeführt wurden. April 1742 kam er nach Dresden, wo er durch die Vermittlung König's Secretär beim Grafen Brühl wurde. König hatte seinen alten Haß gegen Gottsched nicht vergessen, und regte Rost zu einem Pamphlet auf, welches Gottsched, der gerade auf einer Reise begriffen war, auf jeder Station zugeschickt wurde. Eine Klage bei dem Minister zog ihm nur neuen Hohn zu. Glücklicherweise starb König 14. Merz 1744, 56 Jahr alt, und damit hörten die Angriffe Rost's auf, die sich bereits zu einem förmlichen Journal ausgedehnt hatten.

Es fanden sich wohlmeinende Männer, die zwischen den beiden Gegnern zu vermitteln suchten; so Brucker, der Geschichtsschreiber der Philosophie, der im Ganzen zu Gottsched hielt. „Es sei nicht davon die Rede," schrieb er Sept. 1743 an die Schweizer, „ob ein Theil des andern Meinung annehmen, ob der Milton'sche Geschmack triumphiren oder unterliegen sollte: man könne ihnen gar wohl die Ehre gönnen, ihn der Welt mit Aufbietung aller Gelehrsamkeit anzupreisen. Das aber sei unerträglich in der gelehrten und politischen Welt, daß man es auf solche Weise thue, wie es nicht unter wohlgezogenen und gesitteten Personen, sondern unter Stalljungen üblich sei. Das müsse zur Verachtung der Wissenschaften ausschlagen, weil viele glauben, Leute, die mit den schönen Wissenschaften umgehen, seien Schulfüchse und wissen nicht zu leben." — „Ich wünschte überhaupt," setzt er 1. Jan 1744 hinzu, „daß die Satire verbannt wäre, von der ich keine andere Wirkung weiß, als daß sie der Wahrheit Feinde macht. Da die Schweizer auf Schmähschriften verfallen, so halte ich am besten, entweder gar nicht, oder doch im Ernst und mit großmüthiger Verachtung zu antworten."

Die Hamburger hatten sich in den literarischen Streitigkeiten bisher neutral gehalten; als aber der Hamburger Correspondent Jan. 1744 in die Hände Zingg's überging, wandte er sich mehr und mehr gegen Gottsched. „Eine plumpe Wahrheit," sagte er, „stiftet mehr Uebles, als eine künstliche Unwahrheit. Man muß die Menschen lehren, als ob man sie nicht lehrte, und Dinge, die sie nicht gewußt, ihnen vorbringen, als ob sie sie nur vergessen hätten." 11. Aug. 1744 trat er mit großer Heftigkeit für Haller gegen Mylius in die Schranken. Haller selbst schwieg: je suis resolu fermement, schreibt er 10. Juli 1744, de ne me point defendre, et de ne prendre aucune part à une guerre, qui pour me servir d'un jeu de mots, a cessé d'être civile. Der Correspondent setzte seine Angriffe unverdrossen fort, er warnte Gottsched 2. Mai 1745, die Leute, welche

sich einbildeten, erst mit ihnen sei die Literatur geboren, erhielten ordentlich nicht einmal so viel Beifall, als sie mit Recht fordern könnten; er verspottete seine beständigen Angriffe gegen die Franzosen, da diese doch seine einzigen Lehrmeister seien. Gottsched verlor die Fassung, und erließ an Brockes, dessen Einfluß er in jenen Angriffen zu erkennen glaubte, einen Drohbrief, der ihm sehr hätte schaden können, wenn sich nicht seine Frau in's Mittel gelegt hätte. Sie mußte überhaupt alle Thorheiten ihres Mannes durch feine Diplomatie wieder ausgleichen. Aber sie fühlte sich sehr unglücklich dabei. In ihren Briefen aus jener Zeit finden sich beständige Klagen über die unabläſſigen Angriffe, und sie scheint dunkel empfunden zu haben, daß das Unrecht nicht blos auf Seiten der Gegner lag. Gottsched war mittlerweile in näheren Verkehr mit Wolff gekommen und betrachtete sich noch immer als einen der hauptsächlichsten Vorkämpfer der Leibnitzischen Philosophie. Er übersetzte 1744 die Theodicee und bekämpfte Voltaire, der offen behauptet hatte, die Metaphysik sei ein bloßer Roman; über das Wesen der Dinge könne man Nichts wissen.

Mehr noch als die Angriffe seiner Feinde, ärgerte Gottsched die zunehmende Lauigkeit seiner ergebenen Anhänger. — Elias Schlegel war mit dem Geheimen-Rath von Spener Anfang 1743 nach Kopenhagen gegangen; unterwegs hatte er in Hamburg Hagedorn kennen gelernt und eine aufrichtige Zuneigung zu ihm gefaßt. Er blieb zwar mit Gottsched in Briefwechsel, sprach über die groben Angriffe sein Bedauern aus und sandte ihm seine neuen Stücke noch 1744 zur Aufnahme in die „Schaubühne" zu, aber in seinen Ansichten trat er, wie es auch wohl nicht anders möglich war, immer mehr auf Seite der Schweizer. — Indessen hatte sich die Zahl der Anhänger Gottscheds in Leipzig um einige vermehrt.

Zachariä, geb. 1. Mai 1726 zu Frankenhausen in Thüringen, studirte seit 1743 zu Leipzig die Rechte; ein kräftiger, derber, robuster junger Mann, den der allgemeine Trieb der Zeit ergriff, Verse zu machen. Es war ein glücklicher Griff, daß er auf einen volksthümlichen, realen Stoff verfiel und von dieser Seite kann sein Heldengedicht „der Renommist" noch heute gelesen werden. Der Gegensatz zwischen dem Jenenser Raufbold und dem Leipziger Stutzer ist ganz vortrefflich ausgemalt, und in der Sprache ist einige Frische; die Einkleidung dagegen, die Einführung mythologischer oder vielmehr allegorischer Figuren, der epische Anlauf, was er alles den komischen Heldengedichten der Engländer abgelernt hatte, ist von einer unerhörten Geschmacklosigkeit. Der Renommist wurde von Gottsched Jan. bis Juni 1744 in die Belustigungen aufgenommen (gleich darauf übersetzte Adelgunde Gottsched Pope's „Lockenraub"); es blieb immer sein bestes Stück, die folgenden

komischen Heldengedichte, gleichfalls in Alexandrinern, „Verwandlungen“ und das „Schnupftuch“ sind viel eintöniger und langweiliger.

Ebert, geb. zu Hamburg 8. Febr. 1723, hatte gemeinsam mit Basedow die dortige Schule besucht. Als er älter wurde, schloß er sich an Hagedorn an, von dem er sehr begeistert war, und mit dessen Hülfe er Englisch lernte. Er kam 1743 nach Leipzig, um Theologie zu studiren, als aber eine Serenade von ihm, in welcher viel von Wein und Liebe die Rede war, bei der Hamburger Geistlichkeit Anstoß erregte, wurde ihm dieses Studium verkümmert und er legte sich mehr auf die alten Sprachen. Schon in Hamburg hatte er in seinen Nebenstunden Mädchen unterrichtet, und diese Uebung bestimmte seine ganze spätere Bildung. In Leipzig schloß er sich am engsten an Gellert an, der bei ihm Englisch lernte und gemeinschaftlich mit ihm den „Zuschauer“ studirte, eine Zeitschrift, die für die Bildung der jüngeren Schule ebenso wichtig war, als früher für Gottscheds Bildung. Ebert schrieb Episteln und zärtliche Gedichte, fließend, aber unbedeutend. —

Der erste schlesische Krieg war schnell genug zu Gunsten des kühnen Preußenkönigs beendigt, aber er hatte die Saat zu neuen Zerwürfnissen hinterlassen. Jeden Augenblick der Muße benutzte der König zu literarischen Uebungen. 30. Aug. bis 12. Oct. 1743 war Voltaire in Berlin. Friedrich hätte ihn gern für sich gewonnen, um sich durch seinen Unterricht in der französischen Sprache und im französischen Versbau zu vervollkommnen, aber Voltaire hatte sich ein höheres Ziel des Ehrgeizes gesteckt, er wollte den Diplomaten spielen, obgleich er ohne Vollmacht war, und richtete fortwährend politische Fragen an den König, die dieser mit spöttischen Versen beantwortete. — Im folgenden Jahr brach der zweite schlesische Krieg aus; 18. Jan. 1745 starb Kaiser Karl 7.; die Siege bei Hohenfriedberg, 4. Juni, bei Sorr, 30. Sept. 1745, entschieden für Preußen, der alte Dessauer besetzte Leipzig, 30. Nov., und 25. Dec. mußte Frieden geschlossen werden: der öſtreichische Kaiser wurde anerkannt, aber Friedrich blieb im Besitz Schlesiens. — Der Krieg hatte viel Schaden gethan, aber dem deutschen Nationalgefühl im Allgemeinen war er günstig: er zeigte dem Volk, was es lange nicht gesehn, einen rasch entschlossenen, durchgreifenden Willen; ein fast abentheuerliches Wagniß, das doch mit Plan und Verstand durchgeführt war. — Der Krieg riß auch einige aus dem Halle'schen Dichterkreise in seine Strudel.

Ewald von Kleist, Sohn eines Gutsbesitzers, war 7. Merz 1715 in der Nähe von Cöslin geboren und in der Jesuitenschule zu Croon in Großpolen erzogen. Die Familie bestimmte ihn zum Civildienst, obgleich seine Neigung überwiegend für ritterliche Uebungen war. 1729 kam er auf das Gymnasium zu Danzig, 1731 auf die Universität Königsberg, wo er die

Rechte und nebenbei Naturwissenschaft studirte. Sein Muthwille und seine Neigung zur Neckerei verwickelte ihn häufig in Händel, die er dann tapfer ausfocht; einmal wagte er sich sogar an die Theologen. 1734 kehrte er nach Hause zurück und wurde bald darauf seiner Anstellung wegen nach Dänemark geschickt, wo er 1736 Offizier wurde und sich eifrig auf die Kriegswissenschaften legte. Auf einer Urlaubsreise in Polen lernte er Wilhelmine von der Golz kennen, die ihm eine tiefe Neigung einflößte. 1740 wurde er in preußische Dienste einberufen und bei dem Regiment zu Potsdam eingestellt; seine Liebe hinderte ihn nicht, sein leichtsinniges Leben fortzusetzen, und seine Biographen wissen nur von Schulden und Duellen zu berichten. In einem dieser Duelle 1743 schwer verwundet, empfing er auf dem Krankenlager den Besuch Gleims, der von ihm gehört hatte, und ihm seine scherzhaften Gedichte vorlas. Bald entspann sich zwischen ihnen eine innige Freundschaft, die um so lebhafter wurde, da Wilhelmine mittlerweile einen Anderen heirathete und dadurch das Gemüth des jungen Mannes tief erschütterte. Die Gedichte aus dieser Zeit sind durchaus schwermüthig, sie sprechen Sehnsucht nach Ruhe und ähnliche Dinge aus, die sich bei dem frischen, heitern Kriegsmann wunderlich genug ausnehmen. Er hatte seine ersten poetischen Versuche mit einem französischen Schreiben an Gleim geschickt; einige davon wurden gleich darauf in den „Belustigungen" abgedruckt. Kleist muß von einer wunderbar fesselnden Persönlichkeit gewesen sein; die verschiedenartigsten Charaktere wurden von ihm angezogen, und es ist keiner bekannt, der ihm untreu geworden wäre. Durch Gleim wurde er in den Halle'schen Freundeskreis eingeführt, der freilich keinen localen Zusammenhang mehr hatte, aber desto lebhafter mit einander correspondirte.

Uz kehrte 1743 in seine Vaterstadt Anspach zurück, wo er bis an sein Lebensende (er starb 12. Mai 1796) ein juristisches Amt sehr tüchtig verwaltete. Noch vor seiner Abreise aus Halle hatte er den „Lobgesang des Frühlings" in den Belustigungen abdrucken lassen, seinen einzigen reimlosen Versuch, in Hexametern mit einer Vorschlagsilbe, die später Kleist veranlaßten, den Frühling in gleichem Versmaaß zu dichten. „Ich will, vom Weine berauscht, die Lust der Erde besingen, ihr Schönen, eure gefährliche Lust, den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet, siegprangend unser Gefilde beherrscht." — In seinen übrigen Jugendgedichten tummeln sich, wie bei Gleim, Silene, Faune, Nymphen und Schäferinnen in angenehmer Lüsternheit. Später wandte er sich mehr der ernsten, belehrenden Gattung zu, in der sich eine tüchtige sittliche Gesinnung aussprach, so in der „Ode an die Deutschen," worin er ihrer Zerrissenheit und Erschlaffung die große Vorzeit entgegen hält. Sonderbarer Weise gaben die Liebesgedichte seiner Jugend,

als er bereits zu einer andern Gattung übergegangen war, Gelegenheit, seine Moralität anzugreifen. — Im Stil der frühern Gedichte ist noch der „Sieg des Liebesgottes" 1752. Es ist eigen, wie in dieser Schule der ehrbare Lebenswandel gegen die Galanterie der Verse contrastirte; noch war die Poesie wesentlich Stilübung.

Götz wurde 1744 Hofmeister im Lothringischen, später Feldprediger und starb als Superintendent 4. November 1781. Es ist in seinen Gedichten ein süßer Ton, aber auch eine Spielerei, die an den schlechten französischen Geschmack erinnert. Zu seinen größeren Gedichten gehören „der Tempel von Gnidos" und die „Mädcheninsel," welche letztere den Beifall Friedrich des Großen gewann. Der Dichter träumt, hundert Jahre lang unter reizenden, nackten Mädchen auf einer Insel zuzubringen, dann sollen sie sein wohlriechendes Skelet auf dem Altar der Venus aufstellen, und aus ihren Thränen sollen lauter Amoretten entspringen. Von ähnlichem Inhalt sind die übrigen Gedichte: durchweg eine schwächliche Galanterie, aber viel Wohlklang. 1746 übersetzte er die Oden Anakreon's in reimlosen Versen, eine Aufgabe, in der sämmtliche Freunde wetteiferten.

Ein neuer Zuwachs der Freunde war Sulzer, geb. 16. Oct. 1720 zu Winterthur, der seit 1736 auf dem academischen Gymnasium zu Zürich seinen theologischen Cursus durchmachte, mit größerem Eifer dagegen sich auf das Studium der Wolffischen Philosophie legte. Er kam in engen Verkehr mit Bodmer und Breitinger, an deren Streitigkeiten er sich, wenn auch mäßig, betheiligte. 1739 wurde er zum Prediger ordinirt und ging in seine Vaterstadt. Schon damals legte er sich auf populäre Abhandlungen, die zwar an das Wolffische System anknüpften, aber ihrer Fassung nach für den gebildeten Mittelstand berechnet waren. Hauptsächlich suchte er im Sinn von Brockes und Wolff die Naturwissenschaft mit dem Christenthum zu verbinden. Schon in Winterthur schrieb er die „moralischen Unterredungen über die Schönheiten der Natur," die später herausgegeben wurden: alles andere Wissen und Denken sei nur mittelbare Erkenntniß Gottes, die Naturbetrachtung aber eine unmittelbare. Daran schloß sich die „Anleitung zur nützlichen Betrachtung der schweizerischen Naturgeschichte." Das Christenthum betrachtet er als eine Religion, die das ganze Verlangen des vernünftigen Menschen befriedige und ihm den sichersten Trost in allen Angelegenheiten gebe. — 1743 ging er als Hauslehrer nach Magdeburg zu einem reichen Kaufmann, bei welchem er den Berliner Prediger Sack kennen lernte, der ihn mit Lange, Gleim und dem übrigen Freundeskreise bekannt machte. Bisher hatte er sich um die schönen Wissenschaften wenig bekümmert; der neue Umgang nöthigte ihn, sie eifriger zu studiren und er schrieb eine Abhandlung „von dem Nutzen der scherzhaften Gedichte."

1744 ließ Gleim seine „Versuche in scherzhaften Liedern" drucken. „So wenig ich ein tüchtiger Richter bin", schreibt ihm Haller, dem er sie zugeschickt hatte, „so wenig kann ich mich enthalten, das Natürliche, das Empfindliche und das Reizende dieser Lieder zu fühlen und zu lieben. Denn diese Tugenden der Poesie rühren das Herz, wenn sich schon der Verstand nicht damit beschäftigt." Seine eignen Gedichte nennt er „sauersehend." „In einem jeden Liede, heißt es in einer andern Recension, herrscht ein Einfall, der von den bekanntesten Dingen hergenommen worden, der aber von dem glücklichen Dichter so geschwungen wird, daß er eine Neuigkeit enthält. Es ist wahr, daß wir einige Stellen, wo der Dichter auf eine lose Art schäkert, etwas frei nennen müssen, allein er schäkert unserer Meinung nach unschuldig und sinnreich." — Die Lieder sind in der That sehr verliebter Natur. — „Wenn ich schlafe, sagt Gleim, träume ich von nichts als Mädchen; wäre ich ein Bildhauer, Maler, Tapetenweber, ich wollte nichts als Mädchen meißeln, malen, wirken. Als Astronom sähe ich im Monde wieder nichts als Mädchen. Alle liebe ich, große und kleine." Er möchte einmal Schöpfer sein, dann würde er nichts als Mädchen schaffen und wie Schneeflocken sollten sie in der Luft wimmeln. — Eine Mutter sagt dem, der um ihre Tochter wirbt, er werde Mühe haben, jene erst das Lieben zu lehren, während er es bequemer haben würde, sie zu lieben, die es schon verstehe. — Die kaum geschaffene Eva ruft Adam zu: „Närrchen, ich bin gemacht, um mit dir zu spielen" u. s. w. — Ueber den Ehestand wird ziemlich leichtfertig geurtheilt. — Gleichzeitig schrieb er ein kleines Drama in Alexandrinern, den blöden Schäfer, der in Berlin viel Beifall fand; ganz in französischem Geschmack.

Juli 1744 besuchte er mit Kleist den gemeinsamen Freund Pyra in Berlin, fand ihn aber todt; er war den 14. Juli, erst 29 Jahr alt, gestorben, eben als sein „Jephta" von seinen Schülern aufgeführt werden sollte. Dort lernte Gleim den Kapellmeister Graun, den Geheimen-Rath Lamprecht und den Theologen Spalding kennen.

Joachim Spalding, geb. 1. Nov. 1714 zu Triebsees in schwedisch Pommern, hatte in Rostock 1731 Theologie studiert und war 1734 als Informator nach Greifswald gekommen. Dort setzte ihm ein Magister die Thorheit der alten scholastischen Orthodoxie auseinander und machte ihn auf die Wolffische Philosophie aufmerksam, die er in einer öffentlichen Disputation zu Rostock 1736 vertheidigte. 1740 erließ er das „Schreiben eines pommerschen Geistlichen an eine vornehme Frau von des Standes Gottseligkeit" und schickte auch einige Aufsätze in die „Belustigungen." Später begleitete er als Informator einen jungen Edelmann nach Halle, und wurde mit dem schwedischen Gesandten bekannt, mit dem er nach Berlin ging. Seine Freundschaft

mit Gleim und Kleist wurde durch Sack vermittelt; sie war damals sehr innig, und der spätere salbungsreiche Prediger ging ganz auf das leichtfertige Liebesgetändel seiner jüngern Freunde ein. Spalding war äußerlich eine stattliche Persönlichkeit; eine schöne Gestalt, eine wohllautende Stimme; in den Ansichten viel rationalistischer als Mosheim, verstand er es weit besser als dieser, die nüchternen Glaubenslehren mit Schwung und Gefühl vorzutragen.

Der böhmische Feldzug rief Kleist und Gleim in's Lager; der friedfertige Sänger der Liebe freute sich sehr über diese neuen Anschauungen, und das Lagerleben wurde ihm ganz gemüthlich. Als aber in seiner Gegenwart der Prinz, dem er diente, 11. Sept. 1744 erschossen wurde, als darauf der alte Dessauer den Oberbefehl übernahm und mehrere Gewaltthaten verübte, erkrankte Gleim, nahm Urlaub und ging nach Berlin, wo er sich einige Jahre vergebens um eine Anstellung bemühte. Auch Kleist kam körperlich angegriffen und erschöpft von diesem Feldzug zurück.

Um diese Zeit schrieb Gleim seine „Romanzen", Berliner und Leipziger Stadtgeschichten im Ton der Bänkelsängerei, die später das Vorbild für Bürger wurden. — Bodmer, dem er sich genähert hatte, suchte ihn für die Fehde gegen Gottsched zu gewinnen. „Wir wären unempfindlich", schrieb er ihm 11. Juni 1744, „wenn wir der echten Poesie und Beredsamkeit aufzuhelfen, uns nicht zum Wenigsten so eng vereinigten, als Andere sich der Barbarei zu Gunsten verbinden, und wir wären zaghafte Leute, wenn wir uns für die gute Sache nicht so öffentlich erklären und so munter streiten wollten, als die Andern für die verderbte." Aber Gleim fand keinen Geschmack an solchen Zänkereien. „Ein Gedicht von gutem Geschmack, schreibt er an Uz 1746, stiftet mehr Nutzen als hundert bittre kritische Zeitschriften. Ich habe einen Abscheu vor den gelehrten Kriegen, wie vor denen, in welchen statt der Tinte Blut vergossen wird. Ich schreibe nur zu meinem Vergnügen und für meine Freunde; was kann ich Wichtiges schreiben?" Jeder Spott und jeder harte Tadel war ihm verhaßt. „Ich bin nicht weit von der Feindschaft des Witzes entfernt, wenn ich erwäge, daß so viele Eigenschaften, welche dem Menschen einen höheren Werth geben, durch ihn verdrängt und verhindert werden, empor zu kommen. Vor allem verliert der bon sens dabei."

Friedfertig in der Literatur, war er von einem grenzenlosen Jähzorn und einer despotischen Eifersucht in den persönlichen Beziehungen. „Du Eifersüchtiger", singt ihn Lange in einer Ode 1745 an, „der Du mein Herz tyrannisch liebreich herrschend bewahrst!" Und Gleim erwiderte darauf: „diese Stelle muß nicht verändert werden, es ist mein Charakter, ich bin in der Freundschaft eifersüchtiger, als in der Liebe." Die kleinste Vernachläs-

figung brachte ihn zur Verzweiflung und er frug dann ernsthaft: ist es nicht ein wahres Wunder, daß ich noch kein Menschenhasser geworden bin? — „Sie nennen mich, schreibt ihm Sulzer 1746, einen Undankbaren und Falschen, weil ich gezwungen worden, wider meinen Willen einen Tag früher aus Berlin zu reisen, als ich mir vorgesetzt hatte; entweder sind Sie im Fall der sich verstellenden jungen Frauen, oder Sie sind ein Freund, dem die Freunde sklavisch dienen müssen, wenn sie nicht Ihre Gunst verlieren wollen." — So war Gleim noch im 80. Jahre wie im 20.

Dieser tändelnde Cultus der Freundschaft wurde in Versen wie in Briefen getrieben. 1745 gab Bodmer die Gedichte von Lange und Pyra heraus, die jener ihm im Manuscript zugeschickt hatte, unter dem Titel „Tirsis' und Damons freundschaftliche Lieder." Die Freundschaft ist der Hauptgegenstand, doch steht auch ein größeres Gedicht darin „der Tempel der wahren Dichtkunst" in fünf Gesängen, von Pyra. Die Dichtkunst führt den Verfasser in ihren Tempel: im Vorhof sind die Künste und Wissenschaften; an den Säulen des Thors sind die Gesetze aufgehangen, vier Quellen springen im Eingange, die eine heißt Reinlichkeit, die andere Flüssigkeit u. s. w. Die poetischen Gattungen werden personificirt. — Die Gedichte fanden damals allgemeinen Beifall und verdienen ihn auch meist wegen ihres melodischen Flusses. — Auffallender war, daß im folgenden Jahr Lange die ganze freundschaftliche Correspondenz veröffentlichte, nicht bloß Gleim's, Kleist's Sulzer's Briefe, sondern auch die seiner Gattin Doris. Jetzt fängt die Sitte an, die Intimität kleiner persönlicher Beziehungen an's Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen; es wird eine Angelegenheit, an der das ganze Publicum theilnehmen muß. Der Pietismus hatte das Herz gegen Gott aufgeschlossen, nun regt es sich leichtfertig nach allen Seiten und findet kein Ende mit seinen Geständnissen.

Auf die freundschaftlichen Briefe folgten 1747 Lange's „Horazische Oden", nicht Uebersetzungen des Horaz, sondern eigene Lieder im Stil des lateinischen Dichters, theils zur Verherrlichung der Freundschaft und Liebe, theils zum Preise des Königs von Preußen, den man schon als den „Großen" zu feiern anfing. — G. F. Meier, seit 1746 ordentlicher Professor der Beredsamkeit in Halle, hatte eine Vorrede über den Unwerth des Reims hinzugefügt (unter Lange's Oden war die größere Zahl reimlos). Er wollte zwar nicht ein Gedicht deswegen geradezu tadeln, weil es gereimt sei, und noch viel weniger alle Dichter, welche reimen und die Reime vertheidigen, mit dem verhaßten Namen der Reimschmiede belegen; allein wenn er dem Reim Gerechtigkeit widerfahren lasse, so werde er dies nach der größten Strenge thun. Bei Griechen und Römern nicht gebräuchlich, sei er durch einen Geschmack

hervorgebracht worden, der gewiß kein guter gewesen. Verdiene er ja eine Schönheit genannt zu werden, so sei sie eine überflüssige und entbehrliche. Denn die Schönheit eines Gedichts beruhe zunächst in den Gedanken und in den Worten und dann noch drittens in dem Schall des poetischen Ausdrucks oder in der Sonoritas; der Reim verschönere aber weder die Gedanken, noch die Worte, noch auch die Sonoritas. Er sei also entweder gar keine Schönheit, oder eine so kleine, daß kein wahrer Kenner des Schönen sich die Mühe nehme, ihren unendlich kleinen Werth zu schätzen. Und weil nun der Reim eine Monotonie verursache, in den meisten Fällen die schönsten Gedanken hindere und das Ohr verführe, die Verstöße des Dichters gegen Sinn und Ausdruck zu überhören, so werde seine unendlich kleine Schönheit durch so viel Böses überwogen, daß man sich nicht scheuen dürfe zu sagen, der Reim sei etwas Häßliches, und daß er billig abgeschafft werden müsse, vornehmlich in einigen Arten von Gedichten. Denn wo der Schwung der Gedanken nicht kühn sein dürfe, wo man nicht die höchsten poetischen Schönheiten anzubringen habe, wo die angenehme Verwirrung und mannigfaltige Abwechselung der Gedanken nicht so groß zu sein brauche: in allen solchen Gedichten könne er noch eher geduldet werden als in anderen, die wie z. B. eine pindarische oder horazische Ode beschaffen sein müssen. —

Die horazische Dichtungsart war das Ziel, auf das man ausging. Es galt nun ein entschiedenes Talent dafür zu gewinnen, und auch dieses sollte dem Freundeskreise nicht fehlen. — Ramler, geb. 25. Febr. 1725 zu Colberg, war im Halleschen Waisenhause erzogen und hatte seit 1742 in Halle studirt, angeblich Medicin, in der That aber die schönen Wissenschaften. Er hatte schon von der Schule eine lebhafte Vorliebe für den Horaz mitgebracht, und 1744 mehrere Oden gedichtet, die nichts Anderes waren, als poetische Stilübungen nach dem Muster des römischen Dichters, von welchem Stoff und Form beibehalten waren: Sehnsucht nach dem Winter, Klage über unerhörte Liebe, an den Vulcan bei Einweihung eines Kamins, Nänie auf den Tod einer Wachtel u. s. w., sehr trocken und steif, aber mit einem bedeutenden Formtalent. Die Unproductivität zeigt sich auch darin, daß er erst immer einen Anlauf nehmen und sich über sein dichterisches Vorhaben äußern muß, ehe er wirklich an's Werk geht. — In den ersten Monaten des Jahres 1745 kam er nach Berlin, um sich in der Anatomie auszubilden. Hier lernte ihn kurze Zeit darauf Gleim kennen, der, von seinem dichterischen Talent ganz bezaubert, ihm im Sommer 1746 eine Hauslehrerstelle bei seiner Schwester, 2 Meilen von Berlin, verschaffte und Herbst 1747 seine Anstellung als Professor beim Berliner Cadettencorps vermittelte.

Auch mit den Zürichern kam die Schule in nähere Verbindung.*) Um die Spitäler zu besuchen, kam 1746 Caspar Hirzel nach Potsdam, geb. zu Zürich 1723 aus einer alten Familie, der sich das Jahr zuvor in Leyden die medicinische Doctorwürde erworben hatte: ein liebenswürdiger und edler junger Mann, eine der angenehmsten Erscheinungen aus dem Kreise Bodmer's. Durch seinen Landsmann Sulzer wurde er mit Kleist und den übrigen Freunden bekannt, und vermittelte zwischen ihnen und Bodmer. „Ich sehe Sie, schreibt ihm dieser, öfters in meinen Gedanken als einen Gesandten der zürichschen Kunstrichter zu den brandenburgschen Musen an, und habe schon Proben genug, daß durch Ihre kluge Vermittelung die Herzen derjenigen, welche an der Elbe und der Limat den Musen opfern, aufs Genauste vereinigt worden sind, wodurch das finstere Reich des Teutobachs nothwendig geschwächt und seinem Untergange näher gebracht werden muß.“ Zwar kehrte Hirzel schon 1747 nach Zürich zurück, doch blieb er in ununterbrochenem Briefwechsel mit den neugewonnenen Freunden.

Von der frühesten Zeit an bis zu seinem Lebensende war Gleim die Vorsehung seiner Freunde; er schaffte ihnen Anstellungen, er schaffte ihnen Geld. Wie er diese systematische Wohlthätigkeit ausüben konnte, erscheint mitunter räthselhaft, denn in glänzenden Umständen war er nie, und die Verwendung eines jungen unbedeutenden Mannes bei Höhergestellten würde heute nicht viel fruchten. Aber die Freunde waren, wie es bei deutschen Gelehrten üblich ist, blöde und schüchtern, während Gleim, wo es darauf ankam jemand zu fördern, resolut nicht blos an die Minister, sondern an Kaiser und Könige ging, mündlich und schriftlich. Wer in dieser Beziehung Einfluß haben will und unermüdlich ist, gewinnt ihn zuletzt wirklich. Aug. 1747 verschaffte er seinem Freunde Sulzer eine Professur der Mathematik am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, er selbst wurde im Oct. desselben Jahres Domsecretair zu Halberstadt, später Canonicus. Die Stelle gab ihm ein gutes Auskommen und wenig zu thun, nur mußte er alljährlich der Abrechnung wegen nach Berlin, wo er sich in der Regel einige Monate aufhielt und die alten Bekanntschaften pflegte. Für sich selber hatte er fast keine Bedürfnisse. Während seine Gedichte von Wein und Liebe überfließen, trank er nur Wasser, und hat wohl nur selten ein Mädchen geküßt. Einmal war er nahe daran zu heirathen, aber seine Geliebte wurde ihm untreu und er lebte fortan als ewig jugendlicher Junggesell, nur für seine Freunde thätig. Schon seit 1745 sam-

---

*) Noch gehört in den Kreis der Director der Academie der bildenden Künste in Berlin, Bernh. Rode (geb. zu Berlin 1725, † 1797).

melte er die Portraits derselben nebst Bildnissen andrer berühmter Männer und richtete das schönste Zimmer seines kleinen Hauses zu einem Tempel der Freundschaft ein, der sich alljährlich erweiterte. Die Correspondenz mit den alten Freunden ging mit der nämlichen Zärtlichkeit fort, und jedes neu aufkeimende Talent wurde in den Kreis aufgenommen. Uns erscheint dies Treiben leicht lächerlich, und es ist ihm, wie Goethe später ganz richtig bemerkte, nicht selten begegnet, daß er Kuckuckseier ausbrütete, aber diese hingebende, aufopfernde Liebe für den Genius, wo er sich auch zeigen mochte, steht doch einzig in unserer Literatur da, und wenn er es gern sah, daß die neugewonnenen Freunde seine eignen Gedichte bewunderten und lobten, so mag man ihm diese menschliche Schwäche gern verzeihen, da er sich nie zum Cabalemacher erniedrigte.

Eine ähnliche Rolle spielte Bodmer in Zürich. Auch er spürte nach allen Seiten nach aufstrebenden Dichtern und Schriftstellern, freilich nicht ganz so unbefangen als Gleim, da er sie zu Parteizwecken verwendete. In Zürich stiftete er 1744 eine deutsche Gesellschaft, die er unbedingt beherrschte und von der Apostel in's Reich gingen. Von Staatsämtern hielt er nicht viel, da ihm das kleinliche Treiben des Pfahlbürgerthums widerstand. „Die hiesige Politik, sagt er einmal, geht allein auf den Erwerb eines Amts, keine Freiheit zu reden! Die Großen nehmen es als Mangel an Achtung, wenn man das Herz hat anders zu denken als sie, und lassen es bei allen Gelegenheiten entgelten.“ Desto eifriger war er auf literarischen Einfluß bedacht. 1745 gab er den Opitz heraus, gleich darauf mit Breitinger die „kritischen Briefe“, in denen er seine Ideen über das Heldengedicht „Noah“ und seine Vertheidigung des Milton weiter ausführte, das Wesen der epischen Schreibart erläuterte, die schwäbischen Minnesänger empfahl und eine neue Theorie der Fabel aufstellte. Darauf gab er die „Discurse der Maler“ 1746 in einer neuen Bearbeitung heraus, und kämpfte gegen die Einseitigkeit der sächsischen Kunstrichter in Bezug auf die Sprache. „Die Frechheit dieser Sprachverderber ist so groß, daß wir in dreißig Jahren, wofern Niemand ihrem Unternehmen Einhalt thut, eine von den abgeschmacktesten Sprachen haben werden. Alles geht darauf los, sie matt, nervenlos, weitläufig, unbestimmt zu machen; wozu ich noch setze, hart und unbiegsam. Man giebt die Regel, daß die fremden Wörter ausgemustert werden sollen; sie auf eine abergläubige Art in Obacht nehmen, nennt man geschickt schreiben; damit verfällt man auf Umschreibungen, auf übelpassende Ausdrücke, auf Verwechslung der Wörter, auf andre schädliche Mittel mehr, nur damit man dieser unumschränkten Regel Genügen thue. Man machet neue, theils zusammengesetzte, theils abgeleitete Wörter, welches ich gewissermaßen lobe; aber Niemand betrachtet zuvor, ob

diese Wörter geschickt und bequem; ob sie tonreich, biegsam, kurz seien; welches doch Eigenschaften sind, ohne welche ein solches Wort zu nichts dienen kann, als die Sprache zu verstellen; denn was nicht gelenk, tönend, kurz ist, das ist zum Gebrauche nichts nütze." — „Ich füge nur noch dieses hinzu, daß die Schweizer und alle die deutschen Völker, welche sich der meißnischen Mundart unterwürfig machen, zu gleicher Zeit sich der Hoffnung begeben müssen, daß sie jemals die Schreibart erwischen werden, welche man in Frankreich die naive nennt. Denn wie wird derjenige naiv, d. i. in der Sprache der Empfindungen schreiben können, der das Sächsische sowie etwa das Lateinische aus den Büchern lernen muß? — Man kann nicht sagen, daß die deutsche Sprache in Deutschland oder nur in einigen Provinzen Deutschlands allgemein sei; denn wie kann sie da allgemein sein, wo unter den verschiedenen Ständen und Klassen der Einwohner keine Gemeinschaft ist; wo der hohe Adel nichts mit dem geringeren, der geringere nichts mit dem neueren, dieser nichts mit den Bürgern, die Bürger mit den Bauern nichts Gemeinschaftliches haben, wo einer den andern ausschließet, vermeidet, wo jeder einen Stand für sich ausmacht, und in seinem Kreise bleibt? Wie kann unter ihnen die Sprache circuliren, wie können die Wörter und Redensarten der einen zu den andern überkommen und von ihnen genutzet werden? Muß nicht die schweizerische Sprache, wo die Freiheit alle Einwohner so genau unter einander verbindet, daß sie solche beinahe zu seines gleichen machet, dadurch allgemeiner, gleichmäßiger werden? Muß sie nicht soviel weiter ausgebreitet und für so viel mehrere Leute brauchbar werden, je mehrere Leute daran arbeiten?"

Wenn Baumgarten und Meier eine Richtung verfolgten, welche Bodmer nahe stand, so waren die Schweizer keineswegs ganz mit ihnen einverstanden. „Es scheint, schrieb Bodmer an Hagedorn, daß die Meinung überhand nehmen wolle, der Geschmack sei eine untere Beurtheilungskraft, wodurch wir nur verworren und dunkel erkennen. Nach dieser Bedeutung wird es kein so großes Lob sein, einen solchen Geschmack, der so unsicher ist, zu haben, und es ist kaum der Mühe werth, danach zu streben." — Aber der gemeinsame Kampf gegen Gottsched näherte sie einander.

Quistorp führte in „Gottsched's Büchersaal" *) 1745 den Beweis, daß die Poesie ihren Liebhaber leichtlich unglücklich machen könne, wenn man Baumgarten's Begriff annehme: denn nach ihm sei sie eine vollkommen sinn-

*) Die Zeitschrift „Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste" erschien seit 1745; sie enthielt u. a. Uebersetzungen aus Pope, Riccoloni; Aufsätze von El. Schlegel u. A.; auch ein Verzeichniß der deutschen Originalschauspiele 1742—1745.

liche Rede, d. h., es verliere bei ihr die Vernunft den Zügel gänzlich, und der Mensch werde in die Sklaverei der Sinne gestürzt. — Baumgarten hatte gesagt: sensitiva oratio perfecta; daraus machte Quistorp perfecte sensitiva. — Entgegnungen konnten nicht ausbleiben. G. F. Meier, der noch 1743 mit Gottsched in höflichem Verkehr gestanden, gab 1746 in der Schrift „von einigen Ursachen des gesunkenen Geschmacks" der „Dichtkunst" Breitinger's, weil sie auf das Wesen der Poesie einging, vor der Gottsched'schen den Vorzug. Zu jenen Ursachen rechnete er auch folgende. „Die Religion, sie mag wahr oder falsch sein, erfüllt die Gemüther derjenigen, die sie für wahr annehmen, mit gewissen erhabenen, ehrwürdigen und wunderbaren Begriffen, welche sonst nirgend anders entstehn können. Selbst die Andacht führt etwas Reizendes und Entzückendes mit sich, welches das Gemüth über die Sphäre der Endlichkeit erhebt. Wir Deutschen rauben unsern Gedichten mehrentheils diese hohe Schönheit, indem wir sie von der christlichen Religion entfernen." — So wurde auch von dieser Seite der Messias erwartet.

22. Sept. 1747 wurde Gottsched gewarnt, nicht mehr mit Baumgarten und Meier zu verkehren, da sie ihn heimlich anfeindeten; und in der That hatten diese damals ihren Bund mit den Schweizern förmlich zum Abschluß gebracht. In den „Anfangsgründen der schönen Wissenschaften," welche Meier 1748—1750 nach Baumgarten's Vorlesungen herausgab, ist die Haltung gegen Gottsched entschieden feindselig.

Noch immer betrachtete Gottsched die jungen Dichter und Schriftsteller in Leipzig, die früher seine Unterstützung genossen hatten, und zum Theil noch seiner Hülfe bedürftig waren, als seine ergebenen Schüler; allein der Zusammenhang hatte sich mehr und mehr gelöst. Sie standen insofern auf seinem Standpunkt, als sie der Poesie die Aufgabe beilegten, moralisch zu wirken, den Mittelstand zu bilden und demgemäß sich deutlich und correct auszudrücken; allein einmal war ihnen die beständige Polemik zuwider, bei der die Poesie nichts gewann, und die zu einem schlichten Cliquenwesen führte, und dann sahen sie allmählig ein, daß der gravitätische Stelzenschritt, in welchem die Gottsched'sche Poesie sich bewegte, nichts weniger als natürlich sei. Sie beschlossen endlich eine eigene Zeitschrift herauszugeben, welche nur positive Leistungen enthalten und aller Polemik entsagen sollte. Es waren die „neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes," 1745—1748, auch „Bremer Beiträge" genannt, weil ein Bremer Buchhändler sie verlegte; herausgegeben von Gärtner, der sich dazu wohl eignete, weil er in seiner Kritik streng und gewissenhaft war. Er machte selber nichts, aber er regte die Andern an (er ging 1745 als Informator nach Braunschweig, wo er 2 Jahre darauf Professor am Carolinum wurde). Als Aufgabe der Poesie

bezeichnet ein Gedicht des ersten Heftes: „der Gottheit Herold sein, der Tugend Ruhm erheben, dem Schweren unsrer Pflicht ein reizend Ansehn geben: das unerforschte Herz und Triebe, die uns fliehn, mit glücklicher Gewalt aus ihren Klüften ziehn, das Volk, das irre geht, vom falschen Wahn entfernen, nach sichren Zwecken gehn und edler denken lernen, in weisem Lob und Schimpf ermuntern und erbau'n, Geschmack und Kunst versteh'n und auf die Nachwelt schau'n: dies muß ein Dichter thun, den Recht und Einsicht adeln, den die Vernunft erhöht und blinde Schüler tadeln." — Die ersten Mitarbeiter waren Adolph Schlegel (von ihm erschien 1745 ein episches Lehrgedicht, 8 Gesänge in Alexandrinern, „der Unzufriedne; ferner Episteln, Fabeln, moralische Erzählungen u. s. w.), Cramer (der 1745 Magister wurde und Vorlesungen hielt; in religiöser Beziehung in dem ganzen Kreise der Strengste, so daß er selbst an unschuldigen Scherzen Anstoß nahm; er schrieb hauptsächlich Oden); Mylius, Gellert; dann folgten Rabener, Ebert, Zachariä, Kästner u. s. w.

Gellert war 1744 Magister geworden und hielt populäre Vorlesungen, die sehr viel Beifall fanden: er las über Aesthetik nach Batteux, über Rhetorik nach Ernesti und suchte unter seinen Zuhörern gute Hofmeister zu bilden, was ihm so gelang, daß man sich von allen Seiten um Empfehlungen an ihn wandte. Er hatte bei seiner friedfertigen Natur das Bedürfniß, sich nach allen Seiten gut zu stellen; so ließ er sich Empfehlungen an Hagedorn geben, kam aber auch Gottsched noch immer mit großer Verehrung entgegen. 1744 waren von ihm einige Schäferspiele aufgeführt worden, höchst unbedeutend und geziert; größern Beifall fand sein Lustspiel „die Betschwester," welches 1745 in den „Bremer Beiträgen" abgedruckt wurde, freilich auch vielen Anstoß erregte, weil man meinte, er habe nicht blos die Scheinheiligkeit, sondern die Frömmigkeit verspotten wollen. Ihm selbst machte das Stück in spätern Zeiten, wo er ängstlicher geworden war, großen Kummer; auch versicherte er in der Vorrede, er habe mit seinen Lustspielen lieber tugendhafte Thränen, als fröhliches Gelächter hervorrufen wollen. Den Werth des Theaters betrachtete er nur nach dem moralischen Zweck. „Es wird auf der Schaubühne Alles begreiflicher und sinnlicher; wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden, glauben Sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie nicht wissen wollen?" Er schrieb noch später einige Lustspiele, die nicht einmal von Seiten der gemeinen Technik zu beachten sind. Auch gab er Trostgründe wider ein sieches Leben heraus, in denen er sich selber zu beruhigen suchte.

Noch einige neue Mitglieder traten in den Kreis. Conr. Arn. Schmid, geb. 23. Febr. 1716 zu Lüneburg, der in Kiel, Göttingen und

Leipzig Theologie studirt hatte und namentlich in der lateinischen Dichtkunst stark war. Für die „Beiträge" schrieb er eine Uebersetzung der Virgil'schen Hirtengedichte. Nach dem Tod seines Vaters 1748 wurde er Rector in Lüneburg; auch von dort aus stand er noch immer mit Gottsched in Verkehr, wie denn überhaupt die jüngere Schule nicht eine offne Empörung, sondern nur eine stille Lösung wollte.

1745—1748 studirte in Leipzig der Sohn eines lutherischen Predigers in Nieder-Ungarn, Gisecke, geb. 2. April 1724, der nach dem Tod seines Vaters, 1741, mit der Mutter nach Hamburg gegangen war, wohin er 1748 zurückkehrte. Seine Gedichte waren überwiegend moralisch, doch fehlte es nicht an Liebes- und Frühlingsliedern in der Weise Hagedorns, der trotz seiner Leichtfertigkeit in der Schätzung dieser jungen Moralisten sehr hoch stand. Da Gisecke später Prediger wurde, sind seine Liebesempfindungen fast durchweg seiner Frau zugeschrieben, und sein Hochzeitstag wurde regelmäßig gefeiert.

Der Charakter einer Schule wurde auch dadurch fest gehalten, daß die poetischen Versuche einer strengen Censur unterworfen waren; sie wurden in den Zusammenkünften vorgelesen, nach Form und Inhalt streng geprüft und die Aelteren sorgten dafür, daß in dem Ton keine Veränderung eintrat.

Für Gottsched war es doch hart, daß gerade in seiner nächsten Umgebung ein Kreis sich bildete, der seinem unmittelbaren Einfluß entzogen war. Bodmer wußte es sehr gut zu benutzen. „Der gute Geschmack, schreibt er an Lange Merz 1746, steht doch in Leipzig selbst in guten Händen, seit Herr Gärtner die neuen Beiträge besorgt. Ich habe Proben der feinsten Moral und Kritik von ihm gesehen. Wir müssen und wollen mit allen Freunden die Leipziger, die Gärtnern gleich sind, gelten lassen. Gellert hat durch sein Exempel bewiesen, daß ein Gottschedianer bekehrt werden kann. Seine neuen Fabeln sind denen in den Belustigungen ganz ungleich. Die leeren Köpfe in Leipzig sind darum nicht mit ihm zufrieden. Aber die Kritik desto besser. Wir müssen Jedermann, der es gut meint und aufrichtig handelt, Recht widerfahren lassen."

An Anhängern fehlte es Gottsched nicht; noch immer wandten sich die Zeitungen an ihn, wenn es galt, ein brauchbares Subject mit mäßigen Ansprüchen zu gewinnen; noch immer flehten arme Literaten um seine Huld. So erhielt er 8. Merz 1745 einen Brief von einem jungen Juden aus Berlin, Gumpertz (geb. 1725), der unter rabbinischen Studien aufgewachsen war, sich aber seit 1742 mit rühmlichen Eifer auf die moderne Cultur gelegt hatte und Tag und Nacht Latein studirte; er bat um seinen Schutz und erwartete Bescheid von den geringsten seiner Bedienten. Er wurde Dec. 1747 Secretär bei dem Marquis von Argens und vermittelte die Beziehungen

Gottsched's zu den Hofliteraten Friedrich's d. Gr. Auf alle solche Briefe antwortete Gottsched eigenhändig, und mochte wohl, wenn die Angriffe gegen ihn zu grob wurden, Trost finden in der stattlichen Briefsammlung, die in 22 Folianten 4700 Briefe stark, noch heute auf der Leipziger Stadtbibliothek zu finden ist. — Auch Grimm, der sich jetzt in Frankfurt a. M. aufhielt, war ihm treu geblieben. Er intriguirte in seinem Auftrag gegen die Neuberin, die mit ihrem Theater umsonst gegen Nicolini's Kinderballet aufzukommen suchte, und schickte ihm Bericht über die französische Literatur. Dec. 1748 ging er als Secretär des sächsischen Gesandten nach Paris und breitete den Ruhm seines Meisters in Frankreich aus.

Die Philologie, die seit dieser Zeit in Leipzig und in den sächsischen Schulen eine besondere Pflege fand, sagte sich mehr und mehr von den Einflüssen der herrschenden Literatur los. Sie kümmerte sich weder um die Formeln der Schulphilosophie, noch der Schulkritik. Ernesti, der mit Wolffischen Beziehungen begonnen hatte, war nun reiner Philolog geworden: seine classische Ausgabe des Cicero erschien 1737, es folgten später Sueton, Tacitus u. s. w. In einem Programm, 20. April 1736, warnt er vor dem Mißbrauch der Wolffischen Philosophie und namentlich vor ihrer Anwendung auf die positiven Wissenschaften. Indem er allmählig seinen Uebergang zur theologischen Facultät vorbereitete, mußte er sich über die Beziehungen zum Wolffischen System erklären, und es geschah im feindlichen Sinn schon in einem Programm 1739, wo er die Nothwendigkeit der Offenbarung gegen diejenigen, welche den Inhalt derselben aus der reinen Vernunft herleiteten, zu erweisen suchte. Später ging er in der Polemik noch weiter und wies nach, daß eine grammatische Auslegung der Schrift die einzig richtige sei. 1742 wurde er außerordentlicher Professor der alten Literatur und verspottete in der Antrittsrede die Kleinkrämerei derjenigen Gelehrten, die in den Classikern nur eine Sammlung antiquarischer Notizen fanden, während er selbst in Geßner's Sinn darauf ausging, sie sprachlich zu erläutern und in ihnen das Kunstwerk hervortreten zu lassen.

Dennoch stand er nicht schlecht mit einem andern Lehrer der Universität, der die entgegengesetzte Richtung verfolgte. Es war J. F. Christ, der eigentliche Begründer der Archäologie. Geb. 1701 zu Coburg aus einer ansehnlichen Familie, hatte er 3 Jahre zu Jena Philosophie, Mathematik und deutsche Rechtsgeschichte studirt, dann war er 2 Jahr als Informator eines Herrn von Wolzogen nach Halle gegangen, wo die Einflüsse von Thomasius und seiner Schule mächtig über ihn wurden. Der Einfluß des Geheimenraths von Bünau, des Geschichtsschreibers, verschaffte ihm eine außerordentliche Professur der Geschichte in Leipzig: bevor er dieselbe antrat, machte er mit dem

jüngern Bruder seines Gönners eine Reise durch Deutschland, die Niederlande, England, Oestreich und Italien. Er galt als Muster feiner Lebensart, obgleich er still für sich hinlebte, ganz in seine Studien vertieft. Er hatte in der Jugend deutsch gedichtet, gab es aber auf, weil ihm die deutsche Sprache noch nicht gebildet genug schien, um strenge Formen mit freier Bewegung zu vereinigen; er war ein großer Kenner des Altdeutschen, und fand in der neuen Sprache eine völlige Verwässerung; seitdem dichtete er nur lateinisch; sein Latein war elegant, aber nicht einfach. 1728 sammelte er seine vermischten Abhandlungen unter dem Titel „noctes academicae", in denen er unter Anderem für die anakreontische Dichtung auftrat, und die Nachbildung derselben im Deutschen empfahl. 1731 schrieb er eine Abhandlung über Macchiavell, die er Bünau zueignete, und die seine Geistesverwandtschaft mit Thomasius zeigt: Macchiavell sei nicht ein Verehrer, sondern ein Feind der Monarchie, sein Zweck sei gewesen, die Mediceer verhaßt zu machen und ihre ehrgeizigen Pläne zur Unterjochung ganz Italiens an's Licht zu stellen; seine wahre Politik erhelle nicht aus dem „Fürsten", sondern aus den „Anmerkungen zum Livius." — 1739 wurde er ordentlicher Professor der Poesie, und wandte seine Thätigkeit seitdem hauptsächlich auf die Erläuterung der alten Kunst, die er in allen Zweigen gründlich studirt hatte, und für die er ein feines Verständniß besaß. Er war nicht blos gründlich in den Schriften belesen, die darüber handeln, sondern er kannte auch die neuen Werke der Malerei sehr genau, er besaß eine große Sammlung von Münzen und alten Gemmen, und zeichnete und radirte selbst. In allen Fragen, welche die Kunst betrafen, war er die unumstößliche Autorität für Leipzig. — Es ist nicht uninteressant, was Ernesti bei der Denkrede auf Christ über die Bedeutung dieses Studiums sagt. „Wenn man der Wahrheit entsprechen will, so ist alles, was in neueren Zeiten die Malerei, Bildhauerei und Baukunst Bewunderungswürdiges, Reizendes und Ausgezeichnetes haben, von den alten Kunstwerken copirt. Es war gewissermaßen eine List des Glücks, daß die Alten bei ihrem großen Ueberfluß an Kunstwerken manche sogar zum Schmuck der Grüfte verwendeten. Da nun die Liebhaber der Wissenschaft, nachdem die Barbarei der scholastischen Philosophie vertilgt war, in den griechischen und lateinischen Schriftstellern die Weisheit aufsuchten, fing man an, auch den Ueberresten der alten Kunst nachzuforschen Jetzt ist der gothische Geschmack bei uns in Verachtung, so auffallend ist die Rohheit desselben, die an Einfalt wie an Schönheit weit von der Natur abweicht." Für diese Umbildung des Geschmacks, setzt Ernesti hinzu, sei hauptsächlich Christ thätig gewesen.

Christ beschränkte sich aber keineswegs auf diese Seite der Wissenschaft; er war allseitig gebildet, und auch in Bezug auf die Schriftsteller ein kühner

Kritiker. Von seiner Abhandlung über Phädrus, 1747, hat Danzel sehr glücklich nachgewiesen, wie sowohl die Art des Streits, als die Neigung, den Vorurtheilen des großen Haufens zu widersprechen, an Lessing erinnere. Sie erinnert nicht minder an Thomasius; zwischen beiden steht Christ in der Mitte. Auch die Wahl des Gegenstands bezeichnet die Verwandtschaft, sie verräth den Instinct für das, worauf es ankommt. Die Fabel war diejenige Gattung, in welcher die deutsche Poesie zuerst zu sich selbst kam.

Heute betrachten wir die Fabel im Ganzen mit Geringschätzung, und obwohl wir noch alle die Fabeln auswendig wissen, die wir in den Kinderjahren aus „Weisheit und Tugend" gelernt, so würde doch ein Dichter sich tief zu erniedrigen glauben, wenn er sich in einer so wenig romantischen Sphäre bewegen wollte. Wir legen uns mehr auf den Weltschmerz, und es ist im Ganzen nichts dagegen einzuwenden, wenn man sich auch die bescheidene Frage erlauben möchte, ob diese Weltschmerzliteratur jemals das Alter der bescheidenen Fabel erreichen wird. Den muntern Seifensieder, den Hund der den Mond anbellt, die Bauern und den Amtmann, die Ameise und die Grille, kennt noch jedes Kind, und auch die Alten hören den närrischen Einfällen mit Vergnügen zu. Und diese Dinge sind nun weit über 100 Jahr alt; dagegen ist Manches, was vor noch kaum 30 Jahren als Dichtung ersten Ranges galt, bereits so vollständig der Vergessenheit anheim gefallen, als ob es nie geschrieben wäre. Es war in den alten Fabeln gar kein Schwung, sehr wenig Poesie, aber viel behaglicher Menschenverstand; in dem modernen Weltschmerz war sehr viel Schwung, ebenso wenig Poesie und gar kein Menschenverstand. So bleibt der Kindheit unserer Poesie ein gewisser Vorzug vor einem Theil unserer Studentenjahre, womit freilich nicht gesagt werden soll, daß wir deshalb wieder zur Kindheit zurückkehren sollten.

Wie dem auch sei, in der Periode der „Bremer Beiträge" war die Fabel ein wesentlicher Theil der Nationalliteratur; eine gute Fabel zu machen, oder sie auch nur geschickt nachzuahmen, die Moral in dem Beispiel recht anschaulich hervortreten zu lassen und bei der Ausführung Witz und Scharfsinn zu zeigen, galt für kein kleines Werk. Fabel und poetische Erzählung geht in der Regel neben einander, die erstere giebt für die letztere den Ton, der Dichter bemüht, sich seine Erzählung ebenso unbefangen, naiv und humoristisch einzurichten, wenn keine Thiere darin auftreten, als im entgegengesetzten Fall. Hagedorn blieb immer das Vorbild; Bodmer gab 1744 die Fabeln seines Landsmanns Meyer von Knonau heraus, der sich dadurch auszeichnete, daß er sich wirklich in die Natur der Thiere hineingelebt hatte und dieselben ausführlich charakterisirte. Dann gab Bodmer 1746 eigne Fabeln heraus, und fügte eine Abhandlung über das Princip derselben hinzu. Der beliebteste aber von allen Fabeldichtern wurde Gellert.

1745 trug er eine Abhandlung vor über die Geschichte der Fabel, und noch in demselben Jahre erschienen einzelne von ihm in den „Bremer Beiträgen.“ Sie wurden 1746 gesammelt und 1748 folgte ein zweiter Theil. Die Fabeln, die er in den „Belustigungen“ veröffentlicht, verwarf er durchweg, weil der hochtrabende Ton und das steife Versmaaß derselben zu seinen neuen Ueberzeugungen nicht mehr stimmte. Es kam ihm jetzt hauptsächlich darauf an, einfach und natürlich zu erzählen, und demnach wählte er ein freieres Versmaaß. Mit der Erfindung gab er sich keine große Mühe, die Fabeln sind durchweg aus früheren Bearbeitungen, die Erzählungen meist aus dem „Zuschauer“ entlehnt; er will es übrigens ebenso wenig Wort haben als Hagedorn, daß er den Lafontaine benutzt, und führt sogar seine geringe Kenntniß des Französischen als Beleg an. Indessen dürfte eine Einwirkung nicht ganz abzuleugnen sein, denn so sehr sich der stille deutsche Gelehrte im Ton von dem französischen Welt- und Hofmann unterscheidet, so ist doch die gemüthliche Plauderei und die Redseligkeit bei dem einen so stark als bei dem Andern. Am glücklichsten ist Gellert da, wo er sich auf eigne Füße stellt und aus dem wirklichen Leben schöpft; die Bauern und der Amtmann, die Proceßsucht, die Klatscherei, die zänkische Frau, u. s. w. haben für uns doch noch immer das Interesse der Localfarbe. Sie sind nicht kühner und nicht poetischer als Rabener's Satiren, aber sie prägen sich, des leichten, glücklichen Verses wegen, besser dem Gedächtniß ein. Es ist eigen, daß der höchst tugendhafte Gellert in diesen früheren Erzählungen mitunter mit einem gewissen Schmunzeln Dinge berührt, die er später, als er ganz Moral geworden war, wohl vermieden hätte; im Allgemeinen aber geht durch alle seine Erzählungen eine sehr bestimmte Moral, die Moral der Entsagung, oder mit andern Worten, die Moral der Schwächlichkeit. Leidenschaften bringen den Menschen in der Regel in häßliche Conflicte, man soll sie daher vermeiden; Alexander d. Gr. hat bei seinen Eroberungen viele Menschen unglücklich gemacht, sein Reitknecht, der sich damit begnügt, die Pferde zu striegeln, hat viel mehr Ansprüche auf den Himmel. Diese Moral fand damals, wo Sachsen unter Friedrich's Eroberungszügen schwer zu leiden hatte, ungeheuren Beifall; in späterer Zeit, wo kühnere Leidenschaften sich regten, hat man dagegen Gellert's Moral als Bild der Moral überhaupt aufgefaßt, und das Verlangen, die Poesie solle sittlich sein, als ein spießbürgerliches bezeichnet. Die Sittlichkeit eines engbrüstigen Hypochonders kann aber gegen den Begriff an sich nichts beweisen, denn ihr fehlt gerade das, was bei aller Sittlichkeit die Hauptsache ist, die Kraft. Das moralisirende Geschwätz der Gellert, Garve u. s. w. ist den Leuten so widerlich geworden, daß sie, um der Langenweile zu entgehen, zuletzt sich zu einer Begeisterung für das Laster aufschwindelten, wo-

raus dann endlich wieder eine Schwächlichkeit hervorging, die noch viel erbärmlicher war, als die schwächliche Moral. Daß „Lucinde" auf die Moral lästert, während in „Menschenhaß und Reue" die Moral verherrlicht wird, macht keinen Unterschied, das eine Stück ist so schwächlich und weichlich als das andere, also in höherem Sinn ebenso unsittlich.

Wie es mit Gellert's Moral beschaffen war, wenn sie auf die Probe gestellt wurde, zeigt am besten sein Roman „das Leben der schwedischen Gräfin" 1746. Als in früheren Jahren eine neue Auflage davon erschien, erzählte Varnhagen den Inhalt einer Gesellschaft, die das Buch noch nicht kannte, und erregte allgemeinen Unwillen; Alle riefen aus, das sei wieder ein Stück vom jungen Deutschland. Abgesehen von der Sprache, ist der Vergleich auch vollkommen richtig, nur folgt daraus nicht, wie Varnhagen meint, eine Rechtfertigung des jungen Deutschland, sondern die Verwerflichkeit der Gellertschen Moral. Die Romantiker, die Dichter des jungen Deutschland, waren keine bösen Menschen, so wenig als Gellert, auch Kotzebue war es nicht eigentlich; aber ihre Schriften waren darum unsittlich, weil sie die Schwäche als Kraft, das Gemeine als edel verherrlichten. Sie Alle verkannten ihren Beruf, sie waren (so wunderlich das auch z. B. von Gutzkow klingen mag!) zu Predigern geboren, und hielten sich für Dichter; stark im Ermahnen, konnten sie Nichts schaffen; wenn sie zu schaffen unternahmen, gingen unter ihren Händen jene weichen formlosen Geschöpfe hervor, die keine Knochen, keine Bestimmtheit des Willens hatten, also auch außerhalb des Gebiets der Sittlichkeit standen. Da sie nun in diese ihre Geschöpfe verliebt waren, wie die Eltern mitunter auch in mißgeschaffene Kinder, und diese Liebe durch Grundsätze zu rechtfertigen suchten, so predigten sie dem Pöbel einen falschen Götzendienst und mußten deswegen bekämpft werden. — Da Gellert's Roman wenig bekannt ist, theilen wir hier W. Menzel's Auszug mit, und bemerken dabei, daß Menzel die ärgsten Dinge noch gar nicht hervorgehoben hat.

„Die Gräfin erzählt ihre Schicksale selbst. Als arme Waise bei einem verwandten Edelmann erzogen, gewann sie die Achtung und das Herz eines reichen schwedischen Grafen, der sie heirathete. Sie fand, daß sie dieses Heirathsglück nur einer gewissen Caroline, früheren Geliebten des Grafen zu verdanken habe, die ihm, obgleich sie schon Kinder von ihm hatte, entsagte, damit er eine ebenbürtige Heirath schließen könne. Die junge Gräfin dankte dafür Carolinen durch zärtliche Freundschaft. Sie kamen an den Hof. Ein Prinz verliebte sich in die Gräfin, sie wies ihn ab. Dafür wurde der Graf in einem Kriege auf einen gefährlichen Posten postirt, schwer verwundet und noch dazu wegen angeblicher Nachlässigkeit zum Tode verurtheilt, starb aber an seinen Wunden. Die Wittwe floh von dem Prinzen in Begleitung eines Herrn R.,

der des Grafen Freund gewesen, nach Amsterdam, wo R. sie heirathete. Sie bekam eine Tochter. Unterdeß war ein unehelicher Sohn des Grafen, Carlssohn, herangewachsen, und hatte ebenfalls geheirathet, und zwar eine gewisse Marianne, die als seine Schwester erkannt wurde. Er wollte sich von ihr trennen, starb aber plötzlich. Marianne heirathete einen gewissen Dortmund, als dieser plötzlich irre redete und bekannte, er habe Carlssohn vergiftet, um Mariannens Hand zu bekommen. Er floh, Marianne öffnete sich die Adern und starb. — Auf einer Reise nach Rußland wurde die Gräfin plötzlich von einem Unbekannten feurig umarmt, es war ihr erster Gemahl, der Graf, der ihr nur fälschlich todt angesagt worden war, als Gefangener nach Sibirien geschickt und endlich von dort wiedergekehrt war. Herr R. trat ihm großmüthig die Gattin wieder ab. Nach einigen Jahren starb aber der Graf wirklich; ebenso R., und die Gräfin blieb Wittwe. Am Schluß die Erzählung von den Schicksalen des Grafen in Sibirien mit einigen Episoden." — Es verdient angemerkt zu werden, daß damals Prediger Sack den Roman auf's Wärmste empfahl.

„Mein größter Ehrgeiz, schreibt Gellert 1746, besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten in engerem Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen." — Mit großer Befriedigung erfuhr er, daß seine Schriften und namentlich seine Fabeln und Erzählungen noch weit tiefer in das Volk eindrangen als er zu hoffen gewagt. Einmal war er dabei, als ein Holzbauer bei dem Buchbinder die Fabeln kaufte, den er für den Verfasser hielt: er erzählte ihm, daß sie in allen Dorfschenken vorgelesen und mit großer Andacht angehört würden. Sehr oft kamen Leute aus niederen Ständen zu ihm, und küßten ihm dankbar die Hand, daß er ihnen so schöne Belehrungen habe zu Theil werden lassen. Hin und wider bedauerte er freilich, daß er nicht vor längerer Zeit eine Dorfpfarre angenommen habe. „Ich würde vielleicht mehr Gutes gestiftet und entfernt vom Geräusch der Welt ruhiger gelebt haben, als bei einer Professur." Auch beklagte er sich zuweilen, daß sein Witz nicht immer vorhalten wollte, da doch das Publicum alle Jahre etwas Neues verlange. Aber im Ganzen war er mit seiner Stellung wohl zufrieden, und stimmte sich immer erbaulicher; er hielt bald darauf vor einer zahlreichen Versammlung moralische Vorlesungen, durch die er den Sinn für Rechtlichkeit, Tugend und Frömmigkeit zu wecken suchte. So führte er das Werk der alten Pietisten fort, ohne in ihre Convulsionen

zu gerathen; die mystische Ader fehlte ihm ganz, für besonders begabte Naturen hatte er keinen Sinn; seine Ermahnungen richteten sich an den gemeinen Mann, und seine Tugend wandelte auf der Heerstraße. Sein hageres und eingefallenes Gesicht, sein gesenktes Haupt und seine ernsttraurige Miene, die doch große Gutmüthigkeit ausdrückte, entsprachen der Rolle, die er im Leben spielte; seine hohle, etwas weinerliche Stimme erweckte Rührung bei allen Zuhörern. Er versäumte niemals die Kirche zu besuchen und bemühte sich, auch in den gewöhnlichsten Gesprächen erbaulich zu sein. In Leipzig wurde er bald eine populäre Figur, und regte in dieser respectablen Stadt ein ganz neues Leben an, das seine Wirkung auch in die Ferne nicht verfehlte.

Zahlreiche Fabeldichter traten in seine Fußtapfen; unter den Verfassern der „Bremer Beiträge" zeichnete sich namentlich Zachariä aus, sein bedeutendster Nebenbuhler aber war Lichtwer, dessen 4 Bücher Aesopischer Fabeln 1748 erschienen und von Gottsched sehr gelobt wurden. Einige darunter, namentlich das „Katzenconcert", haben sich noch heute erhalten. Im Allgemeinen sind sie bei Weitem trockner und steifer als die Gellert'schen. Lichtwer war 30. Jan. 1719 zu Wurzen geboren und hatte 1739 zu Leipzig die Rechte studirt, welches Studium er 1743 in Wittenberg fortsetzte. Dort promovirte er 1744 und begann 1747 seine Vorlesungen über Römisches Recht; Logik und Moral las er nach Wolff. Im folgenden Jahr heirathete er, machte eine Erbschaft und erhielt eine Präbende im Domstift zu Halberstadt, wohin er 1749 übersiedelte. Mit Gleim kam er in kein näheres Verhältniß; er war ein ernster, strenger, etwas trockner Geschäftsmann, der sein Amt mit großer Gewissenhaftigkeit trieb. Er starb 7. Juli 1783 als Regierungsrath.

Elias Schlegel hatte mittlerweile in Dänemark eine ansehnliche Rolle gespielt. Mit Holberg enge befreundet, gab er Beiträge zum dänischen Theater und ein Schreiben über die Einrichtung eines dänischen Theaters heraus. Mehr und mehr hatte er sich von Gottsched abgewandt, und in einem Brief an Bodmer, dem er seine neuen Stücke einsandte, 9. April 1746, behauptete er geradezu, er sei nie dessen Schüler gewesen. In seiner Kunst war er immer vorwärts gekommen, in seinem letzten Trauerspiel „Kanut", nach einer Erzählung des Saxo Grammaticus gearbeitet, findet er einen echt tragischen Ausdruck, und bemüht sich mit Ernst zu charakterisiren. Als Fehler wurde schon damals mit Recht gerügt, daß der Held seiner großen moralischen Vollkommenheit wegen nicht in sich selbst sein Schicksal trägt, daß dieses vielmehr von außen über ihn kommen muß. Wenn dagegen die Zeitgenossen über die Wildheit der Sitten klagten, so geschah das unter dem Einfluß der schwächlichen Moralität, die allmählig im Mittelstande aufgekommen war; wir

würden in dieser Beziehung unbefangener sein. Auch seine wissenschaftlichen Studien setzte er fort, und arbeitete namentlich an einer Geschichte Heinrich des Löwen. Nachdem er durch Holberg eine Professur zu Soroe erhalten und geheirathet hatte, starb er plötzlich am hitzigen Fieber 13. Aug. 1749, erst 31 Jahr alt; der deutschen Literatur gingen durch seinen Tod große Hoffnungen verloren.

Sein Bruder Adolph, der mehr sein Rednertalent als seine Gelehrsamkeit ausgebildet hatte, verließ Leipzig 1746, um eine Hauslehrerstelle anzunehmen; dann kehrte er auf ein Halbjahr wieder zurück, bis ihn sein Freund Cramer, der eine Pfarre erhalten, 1747 zu sich nahm. In Braunschweig war eine höhere Lehranstalt errichtet, die mehrere Mitglieder des Kreises an sich zog: zuerst Zachariä 1747, dann Ebert 1748, Andere folgten. Ehe der Kreis gesprengt wurde, war noch ein Dichter von größerem Gehalt in ihn eingetreten, der junge Klopstock, der April 1746 die Universität bezog. Aber die Darstellung dieses Mannes, der durch kühne Willenskraft der deutschen Poesie einen neuen Weg bahnen sollte, gehört einer andern Periode an.

Kästner trat Nov. 1746 eine Professur der Mathematik an, zugleich hielt er Vorlesungen über die Wolffische Philosophie, der er auch später treu blieb, und ein Disputatorium, welches von den begabtesten jungen Leuten besucht wurde, z. B. von Mylius, den beiden Schlegel, Zachariä u. s. w. Kästner wirkte durch seinen heitern, belehrenden Umgang viel mehr, als durch seine Schriften, seine Bildung war bedeutender als sein Talent. An den literarischen Streitigkeiten betheiligte er sich wenig, er hatte nie eine große Begeisterung für Gottsched zur Schau getragen, fand aber auch keinen Grund, mit ihm zu brechen. Auch in dem weiteren Kreise suchte man noch immer zu vermitteln. „Uns deucht," heißt es in der Vorrede zu den „Hallischen Bemühungen", 1746, die von Cramer und Mylius herausgegeben wurden, „daß die schweizerischen Schriften mit der Gottsched'schen Dichtkunst in einem Schrank hätten beisammen stehen können, ohne daß eine Schlacht unter ihnen würde vorgefallen sein. Wir sind nicht im Stande, denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses kritischen Zwiespalts befragen; der Dichter, welcher dereinst diesen Kampf besingen wird, wird ohne Zweifel die Offenbarung der Musen so nöthig haben, als Homer." — Mylius lebte noch immer in sehr kümmerlichen Verhältnissen, er arbeitete für Gottsched an der Uebersetzung des Lucian und gab verschiedene Zeitschriften heraus, „die Ermunterungen", Oct. 1746 bis Apr. 1748, und den „Naturforscher", Juli 1747 bis Dec. 1748. Die letztere Zeitschrift hatte einen streng wissenschaftlichen Charakter, doch finden sich in ihr, wie in der andren, kleine Gedichte, über welche folgendes „Eingesandt" gedruckt wurde. „Mein Herr!

Ich weiß nicht, was Sie für närrisches Zeug machen. Was T..... wollen Sie denn mit Ihren Sauf- und Hurenliedern in Ihrem Naturforscher? Ist es nicht eine Schande, daß Sie solch' abgeschmacktes Zeug mit hineinsetzen! Das muß ein infamer Kerl sein, der diese Lieder macht. Ein Erzhurer und Säufer muß er sein. Wenn Sie seinen Narrenspossen nur noch einen quer Finger breit Platz einräumen, so werde ich Sie auch dafür halten. Leben Sie wohl. Ich bin etc. Horribilicribifax II." — Der Verfasser dieser Gedichte und natürlich auch der Verfasser des „Eingesandt", war ein junger Landsmann von Mylius, der jetzt in Leipzig studirte, Gotthold Ephraim Lessing.

Klopstock haben wir aus der Darstellung der gegenwärtigen Periode ausscheiden müssen, weil er mit einem ganz neuen Princip in die Geschichte der Dichtkunst eintrat, welches dem alten Dichten, Denken und Empfinden den Krieg ankündigte; Lessing dagegen, der große Reformator der deutschen Literatur, wurzelt durchaus im Boden seiner Zeit, und seine Anfänge werden ihn nicht wesentlich von den übrigen Dichtern der Periode unterscheiden. Der Weg, den die Poesie bis dahin durchlaufen hatte, war folgender: Christ. Weise hatte die Aufmerksamkeit auf die Realien gelenkt, auf den wirklichen Inhalt des Volkslebens, das er darstellte, und auf den Ton der Volksempfindung, den er nachahmte. Zum Dichter fehlte ihm die Kunst, oder, wenn man will, der Sinn für Ordnung und Gesetz. Was er schrieb, hatte keine Folge und keinen Zusammenhang, daher auch keine innere Nothwendigkeit. Diesem Naturalismus, der sich in Mosaikarbeiten verflüchtigte, traten Gottsched und die Aesthetiker der Wolffischen Schule entgegen, indem sie den Sinn für Ordnung und Gesetz anregten. Es geschah pedantisch und in rein äußerlicher formaler Weise; es schien, als ob die Regel die Hauptsache sein sollte, als ob die Kunst in weiter nichts bestände als in Beobachtung der Regeln. Ein wirklicher Inhalt war nicht vorhanden, und die Richtigkeit beleidigte um so mehr, da sie sich gravitätisch spreizte. Die besseren Talente, die sich um Gottsched geschaart hatten, wandten sich allmählig von dieser Pedanterie ab, sie kehrten zu Weise, d. h. zur Beobachtung und Nachbildung der Natur und der Wirklichkeit zurück. Aber die Schule war nicht ohne Frucht geblieben: sie hatten gelernt in der Poesie einen Zweck, einen leitenden Gedanken zu verfolgen, sie sahen die Nothwendigkeit eines inneren Zusammenhangs ein. Da die Kraft zu Werken größeren Stils nicht ausreichte, hielt man sich an die kleinen und mittleren Gattungen, und die Fabel war dazu eine gute Vorschule. Die Verfasser der „Bremer Beiträge" hielten sich mehr an den allgemeinen sittlichen Inhalt des bürgerlichen Lebens, die Hallesche Schule bildete die individuellen Empfindungen aus. Beide aber bemühten sich,

die Poesie auf die Wirklichkeit zu beziehen. Auf diesem Boden steht Lessing der Dichter: auch darum, weil er ursprünglich eine gründliche Abneigung gegen alle Kritik und alle Theorie aussprach, weil ihn Bodmer ebenso langweilte als Gottsched, und weil er, der ewigen Streitigkeiten müde, bei denen doch nichts herauskam, vor allen Dingen darauf drang, etwas zu schaffen.

Lessing war 22. Jan. 1729 zu Kamenz geboren. Sein Vater (geb. 24. Nov. 1693) war jener Pastor, den Mylius 1743 durch ein bösartiges Pasquill geärgert hatte. Er war kein gewöhnlicher Pfarrer, er hatte die theologische Bildung der Zeit sehr gründlich durchgemacht und Einiges geschrieben, was bei Kennern Anerkennung gefunden hatte. Er gehörte der orthodoxen Schule von Wittenberg an, doch nicht als strenger Eiferer, er stand mit Mosheim in freundschaftlicher Verbindung und interessirte sich für die kritischen Arbeiten der Zeit; er war von der strengsten Sittlichkeit, und würdig auch im Zorn, dem er leicht verfiel. Der Sohn hatte das Glück, den Vater wahrhaft achten zu können. Viele Jahre später, als er einmal über eine verdrießliche Nachricht aufgebracht, sich in die Unterlippe beißt, schreibt er: „Indem ich das Letztere wirklich thue, sogleich steht er vor mir, wie er leibte und lebte, mein Vater seliger. Das war seine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing; und so oft ich ihn mir einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mich nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen. So wie, wenn ich mir ihn auf Veranlassung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß sein kann, daß die Zähne sogleich auf meiner Lippe sitzen. Gut, alter Knabe, gut. Ich verstehe dich. Du warst so ein guter Mann und zugleich so ein hitziger Mann. Wie oft hast du es selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne in dem Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitzest, so leicht in der Hitze dich übereilest. Wie oft sagtest du zu mir: Gotthold, nimm ein Exempel an mir, sei auf deiner Hut. Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch gern, wenigstens in dir, gebessert haben. — Jawohl Alter, jawohl, ich fühle es noch oft genug.“ —

21. Juni 1741 kam Lessing auf die Fürstenschule zu Meißen, eine der strengsten Anstalten in jener Zeit, die hauptsächlich den Zweck hatte, die Schüler beim rechten Glauben zu erhalten und sie im Lateinischen gründlich zu unterrichten; auf die andern Disciplinen wurde weniger Gewicht gelegt, doch geschah auch in der Mathematik und im Französischen mehr als sonst auf Schulen. Eine strenge Zucht hat einem kräftigen Kopf noch nie geschadet. Lessing eignete sich auf der Schule jene gründliche philologische Vorbildung an, in welcher er, wenn man von den Männern von Fach absieht, ganz einzig in unserer Literatur dasteht. Zuweilen übersah er die Pedanterie seiner

Lehrer, und ärgerte sich, daß er etwas lernen müsse, was in der Welt nicht zu brauchen sei; „ein guter Knabe", heißt es in einem Zeugniß, „aber etwas moquant;" und dem jüngeren Bruder sagte später der Rector: „sei so fleißig wie dein Bruder, aber nicht so naseweis." Ein ausgezeichneter Kopf stört immer einigermaßen den soliden Gang des Unterrichts. „Er ist ein Pferd", sagte sein Lehrer von ihm zum Vater, „das doppeltes Futter haben muß. Die Lectionen, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen." In der That wurde er schon vor der gewöhnlichen Zeit, 9. Juni 1746 entlassen. Außer den Schriftstellern, die in der Klasse gelesen wurden, hatte er für sich noch andere studirt, und darunter mit besonderer Vorliebe die Charaktermaler Theophrast, Plautus und Terenz.

20. Sept. 1746 wurde er zu Leipzig immatriculirt, und man hoffte, er werde sich soviel theologische Gelehrsamkeit aneignen, um einmal seinem Vater an die Seite gesetzt zu werden. Indeß vernachlässigte er die theologischen Collegien, und fand überhaupt, daß der Gang des akademischen Unterrichts mit Rücksicht auf die mittelmäßigen Köpfe für ihn zu langsam ging. Der alte academische Schlendrian war noch in voller Blüthe, und die zünftige Gelehrsamkeit hatte keinen Reiz für ihn, der in mancher Beziehung seinen Lehrern schon voraus war. Nur die Vorlesungen bei Ernesti besuchte er regelmäßig, obgleich er nach dem Zeugniß eines fleißigen Mitschülers auch diese nicht nöthig hatte. Eine vielleicht ebenso bedeutende Anregung empfing er von Christ, der damals über Plautus und Horaz las, und eignete sich in Kästner's philosophischer Gesellschaft, in die er durch Mylius eingeführt wurde, jene schlagfertige Dialektik an, in der er später nicht seinesgleichen hatte. Mit Kästner wurde er außerdem persönlich befreundet, und legte ihm seine poetischen Versuche vor, die dieser wohlwollend beurtheilte.

Sich den Moralisten der Bremer Schule zu nähern, fand er keine Veranlassung, desto eifriger schloß er sich an den lockern Mylius an, der seiner unordentlichen Erscheinung wegen in dem respectablen Leipzig verrufen war, und den man auch zu Hause als Pasquillanten und Atheisten verabscheute. Der Verkehr umfaßte einige lustige Gesellen, die miteinander zechten — wohl nicht vom besten Wein — darunter ein gewisser Naumann, der von den Uebrigen gehänselt wurde. Von Empfindsamkeit war in ihrem Umgang keine Rede, aber sie lebten als gute Leute mit einander.

Am nächsten trat ihm ein armer Studiosus, Chr. Felix Weiße, mit dem er bald nach seiner Ankunft auf der Universität durch Heinrich Schlegel bekannt wurde. Weiße war 28. Jan. 1726 zu Annaberg im Erzgebirge geboren; er hatte seinen Vater, der als Rector der Schule auch Schulkomödien verfaßte, früh verloren, und sich auf dem Gymnasium mehr mit poe-

tischen Versuchen als mit philologischen Studien beschäftigt. Er war ein Jahr vor Lessing auf die Universität gekommen, und verehrte in dem neugewonnenen Freunde, mit dem er täglich zusammenkam, einen Ausbund von Gelehrsamkeit. Im Wetteifer mit demselben schrieb er scherzhafte Lieder und versuchte sich auch im Drama. Zwei Lustspiele, „die Matrone von Ephesus" und „der Leichtgläubige", sind aus dieser Zeit; das letztere wurde von Lessing getadelt, weil es nur Situationen, nicht eine durchgreifende Fabel enthielt: Lessing hatte schon damals ein ganz richtiges Gefühl für das, worauf es im Drama ankommt. Weiße war ein angenehmer junger Mensch, im äußersten Grad gefällig und dienstfertig, aber körperschwach und furchtsam, obgleich er die Uebungen des Tanzens, Fechtens und Reitens nicht versäumte. Er hatte seine Geisteskräfte nie einer strengen Zucht unterworfen, die Mathematik und die Grammatik waren ihm immer zu pedantisch vorgekommen, und er war zu zerstreut, um einem logischen Faden zu folgen. Er las flüchtig und alles Mögliche durch einander, ging weiter fort, ohne das Alte gehörig verstanden zu haben, und da seine Einbildungskraft immer geschäftig war, wurde es ihm schwer bei der Sache zu bleiben. Er empfand auch nur durch das Medium der Einbildungskraft, und schmeichelte sich, am besten diejenigen Empfindungen darstellen zu können, die er gar nicht hatte. Die Reizbarkeit seiner Nerven machte ihn sehr empfindlich gegen allen Spott, ein entschiedener Widerspruch brachte ihn sofort zum Schweigen, und er wurde unglücklich, sobald er ein finsteres Gesicht in der Nähe sah; wo ihm dagegen Wohlwollen entgegentrat, war er glücklich, heiter und liebenswürdig. In seinen scherzhaften Gedichten wagte er sich, dem Ton der Zeit folgend, an bedenkliche Dinge, an Dinge, die ihm eigentlich ganz fremd waren, denn im Leben war er von einer schüchternen Sittlichkeit. Es ist von einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit, wie er sich selbst kannte. „Lassen sie mich", schreibt er in einem spätern Briefe, „einen Augenblick in den Spiegel sehen, den Sie mir vorhalten. Ich bin zu furchtsam, zu zurückhaltend. Sie haben Recht. Doch diese Zurückhaltung kömmt nicht aus Mißtrauen gegen Andere, sondern gegen mich selbst her. Ich weiß, daß ich so viele Lücken in meiner Wissenschaft und Erkenntniß habe, daß ich zwar Vieles, aber das Wenigste recht weiß: ich fürchte also etwas Falsches, Ungereimtes oder Unbestimmtes zu sagen: ich bin mißtrauisch gegen meine Urtheile, weil ich, wenn ich auch die Richtigkeit derselben empfinde, doch selten die Gründe davon gehörig auseinander zu setzen weiß. Ich bin von Natur schüchtern, äußerst empfindlich für Beleidigungen; dies macht mich wieder zu behutsam, Andere zu beleidigen, wenn es auch die Wahrheit erforderte, keinen Menschen zu schonen. Dies ist ein großer Fehler und hat mir schon manches Ungemach zugezogen. Ich lasse mich eher von einem Bedienten be-

trügen, erdulde Grobheiten und Unarten, als daß ich ihm einen Verweis geben könnte; ja ich würde lieber einen ziemlichen Grad körperlicher Schmerzen aushalten, als Jemandem etwas Hartes sagen, wenn er es auch zehnmal verdiente und es die Pflicht erforderte: ich will selbst viel lieber Schmerzen leiden, als Andere sie leiden sehen, oder darüber klagen hören. Dies Alles mag wohl wahre Weichlichkeit sein und ich hätte sie frühzeitiger sollen zu überwinden suchen. Nun wird es schwer halten, wenn ich mir nicht oft mein Leben verbittern soll.“ — — —

Dies waren Lessing's Freunde. Dazu kommt noch ein gelehrter junger Mann, Namens Fischer, später Rector der Thomasschule, der mit Lessing zusammenwohnte, Griechisch und Lateinisch mit ihm trieb und sehr betrübt wurde, als der Freund sich auf die schlechte Seite legte, mit unbedeutenden Menschen verkehrte, Gedichte schrieb, ja endlich auch Komödien machte. Zu diesen Versuchen trieb ihn zum Theil der Wetteifer mit Weiße: es ist eine Eigenthümlichkeit bei Lessing, die sich auch in seinem späteren Leben geltend macht, daß ein bereits fertiger Stoff ihn anregte, denselben auf eine bessere Weise zu bearbeiten. So fing er auch eine verbesserte „Matrone von Ephesus“ an. Was aber Weiße ebenso verdroß als den gelehrten Fischer, war, daß Lessing nicht blos das Theater besuchte, sondern auch hinter die Coulissen ging, und mit der Neuberschen Gesellschaft, die wieder in Leipzig aufgetaucht war, einen Verkehr hatte, der doch für einen jungen Gelehrten nicht passend schien. Lessing wußte sehr wohl, was er dabei beabsichtigte, er wollte das Schauspiel nicht vom abstracten Standpunkt der Literatur reformiren, wie Gottsched, sondern von der Bühne aus, die er daher genau kennen mußte; aber die besorgten Freunde sahen darin nur einen Anlauf zu lockerem Lebenswandel. — Lessing hat sich ein Jahr später gegen seine Mutter ausführlich ausgesprochen, wobei ihm freilich begegnet, daß er aus seinen Neigungen Grundsätze macht.

„Ich komme jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich ebenso selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Dieses Geständniß kommt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf: soll ich sagen zu meinem Glück oder zu meinem Unglück? die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte

mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und Anderen gewahr. Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen Jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner eigenen Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, wie ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste was es wolle. Sie wissen selbst, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann auch also das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im voraus alle Geschicklichkeit darin absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter worden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen, und die Laster ebensosehr wegen ihres Lächerlichen, als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiß mehr an anderen Umständen als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmsten Nutzen, den die Lustspiele bei mir gehabt haben, vergessen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet, als über mich selbst. Doch ich weiß nicht, was mich damals vor eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entschluß kam, selbst Komödien zu machen. Ich wagte es, und als sie aufgeführt wurden, wollte man mich versichern, daß ich nicht unglücklich darin wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerem Ernst treiben soll. Ich sann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan hätte."

Es ist nicht ungeschickt, wie der junge Mann der besorgten Mutter gegenüber den Umgang, zu dem seine Neigung ihn trieb, durch Rücksicht auf höhere Zwecke der Bildung vertheidigt. Dreißig Jahre später äußerte sich ein anderer junger Mann, Wilhelm Meister, auf eine ähnliche Weise, und wenn sein Kunst- und Bildungstrieb nicht in Zweifel zu ziehen ist, so läßt sich doch annehmen, daß ihm die Mariannen, die Philinen u. s. w. auch

ohne das besser zugesagt haben würden, als die ehrbaren Commis seines väterlichen Hauses und deren Ehehälften. Das Leben war bereits so anständig geworden, daß der Trieb, einmal über die Schnur zu hauen, bei einem lebenskräftigen Jüngling nicht verwundern darf. Die Wahl seines ersten Lustspielstoffs ist zugleich eine Kritik seines bisherigen Verkehrs: „der junge Gelehrte," dessen pragmatische Form viel zu wünschen übrig läßt, ist als Satire vortrefflich, und schildert vollkommen richtig das Treiben der damaligen Magister. Es ist der unfruchtbare Notizenkram, der von dem Inhalt der Dinge und von den Ideen ganz absieht, und sich damit begnügt, noch einmal aufzuzeichnen, was andere Gelehrte desselben Schlages vor ihm bereits aufgezeichnet haben.

Der „junge Gelehrte" wurde Kästner zur Kritik vorgelegt, der lebhaften Antheil daran nahm, und dann durch Mylius der Frau Neuberin übergeben, die ihn Januar 1748 aufführte. Ehe das aber geschah, trat in Lessing's Leben eine Katastrophe ein.

Die Eltern hatten dem jungen Menschen eine Weihnachtsstolle geschickt; ein ehrbarer Bürger von Kamenz, der zur Neujahrsmesse nach Leipzig reiste, fand zu seinem Entsetzen, daß er dieselbe mit einem Haufen von Komödianten verzehrte und dazu Wein trank! — Die Eltern geriethen in einen tödtlichen Schreck, und Lessing erhielt gleich darauf folgende Zeilen: „setze dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komm zu uns; deine Mutter ist todtkrank und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu sprechen."

Lessing durchschaute die fromme Lüge, aber er reiste augenblicklich ab und kam halberfroren zu Hause an, wo nun das Mitleid überwog; zugleich machte der Vater die angenehme Entdeckung, daß Gotthold in seinen Nebenstunden fleißig studirt habe, und im Stande sei, eine gute Predigt zu verfertigen. So trat denn völlige Versöhnung ein, und es wurde ausgemacht, daß er fortan Medizin studiren solle, da er zum Theologen doch verdorben sei.

Ostern 1748 kehrte er nach Leipzig zurück, wo er doch Manches verändert fand. Der Verkehr mit den Schauspielern war nicht ohne Wirkung geblieben. Lessing steckte in Schulden und wußte nicht, wie er sich in dieser Verlegenheit rathen solle. Juli 1748 reiste sein Freund Mylius, um mit den beiden Astronomen Euler und Kieß eine Sonnenfinsterniß zu beobachten, nach Berlin, und Lessing reiste ihm bald darauf nach; ohne in der Eile von Weiße Abschied zu nehmen — was er auch sonst gern vermied. Unterwegs in Wittenberg wurde er krank, und ließ sich, da auch Mylius aus Berlin nichts Gutes zu berichten wußte, durch seinen Vetter, der in Wittenberg studirte, bestimmen, sich 13. August als Studiosus der Medizin daselbst immatriculiren zu lassen. Mylius kam im September noch einmal nach Leipzig zurück, siedelte sich aber im November ganz in Berlin an, um für die Vossische, da-

mals Rüdigersche Zeitung zu schreiben. — In Berlin fing damals der junge Ramler an, eine bedeutende Rolle zu spielen: bei Eröffnung des neuen Opernhauses wurde ihm der Auftrag, eine Ode auf den Apoll zu machen, und gleichzeitig stiftete er den Montagsclub, in dem alle Schöngeister Berlins sich versammelten.

Für Lessing war mit der Abreise aus Leipzig eine Periode seines Lebens abgeschlossen: bisher war er nur Dichter gewesen, er begann jetzt ernster, sich auf gelehrte Studien zu legen. — Als Dichter steht er ganz auf dem Boden seiner Zeit. Seine lyrischen Kleinigkeiten erinnern an Hagedorn, Gleim und Weiße; es sind Stilübungen in der studentischen Empfindung, viel besser ausgeführt als die meisten sonstigen Versuche ähnlichen Inhalts und insofern natürlich, als sie zu Gunsten einer heitern Lebensanschauung gegen den pietistischen Trübsinn protestiren. Sie waren damals sehr beliebt, und eins derselben „Gestern Brüder, könnt ihr's glauben?" wird noch heute in jeder lustigen Studentengesellschaft gesungen: ein hinreichendes Zeugniß, daß es von Anfang an lebensfähig war. Ein tieferer lyrischer Gehalt, wie wir ihn bei Günther so oft antreffen, tritt uns in diesen Versuchen nicht entgegen.

Von größerer Bedeutung sind die dramatischen Erstlingsstücke. Sie zeichnen sich vor den Werken der Madame Gottsched, Krüger's, Mylius' Quistorp's u. s. w. zunächst durch einen klaren, einfachen und höchst lebendigen Stil aus: das ist um so nöthiger heute hervorzuheben, da man die Werke seiner Vorgänger nicht mehr liest. Von den häßlichen Ingredienzien, die damals Mode waren, hält sich Lessing durchaus frei, wenn man von einigen mittelmäßigen Späßen in der „alten Jungfer" absieht; der Witz, den Lessing anbringt, liegt immer in der Sache selbst. Auch die Wahl der Stoffe verräth seinen Sinn für Realität; der „junge Gelehrte" ist aus seinen eigensten Lebenserfahrungen herausgeschrieben; „die Juden" — beiläufig das schlechteste Stück, das Lessing gemacht, ebenso ledern in der Anlage, wie in der Ausführung — verrathen wenigstens die Entschlossenheit, jedem Vorurtheil der Menge Trotz zu bieten. Diese Zärtlichkeit für die Juden hat Lessing immer bewahrt. Endlich „der Freigeist," dessen Ausarbeitung freilich einige Jahre später fällt, dessen Anlage ihm aber bereits damals vorschwebte, ist psychologisch von dem größten Interesse: das Stück behandelt mit plastischer Anschaulichkeit und aus der innern Empfindung heraus eine Frage, die damals von den Gelehrten im Allgemeinen und abstract oft erörtert wurde: wie weit das Rechtsgefühl der Stütze eines offenbarten Gesetzes entbehren könne? und, was noch mehr sagen will, es behandelt sie vollkommen richtig.

Ueber die Composition der Stücke und ihre Vorbilder hat Danzel Untersuchungen angestellt, die man erschöpfend nennen kann. Das Studium des

Plautus ist nicht ohne Einfluß auf Lessing geblieben, er hat die Werke des alten Lustspieldichters philologisch und technisch sorgfältig zersetzt, sich in Uebersetzungen und Nachbildungen versucht; doch vermißte er bei dem römischen Dichter, was ihm schon damals als die Hauptsache des Dramas vorschwebte, die straffe Einheit der Handlung, und suchte ihn nach dieser Richtung hin zu verbessern. — Holberg hat er gekannt und benutzt, am wichtigsten aber war auf ihn der Einfluß der Franzosen. Die große Rolle, welche die Grisetten und ähnliche Geschöpfe in seinen Stücken spielen, und der Ton, in dem diese auf die Handlung einwirken, ist ganz französisch. Danzel hat auch den Dichter namhaft gemacht, der ihm besonders vorschwebte, Marivaux. Was den Stücken aber den größten Werth verlieh, ist, daß sie mit einem bestimmten Bewußtsein dessen geschrieben waren, was zur Aufführung nöthig ist, und das ist auch ihr wichtigster Unterschied gegen die Gottsched'sche Schule. Sie wurden damals von den Theatern sehr gesucht und leidlich bezahlt.

Noch bevor Lessing Leipzig verlassen hatte, gerieth die Neuber'sche Gesellschaft in immer größeren Verfall, aus dem sie sich nicht wieder erholte: die Truppe löste sich 1750 zu Zerbst vollständig auf, und die Principalin starb 30. Nov. 1760, mit dem traurigen Bewußtsein, gegen den gemeinen Schlendrian muthig, aber vergebens angekämpft zu haben.

Wenn es ausgemacht ist, daß Lessing's Theater im Wesentlichen auf demselben Boden stand, wie das Gottsched's, so läßt sich der heftige Kampf, den Lessing, der Kritiker, später gegen den alten Geschmacksdictator führte, nur daraus erklären, daß man gegen die zunächstliegende Voraussetzung, die man zu überwinden hat, immer am leidenschaftlichsten verfährt. Gottsched hatte darauf gedrungen, daß in jedem Kunstwerk Ordnung und Gesetz walten, daß alles Ueberflüssige, nicht zur Sache Gehörige, wegfallen müsse, und das war ganz in Lessing's Sinn; aber da Gottsched nicht die mindeste dichterische Gabe besaß, so war seine Ordnung eine ganz äußerliche, und an Stelle der lebendigen Natur hatte er eine lederne Convenienz gesetzt. Dazu kam noch ein Zweites. Lessing erkannte sehr wohl, daß es mit dem Gerede über Kunst, wie es damals die Leipziger und Schweizer trieben, nicht gethan sei, daß es hauptsächlich darauf ankäme, etwas zu schaffen, und als Dichter ärgerte er sich über diese methodischen, philosophirenden Kritiker, die sich immer im Leeren bewegten, und unfähig waren, echte Schöpfungen zu würdigen. Das Alles entwickelte sich in ihm erst einige Jahre später, und wir werden im Folgenden Gelegenheit haben, unsern Satz ausführlicher zu begründen; hier möge die vorläufige Einführung eines Mannes, dessen Einfluß für die folgende Zeit entscheidend war, mit einer Paradoxie abschließen, die dem gemeinen Vorurtheil seltsam genug erscheinen wird: Lessing war nicht blos der Zeit, sondern

auch der Neigung nach, eher Dichter als Kritiker; er schrieb seine Dramen nicht, wie man gewöhnlich sagt, als Vorübungen für ein ästhetisches System, sondern seine kritischen Untersuchungen hatten nur den Zweck, ihm seine Aufgabe als Dramatiker klar zu machen. Ohne Nachdenken über die Kunst und ihr Wesen konnte in jener verworrenen Zeit Nichts geschaffen werden, aber das bloße Nachdenken, ohne einen Funken schöpferischer Kraft, hätte auch für die Theorie nichts genützt. Die späteren Dichter aus den siebziger Jahren waren darin glücklicher: worauf es ankam, war ihnen schon gewiesen; an Farbe und Stimmung waren sie Lessing unendlich überlegen, und doch möchten wir die Behauptung wagen, daß nicht blos in den Trauerspielen, sondern in Lessing's besten prosaischen Werken, namentlich in seinen religiösen Fragmenten, der dramatische Dichter wenigstens ebenso zu bewundern ist, als der Kritiker und Philosoph.

Gottsched zog sich vor den immer leidenschaftlicheren Angriffen mehr und mehr in die unnahbare Höhe seines einsamen Selbstgefühls zurück. Die alten Pedanten seiner Residenz hielten ihn doch immer noch für den bedeutendsten Mann Deutschlands, und diese Ansicht wurde von manchen ehrwürdigen Männern getheilt, z. B. von dem Abt Jerusalem in Braunschweig, der die jüngere Leipziger Schule fast in allen ihren Mitgliedern an die von ihm gegründete Lehranstalt zog. Auch Graf Manteuffel, sein alter Gönner, der 30. Jan. 1749, 73 Jahr alt, starb, hatte ihm bis an seinen Tod sein Wohlwollen bewahrt.*) Daß noch in einer Zeit, wo man's kaum glauben sollte, nicht unbedeutende Kreise Gottsched's Autorität anerkannten, wird sich im Folgenden ergeben.

Auch sein Gegner Bodmer hatte das Gefühl, daß die Zeit anfing ihn zu überflügeln. 1748 schrieb er an Lange: „Vor 10 und noch mehr vor 20 Jahren durfte man in der Wahl der Materie und in der Ausbildung nicht so ängstlich sein, weil man es mit schlechten Concurrenten zu thun hatte. Jetzt schreiben Jünglinge vortrefflich und es ist verdrießlich, von Jünglingen überwunden zu werden. — Ich sehe in meinen zunehmenden Jahren den Verdruß angenehm ersetzt, den mir so viele ungeschickte Scribenten gemacht haben, welche ich doch lesen mußte, wenn ich sie beurtheilen wollte. Jetzt kommen mir immer Aufsätze in die Hand, die mir nur die angenehme Arbeit machen, Blumen darin zu pflücken. — Eine Schrift von feinem Geschmack verursacht ein so empfindliches Vergnügen in einem wohlgearteten Gemüth, daß alle Funken von aufglimmenden Neide darunter erlöschen. Mir giebt die Schrift

*) Sebastian Bach starb als Cantor der Thomasschule 28. Juli 1750, 65 J. alt.

auch des jüngsten Scribenten zu viel Freude, als daß ich ihn, statt ihm zu danken, beneiden könnte. Daher habe ich Jünglinge von 20 Jahren zu Freunden. Die Muse ist ein Mädchen von unsterblicher Jugend und schickt sich für Jünglinge!"

Dies war der entscheidende Gegensatz zwischen Bodmer und Gottsched, und darum verdiente der Erstere das Loos, das ihm zu Theil wurde, daß durch einen Dichter, dessen Ruhm den seinigen bei weitem überstrahlte, dem er aber zu huldigen sich als eine Ehre erachtete, das Verdienst seiner kritischen Bemühungen dem folgenden Geschlecht verständlicher gemacht wurde. Dieser Dichter war Klopstock. Daß er eine neue Epoche der Literatur begründete, lag zum Theil darin, daß er die beiden, bisher völlig getrennten Richtungen, die weltliche und die geistliche, in einer kühnen Combination vereinigte, und indem er die Erbschaft der Kunstrichter übernahm, zu gleicher Zeit die Stimmungen befriedigte, die von der großen pietistischen Bewegung noch übrig geblieben waren.

Diese Stimmungen, die hinter der allgemeinen rationalistischen Bewegung zurücktraten, ausklingen zu lassen, ist der Zweck der nachfolgenden Skizze.

---

Friedrich 2. von Preußen schien ein Zeitalter zu beginnen, in welchem die alten Stimmungen und Bestrebungen der Kirche abgethan wären. Allein die freigeistige Richtung seiner französischen Literaten blieb dem Volk unverständlich, und wo sie durchdrang, war es nur auf der Oberfläche. Im Gegentheil zeigt sich auch in den vornehmeren Kreisen, die im Grunde ganz französisch dachten, von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, sich mit dem Glauben und der Frömmigkeit des Volks abzufinden. Am Hof August des Starken z. B. war vom Christenthum nicht viel die Rede gewesen; Graf Brühl dagegen, gewiß kein Musterbild höherer Frömmigkeit, sah sich 1740 veranlaßt, „die wahre Gottseligkeit aller Christen" in einem anonymen Werk zu erläutern.

Die herrschende Stimmung des Pietismus folgte nicht mehr Spener, sondern Zinzendorf. Spener hatte sich bemüht, durch die Betrachtung des ungeheuren Opfers, welches Gott der Welt gebracht, alle Gläubigen in Schrecken zu setzen und sie zu einem innern Bußkampf zu ermahnen, um sich eines solchen Opfers würdig zu machen. Zinzendorf dagegen fand eine unsägliche Lust in der Betrachtung des blutenden Heilands, seiner Wunden und seiner leidenden Züge, und diese Lust war im Grunde seine ganze Religiosität. Als seine Aufgabe betrachtete er, „das Lamm Gottes zu inthronisiren, als eigentlichen Schöpfer, Erhalter, Erlöser und Heiligmacher der ganzen Welt, und die

Katholicität seiner Leidenslehre als eine Universaltheologie in Theorie und Praxis einzuführen." „Ich verstehe nicht", sagt er einmal, „was der Gegensatz des lebendigen und des todten Heilandes bedeuten solle. Wir glauben sein Leben, seine Majestät, Größe, Gottesglorie u. s. w., aber sein Menschwerden, sein Blut, mit dem wir noch immer bespritzt werden; sein Tod, in den wir durch die Taufe noch immer begraben werden: die sind unsere Sache, die wir verkündigen, bis daß er kommt. Er ist noch nicht wieder da, und wir sollen seinen Tod verkündigen, bis er wieder kommt. Ich habe mir fest vorgenommen, sagt Paulus, nichts zu wissen als Jesum und zwar am Kreuze. Nichts mehr als: lieber Herr mein, dein Tod soll mir das Leben sein! singt die lutherische Kirche." — Nach seiner Vorstellung sollte der blutende Heiland persönlich seine „Kreuz- und Blutgemeinde" commandiren, und in den Schriften und Briefen seiner Anhänger kommen in dieser Beziehung die tollsten Dinge vor. Ein Briefsteller preist den verwundeten Gott, daß er, sein Sünder, sich mit seinem Herzen in dem Blute des Lammes so wohl befinde, als ein Fisch im Wasser; eine mährische Schwester schreibt ihrem Mann, Blut und Wunden und armes sündiges Wesen seien der einzige Gesang in ihrem Herzen: „O verwundetes Lamm, zeichne meine sündige Stirn mit Blut, und laß meine durstige Seele doch manchmal einen Blick in deine heiligen fünf Wunden thun, und aus deiner durchstochenen Seite trinken!" — Ein Lehrbuch der Gemeinde, herausgegeben von Bischof Polycarp Müller, schließt mit folgendem Gebet: „Und nun, o Lamm, das geschlachtet ist, übergeben wir dir mit einem demüthigen Kusse auf deine heiligen, durchbohrten Hände und Füße dieses kleine Buch. Es enthält Worte deiner heiligen Propheten und Apostel, es enthält Worte von dir und von dem Geiste deines Mundes. Liebes Gotteslamm, wir beschwören dich bei deinen Wunden, laß uns deine einfältigen Schäflein bleiben, und du, Erzhirte, sei unser eigner und einziger Hirt! Laß es uns, wo wir gefehlt haben, gründlich und recht gezeigt werden, und lehre uns uns bald selbst kennen und bessern! Mache uns deinen Sinn immer deutlicher; denn wir leben durch dein Wort. Laß dein Kreuzkirchlein bleiben, bis daß du erscheinst, und erhalte uns beim Nichtsehen im Glauben an den Namen deines Vaters! O du, Geist Jesu Christi! wir können uns nicht deutlich ausdrücken; sprich du in unserm Namen mit dem Lamme, denn du weißt, was wir ihm sagen wollen und es versteht dich. O Lamm, wir bleiben durch die Gnade deines Vaters, durch die Besprengung deines Blutes, in der Heiligung des Geistes deine Schaafe bis an das Ende der Tage und ewig. Amen." —

Die verschiedenen Angriffe gegen die Brüdergemeinde veranlaßten Zinzendorf, Juni 1740, seine bischöfliche Stelle niederzulegen und den Leipziger

Professor Polycarp Müller an seine Stelle zu empfehlen. August 1741 reiste er wieder nach London und von da im November nach Amerika, wo er an seinem Geburtstage vor vielen angesehenen Zeugen seinen Adel öffentlich niederlegte, „damit durch die üble Behandlung, welche er als ein Diener Jesu zu erdulden habe, der gräflich Zinzendorfschen Familie ferner kein Tort geschehe!“ Februar 1743 kehrte er zurück. Während seiner Abwesenheit war ein anderer Edelmann, Graf Promnitz, in die Gemeinde getreten, der gleich ihm dichtete und predigte. Eine solche Concurrenz war aber Zinzendorf keineswegs angenehm, und er suchte die alte Herrschaft über die Gemeinde nicht selten durch starke Eigenwilligkeit aufrecht zu erhalten. Aus Rußland wurde er Januar 1744 ausgewiesen. Seine weiteren unaufhörlichen Reisen können übergangen werden, er hatte nur selten an einem Ort Ruhe, und jede seiner Reisen schlug zum Gewinn für die Sache der Gemeinde aus. Die Herrnhuter kamen allmählig in den Ruf, tüchtige und ordentliche Arbeiter und Geschäftsleute zu sein, die Anstalten blühten mehr und mehr auf, und auch die sächsische Regierung fand sich 1747 veranlaßt, das frühere strenge Decret aufzuheben. Freilich hatten sich arge Mißbräuche eingeschlichen, die Zinzendorf im Anfang ignorirte, die aber, als er sie sich nicht mehr ableugnen konnte, tiefe Gewissensbisse in ihm erregten. Dazu kam 1753 die Gefahr des Bankruts, die er mit großer Aufopferung abwandte. Juli 1756 verlor er seine Frau. „Ich habe“, sagte er von ihr, „fünfundzwanzig Jahre aus Erfahrung gelernt, daß die Gehilfin, die ich habe, die einzige gewesen, die von allen Ecken und Enden her in meinen Beruf paßt. Wer hätte sich in meiner Familie so durchgebracht? Wer hätte vor der Welt so unanstößig gelebt? Wer hätte mir in Ablehnung der trocknen Moral so klug assistirt? Wer hätte den Pharisäismus, der sich alle diese Jahre hindurch immer herbei gemacht, so gründlich gekannt? Wer hätte die Irrgeister, die sich von Zeit zu Zeit so gerne mit uns vermengt hätten, so tief eingesehen? Wer hätte meine ganze Oekonomie so viele Jahre so wirthschaftlich und so reichlich geführt, wie es die Umstände erfordert? Wer hätte mir den Detail des Hauswesens so ungerne und doch so ganz abgenommen? Wer hätte so ökonomisch und doch so nobel gelebt? Wer hätte so apropos niedrig und hoch sein können? Wer hätte bald eine Dienerin, bald eine Herrin repräsentirt, ohne weder eine besondere Geistlichkeit zu affectiren, noch zu mundanisiren? Wer hätte in einer Gemeinde, wo sich alle Stände beeifern einander gleich zu werden, aus weisen und realen Ursachen eine gewisse Distinction von außen und innen zu mainteniren gewußt? Wer hätte einem Ehegatten solche Reisen und Proben passiren lassen? Wer hätte zu Land und See solche erstaunliche Mitpilgerschaft übernommen und souteniret? Wer hätte die Welt

so apropos zu verehren und zu verachten gewußt? Wer hätte unter so mancherlei fast erdrückenden Gemeindeumständen sein Haupt immer empor gehalten und mich unterstützt? Wer endlich unter allen Menschen hätte, ereignenden Falles, ein wahreres, ein plausibleres, ein überzeugenderes Zeugniß von meinem innern und äußeren Privatwesen ablegen können, als eine Person von ihrer Capacität, von ihrer Noblesse zu denken und von ihrer Unvermengtheit mit allen den theologischen Vorgängen, in die ich verwickelt worden!"

Indessen heirathete er doch zum zweitenmal 27. Juni 1757 und zwar die bisherige Aelteste der Schwestern, Anna Nitschmann. Er starb 9. Mai 1760; die Brudergemeinde erlitt durch seinen Tod keine Einbuße. Ohne seinen energischen, durchgreifenden Willen wäre sie zwar nie zu Stande gekommen, aber seine Excentricität hatte sie doch auf manche Irrwege geleitet. Jetzt übernahmen Männer von größerer Besonnenheit die Führung, und sie wurde das, was sie jetzt ist, eine stille, harmlose Secte, die in die allgemeine Culturbewegung nicht weiter eingreift, aber ihre Mitglieder zu nützlichen Bürgern macht, und manchem von den Stürmen des Lebens erschöpften Gemüth ein ruhiges Asyl bietet.

Die Pietisten hatten sich immer härter über die Herrnhuter ausgesprochen. In Halle war Einer nach dem Andern von ihnen ausgestorben. 1744 starb Joachim Lange, ihr alter Vorkämpfer. Nach seinem Tode herrschte Jacob Baumgarten in der Theologie fast unumschränkt; er hatte bisher seine rationalistischen Ansichten nur mit großer Vorsicht vorgetragen, jetzt konnte er offner damit hervortreten.*) Unter der vorigen Regierung hatten die Pietisten immer noch in der Hauptstadt einigen Halt gehabt, das hörte jetzt auf. Als die theologische Facultät auf Betrieb des jüngeren Francke den Antrag stellte, die Komödiantentruppen aus der Stadt zu weisen, rescribirte Friedrich 14. Febr. 1745: „Da ist das geistliche Muckerpack daran schuld. Sie sollen spielen und Herr Franke, oder wie der Schurke heißt, soll dabei sein, um den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun, und mir soll das Attest vom Commandanten geschickt werden, daß er dagewesen ist."**) „Die Halleschen Pfaffen", heißt's in einem spätern Rescript, „müssen kurz gehalten werden, es sind evangelische Jesuiten und muß man sie bei allen Gelegenheiten nicht die mindeste Autorität

---

*) Seine Uebersicht der Weltgeschichte erschien in 14 Bdn. 1743—1756, er starb 4. Juli 1757, 51 Jahr alt.

**) Wolff starb 9. Apr. 1754, 75 J. alt, nachdem er Gottsched officiell seine Lebensbeschreibung aufgetragen hatte. — Löscher starb 12. Febr. 1749, 76 J. alt, nachdem er noch einige Tage vorher gepredigt und dem Consistorium beigewohnt.

einräumen." Daß Wolff erklärte, sich einem Schritt der academischen Behörden gegen diese Gewaltthätigkeit nicht anschließen zu wollen, war ganz in seiner Art.

In Süddeutschland hatte der Pietismus langsamer, aber doch mit Erfolg sich ausgebreitet. Bengel, Sohn eines Geistlichen, geb. in der Nähe von Stuttgart 28. Juni 1687, hatte in Tübingen Theologie studirt und war besonders durch Spener's Schriften angeregt worden, eine ähnliche Richtung für Schwaben anzubahnen. Sein erster Eintritt in die Frömmigkeit äußerte sich in einer kritischen Untersuchung des Bibeltextes und der bestehenden Dogmatik. „Einen rohen unbekehrten Menschen, sagte er später, welcher so nach der Weltmode hinlebt und welchem die Wahrheit überhaupt gleichgültig ist, kommt es nicht sauer an, alte Lehrsätze zu unterschreiben; er glaubt eben, was er vor sich findet, es geht nicht bei ihm durch Prüfung. Aber in der Bekehrung wird dem Menschen die Wahrheit theuer; er möchte gern damit pünktlich und vorsichtig, als mit einem kostbaren Kleinod umgehn; da geht es nicht mehr so leicht; im Gegentheil, es müssen alle Lehrsätze durch einen Kampf gehn, und ihre Wahrheit muß aufs Neue errungen werden. Das geschieht oft sehr langsam, und leicht wird man für heterodox gehalten. Wie ist es hernach so übel, wenn man gleich über subtile Seelen herfahren, ihnen Fragen vorlegen und sie abstringiren und übertreiben will. Man sollte ihnen die Zunge lüpfen, daß sie ein Vertrauen gewinnen und sich zurecht weisen lassen." Bald warf er sich auf die praktische Seite des Christenthums: schon im 20. Jahr wurde er Vicar, dann wurde ihm eine Repetentenstelle am theologischen Stift zu Tübingen und bald darauf eine Klosterpräceptur am Seminar zu Denkendorf übertragen. 1741 wurde er Propst zu Herbrechtingen, 1749 Consistorialrath zu Stuttgart, wo er denn die Angelegenheiten der schwäbischen Kirche ordnete. Sein mystisches Hauptwerk war 1742 Gnomon novi testamenti, in quo ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas, concinnitas sensuum coelestium indicatur.

Bengel's prophetischer Blick war nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft des Christenthums gerichtet. — „Wenn man sich, sagt er, eine Idee von der Kirche machen will, so muß man es nicht machen, wie es insgemein geschieht, daß man sich die erste Christenkirche als ein Modell vorstellt. Wenn die Apostel von der Kirche reden, so reden sie nicht sowohl von der damaligen, sondern davon, was die Kirche der Absicht Gottes nach sein sollte. Das Christenthum hat noch nie seine völlige Gestalt gehabt, die es kraft der Verheißungen des alten Testaments haben sollte. Das apostolische Licht ist bald erloschen. Man darf unter den allerältesten Schriften nach den Aposteln wenige ausnehmen, so kann man sagen: es ist die rechte Lehre von

Christo, von der Liebe und Bescheidenheit nicht mehr vorhanden. Sie haben so etwas Ernsthaftes, Strenges und Hartes, und die rechte Tiefe der göttlichen Worte und Geheimnisse, die süße, sanfte und holde Art der Apostel ist nicht mehr da; und in der Folge wurde die Abweichung immer größer und auffallender. Es muß also noch etwas Besseres nachkommen, und wirklich ist es etwas Großes, was Gott den letzten Zeiten verliehen hat. In der That gewinnt auch die Wahrheit immer mehr festen Fuß auf der Erde. Bereits sind viele Wahrheiten, worüber man die Apostel und ersten Christen umgebracht hat, sogar von der Welt eingestanden, und auch zu unsrer Zeit werden immer mehr in ein so helles Licht gestellt, daß die Welt nichts mehr dagegen einwenden kann. Seit Arnd hat eine wichtige Epoche begonnen, er bereitete Spener die Bahn, der es aufbrachte, daß man sucht durch Privaterbauung die Wahrheit an die Herzen zu bringen. Das ist eine besondere Gabe unsrer Zeit, die man nicht dämpfen soll. Sie ist ganz der Verfahrungsweise Gottes gemäß, der, als er alle Menschen zu sich ziehen wollte, erstlich nur ein Volk, die Juden nahm, ihnen Gesetze und mancherlei Gutthaten vor andern Völkern gab, um sie zu einem Aufsehn zu bringen und zu sich zu locken. Wer nun ein Dorf bekehren will, der macht es ihm nach, und sucht anfangs nur etliche auf und bringt sie in eine Gemeinschaft; damit werden die Andern nicht ausgeschlossen, sondern zum Aufschauen und Forschen gebracht, was das sei, und auch invitirt. Anfangs feindeten die Orthodoxen den Spener und seine Schüler hart an; nun aber die Wolffische Philosophie aufkommt, so sehen sie sich gedrungen, um dieser zu widerstehn, sich zu den gesunden Grundsätzen zu bekennen, die sie an Spener nicht hatten leiden wollen. Indeß glaube ich doch nicht, daß es mit der begonnenen Lebensreformation gehn wird, wie mit der bereits geschehenen Reformation der Lehre, sondern Gott wird mit den Gottlosen durch seine gewaltigen Gerüchte zuvor tüchtig aufräumen; da wird ein klein Sämlein übrig bleiben, und das giebt danach den Satz zu einem Volke ab, das dem Herrn dient. Die Hallesche Art ist für die jetzige Zeit etwas zu kurz geworden. Zinzendorf wird seinen Plan, eine Brunnenstube zu errichten, in die er die Bächlein des Lebenswassers zusammenleiten und von dem er die ganze Welt wieder bewässern könnte, nicht durchführen. Auch taugt es nicht, wenn man auf- und davongeht und den verführten Karren der Kirche gar stehn läßt, oder durch Stürmen und Poltern helfen will. Wir lassen gern einstweilen alles stehn, was stehn kann; und was eine Gültigkeit hat, dem lassen wir solche, und was nützlich sein kann, das machen wir uns zu Nutze." Der Kirche, so verderbt sie auch sei, habe man die Erhaltung der heiligen Schrift zu verdanken; ohne sie wäre die Historie von Christus längst eine Fabel. „Man muß sich also in die

Sache schicken, daneben aber seufzen und beten, daß der Herr bald kommen und alles neu machen möge."

Der nahe Untergang der Welt war ihm eine unumstößliche Gewißheit, und er wußte auch das Jahr anzugeben: 1836. — „Alte Leute machen gern Personalien. So, weil die Welt anfängt alt zu werden, macht sie auch ihre Personalie, deswegen kommt das Studium der Geschichte so empor. Daß die Welt anfängt reif zu werden, das sieht man auch daran: die Art, Böses zu thun und es zu behaupten, gewinnt immer mehr das Ansehn einer Kunst... Die heilige Schrift kommt in klägliche Verachtung und wird auch von denen, die noch etwas darauf halten, oft so mißhandelt, daß Viele sich ärgern und irre werden: die Kräfte der Vernunft und Natur werden über die Maßen erhöht, so daß man bald nicht mehr weiß, was Glaube und Gnade, und mit einem Wort, was übernatürlich ist. Die Werkzeuge, durch welche der große Gott an seinem Volk so große Wunderthaten erzeigt hat, werden verschmäht; der Eine macht sich an Joseph, der Andere an Moses, der Dritte an David, und was durch sie ausgerichtet, wird zu politischen Staatsgriffen gemacht... Der Artikel vom heiligen Geist ist ganz dahin, der Artikel von Christo geht auch auf die Neige, und der Artikel von der Schöpfung hängt nur noch an einem Fäserlein. Man sieht im Herzen die Religion als einen Zaum des Pöbels an, und sogar viele Geistliche denken ebenso. Allenthalben kommt man auf eine bloße Moral und natürliche Ehrbarkeit hinaus, so daß man alles Höhere verlacht und namentlich die große Heimsuchung Gottes in Christo tief heruntersetzt... Die Lehre vom innern Wort wird noch viel Unheil anrichten, wenn einmal die Philosophen anfangen werden, sich ihrer zu bedienen. Sie werden, um menschlich zu reden, den Kern ohne Butzen, Hülse und Schaale haben wollen, d. h. Christum ohne die Bibel, und werden so aus dem Subtilsten in das Gröbste fortschreiten, ohne zu wissen, wie es ihnen geht ... Unter die Zeichen einer bevorstehenden Weltänderung ist dieses mit zu setzen, daß man ins Gemeine und ins Besondere der von unsern Voreltern auf uns vererbten Sorgfältigkeit für die Nachkommen vergißt, und daß diejenigen, die etwas Namhaftes von zeitlichen Mitteln auf den gemeinen Nutzen anwenden wollen, ihre Sorge nicht sowohl auf dauerhafte Stiftungen und Gülten, als vielmehr auf das, was eine geschwinde und gewisse Frucht hat, auf Missionäre, Auswanderer, Auflagen der biblischen Schulanstalten u. dgl. wenden ..." —

Jeder, der sich tiefer in die Frömmigkeit versenkte, suchte in irgend einer Art sich mit den Ideen Zinzendorfs auseinanderzusetzen. So J. J. Moser, dessen Geschichte wir hier wieder aufnehmen. In seinen „Anmerkungen zu Friedrich Wilhelm's Concession für die Brüdergemeinde" (1737) schreibt er: „Ich habe nicht das wünschenswerthe Glück, ein Mitglied der evangelischen

Brüderkirche zu sein, von ganzem Herzen ehre und liebe ich sie aber als ein Volk Gottes, als eine Sammlung edler, guter, vortrefflicher, liebens- und verehrungswürdiger Menschen; als eine Gemeinde wahrer Christen; als ein wichtiges und wohlthätiges Zeichen unserer Zeit; als eine Brandmauer gegen das Antichristenthum unserer Tage; als Bewahrerin der beseligenden Lehre von Christi verdienstlicher Versöhnung; als Salz und Licht in dem, innerer Fäulniß und Finsterniß sich immer mehr nähernden Protestantismus; als einen unschätzbaren Zufluchtsort für Tausende zur Rettung, Bewahrung und Vervollkommnung; als eine Anstalt im Reiche Gottes zu einem neuen, glücklichen und schon hienieden seligen Menschengeschlecht; als einen lebendigen Beweis von der Möglichkeit der Verbindung reiner Religiosität mit der bürgerlichen Verfassung, und als die Pflanzschule und Werkstätte der auserwählten Rüstzeuge, durch welche das Evangelium Jesu noch vielen Völkern verkündet werden und die ganze Erde ihn als den Weltheiland erkennen und anbeten wird."

Bei dieser Stimmung, und da er nach der Unruhe seines bisherigen Lebens der Erholung bedürftig war, mußte ihm Ebersdorf wie ein Paradies erscheinen. „Hier trafen wir reichlich an, wonach unser Herz sich sehnte, und die ersten sechs Jahre waren die seligste Zeit in unserm ganzen Leben. Der Hofprediger Steinhofer ging auf eine Aenderung des ganzen Sinnes, auf Jesu Ergreifung im Glauben, Gewißheit der Vergebung der Sünden und seines Gnadenstandes, Verschmähung der Welt und immer mehrere Bildung in das Bild Jesu Christi; auf eine so nachdrückliche, und doch dabei herzliche, liebreiche und evangelische Weise, dabei das Herz nicht ungerührt bleiben konnte. Es hatte sich dermalen bereits eine starke Anzahl Kinder Gottes in Ebersdorf gesammelt, und es fanden sich deren immer mehrere herbei. Es war gewiß etwas Respectables, wenn Abendmahl gehalten wurde, und etliche hundert Personen dazu gingen, von deren allergrößtem Theil man zuversichtlich glauben konnte, daß es wahre Kinder Gottes seien, und die Ergießung des heiligen Geistes über die Seelen war zu solcher Zeit gar merklich. Und so waren es auch Festtage für die Herzen, wenn Kinder eingesegnet wurden, da man sie nicht über gewisse auswendig gelernte Sachen, sondern wie es H. Steinhofer einfiel, befragte, und aus ihren Antworten schriftmäßige Erkenntniß, Erfahrung am eignen Herzen und eine zärtliche Liebe zu Jesu hervorleuchteten; worauf sie sodann, nicht nach einem gewissen Formular, sondern nach eines Jeden besondern innern und äußern Umständen aus der Fülle des Herzens eingesegnet wurden. Die Leichenbegängnisse und die dabei gehaltenen Reden waren ebenfalls so erwecklich, daß auch unbekehrte Leute sie mit Verwunderung sahen, und, wenn sie es wußten, aus der Nachbarschaft auf viele Stunden herbeikamen. Der Umgang war damals noch ganz frei, und

man konnte sich mehr oder weniger Personen selber wählen, deren Herzen, Erkenntniß und Erfahrung am meisten zusammenpaßten. Man war nicht genöthigt, sich Jemand weiter zu entdecken, als man selbst gut fand; man war aber selber froh, wenn man solche rechtschaffene Personen antraf, denen man sein ganzes Herz darlegen konnte. Unter den Vertrauten war also dies der Hauptpunkt, worauf man alles mit einander im Gebet vor den Herrn brachte. Und so waren auch die allgemeinen Zusammenkünfte nicht sowohl der Behandlung des Wortes Gottes gewidmet, als vielmehr wurde von geistlichen Erfahrungen, Fehlern der Kinder Gottes, besondern Gewissensfällen, von seiner eignen Herzensverfassung u. s. w. gesprochen, daß doch ein jedes wohl wissen konnte, wie es beinahe alle andern Glieder der Gemeinde anzusehn habe. — Alles dies hatte auch noch einen großen Nutzen im Leiblichen: man durfte seine Umstände keck sagen; man kam den Nothleidenden sowohl gemeinschaftlich, als jedes an seinem Theil, mit Rath und That so zu statten, daß ich dergleichen mein Lebtag nicht gesehen habe. — Den Kindern wurde von der Mutterbrust an eine Erkenntniß von Gott und Jesu und eine herzliche Liebe gegen sie beigebracht . . . man brachte sie dahin, daß sie öfters freiwillig, einzeln oder etliche zusammen, aus ihren Herzen so beteten, wie es die Umstände erforderten. — Meine Frau kam ebenfalls zur Versicherung ihres Gnadenstandes, und so nach und nach unsere Kinder. Sie hatte, wie es unter dem gesetzlichen Zustand zu gehn pflegt, vorher eine große Furcht vor dem Tode gehabt: nun aber war sie nicht nur willig, sondern auch begierig zu sterben, und blieb in dieser seligen Gemüthsverfassung bis an ihr Ende." —

Indessen füllte das religiöse Leben und der Verkehr mit den frommen Höfen in Saalfeld u. s. w. seine Zeit nicht ganz aus. Da er mit seinem Auskommen ganz auf seine schriftstellerische Thätigkeit angewiesen war, die nicht viel eintrug, so mußte er rüstig arbeiten. Sein deutsches Staatsrecht setzte er von Theil 4 bis 32 fort. Sept. 1741 bis Merz 1742 wohnte er dem Wahltag bei und veröffentlichte später seine wichtigen Beobachtungen in der Staatshistorie Deutschlands unter Kaiser Karl 7. Darauf wurde er von der würtembergischen Landschaft erst an das Hoflager des neuen Kaisers, dann nach Berlin geschickt (als der Krieg zwischen Preußen und Sachsen ausbrach, legte er seinen preußischen Charakter nieder), um daselbst die Bestätigung der Religionsreversalien auszuwirken. So wurde er noch mehrfach beschäftigt, namentlich zog ihn Münchhausen wegen der Göttingischen Angelegenheiten zu Rath.

Inzwischen waren ihm bei weiterm Nachdenken über die Zinzendorfschen Pläne ernste Bedenken aufgestiegen, die er dem herrnhutischen Bischof Polycarp Müller vortrug, als dieser 1744 Ebersdorf besuchte. Zugleich wandte

er sich deswegen an berühmte Gottesgelehrte, Bengel, Oetinger, Steinmetz u. s. w. Das Gutachten Bengel's ist bemerkenswerth: „Es war ein edler, zarter, mächtiger Herzenstrieb, wodurch dieser Herr aufgebracht worden ist, sich der Ehre des Erlösers ganz und gar zu widmen, und daß er sich der bedrängten Seelen, die dem eisernen Ofen in seiner Nachbarschaft ehedessen entrannen, so wacker angenommen, dessen wird von Gott nicht vergessen werden. Aber zu so vielen großen Unternehmungen, zu denen er hernach geschritten, hat er die nöthige Tüchtigkeit nicht . . . Er ist nimis officiosus erga Redemtorem. Es werden wohl seine Geheimsten und oft er selbst nicht wissen, warum er dieses oder jenes thue, indem sich vieles auf einen Impetum animi occultum resolvirt, daher zu den Finibus, die er sich vorsetzt, die Media nicht allezeit lauter sind, unter welche das häufige Loosen gehört. Nicht ohne Ursache hat man hauptsächlich auf ihn zu sehn: er ist in der That der Andern ihr Principal, und nach seiner Gestalt bildet sich seine ganze geistliche Dependence. Kein despotisches Regiment ist gewaltiger als dieses. In ihrer Gemeinschaft wird Gottes Wort sehr fleißig betrieben, man hat schöne Gesänge und gute Uebungen, man arbeitet mit den Händen, man ist vor böser Gesellschaft und vielen Weltgräueln verwahrt, und also mögen wohl viele Seelen, die einen guten Grund zu ihnen bringen, wann sie ihre innere Freiheit beschützen, noch weiter kommen, werden aber bei ihnen auch erweckt und erwärmt werden. Doch setzt ihre Verfassung manchen in eine Einbildung von ihnen selbst und andern seines Gleichen, dabei er sich verliert und Andere verachtet . . . Das häufige Reden von dem Heiland und seinem Blut ist plausible, ja es ist das Herzblatt des Glaubens . . leider ist sonst bald niemand mehr, der des Heilands und seines Bluts gedächte . . . aber wenn man immer so auf ein empfindliches Gefühl der Kraft des Blutes Christi bringt, so läuft es endlich auf etwas Affectirtes hinaus, da einer den andern zum Modell nimmt, und jener das, was dieser sagt, endlich in eigner Kraft bei sich zuwegebringt, auch hernach bald einen Lehrer abgeben kann, der von dem übrigen Glaubensgrund zu reden und Rechenschaft zu geben dispensirt ist . . . Das innere Wort treiben sie so, daß sie es zum Kern, und das Evangelium zur Hülse machen, und da wird durch den so sehr diluirten und seichten Vortrag diese allerhochwichtigste Sache verächtlich gemacht, daß dem falschen Propheten, der auf der Bahn ist, alles haufenweise zufallen wird . . . Wenn sie aber dazu meinen, sie wollen das Panier tragen, zu welchem sich alles, was noch rechtschaffen ist, finden und halten solle, so wird die Sache übertrieben . . . Es muß noch gar viel bösen unnützen Zeuges von dem Erdboden weggeräumt werden, bis das übrige zeitig wird, eine solche Gemeine zu präsentiren, wie sie eine abgeben oder zuwegebringen wollen. Indessen

verhält sich ihre Beschäftigung wie ein Gartenwerk im Gewächshause, da etwas vor der Zeit zuwege gebracht wird, aber die rechte Saison hernach viel schmackhaftere Früchte in Menge träget: und bei den vielen Missionen möchte zu bedenken sein, ob sie nicht frühzeitig wären, und dem Reich Gottes auf die rechte Zeit zu einer Hinderniß werden möchten."

Auf dieses Gutachten gestützt, trug Moser seine Bedenken in einem Brief dem Grafen Zinzendorf vor; statt der Antwort wurden ihm aber (Jan. 1745) von der Gemeinde Herrnhut die größten Scheltworte zu Theil. Der Conflict sollte ihn bald näher berühren.*) — Aus Marienborn, einem herrnhutischen Ort, zurückgekehrt, legte Steinhofer 1745 das Predigtamt nieder, blieb aber Lehrer der Gemeinde und richtete seinen Lehrvortrag nach dem herrnhutischen Geschmack ein. Schon damals war Moser nahe daran, aus der Gemeinschaft auszutreten, doch bewog man ihn zu bleiben.

„Im Frühjahr 1746 entstand unter den ledigen Personen beiderlei Geschlechts eine starke Gemüthsbewegung, welche sich bald durch die ganze Gemeinde ausbreitete. Es wurde von Vielen gerühmt, wie sie das Blut Jesu, von welchem damals in der Gemeinde fast einzig und allein geredet und gepredigt wurde, an ihren Herzen erfuhren, und es wurde aus dieser Erfahrung des Blutes Jesu an dem Herzen ein eigenes neues Stück und Vorrecht derer Lammesgeschwister gemacht, welches nicht alle hätten, wenn sie gleich Kinder Gottes wären, auch Versicherung der Vergebung ihrer Sünden und ihres Gnadenstandes hätten. Man theilte die ganze Gemeinde nach dieser Probe in drei Klassen ein: als diese Liste öffentlich verlesen wurde, befand ich mich in der zweiten Klasse ganz am Ende ... Indessen fragte ich fleißig nach, worin denn diese Erfahrung des Blutes Jesu an dem Herzen bestehe, und von dem Frieden Gottes, darin ich stünde, und den mir Jesus mit seinem Blut erworben hätte, wie auch von der Besprengung seines Bluts, welche ich bei erhaltener Versicherung der Vergebung aller meiner Sünden erfahren hätte und täglich genösse, unterschieden sei? Man konnte oder wollte mich aber nicht bedeuten, sondern es hieß nur, es ließe sich nicht beschreiben, ich sollte darum bitten; wer es hätte, der wüßte allein, was es wäre. Ich folgte auch darin, und sagte Jesu kindlich und oft: man sage mir, ich hätte sein

*) In demselben Jahr wurde er von Münchhausen zur kurbraunschweigschen Wahlbotschaft nach Frankfurt geschickt, und arbeitete im Auftrag desselben die Denkschrift aus: „wie des neuen Kaisers Majestät (Franz der Erste) es anzugreifen haben möchte, wenn Sie Sich eine vergnügte und für Deutschland glückliche Regierung versprechen wollte?" — Gleichzeitig veröffentlichte er einen „Dreifachen Entwurf einer Historie des Reichs Jesu Christi auf Erden, besonders von Dr. Spener's Zeit an bis jetzt."

Blut noch nicht an meinem Herzen erfahren; wenn nun das so sei, so möchte er es mich aus Gnaden erfahren lassen, wenn und wie er wollte. Sollte es auch nur eine Specialgnade für Ebersdorf oder für gewisse Zeiten oder Gattungen Seelen sein, so möchte er mich doch auch nicht leer ausgehn lassen, da ich nun einmal in Ebersdorf, in dieser Zeit und unter diesen Seelen sei. Ich habe aber niemalen darauf etwas anders empfunden."

„Uebrigens liefen gleich Anfangs allerlei bedenkliche Dinge mit unter, welche als Schlacken hätten können angesehn und von dem Edlen geschieden werden: allein da H. Steinhofer diese Dinge theils billigte, theils entschuldigte, und das kindisch sein für etwas Kindern Gottes nicht Unanständiges angab, wurden vollends theils öffentlich theils sonst die leichtsinnigsten Ausschweifungen daraus, deren man sich zwar nachmals selbst schämte, damals aber alle Vorstellungen dagegen verwarf. Die meist aus jungen unerfahrnen und hitzigen Gemüthern beiderlei Geschlechts bestehende Zinzendorf'sche Partei behielt nun in den Conferenzen die Oberhand, und es ging mit Macht auf eine gänzliche Vereinigung mit den Brüdergemeinden los . . . Man fing an, die sämmtlichen ehelichen und ledigen Personen weiblichen Geschlechts theils in Güte dahin zu bringen, theils mit Zwang und bei einer Art des Bannes zu nöthigen, sich der sogenannten Gemeinhauben und Stirnbands zu bedienen, was ich meinen Kindern durchaus nicht gestattete. Ich dutzte auch Niemanden — nicht aus Hochmuth. — Ferner wurden nun an den sogenannten Gemeintagen die Berichte aus den herrnhutischen Gemeinden und Missionen verlesen, und dadurch junge und hitzige Leute in eine große Begierde gebracht, zu pilgern, d. h. sich zu den Zinzendorf'schen Gemeinden zu begeben, oder zum Verschicken und zur Arbeit an andre, auch den Heiden, gebrauchen zu lassen. Die Reisen nach Marienborn und Herrnhut fingen wirklich an; man baute ein Gemeinhaus, man erwartete aus den Zinzendorf'schen Gemeinden Pfleger und Pflegerinnen für alle Chöre."

„Unter diesen Umständen besprach ich mich mit dem theuern Knecht Gottes, dem Abt Steinmetz in Wernigerode: da wir denn in der ganzen Sache vollkommen einig waren. Ich erklärte bei meiner Zurückkunft den Vorstehern, daß ich zwar insofern, als man angäbe, daß es eine evangelisch-lutherische Gemeinde sei, darin bleiben wolle; insofern es aber eine Brüdergemeinde sein sollte, könnte ich derselben über mich und mein Haus nicht die geringste Gewalt einräumen." — Ende 1746 kam Zinzendorf selbst an. — „Ich hörte öfters seine Vorträge in den öffentlichen Versammlungen und der Eheleute Privatstunden, darin weder Saft noch Kraft, weder Verstand noch Zusammenhang, wohl aber viel seltsames und schriftwidriges Zeug vorkam. Ja einstens sagte er gar: man streitet noch darüber, ob der Apostel Judas

das h. Abendmahl mit genossen habe oder nicht; hat er es genossen, so hat er seliglich den Hals gebrochen: denn das Blut Jesu ist von solcher Kraft, daß es auch dergleichen Sünden tilgt. Er fingirte ein Ebersdorfisches Jubiläum, machte ein romaneskes, satirisches, unwahrhaftes und abgeschmacktes Jubellied, und redete darüber so, daß ich einen neuen und großen Abscheu vor ihm bekam. — Die einreißende geistliche, ungöttliche Herrschaft über die Gewissen, ja über den innern und äußern Menschen, auch Hab, Gut und Familie so vieler rechtschaffenen Seelen machte, daß ich bei Gelegenheit des Haubenzwangs Hrn. Steinhofer sagte: am Ende komme aus dieser Sache das zweite Thier Offenb. 13, nämlich ein neues, scheinbareres und verführerisches, aber auch für das Reich Jesu viel schädlicheres, und allen, die darunter stehn müssen, viel unerträglicheres Papstthum heraus als das erste."

„Das Evangelium wurde nun weder ganz noch rein verkündigt; die Zinzendorf'schen Losungen und Lammestexte wurden in den öffentlichen Stunden als die Texte gebraucht, die neu erfundnen Feiertage gefeiert, bei dem Abendmahl bedenkliche und unerbauliche Umstände eingeführt; alle Chöre mit Pflegern und Pflegerinnen aus den Zinzendorf'schen Gemeinden besetzt; Gebet und die h. Schrift nichts mehr geachtet, die letztere verkauft. Bei unsäglichem heimlichen Murren und Klagen herrschte eine knechtische Furcht, und Niemand hatte weder die Freiheit noch das Herz, seinen Sinn Jemand zu entdecken. Die Vorsteher ließen sich wohl sein, sammelten für sich und behandelten die übrigen Gemeindeglieder manchmal auf das Impertinenteste. Die ledigen Weibspersonen wurden aus den Diensten und Häusern, wo sie oft in größter Liebe und Segen standen, abgeholt und in die Chorhäuser gesteckt: und doch sollte alles dies lauter Freiheit und Seligkeit, Jedermann ein Kreuzluftvögelein*), die aber, welche einen Anstand dabei fanden, unlauter sein."

„Der Schmerz über alles dieses, die Zerrüttung dieses edlen und ansehnlichen Haufens von Kindern Gottes, und die Sorge für meine Frau und Kinder nahmen mich dergestalt ein, daß ich unter beständigen Seufzern daher ging, auch am Leib elend wurde, und doch mich nicht entschließen konnte, ohne einen deutlichen Ruf Gottes auszugehn."

„Endlich, 17. Jan. 1747, erklärte mir H. Steinhofer: weil es widersprechend herauskomme, daß ich bei meinem bekannten Sinn doch in der

---

*) Diesen Ausdruck möge folgendes herrnhutische Lied erklären: „Was ist ein Kreuzlufthühnelein? Sollt's auch ein Kreuzluftputtchen sein! Ein Thierlein, so die Henne reucht, mit welcher sich das Lamm vergleicht dort zu Jerusalem." — Wem auch das noch nicht recht verständlich sein sollte, für den die Belehrung, daß die Henne ein stehendes Bild für Christus ist.

Gemeinde bleiben wollte, und es den Geschwistern zum Drang auf ihren Herzen würde, wenn sie mich beim Abendmahl sehen müßten, so möchte ich ihrer darin schonen; er glaubte zwar nicht, daß ich wissenden Dingen gegen den Sinn des Heilands zu handeln begehrte, aber ich sei nun eben in statu perplexitatis. Ich antwortete: Strick ist entzwey, und wir seynd frey. Er sprach voller Verwunderung: was sagen Sie? Ich wiederholte: Strick ist entzwey, und wir seynd frey!"

„Ich wußte aber nicht, wohin ich mich wenden sollte, und einige auswärtige Herrn, Knechte Gottes, ermahnten mich, noch ferner Geduld zu beweisen und den Herrn nicht anzulaufen. Da nun aber die Gefahr und der Druck zunahm, so entschloß ich mich, den Beruf als Geheimerath des Landgrafen zu Homburg auf die Probe anzunehmen. Es war aber ein starker Absprung, und meine Frau und Kinder waren übel daran, weil sie in Homburg nicht den geringsten Umgang für das Herz pflegen konnten, weshalb sie ihr Lebtag Homburg als den finstersten Ort, dahin sie gekommen, ansahen."

In seiner neuen Stelle nahm sich Moser hauptsächlich der Cameralgeschäfte an, er brachte Ordnung in die Kanzlei und suchte durch solide Wirthschaft den Credit herzustellen. Im Anfang ging alles gut, aber bald intriguirte die alte Bureaukratie gegen ihn, und es kam so weit, daß der Landgraf wichtige Geschäfte hinter seinem Rücken abmachte. Moser nahm seine Entlassung 5. Oct. 1748 und errichtete in Hanau eine Academie für junge Standespersonen, die sich zum Staatsdienst vorbereiten wollten: sein ältester Sohn, der damals eine adelige Wittwe heirathete, wurde sein Gehilfe. Die Anstalt war in voller Blüthe, als die Würtemberger Landschaft ihn zu ihrem Consulenten berief. In dieser Zeit schrieb er die „wöchentlichen Berichte zur Förderung des wahren Christenthums" 1748 und die „Hanauischen Berichte von Religionssachen", 16. Febr. 1750—1, in denen er sich zuerst öffentlich und zwar sehr bitter über Zinzendorf aussprach, da ihn die Nachrichten von weiteren Unordnungen in Ebersdorf aufbrachten. —

Wir verließen Edelmann, als er, von den Herrnhutern und Inspirirten völlig losgesagt, sich auf das Studium Spinoza's gelegt hatte. — Es liegen im System Spinoza's zwei Momente. Auf der einen Seite wird durch die Wucht eines steinharten Verstandes alles zermalmt, was der Phantasie oder der Träumerei des Gemüths Nahrung bieten könnte. Dann aber, wenn man von seiner mathematischen Form absieht und die ganze Weltanschauung sich auszumalen versucht, liegt auch wieder ein Keim der Mystik darin: die alles Sein umfassende Substanz, von der die einzelnen Dinge nur Erregungen sein sollen, läßt sich in ihrem ewigen Fluß schwer bestimmen und ergreifen,

und lädt, wenn man sich in sie versenkt, zu speculativen Träumereien ein. Diese mystische Seite Spinoza's hat die neuere Philosophie betont; auch Edelmann blieb ihr nicht fern, der in seinen Irrfahrten mystischen Stoff genug gesammelt hatte. Wenn Spinoza wenigstens anscheinend sein ganzes System auf den Syllogismus gründet, glaubte Edelmann die Hauptquelle für die Idee des Uebersinnlichen im unmittelbaren Gefühl zu finden, das er für untrüglich hielt, weil es ihm einen allseligen Gott und eine allselige Welt zeigte, in der kein Teufel und keine Sünde vorkäme. Die Welt ist gut, die menschliche Natur ist gut; beides sind die unmittelbaren Offenbarungen Gottes: dies waren die Hauptpunkte seines Glaubens. Spinoza hatte dieselben mit Ruhe und sogar mit einer gewissen Milde vorgetragen: in Edelmann, der sich so lange in pietistische Grübeleien vertieft hatte, erweckte es einen grimmigen Haß gegen das, was er allein im Christenthum kannte, gegen die Lehre von der Verderbniß der menschlichen Natur. Im letzten Heft der unschuldigen Wahrheiten, mit dem er diese Sammlungen schloß, ruft er aus: „Ich will kein Sectenflicker sein; viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf den alten Trümmern ein neues Gebäude aufführt. Jetzt habe ich wie Jeremias keinen andern Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll alles, was nur Orthodoxie und falscher Gottesdienst, pharisäische Theologie und falsche Mystik ist. — Man muß es, das ist unsere erste Pflicht, mit der Lüge verderben, man darf sie nicht mit Bescheidenheit tractiren. — Verdrießt es auch die Welt, daß man sie nicht schont, so bleibt doch allemal ein heimlicher Stachel im Herzen übrig, der sie mit der Zeit schon empfindlich genug rühren wird. — Die Wahrheit muß einmal durchdringen, und wenn alles darüber zerbersten soll."

Die erste Frucht seiner neuen Erkenntniß war Moses mit aufgedecktem Angesicht, dessen erstes Heft Nov. 1740 von den „Bartmännern" vertrieben wurde: die fünf Bücher Moses wurden als Erzeugniß der Periode Esra's bezeichnet. Neue entscheidende kritische Momente hatte Edelmann wenig gefunden, aber bei seiner massenhaften, wenn auch ungeordneten Belesenheit wußte er die buntesten und pikantesten Argumente gegen die Theologen anzubringen, die sie um so mehr reizten, je unruhiger und je leidenschaftlicher der Ton war. Er spottete über die Anforderung, daß ein geheilter Lahmer noch seine Krücke gebrauchen solle; er sprach mit Vorliebe vom Kaiser Julian. Die neue demonstrative Theologie (Wolff, Reinbeck) wurde fast noch verächtlicher abgefertigt als die orthodoxe, und die Darstellung von der Schöpfung und Unendlichkeit der Welt verräth den Gipfel seiner Mystik. Die Schrift erregte großen Lärm, sie wurde in Berleburg selbst confiscirt, die Frankfurter Brüder erklärten sie für ein Teufelswerk, und selbst die nächsten Freunde

wünschten, daß er die Decke mit etwas reineren Händen aufgehoben hätte. „Ich wußte aber damals selber nicht, daß ich noch so viel Schmutz an mir hatte, indem ich in der reinen Lehre erzogen zu sein glaubte, und Exempel genug vor mir hatte von Leuten, denen ich im Punkt einer unanständigen Schreibart nicht das Wasser zu reichen vermochte. Ich dachte also, was solchen großen Männern erlaubt wäre, das könnte man mir kleinem Lichtlein auch wohl zu Gute halten."

Mit Zinzendorf war er in steter sehr kriegerischer Correspondenz geblieben. Die heimlichen Angriffe der Herrnhuter bestimmten ihn 1741, diesen Briefwechsel unter dem Titel Christus und Belial mit einer längeren Vorrede heraus zu geben. Zugleich hatte er vor, einen umfassenden Tractat von dem unbekannten Gott zu schreiben, begnügte sich aber vorläufig mit einem Theil dieses Themas: „die Göttlichkeit der Vernunft mit einer kurzen Anweisung zur Untersuchung der ältesten und vornehmsten Bedeutung des Worts Logos nebst einem Anhange von der Vernunftmäßigkeit des Christenthums."

Der Graf von Berleburg war 5. Juli 1741 gestorben, und da sein Nachfolger von den Fremden starke Einzugsgelder forderte, wanderten die beiden Bartmänner heimlich aus und siedelten sich Herbst 1742 in Hachenburg auf dem Westerwald an. Zwar predigten die dortigen Katholiken, Lutheraner und Reformirten sehr heftig gegen sie, aber die Gräfin, die sich persönlich mit ihnen unterhalten, ließ ihnen ihren Schutz angedeihen. Edelmann hatte in dieser Periode eine sehr weitläufige Correspondenz, da von allen Seiten Licht suchende Gemüther sich an ihn wandten. Durch ihre Unterstützung gewann er auch seinen Lebensunterhalt. Als über seine bisherige Wohnung anderweitig disponirt wurde, wanderte er im Frühling 1744 weiter nach Neuwied, trennte sich von Erhard, der eine Stelle gefunden hatte, ließ den Bart scheeren, setzte wieder die anständige Perücke auf und kehrte damit zur civilisirten Welt zurück. Auch von seiner bisherigen Mystik glaubte er sich gänzlich losgemacht zu haben, und in seinen Schriften tritt eine größere Ruhe ein. Den Grafen von Neuwied bestimmte das Consistorium, von Edelmann ein schriftliches Glaubensbekenntniß zu fordern. Er legte ein solches 14. Sept. 1745 vor, indem er zugleich versprach, es nicht unter die Leute zu verbreiten. Dennoch cursirten bald Abschriften, und im folgenden Jahre wurde es gedruckt. „Ich endige hier eine Schrift, sagt er in der Schlußrede an alle wahrheitsliebenden Herzen deutscher Nation, die vielleicht mancher unter euch im geheimen längst gewünscht hat. Vielleicht ist es die letzte. Darum erlaubt mir zu meiner Vertheidigung noch ein paar Worte mit euch zu sprechen. Mein Gewissen überzeugt mich, daß weder Muthwillen noch Frevel mir jemals die

Feder in die Hand gegeben. Ich bin ohne mein Denken und wider meinen Willen dazu genöthigt worden. Man hat ein schriftliches Glaubensbekenntniß von mir begehrt. Man hat meines Herzens Gedanken in Sachen die Religion betreffend von mir wissen wollen. Als ein ehrlicher Mann war ich gebunden, die Wahrheit zu sagen und keinen Heuchler abzugeben. Mir war das Sprichwort nicht unbekannt, daß man denen, die die Wahrheit geigen, den Fidelbogen um den Kopf zu schlagen pflegt. Allein weil man die Wahrheit von mir wissen wollte, muß ich's darauf ankommen lassen und meiner gerechten Sache trauen."

Das Glaubensbekenntniß enthält folgende Punkte. — „Die ordentlichen Gründe der Erkenntniß sind die Vernunft, das Naturgesetz und die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Was ich mit diesen Gründen nicht ausmachen kann, dabei muß ich zu meiner innern Empfindung meine Zuflucht nehmen. Was ich innerlich empfinde, kann unmöglich anders sein, als ich es empfinde. Diejenige Vorschrift muß allemal am kräftigsten überführen, die dem Menschen das stärkste Gefühl in seinem Gemüth verursacht, und folglich auch die richtigste sein." — Dieser Glaube an die Untrüglichkeit des Gefühls ist der Kern von Edelmann's Anschauungen; er scheidet ihn auch von den Rationalisten, die nicht müde wurden, ihn wetteifernd mit den Orthodoxen zu bekämpfen: so Jac. Baumgarten und Meier in Halle.

„Es ist ein Gott: denn ich empfinde und erkenne ihn aus Betrachtung der Natur im Licht der Vernunft. Gott ist ein in allen Dingen gegenwärtiges Sein und Wesen; alle Creaturen sind Arten seines Seins. Was in den Creaturen Reales, Wirkliches und Gutes ist, das ist Gott selbst in ihnen. Erkennt man das Vollkommene der Creaturen, so erkennt man Gott. Gottes Verstand und Willen zeigt sich nirgend anders, als im Verstand und Willen der Creaturen. Seine unveränderliche Heiligkeit besteht in der beständigen Veränderung, die er zum Besten seiner Geschöpfe vornimmt. In der ganzen Natur stellt Gott sich einem betrachtenden Gemüth nirgend als einen Gott ohne Welt vor. Der Welt Jahre sind Gottes Jahre, weil sie in seiner Allgegenwart fortlaufen, und ohne einen Gott nicht einmal gedacht werden können. Das Entstehn und Vergehn der Dinge ist nichts anderes, als das Merkmal eines beständig in allen Dingen gegenwärtigen Seins, das sein unendliches Leben und nimmer müde Wirksamkeit eben in diesen Wandlungen zu erkennen giebt. Sogar die sogenannten leblosen Dinge können die Wirksamkeit des allgegenwärtigen Lebens nicht verleugnen, ob sie gleich nur ein Fünklein desselben besitzen. Insonderheit ist die Seele des Menschen im ausnehmendsten Verstand ein Strahl aus Gott und eine Kraft desselben. Sie ist unsterblich in Gott. Nachdem sie unsern Leib verlassen, bleibt sie in Gott

eben das, was sie dermalen unter der Maske unsres Leibes ist. Der Mensch stirbt, wenn das Band der Vereinigung zwischen Leib und Seele getrennt wird; er steht wieder auf, wenn die Seele in einen andern Leib zurückkehrt."

„Wer von übernatürlichen Dingen redet, der redet ohne Verstand. Uebernatürlich heißt auf deutsch unmöglich. Denn über die Natur ist nichts, weil dieselbe, ohne zwei vor sich selbst und einander entgegen handelnde Wesenheiten zu glauben, unmöglich etwas anderes sein kann als die in allen Dingen gegenwärtig und unveränderlich handelnde Kraft Gottes. — Der Mensch ist noch jetzt in demselben Stand der Vollkommenheit, darin er ursprünglich von Gott geschaffen worden. So wenig die Sonne verfinstert wird, wenn eine sogenannte Sonnenfinsterniß ist, so wenig wird auch die Vernunft verfinstert, wenn gleich die Phantasie mit ihrem sinnlichen Gewirk einen Nebel erweckt. — Das einzige Recht ist das Naturgesetz: sein Grund liegt in der Gleichheit unserer Natur; seinen Inhalt umfaßt Christus in dem Satz: was du willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen! Die Ausübung dieses Gesetzes aus Liebe ist die wahre Religion. — Gott kann nicht zürnen, denn er wirkt alles selbst in dem Menschen. Der Gehorsam gegen die Stimme Gottes im innern Gefühl ist Tugend und giebt Seligkeit."

„Gottes Wesen kann Niemand ganz übersehn; jede Erkenntniß von ihm ist Stückwerk. Zu diesen Stückwerken gehört auch die Bibel: sie theilt die Gedanken der Alten von Gott mit, ist aber sehr verderbt und verfälscht, und weder von Gott eingegeben noch eine Regel unsres Glaubens und Lebens. Alle Ketzer berufen sich auf die Bibel, weil sie sich fortwährend widerspricht, und Niemand kommt zur wahren Seelenruhe, so lange er noch an die Göttlichkeit der Schrift glaubt. Die Urheber des A. T., die Juden, sind das am wenigsten glaubwürdige Volk; ihre Angaben werden durch weit ältere und bessere Völker widerlegt. — Die Lehre von der Dreieinigkeit ist aus heidnischen Fabeln zusammengetragen. Was das Christenthum vom Fall der Menschen, von der durch diesen Fall verderbten Vernunft und von der Erbsünde sagt, ist alles unwahr. Der Teufel ist der wahre Grund- und Eckstein dieser Religion. Denn wenn man keinen Teufel erdacht hätte, so hätte man auch keine Sünde, keinen Fall, keine Erlösung. Einen Teufel aber giebt es nicht, weil es unmöglich ist, daß irgend eine Creatur Gott wirklich hassen kann. Wenn Gott alles vermag, so bleibt kein Raum für einen Teufel. — Jesus war ein bloßer Mensch, aber hoch ausgestattet und ein rechter Magus. Gott hat ihn erweckt, die Menschen zu lehren, daß zwischen Gott und Menschen keine Sünde möglich sei: durch das unermüdliche Einschärfen dieser Wahrheit verdient er den Namen des Heilands." —

Wegen der Veröffentlichung dieses Buches wurde Edelmann aus Neu-

wied vertrieben, er hielt sich an verschiedenen Orten, unter andern im Braunschweigischen verborgen. Ende 1746 war er in Altona. Die Hamburger Pastoren fingen nun an leidenschaftlich gegen ihn zu predigen. Einige dieser Predigten gab Neumeister heraus, der Edelmann persönlich kannte und mit seinen Eltern befreundet gewesen war. In der Vorrede 12. Mai 1747 setzte Neumeister hinzu: „Ich habe Dippel aus billigem Eifer den Erstgebornen des Satans genannt: im Vergleich mit diesem eingefleischten Teufel könnte er wohl ein Engel heißen. Da ich dieses schreibe, ist mein Vorsatz gar nicht, den unseligen Edelmann zu widerlegen. Es würde auch vergebliche Arbeit sein, da er die Göttlichkeit der Schrift schlechterdings leugnet. Denn womit könnte ihm sonst das Maul gestopft werden? Und ob man ihn gleich überzeugte, welcher gestalt er ihm selber vielfältig widerspräche, was würde es bei dem durchaus verstockten und zur Lästerung ganz verkauften Menschen fruchten! Ich überlasse ihn demnach dem gerechten Gericht Gottes, dem noch kein Lästerer entronnen ist.“ — Am ausführlichsten widerlegte ihn der Propst Harenberg in der Schrift „die gerettete Religion“; ihm antwortete Edelmann im „Evangelium St. Harenbergs“ 7. April und in der „ersten Epistel St. Harenbergs“ 31. Juli 1747: beides glänzende Variationen des spinozistischen Systems und Angriffe gegen das christliche Sündenbewußtsein. Wir wollen den stärksten Satz, den Edelmann nach dieser Seite geschrieben, hier mittheilen. „Alle bekannte Religionen ließen der menschlichen Natur noch ein Vermögen etwas Gutes zu thun; aber wie das Christenthum oder besser zu reden der Paulinische Glaube aufkam, so mußte sich ein jeder, der sich dazu bekennen wollte, als einen Sklaven der Sünde betrachten. Dadurch wurde aller Same der Tugend in den Menschen erstickt, zumal ihnen weiß gemacht wurde, sie könnten ohne Verdienst gerecht werden, wenn sie nur glaubten, daß ein todter Mensch das an ihrer Statt gethan hätte, was sie von rechtswegen hätten selber thun sollen.“

Der Aufenthalt in Altona wurde Edelmann doch verleidet, obgleich er kühn genug war, die Kirchen, wo man gegen ihn predigte, selber zu besuchen. 23. Jan. 1747 wurde in Hamburg sein Glaubensbekenntniß confiscirt, 13. Merz den Zeitungen verboten, derartige Schriften anzuzeigen und bald darauf gegen seine Anhänger Untersuchungen angestellt. Ende October finden wir ihn in Berlin, wo unmittelbar darauf der Propst Süßmilch öffentlich gegen ihn predigte. „Ich gestehe, daß meine Geduld ein Ende hat, wenn ich an dieses Kind des Verderbens, an diesen abtrünnigen und falschen Judas gedenke. Ich bin bisher still gewesen, ob mir schon nicht unbewußt war, daß er durch seine hiesigen Anhänger seine Schandschriften ausstreuen ließ. Da aber dieser Feind aller göttlichen und vernünftigen Wahrheiten sich auch per-

sönlich hier eingefunden hat, da er in dieser Gemeinde wohnt, da er hier Sicherheit sucht, nachdem er im ganzen römischen Reich fast nicht mehr sicher gewesen ist und von dem Reichsfiscal überall soll aufgesucht sein: so muß ich euch öffentlich davor warnen und euch um Gottes und eurer eignen Seele Heil willen bitten und flehen, sowohl seinen als seiner Anhänger schleichenden Umgang zu meiden und euch auch des Lesens seiner Schrift zu enthalten. Ich bezeuge vor Gott, daß ich Seinesgleichen noch nie gesehn oder gehört! ich kenne alle Feinde alter und neuer Zeiten, ich habe alle ihre Schriften gelesen, aber noch nie habe ich ein solch Ungeheuer lästerlicher Meinungen bemerkt." Vielleicht das am meisten Charakteristische in dieser gleich darauf gedruckten Predigt ist Folgendes. Edelmann hatte eine gemeine Schmeichelei Voltaires gegen Friedrich den Großen gerügt; darauf anspielend fährt Süßmilch fort: „wie kann ein solcher Lästerer in einer Republik geduldet werden? Ein Mensch, der so viel Dreistigkeit oder vielmehr Tollkühnheit schon gehabt hat, daß er Majestäten lächerlich, ja verächtlich gemacht, daß er wirklich regierende Könige kritisirt, wie er es an seiner Majestät dem König von Preußen gethan hat, was wird der nicht ferner vermögend sein zu bewerkstelligen?"

Wir finden Edelmann im folgenden Jahr wieder in der Nähe von Hamburg, wo man fortfährt gegen ihn zu predigen: an der Spitze der Senior Fr. Wagner, der erfahrenste Ketzerrichter jener Tage, in einem weitläufigen Werk: „die Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift." Als sich im folgenden Jahr das falsche Gerücht von seinem Tode verbreitete, ließen seine Anhänger lateinische Lobgedichte auf ihn in den hamburger Zeitungen abdrucken; auf Wagner's Betrieb ließ sie der Senat 15. Aug. 1749 öffentlich verbrennen. Auch in Frankfurt am Main wurden nach kaiserlicher Verordnung 9. Mai 1750 seine sämmtlichen Schriften durch Henkers Hand verbrannt und auf seine Person gefahndet. Aber er hatte schon Ende 1749 eine sichere Zuflucht in Berlin gefunden. Der König hatte dem Andrängen seiner Geistlichkeit damit geantwortet: er müsse so viele Narren in seinem Lande dulden, er sähe nicht ein, warum er Edelmann den Aufenthalt versagen solle. Doch wurde ihm aufgegeben, nichts drucken zu lassen. Nov. 1749 begann er seine Selbstbiographie, sie macht im Ganzen den Eindruck großer Heiterkeit und freier Gemüthsstimmung.*) In seinen letzten Jahren scheint er nichts mehr geschrieben zu haben; er starb erst 1767, gänzlich vergessen.

Der Pietismus hatte mit voller Kraft des Gefühls aus den Traditionen

---

*) Ein grimmiger Widersacher, Pastor Pratje, zugleich sein Biograph, kündigt 1754 das Erscheinen eines herrlichen Werks an, welches diesem Naturalismus ein Ende machen werde — die „Wahrheiten der natürlichen Religion" von — Reimarus!

der Kirche und aus den Vorstellungen der Bibel heraus die Wahrheit des Glaubens der Welt verkündet; die Bestimmtheit des Glaubens war immer mehr zersetzt, aber das Bedürfniß des überquellenden Gefühls war geblieben und man mußte versuchen, ihm auf andere Weise Nahrung zu geben. Die nüchternen Begriffe der Wolffischen Philosophie durch Innigkeit zu vertiefen, war die Aufgabe eines Predigers, der jetzt noch auf seine Zeit wirken wollte. Zu den ansehnlichsten dieser Gefühlsrationalisten gehörte Spalding, der Freund des Halleschen Dichterkreises, der im Frühling 1747 Adjunct seines Vaters in Triebsees wurde und 1749 als Pastor nach Lassahn in schwedisch Pommern ging. 1748 schrieb er „Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen", ein Werk, das zahlreiche Auflagen erlebte und damals ungefähr ebensoviel Aufsehn erregte als ein halbes Jahrhundert später Schleiermacher's Schriften. „Zwar in der Welt ist mir Alles ein Räthsel. Ich sehe die Oberflächen der Dinge und ihre innere Beschaffenheit bleibt mir unerforschlich. Alles verwirrt mich, Alles macht mich ungewiß; doch was brauche ich mehr zu wissen, da ich meine Schuldigkeit und die Oberherrschaft einer unendlichen Liebe mit unzweifelhafter Ueberzeugung erkenne?" — So leitete er aus der Verkehrtheit dieser Welt die subjective Nothwendigkeit eines Jenseits her. In seiner Anlage dominirte der nüchterne Verstand, aber das Bedürfniß der Salbung und der Einwirkung auf das Gefühl lehrte ihn auf die Bedeutung der christlichen Empfindung achten. Gegen ihn verdiente der junge Goeze, damals Pastor in Aschersleben, für die Vertheidigung der Orthodoxie die ersten Sporen.

Mitten in dem französischen Berlin schrieb der berühmte Astronom Leonhard Euler (geb. 1707) 1747 die „Rettung der Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister." Er legte hauptsächlichen Werth auf den Einfluß der Offenbarung auf den Willen. „Der Verstand kann es in der Erkenntniß sehr weit bringen, ohne daß dadurch der Wille gebessert wird; die scharfsinnigsten Menschen sind oft am wenigsten tugendhaft, ja in der Verbindung eines scharfen Verstandes mit der Verkehrtheit des Willens liegt das eigentlich Teuflische. Mit dem Maaß unserer Kenntniß mehrt sich das Maaß unserer Schuld. Eine Offenbarung, die blos unsere Erkenntniß ins Unendliche vermehrte, ohne unserem Willen neue Stützen zuzuführen, würde den Menschen zum Verderben gereichen. Die Schrift enthält recht eigentlich die Offenbarung der göttlichen Liebe. Ein Buch, das so edle Gesinnungen in uns weckt, kann unmöglich das Werk des Betrugs sein, und ihm darum nicht zu glauben, weil es wunderbare Thatsachen berichtet, würde uns nur in neue Schwierigkeiten verwickeln. Hätte Gott sich auf anderem Wege offenbart, so hätte er es den Menschen, die alles bekritteln, ebensowenig recht gemacht; ja,

eine den Freigeistern willkommene Offenbarung wäre schon darum sicher keine göttliche. Auch in der Geometrie giebt es Schwierigkeiten, die einem schwächern Kopf unauflöslich scheinen, sich sogar als Widerspruch darstellen und mit denen es doch seine Richtigkeit hat. Die Freigeister halten sowohl eine endliche Schöpfung als einen endlichen Untergang der Welt für unmöglich, und doch stimmen die Beobachtungen der Astronomie damit überein." So unumstößlich aber auch die Gründe für die Göttlichkeit der Schrift seien, so werde dadurch die Rotte der Freigeister doch nicht bekehrt werden, im Gegentheil werde die Unbesonnenheit dieser Leute in den letzten Zeiten immer zunehmen, um zu erfüllen, was die Schrift von ihnen prophezeie.

Es kam überhaupt damals, gerade bei den bedeutendsten Naturforschern, nicht selten vor, daß sie die Wissenschaft zu Gunsten des Evangeliums anführten. — So bekämpfte Haller in der Gött. Gel. Z. seit ihrer Gründung sowohl die französischen Gottesleugner als die Deisten, welche an Stelle des strengen eifrigen Gottes, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern, den bequemen Bon Dieu setzte. In der „Prüfung der Secte, die an allem zweifelt" 1750 suchte er die praktischen Folgen des Unglaubens nachzuweisen. Aus dem Atheismus folge die allgemeine Auflösung der Gesellschaft, die Herrschaft des Lasters, der Krieg aller gegen alle; aus der Liebe Gottes gehn alle Tugenden hervor. Der sei noch kein rechter Atheist, der etwas anders liebe als sich selbst. Auch bei dem Freigeist entspringe das wenige Gute, das er noch habe, aus den Resten des Christenthums. — Früher hatte Haller mit Wolff in manchen heidnischen Ländern, namentlich in China, eine vortreffliche Moralität gefunden: jetzt zeigt er, daß alles Lug und Trug sei. Die Leugner eines rächenden Gottes (also auch die Deisten) schränken unsere Glückseligkeit auf die kurze Dauer weniger Jahre, und auf den Genuß der Wollust, der Ehre, kurz auf angenehme Empfindungen ein. — „Sollten nicht, schließt er, die Gelehrten, denen ein vorzügliches Maaß der Erkenntniß zu Theil geworden, sie ihrem Geber heiligen, und statt unnützer kleiner Untersuchungen (Physiologie 2c.) das einzig Nothwendige, das Kreuz Christi, mit Rührung, Wehmuth und Nachdruck predigen? Und sollte nicht ein jeder Christ in seinem eignen Busen den Keim des Uebels auszurotten sich bestreben, und bei sich selbst anfangen, dem Unglauben die überzeugenden Beispiele eines wahren Christen entgegenzustellen? gegen welche die Götzen des Heidenthums und die Prahlereien der Weltweisheit wie die Schatten der Nacht beim Anbruch der Morgenröthe verschwinden." —

Im Interesse des tiefern, realen Gefühls sprach er sich auch gegen Wolff aus. „Die Herrschaft der Metaphysik war zu Ende . . . Man war müde geworden, sein ganzes Leben mit der Erlernung allgemeiner Sätze zuzubringen,

die man niemals Gelegenheit fand, zu irgend einem Gebrauch anzuwenden. Man sah, daß die eingebildete Welt, die die Scholastiker erschaffen hatten, nirgend mit der wirklichen Welt zusammenhängt ... Ist man aber nicht zu weit gegangen? Hat man nicht zugleich mit dem Geschwätz der Schule auch dasjenige verlernt, was sie Nützliches hatte? ... Wolff bejaht diese Frage auf das stärkste; Dinge, die man als barbarisch verstoßen hatte, kommen nun wieder mit aller Ehre in den Schriften dieses Weltweisen und seiner Anhänger zum Vorschein. Man sieht in seiner Secte vermessene Geister entstehn, die sich alles Zweifels schämen, und sich nach und nach eben die Herrschaft über die Wissenschaften anmaßen, die Bacon und Gassendi der Schule entrissen haben. Sie schreiben über Vorwürfe, von denen sie das Wenigste verstehn. Ihre allgemeinen Sätze sind für sie, was Salomons fabelhafter Ring: alle Thore öffnen sich bei ihrer Ankunft, das Verborgenste wird aufgedeckt, und die ganze Natur unterwirft sich ihrem Scepter. Sie sind Naturkündiger, Aerzte, Rechtsgelehrte und Theologen, blos weil sie die Metaphysik verstehn; sie würden auch Redner und Dichter sein, wenn sie sich nicht allzuhoch hielten, Redner oder Dichter zu werden."

„Man hat in der Meinung, daß alle unsere Begriffe uns durch die Sinne beigebracht werden, und daß wir uns keinen eigentlichen Begriff von unkörperlichen Wesen machen können, ich weiß nicht was Gottloses finden wollen. Allein Krankheiten und Träume beweisen unumstößlich, daß die Vorstellungen und das Gedächtniß mit dem Bau des Gehirns verknüpft sind, und daß folglich die Begriffe, wenn sie sich der Materie eindrücken, keine unkörperlichen Dinge in derselben vorstellen können."

„Der Streit der Realisten und der Nominalisten gerieth zur Schande der menschlichen Natur. Ein Augenblick unparteiischer Untersuchung ist hinlänglich, einzusehn, daß allgemeine Begriffe blos in der Abstraction von einzelnen Dingen ihr Dasein haben ... Unter allen Hirngespinnsten, die dem menschlichen Geschlecht schädlich sind, halte ich die der Talmudisten für die närrischsten, aber gleich nach ihnen die Träume der Scholastiker. —"

Auch besonnene Geistliche wurden um die Kirche besorgt. — **Mosheim**, seit 1747 Professor der Theologie in Göttingen, schreibt 1750: „Es hat sich die ganze Verfassung der evangelischen Kirche im jetzigen Jahrhundert ungesetzt, und diese Veränderung geht immer weiter. — Wenn wir unsere Kirche von der Seite der Wissenschaft ansehn, so hat sie sehr viel in unserm Jahrhundert gewonnen. Allein wenn man sie als eine Gesellschaft betrachtet, die an einander hängt, so müssen wir ganz anders urtheilen. Eine geistliche Gesellschaft, die bestehn soll, muß Mittel zur innerlichen und äußerlichen Verbindung haben. Diese Mittel sind in unserm Jahrhundert äußerst schwach

und kraftlos geworden, und es hat das Ansehn, daß sie allmählig ihre Kraft ganz verlieren, und eine Zerrüttung der evangelischen Kirche eintreten werde.“ —

---

Die Periode von 1680—1750 enthält einen großen Zersetzungsproceß auf allen Gebieten des geistigen Lebens; einen Proceß vorwiegend kritischer Natur, der mit dem Alten aufräumte, aber um Neues zu schaffen ein ergiebigeres Zeitalter erwarten mußte. Das Zunftwesen in der Kirche, auf den Kathedern und zum Theil auch im bürgerlichen Leben war durch ihn vernichtet, aber es war Gefahr vorhanden, daß sich ein neuer Formalismus an Stelle des alten setzte.

Die Kräfte, welche diesen Zersetzungsproceß durchführten, wollen wir der Kürze wegen als Pietismus, Rationalismus und Realismus bezeichnen.

Der Pietismus wollte vom Christenthume etwas Positives haben. Nach der alten Orthodoxie hatte derjenige, der glaubte, d. h. der gegen das Lehrgebäude seines Beichtvaters nicht raisonnirte, vom Christenthum gar nichts mehr; sein Religionsgeschäft war in guten Händen, und er konnte nun hingehen, leben, denken und empfinden, wie er Lust hatte. — Der Pietismus wollte sich zu dieser Resignation des Glaubens nicht verstehn. Mit dem Glauben sollte das Christenthum nicht aufhören, sondern erst recht anfangen; der Wiedergeborene sollte sich unaufhörlich mit Gott und seiner eigenen Seele beschäftigen, unaufhörlich über die Unwürdigkeit der Natur und die Süßigkeit der Gnade nachdenken, mit einer Mischung von Furcht und Zittern, aber auch von wonnigem Schauer sich in die Geheimnisse der Ewigkeit versenken, und dieser Beschäftigung gegenüber alle anderen für gering oder wohl gar für schädlich achten. Es war oft eine grausame Quälerei, aber sie hatten doch nun auch etwas von der Religion, denn auch im Grauen liegt ein großer Genuß, wie ja die Kinder zeigen, wenn sie Gespenstergeschichten lauschen.

Um seinen Kampf gegen die Facultäten mit Erfolg durchzuführen, hatte sich der Pietismus als Partei organisirt; nach seinem Siege setzte er sich in den Facultäten fest und wurde ebenso verfolgungssüchtig wie die Zunft, die er bekämpft hatte. Hatte er aber das Ansehn derselben früher durch seine Opposition erschüttert, so wurde er jetzt, da er ihre Vertretung und Führung übernahm, für ihr Gedeihen noch gefährlicher; denn die düstere Lebensansicht, welche er verbreitete, widersprach zu stark den wirklichen Zuständen. Mit seiner Verweltlichung war seine Productivität abgeschwächt; seine Gedanken, Empfindungen und Bilder, ohnehin an einen sehr engen Kreis gebannt, wurden

immer einförmiger und endlich blos ein Gedächtnißkram. Zuletzt blieb nur ein trüber, ungesunder Bodensatz zurück, und das religiöse Bedürfniß der Menge mußte sich nach einem neuen Helfer umsehn.

Aber seine Wirkung war damit nicht vorüber. Ursprünglich auf die Stimmungen der niedern Stände berechnet, fand er allmählig in den höheren Lebenskreisen Eingang; seine Stimmung verflüchtigte sich und pflanzte sich miasmatisch in andere Bildungsformen ein. Es kommen die „schönen Seelen", die feingebildeten Individualitäten, die mit dem Glauben nicht anfangen, sondern nach dem Glauben sich sehnen, und in dieser Sehnsucht, in diesem Bedürfniß den Stempel einer vornehmen, begnadigten Natur an sich tragen. Der wiedergeborne Priester, der in der Facultät wie in der Secte in kleinen Geschäften untergeht, verwandelt sich in den Seher; er producirt seine Religion, seinen Gott; mit andern Worten, er wird Dichter. — Für die Frauen eröffnet sich ein neuer Spielraum des geistigen Lebens. Zuerst werden sie durch besondere Inspirationen begünstigt, dann lernen sie die Empfindung an sich als die höchste Aeußerung der menschlichen Natur schätzen. In der alten, zünftigen Zeit mußte das individuelle Gefühl ganz zurücktreten, jetzt wird es ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und wer die kräftigsten Gefühle hervorzubringen versteht, ist ein gemachter Mann. Der Inhalt des Gefühls ist gleichgültig, wenn er nur zu einem Cultus berechtigt: zuerst neigt sich die Stimmung der Freundschaft zu, dann kommt die Reihe an die Liebe, und zwar an eine Art von Liebe, von der man früher noch gar nichts wußte, wie sie unter Seraphim stattfindet. — Die individuellen Beziehungen werden für wichtiger erachtet als die öffentlichen, welche nur dem Verstand und dem Willen Raum geben: wer die Kraft des Gefühls bis zur Vision zu steigern weiß, wurde früher ein Wiedergeborner genannt, jetzt heißt er Genie. — Dieses das Geschlechtsregister von Spener zu Fräulein von Klettenberg, Klopstock, Lavater u. s. w.

Während die Deutschen in den Geheimnissen ihres Innern wühlten, bauten die Franzosen und Engländer ein Lehrgebäude des Begriffs nach dem andern auf. Alle diese neuen Systeme der Philosophie standen auf irgend eine Weise mit der Naturwissenschaft in Verbindung. Leibnitz führte auch die Deutschen in diese Bestrebungen ein, aber mehr als die Engländer und Franzosen suchte er den Zusammenhang mit den Systemen der alten Philosophie festzuhalten. Er schrieb nur für Vornehme und Gelehrte, auf das Volk hatte er keinen Einfluß. Den Kämpfen seiner Zeitgenossen gegenüber entwickelte er sowohl die Ironie als die Urbanität der Bildung, die jeden Standpunkt versteht, auf jeden sich versetzt, in keinen aufgeht. Nun aber tritt in seinem Schüler Wolff der Mann hervor, der klar einsieht, was Deutschland

noththut. Er unterrichtet die Deutschen in den Elementen des Denkens und Sprechens und nimmt sie in eine strenge Schule. Sie lernen sich einfach und correct ausdrücken, um mit der Zeit auch denken zu lernen. Sein Streben ist zunächst auf formale Bildung gerichtet. Auf diese Weise bemächtigt er sich der Facultäten; aber er schreibt nicht blos für die Facultäten, sondern für den gesammten Mittelstand. Seine Philosophie wird bald populär, und indem er mit alten Vorurtheilen aufräumt, dient er der Aufklärung. Aber er versteht darunter nicht Zerstörung des Hergebrachten, er will den Kern des echten Glaubens retten und begründet so den deutschen Rationalismus. In unserer überstudirten Zeit spottet man häufig über dies „Christenthum innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft." Freilich hat die Religion noch anders zu thun als zu denken, aber denken muß sie auch, und denken kann man blos mit der Vernunft; wer ohne Vernunft zu denken versucht, der denkt gar nicht, sondern er faselt. Wolff sucht das Inventarium dessen zu ziehn, was im Christenthum denkbar und begriffsfähig ist, er erläutert, er scheidet aus. Das Inventarium ist unvollständig, aber der Versuch mußte gemacht werden, wenn man nicht in das leere Gerede des vorigen Jahrhunderts zurücksinken wollte. Das „höchste Wesen", das aus dieser Philosophie hervorging, ist an sich nicht sehr inhaltsreich, aber ein sehr gesundes und nothwendiges Correctiv gegen den Aberglauben und Götzendienst der vorigen Jahrhunderte. — Nach Leibnitz und Wolff wurde das Wirken Gottes nicht mehr ausschließlich im Jenseits gesucht, sondern in der realen Welt, namentlich in der Natur, für die nun plötzlich dem Geschlecht die Augen geöffnet wurden: man beachtete zunächst die innere Zweckmäßigkeit derselben, ging aber dann auch bald auf ihre Harmonie und Schönheit ein. Begabte Dichter, wie Brockes und zum Theil auch Haller, predigten Freude an der Natur. Die Hauptrichtung der Wolffischen Philosophie und des Rationalismus ging aber auf strenge Moralität, auf bürgerliche Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, und die Moral wurde nun der allgemeine Werthmesser.

Enge an Wolff schloß sich Gottsched an. Die Wissenschaften hatten die Forderung des Denkens im Princip nie bestritten, wohl aber hatte es die Poesie gethan. Kann man dichten, ohne zu denken? Das mußte untersucht werden. Leibnitz und Wolff selbst hatten nur einen geringen Sinn für Poesie; die Gesetze des Weltgebäudes zu entdecken schien ihnen wichtiger, als ein gutes Madrigal zu machen; sie verwiesen die poetischen Empfindungen in das Gebiet der dunkeln, unklaren Gedanken. Desto eifriger werfen sich die Schüler auf dieses Fach der Erkenntniß. Die Dichtkunst war schon bei den Alten sehr hoch angesehen, sie brachte auch jetzt Nutzen und Ehre, es mußte untersucht werden, worin ihr Vorzug eigentlich bestehe. Bei der ganzen Richtung der

Schule konnte das Resultat kein anderes sein, als: die Dichtkunst ist eine erhöhte Redekunst; mit denselben Mitteln wie die Rede wirkt, aber concentrirt, sucht sie durch den Verstand auf das Gemüth zu wirken. Eine oberflächliche Natur wie Gottsched blieb dabei stehn. Zwar lehnte er sich mit seinen sogenannten Regeln auf die Alten, oder das was er sich unter den Alten dachte, aber im Grunde waren diese Regeln aus seinem Princip hergeleitet: die Dichtkunst ist nur eine erhöhte Redekunst. — Auch diejenigen Dichter, welche der Poesie einen höheren Gehalt zu geben suchten, wie Haller, wußten keinen andern Weg als den des tieferen Denkens.

Ebenso gegen den Pietismus, wie gegen die Wolffische Philosophie, wandte sich die dritte Richtung des geistigen Lebens, die wir als Realismus bezeichnet haben: das Bestreben Ernst zu machen mit den Dingen. Zu keiner Zeit, auch der größten Verwilderung, war in Deutschland der gesunde, angeerbte Mutterwitz ganz untergegangen; er hatte sich hauptsächlich als Satire auf die Herrschaft der Phrasen geäußert. Wir haben an Christian Weise ein Beispiel dieser Richtung gegeben; der gegenwärtigen Periode eigen ist, daß sich der Mutterwitz hauptsächlich auf die positiven Wissenschaften wirft; die Naturkunde ging voran; doch wurde sie in Deutschland weniger gepflegt als in den benachbarten Ländern; desto eifriger legte man sich auf die Jurisprudenz, zu deren tieferem Verständniß durch Grotius der Weg gebahnt war. Thomasius und seine Schule entriß das Recht dem Bann der Facultäten und rief das Volk zur Theilnahme heran; frei von allem Formalismus der Schule, predigte er den Cultus des gesunden Menschenverstandes. Mehr und mehr befreite sich der Geist von den alten Fesseln, und wagte den Dingen und Ideen humoristisch entgegen zu treten. In Liscow haben wir bereits das Bild eines freien Mannes. — An die Rechtswissenschaft schließt sich die Philologie: Geßner, Ernesti und Christ zerstören den alten Schlendrian und lehren die Alten mit unbefangenen Augen anschauen. — Diesem Realismus kann sich auch die Poesie nicht entziehen, sie versucht ohne die herkömmlichen Stelzen aufzutreten, sie behandelt Gegenstände, Empfindungen, Ideen des gemeinen Lebens, sie drückt sich natürlich und verständlich aus; sie bemüht sich, die Menge zu bilden und zu bessern, aber eben darum auch, ihr deutlich und genießbar zu werden. Es fehlt ihr nur noch Kraft, und diese giebt ihr Lessing. In Lessing culminirt der Realismus der vorhergehenden Periode, wie in Klopstock der aus religiösen Gefühlen entsprungene Idealismus.

Die Periode von 1680—1750 war nur eine Uebergangsperiode, überwiegend kritischer Natur und wenig productiv. Wir hoffen aber gezeigt zu haben, daß sich mehr Inhalt in ihr findet, als man gewöhnlich darin sucht.

---